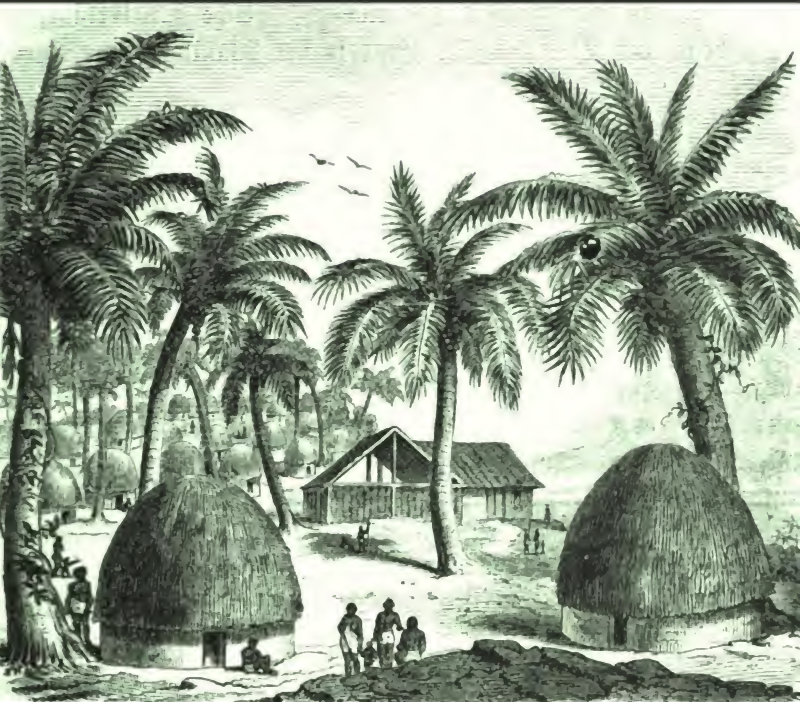


Forschungsreisen in Arabien und Ost-Afrika nach den ...

Karl Andree, Richard Francis Burton

Andrew

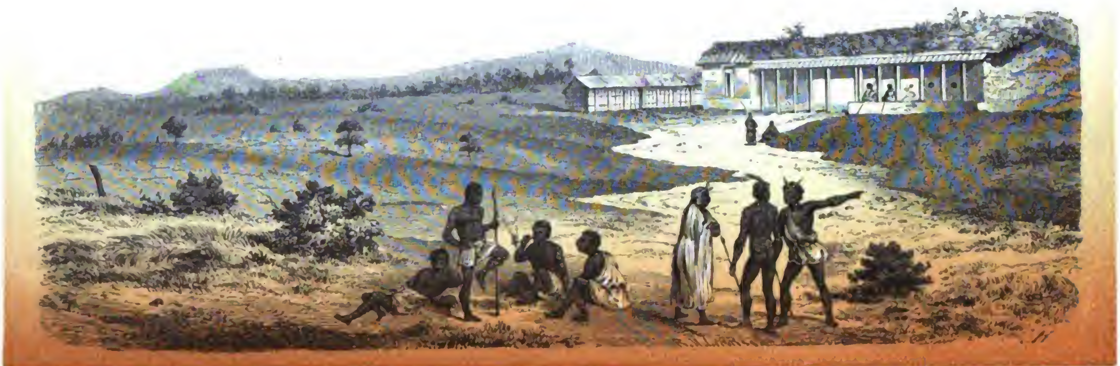
Forschungsreisen
in
Arabien und Ost-Afrika
nach den Entdeckungen
von
Burton, Speke, Krapf, Rebmann, Erhardt und Anderen.

In zwei Bänden bearbeitet
von
Karl Andree.

Nebst 8 Ansichten in Ton- und Farbendruck, zahlreichen eingedruckten Holzschnitten und 1 Karte.

Zweiter Band.

Leipzig,
Hermann Costenoble.
1861.



Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Snay ben Emir's Tembe

Die Expeditionen

Burton's und Speke's

von Zanzibar bis zum Tanganyika- und Nyanza-See;

Rebmann's Wanderung nach Dschagga

und

Krapf's Reisen im äquatorialen Ostafrika und Abessinien.

Bearbeitet

von

Karl Andree.

Nebst 4 Ansichten in Farbendruck, zahlreichen eingedruckten Holzschnitten
und 1 Karte der neuen Entdeckungswege von Dr. Henry Lange.

Leipzig,

Hermann Costenoble.

1861.

Einleitung.

Burton's und Speke's Entdeckung der großen Binnenseen im äquatorialen Ostafrika nehmen in hohem Grade die Theilnahme aller Freunde der Länder- und Völkerkunde in Anspruch. Durch diese kühnen Männer ist ein beträchtlicher Theil des Schleiers, welcher jene Gegenden deckt, gelüftet worden. Ueberhaupt verschwindet auf unseren Karten jetzt eine weiße Fläche nach der andern, der Raum wird ausgefüllt, die Reisenden dringen dem Kern des an Küstengliederung so armen Festlandes immer näher, und wir dürfen hoffen, daß dasselbe auch in der Region des Ergleichers in seiner ganzen Breite durchzogen werde. Livingstone's Expedition von den Mündungen des Sambesi am indischen Ocean bis hinüber nach S. Paulo de Loanda an den Gestaden des atlantischen Weltmeeres, steht als ein leuchtendes Vorbild da, und wenn senegambische Takruri auf ihren Pilgerzügen nach Mekka ganz Afrika durchwandern, so wird Aehnliches auch europäischen Forschungsreisenden möglich sein. Seit zehn Jahren sind viele geographische Aufgaben gelöst worden, und eben jetzt wird rüstig daran gearbeitet, eines der schwierigsten Probleme zu lösen: die Auffindung der Nilquellen. Heute dürfen wir mit Bestimmtheit behaupten, daß sie auf die Dauer nicht mehr in Dunkel gehüllt bleiben können. Es fragt sich nur, ob man sie zuerst von Norden oder von Südosten her erreichen werde.

In dieser letztern Richtung sucht Speke sie auf, und hier hat

die Reise, welche wir auf den nachfolgenden Blättern schildern, den Weg gebahnt. Ostafrikas Küstengegend bis hinab zum Vorgebirge Delgado war schon den Alten bekannt, und ihre Schilderungen sind noch heute zutreffend. Bis zur Ankunft der Araber, die übrigens schon in sehr frühen Zeiten jene Gestade besucht zu haben scheinen, aber seit dem Auftreten des Islam in weit größerer Menge kamen, liegt für uns über diesen Regionen nur Nacht. Seitdem Vasco da Gama das Vorgebirge der Guten Hoffnung umschiffte, traten die Portugiesen auf; andere seefahrende Völker erschienen erst seit Anfang des vorigen Jahrhunderts, aber vereinzelt und nur nach langen Zwischenräumen, in den ostafrikanischen Gewässern. Salt, dem wir ein reichhaltiges Werk über Abessinien verdanken, lenkte vor fünfzig Jahren die Aufmerksamkeit auf diese Küsten und, wie vor ihm Bruce, auf das merkwürdige Hochland, in welchem jetzt König Theodoros das alte äthiopische Reich wiederherzustellen sich bemüht. Nach Salt warf unser ausgezeichneter Landsmann Rüppell helles Licht über einzelne Theile Abessiniens. Franzosen und Engländer folgten in größerer Anzahl, und sehr werthvolle Beiträge zur Kunde dieses Landes lieferten zwei andere Deutsche, Ludwig Krapf und Theodor von Heuglin.

Seitdem 1839 die Engländer die wichtige Hafenstadt Aden, unweit vom Eingange zum Rothen Meere, in Besitz nahmen, sahen sie sich ganz von selbst auf einen Verkehr auch mit der gegenüberliegenden afrikanischen Küste hingewiesen. Ein solcher ist zwischen den Eingeborenen hinüber und herüber sehr lebhaft. Großbritannien wollte mit dem Innern Handelsverbindungen anknüpfen, und Richard Burton ging zu diesem Zwecke als Kundschafter und Vorläufer nach Härrär. Unsere Leser wissen aus dem Ersten Theile dieses Werkes, daß er jene, vor ihm von keinem Europäer betretene, Stadt wirklich erreichte, daß aber sein Plan, dort eine Handelsniederlassung zu gründen, durch einen Ueberfall räuberischer Somalbeduinen bei Berbera, vereitelt wurde.

Dieses Mißgeschick brach seinen Muth nicht, und bald nachher rüstete er sich zu einer Reise nach dem Innern Ostafrikas. Es kam darauf an, zunächst zwei Probleme zu lösen. Einmal sollte ermittelt werden, wie es sich mit dem großen, angeblich dem kaspischen Meer an Umfang gleichenden, Binnensee verhalte, sodann, ob nordwestlich von Mombas zwei hohe Berggipfel in der Nähe des Aequators mit ewigem Schnee bedeckt seien. Die Kunde des einen wie

der anderen war durch unsere Landsleute Rebmann, Krapf und Erhardt nach Europa gekommen, hatte die allgemeine Aufmerksamkeit sehr lebhaft in Anspruch genommen und wurde von vielen Seiten her bezweifelt. Man machte dagegen mehr oder weniger stichhaltige Gründe geltend, aber der Streit selber regte an, und man wollte wissen, wie es sich mit jenen Angaben in Wirklichkeit verhalte.

Jenes Problem über den „Großen See" ist gelöst. Die Angaben der Elfenbeinhändler waren ungenau und übertrieben, wie gewöhnlich, aber völlig aus der Luft gegriffen waren sie nicht. Wir kennen nun die einzelnen Seebecken, welche in den Angaben der afrikanischen Handelsleute zu einem binnenländischen Ocean zusammenflossen. Ueber jene im Norden des Sambesi hat Livingstone Kunde gegeben, am „See von Kilwa" war Albrecht Roscher, welcher in dessen Nähe einen frühzeitigen Tod fand; jene im Westen und Nordwesten von Sansibar, den Tanganyika und den Nyanza, kennen wir durch Burton und Speke. Sie gingen am 26. Juni 1857 von Sansibar ab, und traten eine Reise an, voll unaufhörlicher Mühsal und unablässiger Gefahren. Burton's Erzählung ist reich an spannenden Erzählungen und sie bereichert die Wissenschaft der Länder- und Völkerkunde mit einer außerordentlichen Fülle wichtiger Neuigkeiten. Wir gewinnen einen Einblick in Gegenden, welche bisher den Europäern verschlossen blieben, während es den Arabern im Fortgange der Zeit gelang, immer weiter ins Innere vorzudringen und ihren Handel bis Karagwah, im Westen des Nyanzasees, auszudehnen.

Den wesentlichen Inhalt von Burton's Werke: „The Lake Regions of Central-Afrika. A picture of exploration, by Richard F. Burton, Capt. H. M. I. Army and Gold Medallist of the royal geographical Society. London 1860. 2 Voll.", geben wir auf den nachfolgenden Blättern. Wir haben neben diesem Buche auch Burton's Mittheilungen benützt, welche den 29. Band des Journals der geographischen Gesellschaft zu London füllen. Die letzteren enthalten, neben der kurz gefaßten Erzählung der Reiseerlebnisse, manche streng wissenschaftliche Angaben und Nachweise.

Auf die Streitigkeiten, in welche Burton mit dem englischen Consul in Sansibar und leider auch mit seinem Gefährten Speke gerathen ist, und über welche er sich sehr ausführlich verbreitet, gingen wir nicht näher ein, weil sie dem deutschen Leser gleichgültig sind. Sehr ernst ist freilich der Vorwurf, daß Speke auf seiner

Karte das Nordende des Tanganyika-Sees mit einem Halbmonde hoher Gebirge umgiebt, welche Burton für ein leeres Phantasiegebilde und für eine wissentliche Fälschung erklärt.

Gegen unsern vortrefflichen Landsmann, Dr. Ludwig Krapf, ist Burton mehrfach ungerecht. Man sollte in England doch nicht vergessen, daß die deutschen Missionäre in Mombas recht eigentlich Bahnbrecher für die wichtigen Entdeckungen in Ostafrika waren, und daß ihnen ein ruhmreicher Antheil gebührt. Was wir unsererseits von den möglichen Erfolgen der Missionsbemühungen der eifrigen Sendboten halten, haben wir im Verlaufe der Erzählung mehrfach ausgesprochen. Wie man aber auch über die geistlichen Bestrebungen von Männern wie Krapf, Rebmann und Erhardt denken möge, eine aufrichtige Bewunderung wird ihnen Niemand versagen können. Ihre Wirksamkeit kam aus einem redlichen Glauben und aus vollem Herzen, der Jammer über diese schwarzen Barbaren aus einer ehrlichen Brust. Sie widmeten sich dem, was sie sich einmal als ihre Aufgabe gestellt und als ihre Pflicht erkannt, mit einer Hingebung, die über alles Lob erhaben ist. Weder Mühsal noch der Tod, welchem sie man möchte sagen täglich Trotz boten, hatte Schrecken für sie. Es liegt auch für Den, welcher den religiösen Meinungen und der Richtung dieser Missionäre ganz fern steht, etwas tief Rührendes darin, wenn er sieht, wie die glaubenseifrigen Männer auch unter sehr ungünstigen Verhältnissen keinen Augenblick ihre Zuversicht verlieren, und daß ein Scheitern aller Hoffnungen sie nicht etwa niederschlägt, sondern für eine Mahnung gilt, ihre Anstrengungen noch zu steigern. Wir haben einige Mittheilungen über die Reisen Krapf's, Rebmann's und Erhardt's der Erzählung Richard Burton's angeschlossen; einmal um die Angaben des englischen Berichterstatters zu vervollständigen, sodann auch, um namentlich am Beispiele Ludwig Krapf's zu zeigen, wie große Verdienste gerade unsere Landsleute um die Entdeckungen in Ostafrika haben. Dabei sind benützt worden „Krapf's Reisen in Ostafrika, ausgeführt in den Jahren 1837 bis 1855. Zur Beförderung der Ostafrikanischen Erd- und Missionskunde. Kornthal und Stuttgart, 1858, 2 Bände. 1027 Seiten, und die 1860 zu London in englischer Sprache erschienene Bearbeitung dieses Werkes.

Es wurde schon angedeutet, daß man namentlich in England die hohen Gipfel am Aequator nicht für Schneeberge gelten lassen will; Krapf vertheidigt aber auch heute noch die Richtigkeit der von

ihm und von Rebmann aufgestellten Behauptungen. Uns scheinen die Einwendungen der Engländer, gegenüber den Angaben Krapf's, nicht genügend. Rebmann sah auf seiner ersten Reise nach Dschagga, am 11. Mai 1848, zum ersten Male den Kilimandscharo, oder Ndscharo, wie die Teitaleute ihn nennen, denn Kilima bedeutet einfach Berg. Auf den folgenden Reisen nach Dschagga erblickte Rebmann wiederholt denselben Gipfel. Krapf bemerkte ihn auf seiner ersten Reise nach Ukambani vom Berge Maungu aus, der 36 Leguas von Mombas liegt, am 10. November 1849; späterhin sah er ihn auch in Ukambani, wo von jeder Höhe aus „der silbergekrönte Gipfel des hohen Berges" zu erkennen ist. Auf seiner zweiten Reise nach Ukambani, 1851, war der Berg Ndscharo nicht nur mit dem Fernrohr, sondern auch mit bloßen Augen sichtbar. Rebmann hat am Fuße des Berges Nachtlager gehalten und erkannte selbst bei Mondschein den Schnee ganz deutlich; er sprach über das Weiße auf dem Berge viel mit den Eingeborenen, und sie erzählten ihm, daß der Stoff, welcher wie Silber aussehe, zu Wasser werde, wenn man ihn in Flaschen herunterbringe. Sie sagten weiter, es sei dort oben so kalt, daß manche Leute vor strenger Kälte umgekommen oder mit erfrorenen Gliedern herabgekommen seien.

Der andere Schneeberg führt bei den eingeborenen Stämmen verschiedene Namen. Die Wakamba nennen ihn Kima dscha Kegnia, Berg der Weiße, schneeweißer Libanon; andere Kirenia oder Ndur Kegnia; bei den Wakuafi heißt er Orldoinio eibor, das ist weißer Berg. Diesen Kenia hat nur Krapf allein gesehen. Als er am 26. November 1849 mit dem Häuptling Kiwoi in Kitui angelangt war, erzählte dieser Mann, er sei in Dschagga gewesen und habe den Kima dscha Dscheu, den Berg der Weiße, gesehen. So nennen die Wakamba den Kilimandscharo im Gegensatze zum Kenia. Kiwoi erzählte ferner: sechs Tagereisen von Kitui liege ein Berg, der noch größer sei als der Kilimandscharo; er heiße Kimadscha Kegnia, und auf einem Hügel bei Kitui könne man ihn bei hellem Wetter sehen. Damals war aber, sagt Krapf, die Regenzeit schon eingetreten, und die Gegend am Kenia in Wolken gehüllt. Er bemerkt zur Erläuterung, daß auch der Kilimandscharo gewöhnlich nur bis zehn Uhr Morgens sichtbar sei. „Es traf sich indessen, daß ich am 3. December, als ich Kitui verließ, den Kenia deutlich sehen konnte; ich bemerkte zwei große Hörner oder Pfeiler, welche, nordwestlich vom Kilimandscharo, auf einem ungeheuern Berg

sich erhoben und mit einem weißen Stoffe bedeckt waren. Auf meiner zweiten Reise nach Ukambani, im Jahre 1851, wiederholte Kitoi seine Angaben über den Kenia und über den Rauchberg, Vulkan, welcher in der Nähe des schneebedeckten Berges liege. Diesmal sah ich den Kenia nicht, weil die Gegend, in welcher ich das vorige Mal die Berge bemerkt hatte, umwölkt war. Aber Kiwoi's Angaben wurden entschieden durch Leute aus Mbe und Uembu bestätigt. Rumu wa Kikandi, Eingeborener aus Uembu, sagte ganz bestimmt, daß der Kegnia sechs Tagereisen von Kitui entfernt liege, sein eigener Stamm wohne jedoch dem weißen Berge näher; er selber sei oft am Fuße desselben gewesen, aber nicht hoch hinaufgestiegen, weil es dort sehr kalt sei und der weiße Stoff mit großem Geräusch am Berg hinabrolle." Das letztere, meint Krapf, deute wohl auf Gletscher, indessen scheint die Annahme von Lawinen näher zu liegen. „Diese Angaben wurden durch die Leute aus Kikuyu bestätigt, und ein Mnika aus Rabbai, welcher dort gewesen war, sprach immer von einem Berge, der wie mit weißem Mehl bedeckt sei."

Aus eigener Beobachtung und den Aussagen der Eingeborenen aus verschiedenen Stämmen zufolge, kam Krapf zu der festen Ueberzeugung, daß zwei Schneeberge vorhanden seien. Der Kenia, der größere, hat Spitzen auf dem Gipfel, während der Kilimandscharo, welcher südöstlich von jenem liegt, kuppelförmig gestaltet ist. Den Beweis für die Schneedecke findet er in den vielen Flüssen, welche von diesem Berge herabkommen. Rebmann hat mehr als zwanzig gezählt, die vom Kilimandscharo herabströmen; zwei darunter sind bedeutend: der Gona und der Lumi; sie bilden Hauptzweige des Lufu oder Pangani. Krapf selbst überschritt den Zawo, der in der trockensten Jahreszeit dritthalb Fuß Tiefe hatte; man sagte ihm, er komme aus dem See Luaya, welcher das nördliche Aufnahmebecken der vom Kilimandscharo herabfließenden Gewässer bilde. Auch den Dana fand er in der trockenen Jahreszeit sechs bis sieben Fuß tief. Eingeborne behaupten, er ströme ab aus einem Dschyaru, See, welcher die Gefließe vom Schneeberge Kenia aufnehme; von der Nord- und Westseite des letztern kämen, außer dem Dana, noch mehr als fünfzehn Flüsse. Einer davon, der Tumbiri, sei sehr groß, und gehe, wie Rumu wa Kikandi versicherte, nach Norden hin in den großen See Baringu, an dem man, wie der Schwarze sich ausdrückte, hundert Tage weit hin gehen könne, ohne ein Ende zu finden. Krapf meint, der Tumbiri sei einerlei mit

dem Tubiri, wie, nach Werne, der weiße Nil, Bahr el Abiad, unter dem 4ten Grade nördl. Breite heißt. Nur aus dem Vorhandensein von Schnee erkläre sich die Erscheinung, daß von beiden Bergen eine so große Menge von Flüssen herabkomme. „Ich habe die Gebirge von Usambara, Pare, Kadiaro, Bura, Theuka und Julu, Rebmann hat jene von Agono, Usange, Kisungu und Mloso gesehen, aber von diesen allen strömt kein irgend bedeutendes Gefließ herab. Der Woi und der Madade, welche in der Buragruppe entspringen, verschwinden bald nach der Regenzeit. Der Mgamba, Umba und Mkulumus in Usambara haben zwar das ganze Jahr hindurch Wasser, sind aber in der trockenen Zeit sehr klein und seicht, der Gona, Lumi, Zawo und Dana hingegen allezeit beträchtliche Ströme. Amerika hat unter dem Aequator Schnee, weshalb nicht auch Afrika? Schnee liegt zuweilen auf dem Kamerungebirge in Westafrika; man hat ihn häufig auf dem 16,000 Fuß hohen Amba Hai in Abessinien bemerkt, und Bruce behauptet ganz bestimmt, daß er auch im Süden von Kaffa vorkomme. Als ich 1844 Mombas betrat, hatte ich auch nicht die geringste Ahnung davon, daß der Silberstoff im Innern, von welchem man mir erzählte, Schnee sei. Ich hielt das angebliche Silber und die bösen Geister auf dem Kilimandscharo für irgend eine Art weißen Sandes, der, wie die Araber berichten, auch im Süden ihres Heimathlandes vorkomme, wo der sandige Baher el Safi eine Art von Wirbelgrube bildet, in welcher Alles, was ihr nahe kommt, versinkt. Ich wußte damals nicht, daß Ptolemäus von schneebedeckten Gebirgen gesprochen hatte, in denen ihm die Quellen des Nils liegen. Ihm zufolge kommt der westliche Arm des weißen Stromes aus einem See, etwa in 6 Grad südl. Breite, der östliche Arm aus einem andern in 7 Grad südl. Br., und beide Arme vereinigen sich unter dem 2ten Grade südl. Breite. Man wird das Vorhandensein von Schnee unter dem Aequator außerdem begreiflich finden, wenn man sich erinnert, daß in dieser Region Sandwüsten nicht vorhanden sind, vielmehr auf weiten Strecken Waldland und üppiger Pflanzenwuchs gefunden wird. Diese saugen die heißen Sonnenstrahlen ein, während zugleich Nordost- und Südwestwinde Ostafrika das ganze Jahr hindurch abkühlen."

Sehr leicht erklärt sich der Umstand, daß Burton und Speke auf ihrer Reise zum Tanganyika und Nyanza die von den deutschen Missionären erwähnten Schneeberge nicht sahen, denn ihr Reiseweg lag zu weit nach Süden und Westen hin. Schon Dr. Petermann

hat hervorgehoben, daß die mit weißen Steinen bedeckten Berggipfel, welche Livingstone unter dem 12ten und 13ten Grade südl. Breite gesehen hat, gegen ein Vorkommen von Schneebergen unter dem Aequator gar nichts beweisen.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, über die Versuche zur Entdeckung der Nilquellen zu reden. Wir wollen dagegen einige Bemerkungen über Abessinien mittheilen. Den Lesern wird willkommen sein, was wir im Text aus Krapf's ausführlichen Berichten in gedrängter Kürze mittheilen, einmal weil er dadurch einen Einblick in die zerrütteten Verhältnisse jenes wichtigen Landes erhält, und sodann, weil die menschliche Theilnahme für einen unverzagten, vortrefflichen Mann durch dessen Schicksale nur gesteigert werden kann.

Habesch hat gerade jetzt eine gesteigerte Bedeutung gewonnen. Zwei europäische Großmächte treten auch dort als Nebenbuhler auf, während ein glücklicher Soldat sich anstrengt, das politisch so lange zerrüttete und moralisch tief herabgekommene und verknöcherte Reich mit neuem Leben zu erfüllen. Seitdem das Rothe Meer eine Hauptfahrbahn nach Indien bildet, haben die Ereignisse in Abessinien für Europa ein naheliegendes Interesse.

Das Reich ist von der See durch sandige Strandflächen und Hochgebirge geschieden. Den am wenigsten unbequemen und kürzesten Ausweg hat es von der nördlichen Landschaft Tigre aus nach dem Hafen Massawa, auf welchen die Beherrscher Abessiniens zu allen Zeiten Ansprüche erhoben, während der Sultan der Osmanen diesen Hafenplatz thatsächlich im Besitz hat. Früher stand er unter abessinischer Hoheit und wurde vom Baharnagasch oder Fürsten der See verwaltet, der in Dixan wohnte. Im siebenzehnten Jahrhundert wurde die Insel, auf welcher der Platz liegt, von den Türken genommen; die Bewohner nahmen dort, wie an der gegenüberliegenden Küste, den Mohammedanismus an, und aus ihren angesehenen Männern wählte der Pascha von Dschidda in Arabien einen Gouverneur für das Festland, einen Naïb, d. h. Stellvertreter, Ersatzmann. Diese Naïbs gewannen Einfluß und eine Art von Herrschaft über die Küstenstämme der Schoho, Bedan und Habab, und duldeten nicht, daß der Handelsverkehr mit Abessinien einen andern Weg nahm, als jenen über Massawa, den sie unter ihrer Controle hatten und welchen sie besteuerten. Als Karawanen den weiter nach Süden hin liegenden Hafen Aït aufsuchten, zog der Naïb dorthin und ließ den Häuptling auf den Koran beschwören, daß er

nie mehr Kaufleute bei sich zulassen wolle. Auf dieses Aït hatten die Franzosen ein Augenmerk.

Der Naïb gerieth mehrmals mit seinem türkischen Vorgesetzten in Streit. Die Insel Massawa hat, wie bemerkt, einen türkischen Statthalter. Einst ging dieser hinüber auf das Festland nach Arkiko, dem Sitze des Naïb, und bauete dort eine feste Burg, in welche er einige hundert Mann Besatzung legte. Doch ist seit 1850 der Naïb etwas unabhängiger geworden, dem türkischen Unterthanenverbande kann er sich indessen nicht entziehen. Der Sultan hat auf Massawa 250 Mann regelmäßiger Truppen und 150 Baschi Bosuks; Arkiko ist jetzt von 50, Aït seit 1857, als die Franzosen sich dort festsetzen wollten, von etwa 20 solcher Baschi Bosuks besetzt. Denn der Sultan macht auf die ganze Westküste Ansprüche und hat bisher dieselben aufrecht zu erhalten gewußt. Als im Jahre 1848 der damalige Beherrscher von Tigre, König Ubie, mit 20,000 Mann gegen Arkiko rückte, um die Türken zu vertreiben, mißlang der Versuch, hatte aber eine bedenkliche Folge. Die französische Regierung nahm ohne Weiteres an, daß die Küste mit ihren Häfen nicht dem Sultan gehöre, der sich doch seit einigen Jahrhunderten im Besitze derselben befindet, sondern dem Regenten von Tigre, und diesem kaufte sie erst den Hafen Aït ab, und bald nachher jenen von Zula.

Frankreich trachtet danach, festen Fuß am Rothen Meere zu gewinnen. Das allerdings luftige Projekt des Suezkanales steht damit im Zusammenhange. Französische Reisende und Missionäre kamen nach Abessinien, und auf Antrieb der letzteren wurden die protestantischen Sendboten aus Tigre vertrieben. König Ubie stand unter französischem Einflusse. Schon 1835 kaufte Combes, der Reisegefährte Tamisier's, von ihm jenen Hafenplatz Aït für etwa 10,000 Fr., und bemühete sich, die Karawanen von Massawa abzulenken. Auch kam ein Schiff aus Bordeaux, doch schlug aus mehr als einer Ursache der Plan fehl, den Handel nach Aït zu ziehen. Gleichzeitig suchte der französische Consul in Massawa den Naïb in sein Interesse zu ziehen, und kaufte 1840 von demselben bei Mokulla, ganz in der Nähe von Massawa, einen Fleck Landes, auf welchem 1848 Missionshaus und Kapelle erbaut wurden. Gleichzeitig waren die Missionäre zu Keren im Lande der Bogos, (wo Werner Munzinger lebt,) und bei den christlichen Schohos in der Umgegend von Zulu thätig. Frankreich drang beim türkischen Statthalter von Massawa darauf, daß das Küstenland für unabhängig erklärt wer-

den solle. Als in den letztverflossenen Jahren König Theodoros sein Reich aufrichtete, die katholischen Missionäre vertrieb und auf französische Eingebungen nicht hörte, arbeitete die pariser Politik gegen ihn. Sie unterstützte den Regenten von Tigre, Ubie, gegen den neuen äthiopischen Kaiser. Im Jahre 1857 begab sich der französische Consul in Begleitung eines Priesters nach Adoa, der Hauptstadt von Tigre, um den Regenten zur Besitznahme des Küstenlandes aufzureizen. Dort ließ er sich auch Zula abtreten, den Hafen an der Annesleybay, etwas südlich von Massawa.

Die nachfolgenden Zeilen werden zum Verständniß der gegenwärtigen Lage Abessiniens Einiges beitragen. Vor zwölf Jahren war das Land mehr als je zerrüttet. In Tigre, dem nördlichen Landestheile, herrschte der König oder Regent Ubie, der ein Usurpator war; im Süden, in Schoa, war Sahela Salessi mächtig, und ihm folgte Haila Malakot auf dem Throne. Ein dritter, gleichfalls christlicher Fürst, Ras Ali, gebot in Amhara, dem abessinischen Kernlande, dessen Hauptstadt Gondar ist. Vor etwa vierzig Jahren, so erzählt man, saß dort täglich auf dem Marktplatze ein schönes Mädchen und verkaufte Früchte, namentlich jene des Kossobaumes, (Brayeria anthelminthica,) welche als ein sehr wirksames Mittel gegen den Bandwurm auch in Europa bekannt sind. Ein Regierungsbeamter heirathete das Mädchen. Er wohnte in Kuara, einem Bezirk im Westen, war Verwandter des Statthalters von Dembea, und hatte sich im Kriege gegen die Aegypter ausgezeichnet, als diese von Sennar her einen Angriff gegen Abessinien machten. Er ließ seinen Sohn Kasai sorgfältig erziehen und bildete ihn zum Krieger aus. Kasai trat in das Heer des Ras Ali, der ihn mit seiner Tochter vermählte und unter die Obhut der Königin Mutter Woïsoro Mennen stellte, die seit längerer Zeit eine hervorragende Rolle in den politischen Händeln und Wirren Abessiniens spielte. Der hochstrebende Jüngling gerieth mit der herrschsüchtigen Großmutter in ein gespanntes Verhältniß, rückte gegen sie ins Feld, blieb Sieger und warf sich zum Statthalter der Provinz Dembea am Zanasee auf. Aber sein Schwiegervater erkannte ihn nicht an, bekriegte ihn und ernannte einen andern Gouverneur. Diesen überfiel im Jahre 1852 Kasai und schoß ihn in einer großen Schlacht am Zanasee eigenhändig mit einer Pistolenkugel nieder. Im folgenden Jahre wurde der von Ubie unterstützte Ras Ali bei Gorada geschlagen, und fand Rettung nur in der Flucht zu den mohammedanischen Galla.

Kasai befand sich also im Besitze von ganz Amhara, also dem mittlern Habesch, das westlich vom Takassefluß bis zum blauen Nil liegt, und faßte nun den Plan, das ganze Land zu unterwerfen, um das alte äthiopische Reich wieder aufzurichten. Dabei kam eine alte, im Volke bis heute lebendige Sage ihm zu Statten. Unter den Christen glaubte man, es solle ein Kaiser Theodoros (Tadruß) erstehen, um den Glanz Aethiopiens herzustellen, das Land groß, das Volk glücklich zu machen. Auch werde er die Mohammedaner bezwingen und Mekka sowohl als Medina zerstören. Kasai, der 33 Jahre alt war, als er die Schlacht von Gorada gewann, erklärte, daß er jener Tadruß sei.

Er ging an die Ausführung des schwierigen Werkes und wandte sich zunächst gegen Ubie in Tigre. Dieser stand, wie schon bemerkt, unter dem Einflusse französischer Missionäre, hatte auf deren Antrieb die deutschen Sendboten ausgetrieben und zugleich den Erzbischof der einheimischen Kirche, den koptischen Abuna, und dessen Geistlichkeit rücksichtslos behandelt. Kasai wußte diesen Fehler klug zu benutzen. Vor Allem lag ihm daran, sich Ubie's Feind zum Freunde zu machen und mit den Priestern in gutes Einvernehmen zu kommen. Deshalb lud er den Abuna Abba Salama, der in Tigre zu Adoa, Ubie's Hauptstadt, wohnte, zu sich nach der amharischen Stadt Gondar ein. Der Abuna erklärte, so lange dort römische Priester seien, werde er nicht kommen. Kasai verstand den Wink und trieb diese aus dem Lande. Dann kam der geistliche Würdenträger und verband sich mit dem weltlichen Herrscher zur Wiederherstellung des äthiopischen Reichs und der alten Kirche. Ueber die beiderseitige Stellung dieser Männer findet der Leser interessante Einzelnheiten in den Berichten Krapf's, der mit ihnen in Verkehr stand.

So gewann Kasai die Geistlichkeit des Landes und zog den katholischen Missionären, damit aber auch jedem französischen Plane, den Boden unter den Füßen hinweg. Der Abuna erklärte: „So lange ich lebe, dürfen sie nicht bestimmt wiederkommen; sie haben gegen mich gearbeitet und dahin getrachtet, mich aus Gondar zu vertreiben; auch mischen sie sich in meine Kirchengewalt ein, indem sie ihre Anhänger zum zweiten Male tauften und ordinirten, als ob die abessinische Taufe und Ordination ungültig sei! Von mir wären sie nicht beunruhigt, wenn sie sich mit Lehren begnügt oder die heidnischen Galla getauft und bekehrt hätten, denn ich wünsche, daß die

Galla Christen werden. Die protestantischen Missionäre schaden meiner Kirche nicht, denn sie verbreiten nur die Bibel. Jene aber können sich nicht darüber beklagen, daß ich sie wegsende."

Der Abuna wollte nicht Angehörige einer andern Hierarchie dulden, und die seinige nicht beeinträchtigen lassen. Kasai erklärte, daß er sich nie in geistliche Dinge mischen werde, und war damit des Beistandes der Priester sicher, und es zeigte sich bald, von welchem Belang derselbe für ihn war. Er forderte den stolzen Ubie auf, sich zu unterwerfen und durch Zahlung eines Tributes die Oberherrschaft Kasai's anzuerkennen. Ubie griff zu den Waffen, verlor aber 1855 die Schlacht bei Debreski; sein tapferer Sohn Schetu fiel, er selbst wurde nebst zwei anderen Söhnen gefangen. Der Sieger erbeutete 7000 Gewehre, 60,000 Maria Theresiathaler, und nannte sich fortan Theodoros, König von Aethiopien.

Als solcher zog er gegen das Reich Schoa, die große Landschaft im Süden; sobald er sie unterwarf, war er Gebieter von ganz Habesch. Das Glück blieb ihm günstig; Haila Malakot, Sahela Salessi's Nachfolger, verlor an einem Tage seine Krone und starb im Jahre 1856.

Seit nun zwanzig Jahren arbeiten, wie wir schon bemerkten, in Abessinien die Engländer und die Franzosen gegen einander. Die ersteren haben sich bemüht, den neuen König zu befestigen, während die napoleonische Politik ihm Verlegenheiten aller Art bereitet und die Landschaft Tigre gegen ihn aufgewiegelt hat. Sie will nicht, daß ein den Engländern und den protestantischen Sendboten gewogener Monarch über ganz Habesch an die Stelle des alten Negus, aethiopischen Oberkaisers, trete. Früher war der Negus mächtig; aber seine Vasallen machten sich unabhängig, ließen ihm kaum einen Schatten von Ansehen, und der angebliche Nachkomme des Königs Salomo und der Königin von Saba war zum Ortsrichter der amharischen Hauptstadt Gondar herabgesunken. Der oben erwähnte Ras, das heißt Statthalter, Ali, hatte des Kaisers Macht usurpirt, und trachtete dahin, die beiden anderen Usurpatoren, Ubie und Sahela Salessi, zu bezwingen. Das zerstückelte Land war in steter Unruhe. Dann trat Kasai auf und gewann große Erfolge. Er ist, gleich allen seinen Landsleuten, ein Halbbarbar, hat aber entschieden den Trieb, sein Land zu civilisiren; er schaffte den Sklavenhandel und die Sklaverei ab, suchte lebhaften Verkehr mit Europa, und ließ Künstler und Handwerker von dort kommen. Seine Tapfer-

keit und Einsicht hat er bewährt, und ihnen verdankt er seine Herrschaft über das ganze Land.

Es ist in hohem Grade zu bedauern, daß die pariser Politik gegen diesen Mann arbeitet und in Abessinien neue Zerrüttung ins Leben gerufen hat. Sie bereitet dem äthiopischen Könige, welcher danach trachtet, das Küstenland wieder mit seinem Reiche zu vereinigen, um freien Ausweg zum Meere zu haben, und der auch die im Süden von Gallavölkern eroberten Landschaften, z. B. Kaffa, Enarea und Gurague, wieder unterwerfen möchte, stets neue Verlegenheiten. Theodoros war mild gegen Ubie verfahren, hatte ihn freigelassen, und erst wieder in Haft genommen, als die Klugheit es gebot. Der Neffe einer von Ubie's Frauen, (denn die christlichen Herrscher in Abessinien halten sich nicht an die Einweiberei) Agau Negutie oder Negussi (Schimper nennt ihn Negontie), sammelte Parteigänger, setzte sich im nordwestlichen Tigre fest, hatte einen Sohn Ubie's bei sich, und verheerte das eigene Land. Diesen Häuptling erkannte Frankreich als unabhängigen Herrscher von Tigre an; es beglaubigte bei ihm den Consul Gilbert, der alle Bewegungen im Lande durch einen „politisch-religiösen Verein von Europäern" förderte. Von diesem Häuptling ließ Frankreich sich den Hafen Zula abtreten. Von der sogenannten negusischen Partei wurde der englische Consul Plowden ermordet, und ein Mitglied des politisch-religiösen Vereins, Garret, trug die Schuld. Ueber die Zerrüttung während der beiden letzten verflossenen Jahre fehlen uns eingehende Nachrichten, aber eine Mittheilung aus Triest vom 13. April 1861 ist kennzeichnend für die Menschen und Zustände in Habesch. Dem Kaiser Theodor, so meldet jener in Massawa geschriebene Bericht, steht die negusische Partei unter ihrem Führer Garret gegenüber. In der zweiten Hälfte des Oktobers 1860 erfolgte zwischen zwei größeren Heerhaufen ein Zusammenstoß in Lasta. Kaiser Theodor führte selbst den Befehl, und in seiner Begleitung befand sich der englische Ingenieur Bell;*) der Feind wurde von Plowden's Mörder Garret befehligt. Bell bestand, um seinen ermordeten Freund zu rächen, auf einen Zweikampf mit Garret, in welchem er diesen tödtete, aber gleich nachher wurde er von den Brüdern des Letztern meuchlings erschossen. Da eilte der Kaiser

*) Wir verweisen über ihn und König Theodoros auf Krapf's Bericht, Seite 541.

herbei, und tödtete mit eigener Hand diese Mörder. Während dieses Kampfes erhielt Theodor zwei Kugeln durch seinen Mantel, blieb aber unverletzt. Der feindliche Heerhaufen wurde gefangen genommen und 1756 Mann, welche an der Ermordung Plowden's für betheiligt erachtet wurden, erlitten den Tod. Dann zog der Kaiser sich scheinbar zurück, erschien aber im Januar 1861 wieder vor der Stadt Axum und sandte Botschafter an die verschiedenen feindlichen Führer. Er ließ ihnen sagen, daß er sie alle vernichten werde, wenn sie nicht in der Asylkirche zu Axum eine Zufluchtsstätte suchten. Sie leisteten der Aufforderung Folge, während ihre Soldaten die Flucht ergriffen und den Negussi nebst dessen Bruder im Stiche ließen. Dann ließ der Kaiser den Negussi gefangen nehmen und vor sich bringen. Ihm wurden nach Landessitte, wegen Hochverraths, der rechte Arm und der rechte Fuß abgehauen, und an dieser Verstümmelung ist Negussi nach drei Tagen gestorben. So ist Theodor dieses Feindes entledigt, aber man besorgt einen neuen Aufstand in Tigre, weil die unter französischem Schutze stehenden Missionäre, gemeinschaftlich mit dem französischen Consul in Massawa, bereits daran arbeiten, einen solchen Aufstand hervorzurufen. —

Der von Frankreich als unabhängig anerkannte Schützling wäre beseitigt, aber in Paris wird man fortfahren den König Theodoros nicht zu Ruhe kommen zu lassen, und die Ansprüche auf Zula zu behaupten. Ein Blick auf die Karte zeigt die Bedeutung dieses Punktes, dessen Vorzüge schon in den Zeiten der ptolemäischen Könige Aegyptens vollkommen gewürdigt wurden. Dieses Adulis oder Berenike Panchrysos liegt etwa zehn Wegstunden südlich von Massawa im Hintergrunde der Annesleybucht, die von den Eingeborenen Gubbel Duanu genannt wird. Die Einfahrt zu der etwa fünfzehn Stunden langen Bay ist breit und tief; von ihr aus kann der Hafen Massawa's controlirt werden. Zula ist eigentlich noch mehr als dieses letztere ein natürlicher Hafen für das abessinische Binnenland und war im Alterthum Mittelpunkt eines sehr ausgebreiteten Verkehrs nach Arabien und Indien hin. Zu Kaiser Justinian's Zeiten bauete dort ein abessinischer König hunderte von Schiffen, fuhr, von byzantinischen Truppen unterstützt, nach Arabien hinüber und eroberte Yemen. Als Frankreich erkannt hatte, daß das oben mehrfach erwähnte Aït ein untauglicher Hafen sei, versuchte es sich vor der arabischen Küste festzusetzen und ließ schon 1854 die Insel Kamaran zwischen den yemenischen Häfen Hodeïda

und Loheya aufnehmen. Zugleich warf es seinen Blick auf den Hafenplatz Hanfila, von wo eine Straße nach Adoa in Tigre hinaufführt; das Alles um festen Fuß im Rothen Meere zu gewinnen und der Politik Englands entgegen zu wirken. Diese begreift allerdings vollkommen, worauf man es in Paris abgesehen hat, und ist gerade deshalb beflissen, den Ueberlandweg nach Indien sich nicht verleget zu sehen, und die Controle des ostafrikanischen Handels nicht einer andern Macht zufallen zu lassen. Ich habe schon in der Einleitung zum ersten Bande auf diese Rivalität hingewiesen. Nachdem England Aden an der arabischen Küste besetzt hatte, nahm es später auch die Muschasch-Inseln, eine kleine Gruppe auf der afrikanischen Seite des Meerbusens von Aden, von welcher aus die Häfen des Adal- und Somalilandes, also Tadschurra, Zeïla und Berbera überwacht werden können. Aber von ungleich größerm Belang war die Aneignung der Insel Perim in der Bab el Mandeb. Ich entlehne darüber dem britischen Consul in Mozambique, Lyons Mac Leod (Travels in Eastern Africa, etc. London 1860. Vol. II. p. 247 5. 9. 9.) folgenden Bericht.

„Perim ist ein kleines Eiland, beherrscht die Einfahrt zum Rothen Meere und wird im Kriege eine hervorragende Bedeutung haben. Bei den Arabern heißt es Mayuni; es ist vielleicht die Insula Diodori der Alten. Von der arabischen Küste liegt sie nur anderthalb, von der afrikanischen elf englische Meilen entfernt. Die sichere Fahrbahn für die Schiffe liegt an der nördlichen, arabischen Seite und ist kaum eine halbe engliche Meile breit; die Fahrt an der Südseite ist sehr schwierig und kann leicht ganz unmöglich gemacht werden. Mit bombenfesten Werken und bei gehöriger Lüftung derselben, damit ein ununterbrochenes Feuern aus ihnen unterhalten werden könne, würde Perim unbedingt die Einfahrt ins Rothe Meer auch der stärksten Flotte verwehren können. Die britische Regierung hat dort einen Leuchtthurm bauen lassen. Im Jahre 1857 sandte die französische Regierung ein Kriegsschiff nach Perim, und wollte dort die dreifarbige Fahne aufziehen lassen. Aber von Aden aus wurde sofort ein Bevollmächtigter hingeschickt, um ein Eiland wieder in Besitz zu nehmen, das in Englands Händen ein Pharus für das Rothe Meer, nicht eine unablässige Bedrohung der friedlichen Schifffahrt im Osten sein soll. In dieser Absicht hat man mit dem Bau der Werke bereits begonnen, und bald wird Perim ein Glied mehr in der Kette sein, welche

unsere Macht zeigt und im Nothfalle der Anmaßung ein Halt gebietet. Perim ist durchaus vulkanischen Ursprungs und besteht aus langen, niedrigen, langsam abfallenden Hügeln; diese schließen den vortrefflichen Hafen ein. Er ist anderthalb Meilen lang, eine halbe Meile breit, hat bei vier bis sechs Faden Tiefe ausgezeichneten Ankergrund und kann eine ganze Flotte bergen. Kein Punkt liegt höher als 245 Fuß über dem Meere. Alboquerque landete auf Perim, als er 1513 von seinem mißlungenen Zuge aus dem Rothen Meere zurückkam, errichtete ein Kreuz auf der Insel und nannte sie Vera Cruz. Im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert war sie oft im Besitze der Seeräuber, welche die indischen Gewässer unsicher machten, und sich später auf der Marieninsel vor der Ostküste von Madagaskar festsetzten. Im Jahre 1799 wurde sie durch eine von Bombay ausgeschickte englische Truppenmacht besetzt, damit sie nicht in den Besitz der Franzosen fallen sollte, die damals von Aegypten aus mit Tippu Sahib eine Verbindung herzustellen sich bemüheten. Späterhin wurden jene Truppen zurückgezogen, und die englische Flagge ist dann erst 1857 wieder aufgezogen worden. Es ist ein großer Uebelstand, daß Perim kein Trinkwasser hat; auch das gegenüber liegende Festland ist spärlich damit bedacht; man hat indessen Sammelbecken hergerichtet und macht auch Seewasser vermittelst des Condensators trinkbar."

Leipzig, im Mai 1861.

Karl Andree.

Inhaltsverzeichniß.

III.

Seite

Vorbericht 3

Erstes Kapitel.

Burton's und Speke's Reise von Zanzibar nach Mombas, Pangani und nach Fuga im Lande Usumbara 14

Zweites Kapitel.

Die Insel und Stadt Zanzibar. Schilderung des ostafrikanischen Küstenlandes. Burton's und Speke's Aufbruch nach den großen Binnenseen 49

Drittes Kapitel.

Burton's Reise von der Küste, am Kinganiflusse und im Thale des Mgeta bis Zungomero. Beschreibung dieser Region und ihrer Bewohner. Die Wazaramo, Wakhutu, Wadu und Wazegura 61

Viertes Kapitel.

Pflanzenwuchs in der Meeresregion. — Zur Völkerkunde dieser Gegend. — Die Wazaramo, die Wakhutu mit den Waziraha. Die Wadu und Wazegura 85

Fünftes Kapitel.

Vierzehn Tage Rast zu Zungomero am Mgeta. — Bestandtheile und Einrichtung der Karawane. — Ostafrikanische Characterbilder. — Die Handelswaaren und deren Preise 101

Sechstes Kapitel.

Reise von Zungomero in Khutu durch Usagara nach Ugogo. — Das Gebirge. Die Wasagara 114

Seite

Siebentes Kapitel.

Burton's und Speke's Zug durch Ugogo 138

Achtes Kapitel.

Burton's Zug von Tura bis Kazeh in Unyamwezi. Schilderung dieses Mondlandes. Die Handelsniederlassungen der Araber. — Unyanyembe als großer Binnenmarkt. — Einrichtungen und Züge der Karawanen in Ostafrika. — Wege und Straßen. — Haltplätze und Dörfer. — Runde Hütten und viereckige Tembe. — Befestigte Plätze. — Klimatische Verhältnisse 161

Neuntes Kapitel.

Reise durch das westliche Unyamwezi. — Die Regenzeit. — Fieber und Heilkünstler. — Ein braver Araber. — Das östliche Wilyankuru; Kirira; der Marktplatz Msene und dessen Handelsverhältnisse. — Der Sultan Masanza. — Burton's schwerste Erkrankung. — Der Fluß Malagarazi 191

Zehntes Kapitel.

Das Land Unyamwezi und dessen Bewohner. — Das Land des Mondes und dessen Abtheilungen. — Gestaltung der Oberfläche. — Bodenerzeugnisse und Thierleben. — Klima und Krankheiten. — Erdbeben. — Sitten und Lebensweise der Wakimbu und Wanyamwezi. — Stellung der Frauen. — Barbarei und Menschenopfer. — Das Gemeindehaus. — Speisen und Getränke. — Handel. — Häuptlinge und Beamten. — Sultan Fundikira. — Zauberei und Folter . . 203

Elftes Kapitel.

Von Unyamwezi bis an den Tanganyika-See. — Beschwerliche Reise durch Uvinza. — Der Rusugifluß. — Salzhandel. — Der Ruguvufluß. — Das Land Ukaranga. — Ankunft am Tanganyika-See. — Eindrücke und Empfindungen. — Der Ruchefluß. — Kawele in Udschidschi. — Charakter der Region zwischen Unyamwezi und dem See. — Eigenthümlichkeiten des Klimas. Krankheiten. — Ukaranga, das Land der Erdnüsse. — Udschidschi. — Die Araber auf und an dem See. — Der Sklavenhandel. — Landeserzeugnisse. — Die Völkerschaften am See; Wadschidschi, Wakaranga und Wabuha 222

Zwölftes Kapitel.

Die Erforschung des Tanganyika-Sees 243

Dreizehntes Kapitel.

Die Rückreise vom Tanganyika-See nach Unyanyembe. — Aufenthalt in Kazeh. — Speke's Zug nach dem Nyanza-See. — Die Landschaften im Norden, insbesondere Karagwah, Uganda und Unyoro 276

Vierzehntes Kapitel.

Speke's Wanderung von Kazeh in Unyamwezi durch Usukuma bis an die Südküste des Nyanza- oder Ukerewe-Sees. Vom 11. Juli bis 25. Aug. 1858 304

Seite

Fünfzehntes Kapitel.

Leben und Treiben in einem ostafrikanischen Dorfe 322

Sechszehntes Kapitel.

Charakter und Religion der Ostafrikaner. — Regierung und Sklaven . 350

Siebenzehntes Kapitel.

Die Rückreise von Kazeh in Unyanyembe über Zungomero nach Konduchi an der Küste. — Ein mißlungener Versuch, den Lauf des Lufidschi zu erforschen 384

Achtzehntes Kapitel.

Die Handelsverhältnisse von Ostafrika 405

Anhang 423

IV.

Erstes Kapitel.

Ludwig Krapf an der Ostküste von Afrika. — Gründung des Missionshauses zu Rabbai Mpia im Lande der Wanika. — Rebmann's Wirksamkeit 427

Zweites Kapitel.

Krapf's Reisen nach Usagara. Vom 12. Juli bis 1. September 1848 und vom 10. Februar bis 14. April 1852 446

Drittes Kapitel.

Die zwei Reisen Krapf's nach Ukambani im November und Dezember 1849 und vom 11. Juli bis 30. Dezember 1851 454

Viertes Kapitel.

Rebmann's Ausflug nach Kadiaro im Teita-Lande und seine drei Reisen nach Dschagga 475

Fünftes Kapitel.

Krapf's und Erhardt's Fahrt an der ostafrikanischen Küste von Mombas bis zum Kap Delgado. Vom 4. Februar bis 23. März 1850 . . 491

Sechstes Kapitel.

Krapf als Missionär im abessinischen Lande Tigre. — Seine Vertreibung. — Rückkehr auf anderm Wege, über Tadschurra nach Schoa. — Die Sambara und die Danakil. — Das Reich Schoa und dessen Bewohner. — König Sahela Salessi 496

Siebentes Kapitel.

Die Landschaften im Süden von Schoa und die von Gallavölkern bewohnten Regionen 516

Seite

Achtes Kapitel.

Krapf's Reise von Ankober nach Massawa im Jahre 1834. — Seine Beraubung durch Arara Bille 526

Neuntes Kapitel.

Ludwig Krapf's Reise von Massawa am Rothen Meere zum Kaiser Theodoros von Abessinien, über Adoa und Gondar und über Sennar nach Chartum am Nil. Vom 20. Januar bis 28. Juli 1855 537

III.

Burton's und Speke's Wanderung

nach

Fuga im Lande Usumbara, ihre Reise von Zanzibar bis zum Tanganyika-See, und Speke's Zug von Kazeh in Unyamwezi bis zum Nyanza-See.

Vorbericht.

Die Araber und Europäer an der Ostküste von Afrika. — Der Sultan von Zanzibar.

Die östliche Küste des afrikanischen Festlandes bildet in mancher Hinsicht eine Art von Ergänzung für Südarabien, dessen Bewohner mit Nothwendigkeit auf die ihnen gegenüberliegenden Gestade sich angewiesen sehen. Von dort holen sie Getreide, Reis, Durra, Holz, Elfenbein und Sklaven. So ist es noch heute und so war es in den frühesten Zeiten. Ganz richtig hebt Ludwig Krapf hervor, daß der Küstenaraber ohne Afrika schon deshalb verloren wäre, weil die fast beständige Feindschaft mit seinen eigenen Landsleuten im Innern es ihm sehr oft unmöglich macht, die erforderlichen Lebensbedürfnisse aus Arabien selbst zu beziehen.

Die Verbindungen zwischen Arabien und Afrika reichen in sehr frühe Zeit hinauf. Man kann manche Gründe dafür geltend machen, daß das vielbesprochene Ophir der Bibel nur in Ostafrika zu suchen sei, wir können aber hier nicht näher auf dieselben eingehen. Krapf sucht dasselbe an der Küste vom Aequator bis zur Mündung des Zambesi, wo Kilimane liegt. Allerdings ist das innere Land von Sofala reich an Gold.*)

*) Krapf, II. S. 400 bis 409. Mac Leod, Travels in Eastern Afrika II. 321 bis 347. Derselben Ansicht ist auch Movers, Das phönizische Alterthum III, S. 21. Der interessante Gegenstand ist von Lassen, Gesenius, Humboldt,

Merkwürdig genau sind die Schilderungen, welche der bekannte Periplus des erythräischen Meeres enthält, dessen Verfasser nicht nach 210 unserer Zeitrechnung gelebt haben kann. Wir ersehen aus ihm, daß die Lebensweise der Stämme an der Ostküste sich in mehr als anderthalbtausend Jahren fast gar nicht veränderte; man könnte glauben, der Reisende habe diese Gestade in unseren Tagen besucht. Er verließ im Julimonat Aegypten, segelte im Juli und August der Somaliküste entlang, und war im Oktober am Kap Guar dafui, das er Azania nennt; im sechsten Jahrhundert hieß es Zingium oder Küste der Sendsch, wovon Sendschibar oder Sanguebar (Zanzibar), das heißt das Land der Schwarzen oder Sklaven. Von dort aus scheint er bis zur Mündung des Rufidschi oder Lufidschi, (Rhapta), gefahren zu sein. Vollkommen genau ist sein Bericht über die zusammengenäheten Barken. Noch jetzt findet man an den schnellsegelnden Booten der Bewohner von Patta nicht einen einzigen Nagel; die Bretter werden mit dünnen Seilen so fest aneinander genäht, daß die Schiffe im Stande sind, nicht nur das Meer zu halten, sondern an einer Felsenküste viel zweckmäßiger erscheinen, als die Fahrzeuge der Europäer. Späterhin verlor sich manche Kunde von Ostafrika, denn Ptolemäus, der nicht selbst Reisender war, und Kosmas Indicopleustes im sechsten Jahrhundert, sind bei Weitem nicht so genau unterrichtet, wie der Verfasser des Periplus. Araber waren, wie bemerkt, zu allen Zeiten nach Ostafrika hinübergesegelt, hatten aber, so lange sie Heiden blieben, dort keine Staaten gegründet. Das wurde anders als der Mohammedanismus die Herrschaft gewann. Unter den Bekennern des Propheten von Mekka brachen Streitigkeiten und Kriege aus, manche der Ueberwundenen suchten, namentlich nach 740, eine Zuflucht an der ostafrikanischen Küste, wo nach und nach eine Reihe arabischer Niederlassungen entstand, welche im Fortgange der Zeit durch eine Menge freiwilliger An-

---

Ewald, Ritter und vielen Anderen erörtert worden. Man suchte Ophir bald in Südarabien, in Ostafrika, im westlichen Indien, aber Heeren hat wahrscheinlich das Richtige getroffen, wenn er annimmt, daß unter dieser Benennung überhaupt die Südländer an beiden Küsten des indischen Oceans begriffen seien. Man dachte sich unter Ophir wohl eine große geographische Region, aus welcher gewisse Waaren in den Handel kamen; man sprach etwa so, wie wir heute von Produkten aus Ostindien oder Westindien reden, ohne jedesmal eine bestimmte Oertlichkeit zu bezeichnen.

siedler bedeutend wurden und sich zur Blüthe erhoben. So war es mit Mukdischa, (Makdaschu, Magadoscho) im Norden, Kiloa (Kilwa) im Süden des Aequators, und mit den zwischen beiden liegenden Hafenplätzen Barawa, Malindi (Malindu, Melinda) und Mombasa. Diese beiden letzteren gewannen eine vorragende Bedeutung. Mukdischa ist zwischen 909 und 951, Kiloa zwischen 960 und 1000 n. Chr. gegründet worden. Als der berühmte arabische Reisende Ibn Batuta um 1330 Mombas besuchte, waren die wilden Wanika, ein Volk, von welchem wir ausführlich zu berichten haben, noch nicht in jener Küstengegend erschienen; sie kamen erst dorthin, nachdem die eben so wilden Zimbos, die 1588 das Gestadeland verheert hatten, von dort verschwanden.

Diese halbcivilisirten arabischen Gemeinwesen trieben einen blühenden Handel, bildeten aber keine starke kriegerische Macht aus sich heraus. Sie waren nicht von Eroberern, sondern von friedliebenden Kaufleuten gegründet worden, welche mit den Landeseinwohnern schon der Handelsinteressen wegen in gutem Einvernehmen zu leben trachteten. Gegen Angriffe konnten sie sich um so leichter schützen, da sie alle ihre Städte befestigt hatten und späterhin sich auch das Schießgewehr aneigneten. Ihr Einfluß war überwiegend und unbestritten, und der Verkehr blieb völlig in ihren Händen, bis die Portugiesen in jenen Gewässern erschienen.

Vasco da Gama erschien 1498 vor Mosámbik, Mombas und Melinda; er fand dort eine freundliche Aufnahme und segelte weiter nach Indien. Er begriff, welche Vortheile seinem Vaterlande erwachsen könnten, wenn es den Portugiesen gelang, die Araber zu verdrängen und sich den Handel derselben anzueignen. Im Jahre 1500 kam Pedro Alvarez Cabral mit einer Flotte nach Kiloa und schloß einen Vertrag mit dem Scheich Ibrahim, dessen Gebiet bis nach Sofala reichte. Diesem Bündnisse suchte der Araber sich zu entziehen, aber da Gama zwang ihn im Jahre 1502 die Oberherrschaft Portugals anzuerkennen und einen Jahrestribut zu zahlen. Von Kiloa fuhr er abermals nach Indien, und trieb unterwegs christlichen Seeraub, indem er ohne alle andere Veranlassung als jene, die in seinem Glaubensfanatismus lag, ein reichbeladenes, Mekkapilgern gehörendes Schiff wegnahm, die Mohammedaner an Bord abschlachtete, nur einigen Kindern das Leben ließ und das Fahrzeug in Brand steckte. So stand es um den „christlichen Heldenmuth“ der Portugiesen. Wir haben den Charakter ihrer Herr-

schaft schon früher, (Band I. Einleitung S. X ff.) gekennzeichnet. Es gelang ihnen, den Christennamen im ganzen Osten zu einem Gegenstande des Fluchs zu machen; es gelang ihnen auch eine Zeit lang, den Handel und die Schifffahrt der Araber lahm zu legen. Aber Segen ist ihnen nicht daraus erwachsen. Binnen fünfzehn Jahren nach Vasco da Gama's erstem Besuche von Mosambik hatten sie von Mogadoscho weit nach Süden hin bis zur Lagoabay, — in Magadoscho, Barawa, Melinda, Mombas, Pemba, Zanzibar, Mafiyah (Monfia), Kiloa, Angoza und Sofala, — eine Kette von Burgen und Faktoreien, Klöstern und Missionshäusern gegründet. Aber ihre gleichzeitigen Geschichtschreiber klagen, daß schon 1515 der alte „ritterliche" Geist der Tapferkeit zu weichen angefangen habe, um einem habsüchtigen Krämergeiste Platz zu machen. Und 1565 hebt Do Couto hervor, wie entartet die damaligen Portugiesen geworden seien. „Auf unserm eigenen Grund und Boden werden wir von den Engländern und Holländern geschlagen. Während sie Entdeckungen machen, wohin sie auch kommen mögen, bleiben wir in Unkunde über den Werth und die Ausdehnung unserer eigenen Besitzungen, denn wir sind Portugiesen."

Mombas machte den Portugiesen am meisten zu schaffen, und die Stadt ist drei Mal von ihnen eingeäschert worden. Im Jahre 1586 brach an der ganzen Küste ein allgemeiner Aufstand gegen die fremden Unterdrücker aus. Er war angestiftet von den Türken, die unter Ali Bey plötzlich in jenen Gegenden erschienen und die Herrschaft über dieselben für den Sultan in Anspruch nahmen. Die Portugiesen sahen sich schwer bedrängt, aber Thomas da Souza Coutinho erschien als ihr Retter mit einer Flotte von zwanzig Kriegsschiffen, nahm Ali Bey gefangen und schickte ihn nach Lissabon, wo er als Christ starb. Inzwischen drangen die wilden Wazimba, welche von Süden her kamen, bis vor Mombas, das sich gegen die Portugiesen erhoben hatte und von diesen belagert wurde. Die schwarzen Heiden versprachen Beistand gegen den christlichen Feind, als man ihnen jedoch die Mauern von Mombas geöffnet hatte, stürzten sie über Alle ohne Unterschied her und machten Freund und Feind nieder. Viele Bewohner von Mombas wollten sich auf die See retten, aber dort lauerten ihnen die Portugiesen auf und ermordeten alle „Ungläubigen", die in ihre Gewalt fielen. Die Wazimba hatten ihre Sitze im Innern, am Kuama, verlassen, waren der Küste entlang gen Norden gezogen, „und fraßen Menschen und

Thiere ohne Unterschied auf", denn sie waren Kannibalen. Der Ueberlieferung zu Folge haben sie allein in Kiloa nicht weniger als dreitausend Mohammedaner verzehrt. Indessen blieben die Portugiesen Sieger.

Aber ihr Stern war im Niedergang; sie selber geriethen 1580 unter die Herrschaft Spaniens, und die europäischen Truppen wurden aus Ostafrika zurückgezogen. Im Jahre 1620 ging ihnen die wichtige Insel Ormus im persischen Meerbusen verloren, nachdem England mit dem Schah von Persien ein Bündniß geschlossen hatte; seitdem traten auch die Araber von Oman (der Südostküste der arabischen Halbinsel) feindseliger als zuvor auf; in ihnen erwuchs den Portugiesen ein verhängnißvoller Gegner, welchem sie nach und nach weichen mußten.

Die arabischen Fürsten aus Oman spielen seit der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts an der ostafrikanischen Küste eine hervorragende Rolle. Ihr Stammland wird von dem persischen Meerbusen und dem indischen Ocean bespült. Nach vielen inneren Zwistigkeiten unterwarf ein kräftiger Mann, Imam Nassr ben Mundschib, der Yarebite, ganz Oman und bot dann alle seine Kräfte auf, die Portugiesen, welche wie schon bemerkt, Ormus verloren hatten, nicht blos aus den persisch-arabischen Gewässern, sondern auch von der afrikanischen Küste völlig zu vertreiben. Das von ihm begonnene Werk setzte sein Nachfolger, Sultan Ben Sef ben Malek, mit Erfolg fort. Er nahm den Portugiesen 1658 den wichtigen Hafen Maskat ab, und damit waren sie völlig aus Arabien verdrängt. Sein zweiter Sohn, Sultan Sef, wurde von Mombas aus aufgefordert, eine Flotte dorthin zu senden; er erschien, nahm diese Stadt ein, und eroberte auch Zanzibar und Kiloa; 1698 belagerte er Mosambik. Von nun an war Mombas von Oman abhängig und die Portugiesen büßten alle ihre Niederlassungen zwischen dem Kap Guardafui und Kap Delgado ein. Mukdischa (Magadoscho), das den Portugiesen gegenüber seine Unabhängigkeit bewahrt hatte, stellte sich jetzt unter den Schutz der omanischen Fürsten, deren Herrschaft übrigens längere Zeit hindurch nur dem Namen nach bestand; sie waren in Arabien viel zu sehr beschäftigt, und kümmerten sich nicht besonders viel um die afrikanische Küste. Aber ihre Ansprüche auf dieselbe gaben sie niemals auf. Im Jahre 1806 wurde Sultan Said Said (oder Seyd Seyd) Imam von

Maskat. Die Würde eines Statthalters von Mombas war bis dahin gewissermaßen erblich gewesen in der Familie Msara; 1814 trat Abdallah ben Achmed dieses Amt mit dem Vorsatze an, sich vollkommen unabhängig zu machen. Statt eines Huldigungsbriefes und der üblichen Geschenke überschickte er dem Sultan Said Said lediglich etwas Pulver und Blei, ein Panzerhemd und ein kleines Kornmaaß. Said Said verstand vollkommen, was damit gesagt werden sollte, und Abdallah wußte, daß er an dem Sultan einen unversöhnlichen Feind haben werde. Gegen diesen wollte er sich Bundesgenossen werben und ging nach Bombay, wo er von der Regierung sehr gut aufgenommen wurde. Nach seiner Rückkehr nahm er Barava ein, verlor aber diese Stadt an Said Said, der 1822 eine Flotte gegen ihn ausgesandt hatte. In demselben Jahre scheiterten auch Abdallah's Anschläge gegen Patta und die Insel Pemba; und als er, gleichfalls noch im Jahre 1822, starb, brach über die Erbfolge zwischen seinen beiden Brüdern Mobarek und Selim ein Zwist aus, den man nur oberflächlich dadurch schlichtete, daß man einen schwachen Greis, Soliman ben Ali, der seither Statthalter von Pemba gewesen, zum Gouverneur erhob. Mit ihm hatte Said Said, der inzwischen Patta, Barava, Lamu, Zanzibar und Pemba eingenommen, leichtes Spiel. Er erschien vor Mombas, und Soliman ben Ali wandte sich in seiner Bedrängniß an die Engländer, welche damals unter Kapitain Owen die afrikanische Küste erforschten. Am 3. December 1823 begab sich Mobarek nebst den angesehensten Einwohnern von Mombas an Bord des englischen Kriegsschiffes Barracouta, und ersuchte den Befehlshaber Vidal, die englische Flagge in der Stadt und Festung aufzuziehen. Das geschah auch, und dadurch wurde es der bald nachher vor Mombas erscheinenden Flotte Said Said's unmöglich gemacht, den Hafen zu blokiren. Am 7. Februar 1824 lief Kapitain Owen mit der Fregatte Leven ein und schloß einen Vertrag, dem gemäß Mombas nebst Zubehör, Pemba und die ganze Küste zwischen Melinda und dem Flusse Pangani unter dem Schutze Großbritanniens stehen sollte; die Genehmigung der englischen Regierung wurde vorbehalten. Die Regierung sollte in der Familie Msara erblich sein und in Mombas ein englischer Resident die genaue Erfüllung jenes Uebereinkommens überwachen. Die gesammten Einkünfte sollten zwischen der Familie Msara und den Engländern getheilt werden; die letzteren erhielten das Recht, mit dem innern

Lande Handel zu treiben; der Sklavenhandel in Mombas wurde abgeschafft.

Abdallah ben Selim, Admiral Said Said's, welchem Owen diese Uebereinkunft mittheilte, erklärte, daß er sich nach derselben achten wolle, falls sein Gebieter in Maskat damit einverstanden sei, und segelte mit seiner Flotte ab. Nun besetzte Mobarek die Insel Pemba, wohin Owen fünfzig Soldaten von Mombas geschickt hatte; in dieser Stadt ließ er drei Matrosen und einen Korporal zurück, welcher die eingeborenen Krieger drillen mußte. Von Pemba fuhr Owen nach Zanzibar um den dortigen Statthalter zur Uebergabe der Insel an die Msara zu bereden, er wurde aber von demselben an Said Said nach Maskat verwiesen. Dorthin ging der Capitain nicht, sondern steuerte nach der Insel Mauritius wo er seinen Schützling Mobarek dem Gouverneur Cole vorstellte. Dieser berichtete über alle jene Vorgänge nach London, und Mobarek begab sich nach Mombas zurück. Dort hatte inzwischen der englische Agent, Lieutenant Emery, einem Araber, welcher Sklaven eingeschmuggelt hatte, diese letzteren weggenommen, und auf einer den Engländern eingeräumten Landstrecke als freie Arbeiter angesiedelt; der arabische Sklavenhändler wurde als Uebertreter des Vertrages nach den Sechelleninseln abgeführt. Owen erschien 1824 wieder vor Mombas und segelte von dort nach Mukdischa, dessen Bewohner das englische Protektorat ablehnten; jene von Barava aber nahmen dasselbe an, stellten sich unter die Regierung von Mombas und versprachen den Sklavenhandel aufzugeben.

In Mombas brachen sehr bald wieder Zwistigkeiten aus, Mobarek verlangte, daß der einstweilige Statthalter Soliman ben Ali zu Gunsten seines Bruders Selim abdanken solle; als derselbe sich weigerte, wurde er mit seinen Söhnen ins Gefängniß gesperrt. So wurde Selim 1826 Herr von Mombas und die Engländer erkannten ihn als solchen an. Dann aber lief aus London die Nachricht ein, daß die britische Regierung das Protektorat nicht annehmen wolle; sie berief ihre Agenten ab und überließ Mombas seinem eigenen Schicksale.

Von nun an hatte Said Said freie Hand und bot sofort Alles auf das widerspänstige Mwita (so lautet der einheimische Name von Mombas, dessen Hauptbewohner Wamwita sind) zu unterwerfen. Selim begann mit ihm zu unterhandeln, aber der Sultan gab nicht nach, sondern erschien 1828 selbst vor Mombas

mit zweitausend Streitern, dem Linienschiff Liverpool von 74, der Fregatte Schah Allum von 64 Kanonen', zwei Corvetten und sieben kleineren Fahrzeugen. Er beschoß die Batterie Serakupa und die Stadt selbst, lief dann mit der Liverpool in den Hafen ein und forderte die beiden Msara, Selim und Mobarek, dringend auf, sich an Bord zu begeben. Sie kamen, nachdem der Sultan ihnen zwei Geiseln aus seiner eigenen Familie gestellt hatte, und beschworen auf den Koran folgenden Vertrag: Die Burg soll dem Sultan überantwortet werden, welcher fünfzig Krieger als Besatzung hineinlegt; Selim und dessen Nachfolger sollen zu Mombas im Namen des Imam von Maskat regieren; die Einkünfte werden getheilt; die eine Hälfte muß von des Sultans Einnehmern nach Maskat geschickt werden.

Schon nach wenigen Tagen brach Said Said diesen Vertrag; statt jener fünfzig Soldaten hatte er zweihundert in die Festung gelegt. Selim mußte dieselbe völlig räumen und sich in die Stadt zurückziehen. Drei Wochen später segelte der Sultan ab, ließ aber eine Besatzung von etwa dreihundert Arabern und Beludschen in der Festung. Er war entschlossen fortan in Afrika zu residiren und gab Befehl, in Zanzibar einen Palast zu bauen. Freilich mußte er mehr als einmal nach Maskat zurück, um Aufstände zu unterdrücken, und manches Jahr verlief, bevor er in Afrika an sein Ziel gelangte, aber er kam doch demselben immer näher, weil er aus jeder Verwirrung Nutzen zu ziehen wußte. Alle diese Vorgänge tragen ein sehr scharfes afrikanisch-arabisches Gepräge, und kennzeichnen vortrefflich die Menschen wie die Zustände. Nassr ben Soliman, Statthalter von Pemba, wollte auch Gouverneur von Mombas werden und übermittelte an Said Said die Kunde, daß die Familie Msara auf Rebellion sinne. Er ging nach Mombas und verlangte ohne Weiteres im Namen des Imams, Selim solle abtreten, und ihm, Nassr, die Regierung übergeben. Selim und Mombarek fragten, wo er seine schriftliche Beglaubigung habe, worauf er entgegnete: er sei sich selber Beglaubigung genug. Die beiden erzürnten Msara erklärten dagegen, er sei nicht einmal würdig, des Sultans Pantoffel, geschweige diesen selbst, zu repräsentiren und solle binnen vierundzwanzig Stunden Mombas verlassen. Das that er freilich nicht, sondern warf sich in die Festung und bombardirte die Stadt. Die Msara griffen ihn an, und umschlossen die Burg, deren Besatzung aus Mangel an Lebensmitteln

sich ergeben mußte. Nassr wurde gefangen und erwürgt. Diese Handlung wollte Said bestrafen und sandte eine Flotte, die eben so wenig etwas gegen Mombas ausrichtete, wie er selber im nächsten Jahre; auch 1833 mußte er unverrichteter Dinge wieder abziehen. —

Im Jahre 1834 rebellirte die Stadt Siwi gegen den Sultan; und die Aufständischen erhielten Beistand aus Mombas von Selim. Said Said blokirte Siwi. Binnen wenigen Monatenstarben die beiden Brüder Selim und Mobarek rasch nach einander, (im Frühjahre 1835,) und in Mombas erhob sich ein Streit über die Nachfolge in der Regierung, der auch dann nicht zu Ende ging als im December 1835 ein Mitglied der Familie Msara die Statthalterschaft erhielt. Die Msara hatten viele Gegner unter den Suaheli, und diese ließen sich in geheime Unterhandlungen mit Said Said ein, der nun abermals mit einer Flotte erschien, bei Kilindini landete und sich dort mit den Verräthern vereinigte; die wilden Eingeborenen des Küstenstriches, die Wanika, gewann er durch Geschenke. Als sich solchergestalt die Msara von ihren eigenen Leuten verlassen sahen, wollten sie nachgeben, die Festung räumen und fortan in der Stadt selbst wohnen. Darauf ging Said Said ein, aber die Suaheli stellten ihm vor, daß auf dauernde Ruhe gewiß nicht zu rechnen wäre, so lange überhaupt diese Familie noch in Mombas sei. Der Sultan gab diesen Einflüsterungen Gehör und schickte einen seiner Söhne, um die Häupter der Msara zu überraschen und aufzuheben. Der Anschlag gelang; fünfundzwanzig Mitglieder dieser Familie wurden in einer Nacht gefangen genommen, an Bord einer Corvette gerudert, und erst nach Zanzibar, dann nach Arabien gebracht. Dort starben die meisten im Kerker. Andere Mitglieder der Familie haben sich mit Weibern und Kindern gerettet, aber ihre ganze Habe im Stiche gelassen; sie fanden eine Zuflucht in Takaunga bei Melinda und im Süden zu Gassi, wo sie noch jetzt leben.

So wurde Said Said endlich Herr und Gebieter von Mombas, und er fand auf der ganzen Küstenstrecke von Magadoscho bis zum Kap Delgado keinen Gegner mehr, der ihm hätte gefährlich werden können. Nur die Leute von Siwi in Patta verursachten ihm noch einige Ungelegenheiten. Seit Februar 1837 war seine Herrschaft befestigt, und den Europäern erschien sie aus mehr als einem Grunde durchaus willkommen. Er lebte mit diesen stets im besten Einvernehmen; sie waren ihm nach besten Kräften behülflich,

und unterstützten ihn als Bundesgenossen. Dadurch wurde sein Ansehen und seine Macht in den Augen der Eingeborenen wesentlich gesteigert; gegen einen Herrscher, der so gewaltige Verbündete hat, wäre jede Auflehnung hoffnungslos. Es liegt im Handelsinteresse der Europäer und der Amerikaner, daß die Ostküste Afrikas unter Einem Gebieter stehe, weil mit einem solchen sich leichter verkehren und ein Abkommen treffen läßt, als mit einer größeren Anzahl kleiner unabhängiger Staaten, die ohnehin, nach alter Landesart, mit einander in Streit gerathen, den Handel beeinträchtigen und allerlei politischen Ränken und Einflüssen ausgesetzt sein würden.

Im Jahre 1840 erklärte Said Said die Stadt Zanzibar zu seiner Hauptresidenz; die fremden Mächte beglaubigten Consuln bei ihm, der Handel gewann an Ausdehnung und das Land gedieh. Said Said starb 1856 und in seinen afrikanischen Besitzungen folgte ihm einer von seinen Söhnen, Medschid; ein anderer herrscht in Maskat.

Die ostafrikanischen Gestade wurden schon zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts von Engländern, doch nur selten und vorübergehend, besucht. Zuerst erschien 1591 Capitain Lancaster, als Vorläufer für andere Seefahrer seines Volkes, im indischen Ocean und berührte auch Zanzibar; in den Jahren 1688 bis 1723 trieb Capitain Alexander Hamilton Handel an der Küste. Doch waren diese Unternehmungen von nur geringer Bedeutung. Etwa ein Jahrhundert nach Hamilton, 1788 und 1789, machte Bissell im Auftrage der britischen Regierung astronomische Beobachtungen auf Zanzibar; Salt, der seine Reise in Abessinien ausführlich beschrieben hat, gab auch eine Schilderung der portugiesischen Niederlassungen in Ostafrika, Smee und Hardy wurden 1811 von der Regierung zu Bombay abgeschickt, um die Gegend von Kiloa insbesondere, die Ostküste im Allgemeinen zu erforschen; Fairfax Moresby nahm 1822 den Hafen von Zanzibar auf und gab werthvolle Schifffahrtsberichte. Nach ihm kam Capitain Owen mit den weiter oben schon erwähnten Kriegsschiffen Leven und Barracouta und einem Offizierstabe, um in den Jahren 1822 bis 1826 die ganze ostafrikanische Küste mit ihren Häfen hydrographisch aufzunehmen. Zwanzig Jahre später besuchte Capitain Christopher mit der Kriegsbrigg Tigris die Häfen Kiloa, Zanzibar, Mombas, Brava, Marka, Gulwen, Makdischu, und gab Kunde von dem Webbe Ganana oder Schebayli, welchen er unrichtig als Haines-

Fluß bezeichnete. Aber noch war kein Europäer über den schmalen Küstenstrich hinaus bis ins Innere vorgedrungen.

Das war deutschen Männern vorbehalten, sie brachen auch in diesen Gegenden Afrikas die Bahn. Im Jahre 1847 erschienen die Missionäre Krapf und Rebmann in Ostafrika, gründeten eine Station bei Mombas und wagten sich kühn unter die wilden Stämme. Krapf bereiste den Bezirk von Taita oder Dayda und Rebmann gab Kunde vom Berge Kilimandschao. Krapf ging auch nach Fuga, der Hauptstadt von Usambara. Rebmann erhielt 1849 von Mamkinga, dem Oberhäuptling des Schaggalandes, das Versprechen sichern Geleites bis zum „Unyamwezi-See", wurde jedoch empfindlich getäuscht. Krapf wagte sich 1849 nach Ukambani, machte eine Fahrt bis zum Kap Delgado und besuchte zum zweiten Male unter größter Lebensgefahr Kitui. Erhardt, welcher sich 1846 der Mission zu Mombas angeschlossen hatte, hielt sich einige Monate in Tanga auf und besuchte 1854 den Sultan Kimwere von Usambraa. Ohne allen Zweifel haben diese Missionäre der Wissenschaft einen großen Dienst geleistet, wenn auch einzelne von ihren Angaben eine strenge Kritik nicht aushalten mögen; es bleibt kleinlich und neidisch von Seite mancher Engländer, das große Verdienst der deutschen Bahnbrecher verringern zu wollen. Die „Skizze einer Karte eines Theiles von Ost- u. Centralafrika", welche Erhardt und Rebmann entworfen hatten, und die in Petermanns Mittheilungen von 1856 erschien, enthielt eine allerdings phantastische Darstellung der Seenregion Innerafrikas, nach den Angaben der Araber und der Eingeborenen. Aber sie hatten wenigstens das Verdienst, die allgemeine Aufmerksamkeit auf jene Gegenden zu lenken. Ein Wasserbecken von der Größe des kaspischen Meeres bedeckt auf jener Karte einen weiten Raum; die vier einzelnen Seen, welche wir nun kennen, nämlich der Nyanza, der Tanganyika oder Udschidschi, der Schama oder Moiro Aschinto, und der Nyassa oder Maravi fallen dort in Eins zusammen. Darüber sind wir nun durch die neuen Entdeckungen Livingston's, Burton's und Speke's im Klaren. Wir schildern zuerst die Expeditionen dieser beiden Reisenden.

Erstes Kapitel.

Burton's und Speke's Reise von Zanzibar nach Mombas, Pangani und nach Fuga im Lande Usambara.

Burton verließ Bombay am 3. December 1856 am Bord der indischen Kriegssluy Elphinstone und hatte nach einer raschen und glücklichen Ueberfahrt schon am 18. December die Küste von Pemba in Sicht, der schönen Insel, welche von den Arabern Dschesiret el Kaschra, das Smaragd-Eiland, genannt wird. Man kann sie als einen Vorposten des tropischen Ostafrika bezeichnen.

Am folgenden Tage warf das Schiff Anker bei Tumbatu, einem der langen und schmalen Korallenriffe, welche jene Küste gleichsam einsäumen. Dort wohnt der Sklavenstamm der Machadins, welche sich zwar zum Islam bekennen, aber noch viel von ihrem alten heidnischen Wesen beibehalten haben. Zauber und Weissagungen werden hier in einer Höhle ertheilt und bei der Leichenbestattung überhäuft man den Todten mit Vorwürfen. Ein Mann stellt sich vor den Entseelten hin und schreiet ihn an: „Ich verlangte Tabak von Dir und Du hast ihn mir verweigert, hein? Wozu kann er nun Dir nützen?" Oder eine Frau ruft: „Du hast mir mit Liebkosungen nachgestellt, weißt Du das noch? Eine schöne Liebe! Jetzt fressen Dich die Würmer im Grabe!" Dergleichen Schmähungen kommen auch bei anderen Völkern vor. In Madras giebt es eine Hindukaste, bei welcher dem weiblichen Leichnam

Milch in den Mund geflößt, dann das Gesicht mit einer Muschel geklopft und eine Schmähung über die andere auf die Todte gehäuft wird. Bei den Arawaken in Guyana werden die geöffneten Augen des Todten mit Dornen gepeitscht, man bestreicht ihm Lippen und Wangen mit Fett und richtet bald schmähende bald freundliche Worte an ihn.

Die Leute von Tumbatu sind als gute Fischer und Matrosen bekannt, und müssen ihr Trinkwasser von Zanzibar holen.

Als die Reisenden am andern Morgen auf Deck kamen, wehete ihnen statt des salzigen Seegeruchs ein kräftiger Duft von Gewürznäglein entgegen, welchen der Landwind herüber trieb. Dieser Wohlgeruch bringt Fieber, und die Europäer geben sich große Mühe, sein Eindringen in ihre Zimmer abzuhalten.

Nach zweistündiger Fahrt war das Schiff vor Zanzibar, dem großen Stapelplatze und Waarenlager Ostafrikas. Der erste Anblick ist überraschend anmuthig, die ganze Landschaft grün und frisch, sie bildet entschieden einen Gegensatz zu der Dürre Arabiens und der Unfruchtbarkeit von Persiens Küsten. Das Schiff steuerte durch eine offene Einfahrt, welche in der Korallenmauer eine förmliche Breche bildet, in das Binnenwasser. Nun zeigten sich vereinzelte Häuser am Gestade. Dann trat ein sehr großes, noch nicht vollendetes und doch schon wieder in Trümmern liegendes Gebäude hervor; es hatte ein Palast werden sollen, dessen Ausbau jedoch der Sultan böser Prophezeiungen wegen einstellte. Eine halbe Stunde davon entfernt liegt das Schloß des Herrschers, ein umfangreiches, unhübsches Gebäude, in dessen Nähe eine stinkende Lagune pestbringende Dünste aushaucht. Manche Schiffe, welche vor jenem Schlosse bei Mtony Anker warfen, haben binnen wenigen Tagen die Hälfte ihrer Mannschaft am Fieber verloren.

Die Reisenden betraten das Land vierzig Tage nach dem Tode des Herrschers Seyd, der auf einer Rückfahrt von Maskat nach Zanzibar gestorben war. Eben ging die Trauerzeit zu Ende, aber die Stimmung war gedrückt, weil zwischen zwei Nachfolgern des Verstorbenen keine Eintracht herrschte. Der jüngere der beiden Brüder, Seyd Medschid, welchem Zanzibar zugefallen war, litt an den Blattern, welche schon seit drei Jahren an der Küste von Zanguebar viele Menschen hinweggerafft hatten; dazu kam in manchen Gegenden Dürre und Hungersnoth.

Zanzibar liegt auf 6° 9' s. Br. und 39° 14' ö. Länge.

Es ist die einzige größere Ortschaft auf der gleichnamigen Insel und bildet an der korallenumsäumten Küste einen weiten Bogen. Ras Schangany, die „sandige Spitze“, scheidet den vorliegenden Hafen von einer hintern Bucht, in welcher beim Nordost-Monsun die Schiffe ankern, um beim Landen der Waaren von dem Wogendrange nicht belästigt zu werden. Die Stadt ist neuern Ursprungs und verdankt ihr Emporblühen lediglich dem Handel. Zu Anfang des laufenden Jahrhunderts waren nur einige armselige Hütten und eine Burg vorhanden; 1842 zählte man fünf unbedeutende Magazine, und das jetzt sehr belebte Ostende der Stadt war noch ein Palmenhain. Jetzt mag sie während der Handelsmonate zwischen fünfzig- bis sechszigtausend Einwohner zählen und hat gewiß nicht weniger als dreitausend Wohnhäuser. Die Gebäude dieser Stadt, welche ein arabisches Gepräge trägt, sind wie jene von Dschidda und anderen Städten am rothen Meere aus Korallenfels aufgeführt und haben einen weißen Kalkanstrich. Die besten gehören den auswärtigen Kaufleuten und liegen im westlichen Viertel; die Hütten der meisten Eingeborenen sind armselig, und manche bestehen nur aus Pfählen, haben auch keine andere Bedeckung als Rohr oder Matten. Ueber die ungesunde Lagune, welche bei Hochfluth die Stadt beinahe zu einer Insel macht, führen zwei schlechte Brücken. Nach der Meeresseite hin hat die Stadt Wasserabzug, weil das Gelände sich dorthin neigt; dagegen ist die innere und hintere Stadt ganz flach. Nach der Anlage von Abzugsschleusen und Kanälen würde Zanzibar viel weniger ungesund sein, aber der Araber hält Pest und Fieber für ein viel kleineres Uebel, als die geringe Anstrengung, welche zur Herstellung von Gräben und Dämmen erforderlich wäre.

Die Fluth steigt zwölf bis sechszehn Fuß hoch und dringt dann bis in die Häuser, weil weder Wellenbrecher noch Werfte vorhanden sind. Vor der Schanganyspitze lag noch 1832 ein Dorf mit einer Moschee und jetzt ist jene Stelle mit dreißig Fuß Wasser bedeckt. Das britische Consulatsgebäude stand einst viele Schritte weit von der höchsten Fluthmarke und wird jetzt vom Meere bespült; manche Häuser sind einige Schritte weit herabgerutscht, denn die Korallenformation ist sehr wankend.

Die Straßen sind eng und gewunden, wie es für das Klima sich eignet, im westlichen Viertel hat man sie sogar gepflastert und eine Gosse angelegt, vermittelst welcher das Regenwasser abziehen

kann. Es war die beste und einzige, welche Burton überhaupt im Oriente sah! Etwas Aehnliches hat man im Ostende versucht, wo reiche Araber wohnen, aber die vielen Lachen und Moräste zeigen doch, daß die schwarze Bevölkerung die überwiegende Masse bildet. Die arabischen Häuser gleichen den alten maurischen Gebäuden in Spanien und umschließen einen viereckigen Hofraum, auf welchen die Thüren hinausgehen. Die Bauart erscheint seltsam genug, keine Linie ist grade, keine Krümmung regelmäßig, jeder Bogen hat eine andere Gestalt, selbst die Fußböden sind uneben. Gegen Abend steigt man auf die Dächer oder vielmehr Terrassen, um frische Luft zu athmen. Die Häuser der Eingeborenen haben dagegen Bandanis, Schutzdächer aus Rohr, die sehr feuergefährlich sind. Deshalb kommen oft große Brände vor, bei welchen die Sklaven arge Plünderungen zu verüben pflegen. Manche Fremde errichten auf ihrer Terrasse eine Art von Kajüte, um kühl zu schlafen; das ist aber allemal gefährlich. und die Araber bleiben deshalb in geschlossenen Räumen und halten Nachtschweiß für gesund. Je höher ein Haus und je breiter die Eingangsthür ist, je dicker auch die Pfosten und die Kette zum Sperren oder die Schlösser sind, um so vornehmer erscheint der Bewohner. Ueber dem Hauptpfosten liest man allemal eine religiöse Inschrift, die allen bösen Zauber abwendet. Die kleinen viereckigen Luftlöcher sind allemal hoch in der Mauer angebracht und mit festem Gitterwerk versehen; Glasfenster sind wegen der großen Hitze nicht rathsam; alle Luftlöcher gehen nach der Seeseite hinaus, von wo ein erfrischender Wind wehet, während, wie schon bemerkt, von der Landseite her der fieberbringende Gewürznelkenduft kommt. Das Empfangzimmer befindet sich allemal zu ebener Erde, hat beinahe nackte Wände mit vielen Nischen, einige Spiegel und Leuchter, einen persischen Teppich auf Sitzpolstern, Matten auf dem Fußboden und einige hölzerne indische Stühle.

Am Meere, etwa in der Mitte der Häuserlinie, erhebt sich die Burg mit ihren Mauerzinnen und runden Thürmen, einer Batterie von zwanzig Geschützen und dem Zeughause. Ein europäisches Bombardement könnte diese Festung nicht aushalten; die Bewachung ist einer Anzahl von Beludschen und deren Sklaven anvertraut. Einst wurde dieselbe von einem betrunkenen amerikanischen Matrosen angegriffen, der mit Beihülfe seines großen neufundländischen Hundes Sturm lief, die Beludschen fortjagte und triumphirend auf

die Mauer stieg. Man konnte diesen Mann nur dadurch bändigen, daß man Stricke um ihn warf und dergestalt zu Boden riß.

In der Festung befindet sich auch das Gefängniß mit allem Zubehör von Ketten, eisernen Halsringen, Fußschellen und dergleichen mehr. Das hindert die schwarzen Insassen nicht am Schwatzen, Singen, und Spielen mit Kaurimuscheln oder Kieselsteinen, aber ein weißer Mann würde in diesem grauenvollen Kerker eine zweite Nacht schwerlich durchleben können. In diesem Gefängnisse sah Burton noch einen schwarzen Mann, welcher bei der Ermordung des französischen Schiffsfähndrichs Maizan, die wir späterhin erzählen, in Dege la Mhora die Kriegstrommel geschlagen hatte. Dieser Unglückliche hieß Mezingera, wurde von den Arabern gefangen, nach Zanzibar gebracht und mußte zwei Jahre lang in Ketten vor dem französischen Consulat am Pranger stehen. Dann brachte man ihn 1847 in die Festung, wo er, schwer mit Eisen belastet, dergestalt an eine Kanone geschmiedet war, daß er weder liegen noch stehen konnte. Dabei war er gut beleibt und befand sich wohl!

Oestlich von der Burg steht das Zollhaus, die arabische Börse, ein langer, schmutziger Schuppen, wo Säcke und Ballen, Kisten und Körbe, Häute, Schiffsgeräthe, werthvolle Hölzer, Elfenbein und sonst noch allerlei Handelswaaren in großer Menge umherliegen und Millionen Dollars aus einer Hand in die andere gehen. In der Nähe wurde vor etwa dreißig Jahren der Bau eines neuen Zollhauses begonnen, er blieb aber unvollendet, weil der indische Zollpächter einen Aberglauben hatte. Dieser Mann war in der alten Bude reich geworden, hatte „Glück“ gehabt, und war im Zweifel, ob dasselbe ihm in einem andern Gebäude treu bleiben werde.

In der Mitte des großen viereckigen Platzes vor dem Palaste erhebt sich der Flaggenstock, an welchem schwere Verbrecher derart befestigt werden, daß man sie von den Beinen bis zum Halse mit Banden umschlingt, bis „die Seele aus ihnen hinausfährt.“ So berichtet ein amerikanischer Reisender, aber unter dem gegenwärtigen Herrscher und dessen Vater sind dergleichen Martern nicht vorgekommen. Vor dem Palaste stehen einige kupferne Kanonen; das Gebäude selbst gleicht einer zweistöckigen Kaserne, ist weiß angestrichen, hat grüne Fensterjalousien und ein Ziegeldach. In den Ställen befinden sich arabische Rosse von reinem Blut aus Oman;

eine Betstätte und ein Friedhof fehlen nicht. Die öffentlichen Gebäude sind von keinem Belang, alle dreißig Moscheen sehr einfach. Die vier Bazare sind folgende: der Fischmarkt liegt hinter dem Suk Mahogo, einer langen Straße im südlichen Theile der Stadt, wo Reis in der Hülse, Getreidearten, Wollentücher und Baumwollenwaaren, Gemüse und andere Lebensmittel verkauft werden. Ostwärts ist der Suk Melindi oder Fleischmarkt, auf welchem schon vor sieben Uhr Morgens das Beste verkauft worden ist. Die Sklaven werden auf einem von Mauern umfriedigten Platze versteigert; der Salzmarkt liegt an der Ostseite der Burg. Dort werden hohe Haufen salzhaltigen Sandes von Persern aus Mekran und Arabern aus Sur feilgeboten, und eine große Menschenmenge tummelt sich auf diesem Bazar umher. Negerinnen und schwarze Knaben stehen in langen Reihen und bieten in der Sonne getrocknete Mandioca feil, Ananas, fettiges Backwerk, die widerwärtigen Früchte des Jacabaumes*) und stark riechende Fische. Sie verfertigen zum Zeitvertreib Matten, und schnattern wirr durcheinander. Dort gehen kräftige Lastträger aus Hadramaut mit schweren Ballen oder Häuten, die auf Stangen liegen, und stoßen Kühe aus dem Wege, welche gemüthlich den Marktabfall verzehren. Stämmige Bhattias, Handelsleute aus Katsch in Indien, erkennt man an der fahlen Gesichtsfarbe, geschorenem Bart, spitzen, rothen mit Gold besetzten Turbanen und schneeweißem Baumwollenkleid; sie unterhalten sich mit den indischen Kodschas, Leuten von gelber Hautfarbe, seidenweichen Bärten und verschlagener Miene. Sehr malerisch nehmen sich die hellbraunen Araber vom persischen Golf aus, deren geringeltes Haar auf das safrangelbe Gewand herabfällt; sie tragen zweihändige Schwerter, Dolch und kleine Schilde aus Leder; gleich Raubthieren gehen sie umher, und starren andere Leute mit „kehlabschneidendem Blick“ an. Die armseligste Figur spielt unter diesen pittoresken Gestalten der Europäer, der Weiße, mit seiner lächerlichen, geschmacklosen, nichtsnutzigen Kleidertracht; die Hunde bellen

*) Artocarpus integrifolia, ein großer und schöner Baum mit geradem Stamm und so stark belaubten Wipfeln, daß kein Sonnenstrahl durchdringt. Die Frucht ist länglich-rund, wird bis zu achtzig, ja hundert Pfund schwer und enthält rundliche Samen von der Farbe und Consistenz kleiner Kastanien, die in einem festen, zuckersüßen aber abscheulich riechenden Fleische liegen. Trotzdem werden sie auf den maskarenischen Inseln (Mauritius und Bourbon-Réunion,) gern gegessen.

ihn an, und er muß sie mit seinem Stocke wegscheuchen. Hin und wieder sieht man eine Araberin oder genauer ausgedrückt einen Haufen schmutzigen Gewandes auf unsichtbaren Füßen; das Gesicht ist mit der bekannten Maskat-Maske bedeckt, aus welcher nur die Augen hervorleuchten.

Die schwarze Bevölkerung ist mannigfaltig, weil Menschen aus mehr als zwanzig verschiedenen Stämmen sich in Zanzibar angesiedelt haben. Die schlanke Mhiao-Frau erkennt man an der rußfarbigen Haut und der Perle, welche aus einem in die Unterlippe gebohrten Loche hervorscheint; ihr Mann hat sich allerlei Figuren auf seine Haut tättowiren lassen. Das halbschlächtige Sawahelimädchen trägt ein roth oder blau gewürfeltes Stück Zeug bis dicht unter die Arme, hat das Wollhaar in eine Menge kleiner Zöpfe geflochten und im linken Nasenflügel einen Knochen oder ein Stück Metall; in den Ohrzipfeln steckt ein Pflock von Holz oder eine kleine aus Palmblättern züsammengelegte Rolle. Die Sklavinnen scheeren das Haupt und lassen nur etwas Haar von der Gestalt einer Kokosnuß stehen; die Kinder laufen umher, wie Gott sie erschaffen hat. Die Wanyassa haben ihre Zähne spitz gefeilt, die Wazegura sind tättowirt. An der Art dieser Tättowirung erkennt man die verschiedenen Stämme, aber allen sind die Spuren böser Krankheiten gemeinsam, nämlich Narben und Blatterngruben.

Zwischen den fünf kleinen Koralleninseln auf der Rhede von Zanzibar (— Schampany, Kibandiko, Schangu, Bawu und Schumby, oder wie sie bei den Europäern heißen: French Island im Norden mit dem europäischen Friedhofe; Ponton im Westen, von Middle Island durch einen tiefen Kanal getrennt; Bawy oder Turtle Island und im Süden Isle de la Passe —) herrscht ein reges Leben. In den Außengewässern sieht man eine Flotte von Galawa, kleinen Nachen und Schiffen aus einem einzigen Holzstamme, welche rasch, gleich malayischen Prahus, von schwarzen Ruderern getrieben, über die Wogen gleiten. Von diesen Negern haben manche, namentlich jene auf Brava, aus den portugiesischen Zeiten her die breitkrämpigen Strohhüte beibehalten. Die pequenos Batteis, welcher Camoens in den Lusiaden erwähnt, sind noch heute dieselben, nur haben manche jetzt, statt der Segel aus Palmblättern, Segel aus amerikanischem Baumwollenzeuge, die auf einem Paar Auslegern von zehn Quadratfuß ruhen; kleinere rudert man mit einem einzigen breiten, gekrümmten Ruder, manche werden auch gewrickt.

Am lebendigsten ist Zanzibar in der eigentlichen Handelszeit, während des Nordost-Monsuns. Vor dem Zollhause sieht man die „Eingeborenen“ dicht wie Bienenschwärme, besonders wenn ein Kriegsschiff in Sicht kommt. Sklaven waschen Elfenbein in der See, legen Häute und Fälle zu hohen Haufen aufeinander und schaffen Farbhölzer an den Strand. Dazwischen laufen kleine Braminenochsen umher und stoßen gelegentlich einander. Die schwarze Jugend beiderlei Geschlechts badet im Meere. Manchmal liegen sechszig bis siebenzig Schiffe gleichzeitig im Hafen und zumeist dicht an der Insel.

Dem Europäer gewähren sie ein interessantes Schauspiel. Da ist zunächst die Mtepe, welche ganz genau den Fahrzeugen entspricht, welche der Verfasser des Periplus vor mehr als zweitausend Jahren beschrieb. Solch eine Mtepe aus dem Hafen Lamu, deren Breite ein Drittel der Länge beträgt, führt am dünnen Mast ein großes viereckiges Mattensegel, hat einen schwanhalsigen Schnabel, an dessen rothem Kopfe (wie bei den chinesischen Dschonken und den alten ägyptischen Archen) ein rundes weißes Auge gemalt ist. Vom Halse hängen allerlei Talismane herab, und das Ganze gleicht einem Riesenvogel, der sich auf dem Wasser schaukelt. Die Mtepe hat eine Trächtigkeit von fünfzehn bis zwanzig Tonnen (jede zu etwa zwanzig Centnern), ist, ohne irgend einen Nagel oder eiserne Bolzen, sehr dauerhaft gezimmert, läuft vortrefflich gegen den Wind, und ist so elastisch, daß sie ohne Gefahr auf Sandbänke rennen kann. Neben diesem uralterthümlichen ostafrikanischen Küstenschiffe liegt ein Beden, welcher aus Sur oder Maskat in Arabien eine Anzahl Abenteurer gebracht hat. Solch ein Schiff hat eine Kajüte, segelt schnell, und wird von Reisenden, deren es zu hundert Mann an Bord nimmt, sehr gesucht. Recht plump sieht ein Grab aus; es gleicht einer übergroßen Dau, ist barkartig aufgetakelt, hat ein kolossales Steuerruder und sieht aus wie ein riesiger Fisch mit einer großen Schwanzflosse. Dort liegen auch Baghlas und Gandschas aus Katsch, mit niedrigem, weit vorstehendem Bug und hübsch bemaltem oder beschnitztem Stern. Diese Schiffe sind bei hochgehender See gefährlich. Ferner liegen vor Zanzibar verschiedene Arten arabischer Dau's mit mächtigen Auslegern am Stern, Matumbis und Maschuas.

Weiter seewärts ankern ein halbes Dutzend Kauffahrteischiffe aus Deutschland, namentlich aus Hamburg, Frankreich und Nord-

amerika, welche Elfenbein, Kopal, Kaurimuscheln und Häute laden; neben ihnen liegen sehr friedlich einige Kriegsschiffe des Sultans; sie sind abgetakelt, am Bord sind zur Bewachung nur einige Sklaven, viele Ratten und noch mehr abscheuliche Kakerlaken (Cockroaches*). Ein paar Schraubendampfer könnten dem Beherrscher von Zanzibar größere Dienste leisten als diese Flotte; aber ein Araber wird das nur mit Mühe begreifen, weil er meint, die Menge mache es aus.

Man hat von dem verstorbenen Sultan Said Said mehr Aufhebens gemacht, als er verdiente. Allerdings war er ein ganz tüchtiger Mann und, für einen arabischen Fürsten, ziemlich unterrichtet; aber über die Barbarei kam er doch nicht hinweg. Die Engländer schenkten ihm das Modell einer Dampfmaschine; er ließ dasselbe im Magazine verrosten. Obwohl Mohammedaner, glaubte er doch fest an die afrikanischen Fetische; nie würde er einen Mganga, Zauberer, haben bestrafen oder einen „Teufelsbaum" umhauen lassen. Als der mit ihm sehr befreundete englische Consul Hamerton erkrankte, ließ er an dessen Kammerthür ein Stück Papier mit einem silbernen Nagel befestigen, um dadurch böse Genien und insbesondere den Geist eines Schotten abzuhalten, der im Consulate gestorben war. Er wollte keinem Porträtmaler sitzen, weil dann ein Theil seines Lebens von ihm weggenommen würde. Als man ihm ein Kupferwerk zeigte, in welchem das Ritterthum des Mittelalters erläutert war und dabei bemerkte, daß die Ritter sich bedrängter Frauen angenommen hätten, bemerkte er: nur Pöbel (Siflah) mische sich in die Angelegenheiten von Mann und Frau. Die Gesellschaft der nordischen Alterthumsforscher zu Kopenhagen hatte ihm ihr Diplom geschickt; er wollte jedoch mit Leuten nichts gemein haben, welche Gräber berauben und Leichen beunruhigen. Aus Bombay sandte man ihm Pegelstöcke zum Messen des Meeresstandes; er wies sie zurück, denn Allah habe Ebbe und Fluth ge-

*) Blatta americana. Mit Recht hat man diese widerwärtigen Schaben als eine der größten Plagen in den Ländern am indischen Ocean und des rothen Meeres bezeichnet. Sie vermehren sich besonders auf den Schiffen ungeheuer, fressen Alles, Leder von Schuhen, Papier, Speisen, Kerzen, selbst Quecksilberpräparate, und riechen widerwärtig. Bei den Schiffern gelten sie als eine Art von Barometer; wenn es regnen will, kriechen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor und fliegen umher. Ihren größten Feind haben sie in einer grünen Fliege, Sphex lobata, welche ihnen den Legestachel mehrmals in den dicken Leib rennt und ihre Eier in die Seiten des Kakerlaken bringt.

schaffen und der Mensch brauche darüber weiter nichts zu wissen. Man konnte ihm nie begreiflich machen, was eine republikanische Staatsverfassung sei; sie schien ihm unmöglich, weil bei einer solchen ja Keiner da sei, welcher die Bastonnade geben lassen könne.

In diesem Zanzibar landeten Burton und Speke am 20. December, und wurden vom Consul Hamerton gastlich empfangen. Die Araber waren mißtrauisch und fragten, was die beiden Franken im Lande des Kopalgummi und der Elephantenzähne eigentlich beabsichtigten. Seit man dort glaubte, es sei Absicht der Franzosen gewesen, sich irgendwo an der Küste festzusetzen, waren auch die Ausflüge der deutschen Missionäre nach Fuga im Lande Usambara mit mißliebigen Augen betrachtet worden. Burton spricht den schweren Vorwurf aus, die nichtswürdigen Kaufleute in Zanzibar, sowohl amerikanische wie europäische, hätten alles Mögliche gethan, um den beiden Reisenden ein ähnliches Schicksal zu bereiten, wie einst dem Franzosen Maizan, und sowohl unter den indischen Banianen, wie unter den Arabern und Sawaheli böse Gerüchte in Umlauf gesetzt. Consul Hamerton erhielt von diesen Ränken Kunde durch den „himmlischen Doctor", den Kadi der Sawaheli, und schwor dann in Gegenwart der arabischen Häuptlinge einen heiligen Eid, daß die Expedition lediglich aus englischen Offizieren bestehe und mit den deutschen Missionären gar nichts gemein haben werde. Hamerton, welcher die Landesart kannte, mußte so und nicht anders verfahren.

Zur Abreise ins Innere war die Jahreszeit ungeeignet; auch lag den beiden Entdeckern daran, zuvor mit den Verhältnissen des Küstenstriches näher bekannt zu werden und eine Kreuzfahrt am Gestade zu machen. Ein alter angesehener Araber, Suleyman ben Hamed, genannt das Meer von Milch, der in frühern Zeiten Statthalter von Zanzibar gewesen, zeigte sich ihnen gewogen und gab ihnen Empfehlungsschreiben; ein solches erhielten sie auch von dem jungen Sultan Medschid an Kimwere, den Sultan von Usambara und an die Befehlshaber der verschiedenen Beludschengarnisonen in den von Zanzibar abhängigen Seeplätzen. Geld streckte der indische Zolleinnehmer Ladha Damha vor.

Bis zum Jahre 1840 hatten die Fremden in Zanzibar eine sehr unangenehme Stellung, weil sie ohne Schutz von Seiten ihrer Heimathländer waren. Hamerton kam 1840 als britischer Consul; damals war seit neun Jahren kein englisches Kriegsschiff dort ge-

wesen; man hatte unter den Eingeborenen ausgesprengt, England habe die Herrschaft über die indischen Meere verloren, und der Sklavenhandel wurde eben so schwungreich als grauenhaft betrieben. Kranke Sklaven warf man ins Meer, weil man dann keine Abgabe für sie zu zahlen brauchte; die Leichen wurden nachher von der Fluth an den Strand gespült und von Hunden aufgefressen. Hamerton trat von vorne herein mit Nachdruck auf, der Sultan zeigte guten Willen und bald gewannen die Dinge ein anderes Ansehen. Die Sklaven wurden besser behandelt, seitdem jede Mißhandlung derselben durch Stockprügel geahndet wurde, und die Unverschämtheit der schwarzen Bewohner gegen die Weißen ließ bald nach. Die Araber hatten den Negern gesagt, vor Europäern brauche man keinen Respect zu haben; der Kaufmann, welcher die Consulatsgeschäfte versah, war in seinem eigenen Hause mißhandelt worden, die Sawahelis drangen unbefugterweise in die Wohnungen, verlangten Branntwein, und zogen den Dolch, wenn man ihnen nicht willfährig war. Von den Arabern wurden die Europäer auf der Straße bei Seite gestoßen, bei Nacht konnten sie nicht mit Laternen ausgehen, weil man dieselben zerschlug und die Träger mißhandelte; kurzum die Dinge waren so arg geworden, daß selbst die sonst so servilen Banianen, diese indischen Unterthanen Englands, sich unhöflich gegen die Weißen benahmen. Alle solche Zustände wurden durch Consul Hamerton gründlich beseitigt; aber dieser vortreffliche Mann rieb sich durch angestrengte Thätigkeit auf und das böse afrikanische Fieber untergrub seine Gesundheit völlig.

Zum Führer erkoren die Reisenden den Said ben Selim el Lamki, einen winzig kleinen, dürren Araber von etwa vierzig Jahren, gelbem Gesicht mit hervorstehenden Augen, langer, krummer Nase und spärlichem Barte. Sein Vater war Statthalter von Kiloa gewesen, er selbst hatte die Besatzung in dem kleinen Hafen Saadan befehligt, war ein sehr höflicher Mann und vermochte es nicht über sich, seine Sklaven zu prügeln, obwohl er oft einen arabischen Vers sprach, der da lautet: „kauf einen Sklaven nicht anders, als wenn Du den Stock in der Hand hast, sonst muß der Herr gehorchen und der Sklav ist Gebieter.“ Er war nervös und schüchtern, obwohl er immer einen Dolch und einen mächtig großen Säbel führte, wagte sich nicht aus der Thür, wenn man ihm von Leoparden erzählt hatte, war auf der See immer krank, konnte keine

Anstrengungen ertragen, betete regelmäßig, kauete Betel und Tabak, trank wenig Wasser und viel Milch, sprach das Arabische nicht gut, desto besser aber jene Art von Lingua franca, das Kisawaheli, dessen sich an der ostafrikanischen Küste die Araber, Banianen und Schwarzen im Verkehr bedienen. Er war ein weit und breit sehr geachteter Mann und das kam den Reisenden recht gelegen; wußte viel und theilte seine Kenntnisse gern mit; dazu kam noch, daß er höflich, angenehm auch im Umgang wohlwollend und, was im Orient selten ist, durchaus rechtlich und zuverlässig war.

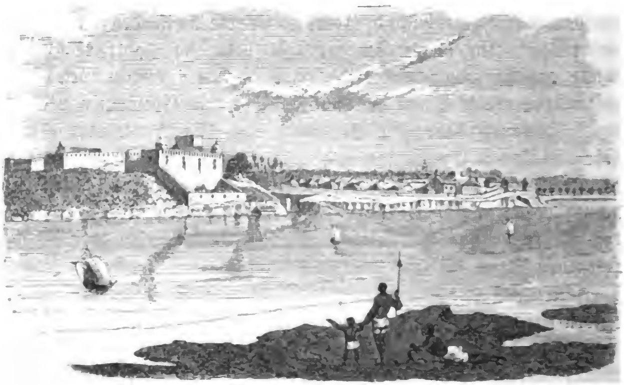
Am Abend des 5. Januar 1857 gingen Burton und Speke an Bord des arabischen Bedins Riami. Das Fahrzeug war auf zwei Monate mit Lebensmitteln versehen. Der Kapitän Hamed war ein Araber aus Sur; diese Leute gelten für habsüchtig, plump, unredlich und unverschämt, und dieser Schiffsführer war nicht aus der Art geschlagen. Er hatte nicht einmal für Holz und Wasser gesorgt, raffte in aller Eile auf dem Bazar ein halbes Dutzend Müssiggänger zusammen, unter ihnen auch einen Schneider, warb diese als Matrosen an, und trödelte dermaßen hin und her, daß Burton ihm Ohrfeigen gab und mit Stockprügeln drohete.

Endlich stach das Schiff in See und war am 10. Januar bei dem paradiesen Eiland Pemba, wo die Reisenden einen Tag verweilten. Auf dieser Smaragdinsel hatte im Jahre 1698 der kühne englische Bukkanier Kidd seine in den indischen Gewässern zusammengeraubte Beute an Gold, Silber und Edelsteinen vergraben. Zuweilen haben die Bewohner von Pemba vergrabene Gefäße mit kleinen Goldbarren und goldenen Knöpfen gefunden, denn die Freibeuter trugen gern einen Theil ihres Raubes an den Kleidern. Noch in unsern Tagen ist es vorgekommen, daß Kapitaine und Matrosen von Kauffahrern, die auf Madagaskar oder in abgelegenen Häfen der afrikanischen Küste landeten, von Eingeborenen überfallen wurden, welche ihnen die Messingknöpfe abschnitten. Das Andenken an Kidd und dessen goldene Knöpfe lebt bis heute fort.

Der Haupthafen auf Pemba, Schackschack, hat eine alte Burg, welche jenen am Rheine gleicht; die Fahrt von dort nach Norden hin war wegen der Regengüsse, heftigen Windes und hoher See äußerst unangenehm. Dazu kam noch der üble Geruch im Schiffe, der von faulendem Kielwasser, Holz und Kakerlaken herrührte. Endlich, am 16., lief der Riami um das Ras (Vorgebirge, Landspitze) Betony in den von Land umschlossenen Hafen

von Mombas ein. Die dortigen Schwarzen riefen: „Was für Neuigkeiten bringt ihr?", die Mädchen schwammen wie Nereiden in der See und spotteten die Ankömmlinge aus, die nackte Jugend rief: „Mzungu!", weiße Männer!

Ueber Mombas und dessen Bedeutung haben wir schon weiter oben nach Krapf's Berichten Einiges mitgetheilt. Burton hebt hervor, daß in neueren Zeiten insbesondere die in den Häfen ansässigen Banianen aus Indien, obwohl englische Unterthanen, sich große Mühe geben, sowohl die Wilden im Innern, wie die aus Mischlingen von Arabern und Schwarzen bestehende Bevölkerung des Küstenlandes gegen die Europäer aufzureizen, und an eine alte Prophezeiung zu erinnern, derzufolge die Weißen einst Herren des Landes werden sollen. Seitdem die Macht des Sultans von Zanzibar sich befestigt und der europäische Einfluß zugenommen hat, sind offenbare Feindseligkeiten von den Arabern, Banianen und Suahelis allerdings nicht mehr zu besorgen, aber sie bieten doch Alles auf, um dem Handel der Europäer, welcher ihrem Monopole verderblich wird, Hindernisse in den Weg zu legen.



Mombas.

Mombas liegt auf einer kleinen Koralleninsel, dem Festlande ganz nahe. Der zwischen beiden strömende Meeresarm oder Kanal bildet den Hafen, in welchem die Korallen einen natürlichen Molo

bilden. Die Engländer haben Treppenstufen in denselben gehauen, auf welchen man bis zur Stadt gelangt. Das Missionsgebäude hat zwei Geschosse und ragt also über die Hütten der Eingeborenen hoch empor, doch sind noch einige andere steinerne Gebäude vorhanden. Ein paar verfallene Kirchen, Brunnen mit gutem Wasser und die Festung, von welcher aus die Rhede beherrscht wird, erinnern an die Portugiesen. Das Klima ist wärmer als in Zanzibar, aber nicht so ungesund. In der Burg liegen als Besatzung dreihundert Beludschen; die Zahl der Einwohner beträgt etwa achttausend, anmaßende, nichtsnutzige, fanatische Leute, die selbst bei den Arabern in schlechtem Rufe stehen. Die Reisenden wurden wie Feinde angesehen und, weil sie sich nichts abpressen ließen, so unverschämt behandelt, daß Burton die Zudringlichen mit dem Säbel in der Faust abwehren mußte. Sogar der Befehlshaber der Besatzung, ein alter Araber aus Mekka, ein verrätherischer roher Mann, wollte den Reisenden ihre Drehpistolen und Flinten rauben. Dagegen benahm sich der Statthalter, ein Araber aus Oman, durchaus anständig.

Es war ein Hauptzweck der Reisenden, mit dem Missionär Rebmann sich zu besprechen, und sie fuhren deshalb nach dessen Station Rabbai Mpia. Die Missionsgebäude erschienen hier als ein Meisterwerk des Fleißes; Rebmann und Erhardt hatten den Bau 1850 begonnen. Abends genossen sie die erfrischende Seeluft. Empfindlich ist der Mangel an einem Brunnen, und die rothen Ameisen sind eine solche Plage, daß man die Pfosten der Bettstellen in Wassergefäße stellen muß; am Tage ist man nirgends vor diesen Insekten sicher, sie kriechen sogar in Nase und Ohren. Die Schwarzen bei der Mission starrten die neuen weißen Ankömmlinge an, auch Wilde drängten sich herbei und bettelten um etwas Zeug oder Tabak.

Rebmann hatte damals schon neun Jahre in Ostafrika gelebt und gab den Reisenden wichtige Auskunft über die afrikanischen Völker, welche er in drei große Gruppen theilt. Zuerst die reinen Nomaden, wie die Somal, die Gallas, Masaï und andere; sie alle sind kriegerisch und eine Geißel ihrer Nachbarn. Sodann die Halbnomaden, z. B. Wakambas, welche keine festen Wohnsitze haben, aber den Acker durch ihre Weiber bestellen lassen und nur gelegentlich auf Raubzüge ausgehen oder plündern. Endlich die ackerbautreibenden Stämme, wie die Wanikas, in der ganzen

Region zwischen dem Meer und den großen Seen. Sie sind streitsüchtig und diebisch, aber im Allgemeinen nicht gerade feindselig gegen Fremde. Ihre Körperbildung ist untadelhaft, und manche junge Mädchen könnten als Modelle für eine mediceische Venus dienen; aber bei Männern wie bei Frauen ist das Gesicht abscheulich. Die Wanikas sind Trunkenbolde, ausschweifende, träge und feige Leute; die Muselmänner haben sich mit einer Bekehrung dieses Volkes nicht abgegeben und die christlichen Missionäre mußten auf eine solche verzichten, weil sie mit dermaßen gearteten Menschen gar nichts anfangen konnten. Doch haben sie untereinander große Familienanhänglichkeit und verkaufen ihre Kinder blos, wenn Hungersnoth sie treibt. Eine solche war wenige Jahre vorher unter dem trägen Volk ausgebrochen und wurde von dem arabischen Statthalter zu Mombas in wahrhaft niederträchtiger Weise ausgebeutet. Er gab den Wanikas Getreide, ließ sich für dasselbe eine Anzahl Frauen und Kinder stellen und verkaufte diese ohne Weiteres an Sklavenhändler. Aber die Rache ließ nicht lange auf sich warten. Im Jahre 1844 unterlag er in einem Gefechte gegen die Schwarzen, welche ihn gefangen nahmen. Nachdem sie seinen Sohn vor seinen Augen grausam verstümmelt und ermordet hatten, marterten sie ihn selber zu Tode.

Von einer Reise ins Innere mußte Rebmann entschieden abrathen. In Folge langer Dürre war Wassermangel eingetreten, es fehlte an Lebensmitteln, Führern und Trägern, weil Niemand sich in Gegenden wagen mochte, welche von allerlei Raubgesindel durchschwärmt wurden. Das ist übrigens der normale Zustand in jenen Theilen Afrikas; man weiß nie im Voraus, ob eine Straße offen und sicher sei oder nicht. Nur der Handel öffnet sich am Ende immer da oder dort, auf geradem Wege oder auf Umwegen eine Bahn. So gelang es Krapf, allerdings nur unter der größten Lebensgefahr, mit Kaufleuten nach der Provinz Kikuyu in Ukambani vorzudringen; ob aber Andere diese Straße benützen könnten, auf welcher man gewiß später einmal ins Innere gelangen wird, steht sehr dahin, denn die Verhältnisse wechseln dort schnell. Vor wenigen Jahren zitterte man in Mombas vor den Wakuafis, die bald nachher von den Masai bezwungen wurden, welche westlich von Schagga ein gesundes Weideland bewohnen. Diese Nomaden haben keine Pferde und ziehen mit Kameelen und Rindviehheerden umher. Auch sie sind ein Schrecken der Küstenbewohner, weil in ihren Augen

das Leben gar keinen Werth hat. Manchmal zeigen sie sich friedlich und werden dann von Handelsleuten aus Mombas, Wasin, Tanga und Pangani besucht.

In Mombas hatte sich das Gerücht verbreitet, diese wilden Masai drängen in der Richtung nach Kisulodiny vor und die Missionäre seien in Gefahr. Speke und Burton eilten zur Hülfe herbei, das Gerücht hatte indessen vorerst übertrieben, und die Missionäre kamen am 22. Januar 1857 wohlbehalten nach Mombas. Einige Tage später leuchteten jedoch auf den Bergen viele Feuer empor und am andern Morgen fand man in den Thälern bei der Mission die Leichen ermordeter Menschen. Die Wilden plünderten weit und breit, und drangen bis in die Nähe des Meeres vor. Als sie dort von den Arabern und Suahelis mit Flintenschüssen begrüßt wurden, eilten sie in wilder Flucht davon. Die Sieger verfolgten aber nicht etwa in geschlossenen Reihen den Feind, sondern zerstreueten sich, um die ihnen geraubten Heerden wieder fort zu treiben. Diesen Fehler benutzten die Masai, kehrten um, tödteten viele Araber, trieben sich noch eine Weile in der Gegend umher und zogen dann wieder in ihre Berge.

Am 24. Januar gingen die Reisenden wieder an Bord des Riami und fuhren gen Süden. Nach einer achtstündigen Fahrt wurde in der Gasy-Bucht geankert. Diese Küstenstrecke hat mehr Korallenriffe als Häfen, die Schiffe wagen nach Eintritt der Dunkelheit keine Fahrt und sind auf den offenen Rheden gegen starken Nordost gar nicht geschützt. Gasy ist ein bedeutendes Dorf, in welchem einige Angehörige der noch immer aus Mombas verbannten Familie Masrui wohnen; das umliegende Land gehört den wilden Wadigo.

Mit Sonnenaufgang begann die Fahrt nach Wasin, das auf der gleichnamigen Insel liegt und durch einen schmalen tiefen Kanal vom Festlande getrennt ist; diesem gegenüber liegt die kleine Stadt mit ihren drei Moscheen, winzigen Hütten und großen Häusern, deren Gebälk aus Mangrovestämmen vermittelst vieler Stricke aus Cocosfasern (Coir) an einander befestigt ist. Wasser muß man von der Küste holen; es ist brakig, aber nicht ungesund. Das letztere gilt dagegen in hohem Grade vom Klima. Die Einwohner sind ein schlechtes, fanatisches Gesindel, lymphatische Araber, häßliche Suaheli, armselige Mischlinge und diebische Sklaven. Der

Sultan hält in Wasin keine Besatzung, Banianen dürfen, vermöge ihres Gesetzes, nicht mit Kaurimuscheln handeln und meiden deshalb diesen Ort, der für den Handel ohne Bedeutung ist. Nur zu Anfang der Regenzeit findet im Innern einiger Waarenverkehr statt. Karawanen, bei welchen die Wadigo und Wasegeschu sich als Träger verdingen, gehen von Wanga und anderen kleinen Häfen an der Küste in die Gebiete der Wakuafi und Masai, legen den Weg dorthin in etwa zwanzig Tagreisen zurück, bleiben einige Monate dort und kehren mit Elfenbein und Sklaven zurück.

Am 27. Januar fuhr der Riami von Wasin, nach der Insel Tanga. Die gleichnamige Stadt liegt in einer sechs engl. Meilen tiefen Bucht, zu welcher die Einfahrt theilweise durch Korallenbänke versperrt ist. In dieselbe münden zwei kleine Bäche, in denen viele Flußpferde leben. Die Stadt, deren Name Segel bedeutet, gleicht ganz den übrigen Küstenstädten, liegt auf einer Erhöhung zwischen Cocospalmen und Kalebassenbäumen, und zählt zwischen vier- bis fünftausend Einwohner, darunter etwa zwanzig Banianen und eben so viele Beludschen. Zweimal im Jahre, nach Beendigung der großen und kleinen Regenzeit, also im Juni und November gehen Karawanen nach Dschagga und zu den Masai, und nehmen Baumwollenzeuge, Messing- und Eisendraht und Glasperlen mit, von denen nicht weniger als vierhundert verschiedene Sorten im Umlauf sind. Sie bringen Esel, Kameele, einige Sklaven und etwa 70,000 Pfund Elfenbein zurück. Die Einwohner verfertigen auch allerlei Eisenwaaren. Burton wurde von den Vorstehern der Suaheli freundlich aufgenommen, besuchte die Hütte welche früher der deutsche Missionär Erhardt bewohnt hatte, wurde mit Kaffee, Milch und Früchten bewirthet, und zog Erkundigungen über die Geographie des Landes ein. Von dem hohen Berge Kilimandscharo wurden ihm wunderbare Dinge berichtet. Dort hat Scheddah eine Stadt aus Erz gebaut und die Bergspitze mit einer silbernen Kuppel gekrönt, die in allen Farben erglänzt. Dort halten auch Dschamis, feurige Wesen, böse Geister, ihre Versammlungen und scheuchen Jeden zurück, welcher den Berg ersteigen möchte; dieser weicht zurück, je näher ihm der Wanderer kommt, und je höher derselbe steigt, um so mehr thürmt der Berg sich empor. Endlich dringt ihm das Blut aus der Nase hervor, seine Finger werden krumm und starr, der Athem versagt ihm und auch der muthigste Mann muß Halt machen. Aus diesem Gewebe von Fabeln und

Thatsachen ergiebt sich wenigstens so viel, daß der Berg eine beträchtliche Höhe hat.

Am Abend wurden die beiden weißen Männer mit einem Ngoma Chu, einem Ständchen, beehrt; es war eine entsetzlich lärmende, ohrzerreißende Musik. Die Vorsteher der Suahelis lassen sich gern Sultan tituliren, und jeder übt in seinem Dorfe eine fast uneingeschränkte Gewalt. Der gemeine Mann darf in ihrer Gegenwart nicht auf einem Stuhle, einem Teppich oder einer feinen Matte sitzen, oder einen Sonnenschirm oder Turban tragen; auch darf bei feierlichen Gelegenheiten nur allein der Häuptling tanzen.

Burton erhielt ein Geleit und konnte die etwa fünf Meilen südlich von Tanga etwas landeinwärts liegenden Trümmer einer alten Stadt besuchen. Aus der Ferne gesehen, glich sie einem verfallenen Schlosse. Die Ueberreste sind unbedeutend; innerhalb der Mauern steht eine verfallene Moschee. In den alten Häusern haben wilde Wasegushus ihr Vieh untergebracht. Niemand wußte, von wem die alte Stadt gebaut worden sei.

Je den fünften Tag besuchen Leute aus Tanga das Dorf Ambony, wo dann ein Goglio, ein Markt, gehalten wird, zu welchem die Wilden aus dem Innern kommen. Burton legte arabische Tracht an und ging in Begleitung eines alten Arabers dorthin. Der Weg führte anfangs der Küste entlang unter Kokospalmen, dann durch ein Dorf, in welchem Schmiede früh am Morgen rüstig arbeiteten und die Schuljugend lesen lernte. Nach zwei Meilen wurde ein Bach durchwatet, bis zu welchem die Meeresfluth ansteigt; nach einer halben Stunde kam er an den tiefen Fluß Behemoth, auf welchem sich eine Fähre befindet. Die Wilden an dieser Küste haben keine Boote, fischen selten und können nicht einmal schwimmen. Am andern Ufer liegen Bananenfelder. Der Markt war schon früh sehr belebt. Die wilden Leute, verschiedener Stämme: Waschenzi, Wasembara, Wadigo und Wasegushu schritten bewaffnet einher; die Frauen trugen nach Landesart ihre Kinder auf dem Rücken und die Verkaufswaaren auf dem Kopfe, oder saßen vor diesen letzteren, welche sie laut ausboten. Der eigentliche Marktplatz war durch Stricke abgesperrt, und wer innerhalb desselben verkaufen wollte, hatte eine Abgabe zu zahlen. Die wilden Leute vertauschten ihre mageren Ziegen und Schafe, Kokosnüsse, Bananen, Getreide und flüssige Butter gegen Baumwollenzeug, Glasperlen, Eisenwaaren, getrocknete Fische, Salz, berau-

schende Getränke, Gewürze, Nadeln, Zwirn und Galmei. Die verschiedenen Gruppen waren wohl etwas lärmend aber dabei ganz friedlich.

Burton verweilte sechs Tage in Tanga und unternahm während dieser Zeit noch einige andere Ausflüge. Am 2. Februar ging er mit einem frischen Barri, d. h. Landwinde, wieder in See, und erreichte nach fünfstündiger Fahrt Tangata, eine offene Rhede zwischen Tanga und Pangany. In der Nähe sollten sich Ruinen, angeblich mit persischen Inschriften befinden, und allerdings liegen dergleichen nicht weit vom Dorfe Tongony. Der Reisende fand dort einen Friedhof mit dem Grabe eines Wali, Heiligen; eine alte Moschee mit Säulen aus Korallenfels, und in einem Mausoleum ein Bruchstück von einem verglasten persischen Ziegel, mit großen blauen Buchstaben in der Rukaaschriftart. Die Suaheli hegten davor eine abergläubige Scheu und erzählten, Sultan Kimwera von Usumbara habe die Absicht gehabt, den Stein holen zu lassen; aber von den Männern, welche er zu diesem Zweck ausgeschickt, seien neunzehn eines geheimnißvollen Todes gestorben. Indeß Burton konnte ihn wegnehmen, nachdem er einige Stücke Musselin als Geschenke ausgetheilt hatte.

Am 3. Februar fuhr der Riami an der Insel Moziny vorüber nach Pangani, von wo Burton einen Ausflug ins Innere machen wollte. Deshalb gedachte er mit einiger Feierlichkeit aufzutreten und sandte seinen Begleiter Seid ben Selim mit dem Rundschreiben des Sultans an den Gouverneur, den Befehlshaber der Besatzung, den Zolleinnehmer und die Vorsteher der Suaheli, und wurde dann auch mit großer Auszeichnung empfangen. Man machte Musik, die Vorsteher tanzten, schwangen dabei ihre Säbel und Sklavinnen sangen. Schaaren von halbschlächtigen Leuten und Schwarzen ergötzten sich sehr an dem schrillen Tone der Pfeifen und dem Gelärm einer großen „Bombom“, das heißt, Trommel. Beim Gouverneur, der ein Freigelassener des verstorbenen Sultans war, fanden die Reisenden gastliche Aufnahme. Von dem Dache des zweistöckigen Hauses hatten sie eine herrliche Aussicht auf den Panganifluß; nach Norden hin standen Kokoshaine, gegen Süden hoben sich gelbe Felsen anmuthig vom Horizont ab, der breite Strom zog, von grünen Ufern eingesäumt, in die blaue See.

Pangani und das benachbarte Kumba liegen am linken Ufer der Mündung, am rechten und gerade gegenüber dehnen sich

unter gelben Sandsteinhügeln die von mächtigen Bäumen überschatteten Dörfer Bueny und Mzimo hin. Der Panganifluß ist dort etwa 600 Fuß breit; vor der Mündung liegen eine Barre und ein Watt; nur im Süden befindet sich eine Einfahrt, die jetzt nicht mehr als sieben bis acht Fuß Tiefwasser hat; Owen fand vor dreißig Jahren dort zwölf Fuß. Sie ist sehr gefährlich und selbst geizige arabische Schiffsführer müssen einen Lootsen nehmen, der einen Dollar kostet. Das Wasser in den Brunnen ist brakig, das Klima soll während der trockenen Jahreszeit nicht ungesund sein, während mit dem Regen sich auch gleich bösartige Gallenfieber einstellen.

Unter den Wohngebäuden sind etwa zwei Dutzend von Stein, alle übrigen nur Hütten, deren jede von einem mit Matten umzogenen Hofraum umgeben ist. Um die Stadt zieht sich ein Dornengestrüpp, in welchem sich die Leoparden gern aufhalten. Kurz vor Burtons Ankunft war eine dieser Bestien auf das Dach eines Hauses geklettert und hatte eine junge Sklavin fortgeschleppt; im Flusse tummeln sich Krokodile. Sie hatten vor einigen Tagen einen Knaben aufgefressen. Die Frage, weshalb man das Gestrüpp nicht niederbrenne und die Alligatoren tödte, wurde damit beantwortet, daß man nöthigenfalls im Wald eine Zuflucht gegen Feinde finden könne und die Alligatoren brächten Glück. Bei Pangani wachsen alle tropischen Früchte, sogar die Gewürznelke; man bauet auch Mais, Durra, Sesam und andere Körnerfrüchte und etwas Baumwolle für den Hausdedarf. Aber Vieh ist selten, die Kühe sterben, wenn sie das Gras fressen, die Ziegen geben keine Milch, Fische und Geflügel sind in Menge vorhanden.

Die Einwohnerzahl von Pangani und den drei nebenliegenden Dörfern beläuft sich auf etwa viertausend Köpfe, Araber, moslemitische Suaheli und Heiden; die Sklavinnen bilden eine beträchtliche Anzahl der Bevölkerung. Der Elfenbeinhandel aus Ngura, Masai und Schagga ist gewinnbringend und in den Händen von etwa zwanzig Banianen. Sie klagten sehr über die Pagazi, d. h. Träger, welchen sie für die Reise ins Innere zehn Dollars bezahlen müssen, zur Hälfte beim Abzuge, zur Hälfte nach der Heimkehr. Gewöhnlich laufen 15 Procent dieser Leute unterwegs fort; doch trotzdem machen jene Hindus großen Profit und einer hatte mehr als zwanzigtausend Dollars ausgeliehen; das ist eine große Summe für ein Land, in welchem selbst Europäer bei genügender Deckung

40 Procent Zinsen nehmen. In Pangani bettelt Jedermann; ein indischer Kaufmann klagte, daß er an jedem Abend von einem halben Hundert wilder Leute bestürmt werde, die Getreide, Butter und Oel von ihm verlangen. Pangani führt allerlei Landeserzeugnisse aus, darunter jährlich an 35,000 Pfund Elfenbein, 1750 Pfund Hörner vom schwarzen Rhinoceros und einige Hippopotamuszähne.

Der Reise ins Innere stellten sich allerlei Bedenklichkeiten entgegen. Pangani und Bueny gehören, gleich den übrigen Niederlassungen an der Küste, kraft Erbrechts dem Sultan von Zanzibar, welcher die Statthalter und Diwane, d. h. Häuptlinge einsetzt und bestätigt. In Pangani fand jedoch mit des Sultans Bewilligung eine Ausnahme statt, indem Kimwere, Sultan von Usambara, dessen Vorfahren einst am Gestade mächtig gewesen waren, diese Beamten einsetzte. Andrerseits liegt das Dorf Bueny am rechten Ufer, im Gebiete der wilden, heidnischen Wazegura, welche ausgedehnten Sklavenhandel treiben und sich eine Menge von Feuerwaffen verschafft haben. Seit langer Zeit sind die Wasambara und die Wazegura erbitterte Feinde, die stets in Fehde mit einander liegen. Dazu kam, daß vor etwa einem Jahre die Wazegura unter sich selbst zerfallen waren, und gerade jetzt beide Parteien weit und breit Menschen raubten, mordeten und sengten. Es war also nicht räthlich in ihrem Lande zu reisen und man rieth Burton, den Umweg über Tangate zu nehmen, auf welchem die Reisenden mit geringen Gefahren zum Sultan von Usambara nach Fuga würden gelangen können. Den Europäern lag aber daran den Fluß Pangani näher kennen zu lernen, und sie beschlossen deshalb, sich am rechten Ufer desselben zu halten. In Pangani ging das Gerücht, sie wollten nach Schagga und auf den Kilimandscharo; aber davor warnte man sie, weil die Masai unruhig seien, die Regenzeit bald eintrete und bewaffnete Männer nicht zur Verfügung der Weißen stehen, welche Niemand begleiten mochte.

Burton hebt hervor, daß in Afrika der Erfolg einer Forschungsreise vorzugsweise durch ausreichende Geldmittel bedingt werde. Wer nicht hinlänglich über Dollars verfügen kann, muß allein reisen und wird höchstens einige Schwarze zu Begleitern haben; er darf keine Instrumente mitnehmen und hat nur so viele Waffen, als er selbst trägt; er wird ferner vielfach aufgehalten und gehemmt werden, Mangel und Beschwerden erleiden und am Ende elend sterben und verderben. Ganz anders gestalten sich die Dinge, wenn man

Geld vollauf hat. Eine Forschungsexpedition, welche für ein Jahr über 5000 Pfd. Sterling verfügt, kann sich einen beliebigen Weg wählen, weil sie die Erlaubniß dazu für Geld von den Häuptlingen leicht erhält; sie kann auch in Gegenwart der Neger mit Instrumenten beliebige Beobachtungen anstellen, während dem einzelnen Reisenden eines Stückes Messing wegen die Kehle abgeschnitten wird. Burton meint, es würde für ihn ein Leichtes gewesen sein, von Mombas oder Pangani aus mit einhundert Flintenträgern auch durch das Gebiet der plündernden Masai nach Schagga und bis an den Kilimandscharo vorzudringen. Aber zur Löhnung für diese Bewaffneten und für die Träger, welche man mit Lebensmitteln versorgen muß, würden wöchentlich etwa 100 Pfund Sterling erforderlich gewesen sein und Burton's Mittel nur für anderthalb Monate ausgereicht haben. Deswegen mußte er sich mit einer Wanderung nach Fuga begnügen und durfte an ein weiteres Vordringen nicht denken.

In Pangani war gerade der Sohn des Sultans Kimwere von Usambara anwesend, ein Schwarzer mit widerwärtigem Gesichtsausdruck, der sich wie ein Araber kleidete und als Mohammedaner über andere Neger erhaben dünkte. Dieser Mann hieß Muigni Chatib. Er sandte an Burton eine Botschaft und verlangte, daß derselbe die für den Sultan bestimmten Geldgeschenke ihm, dem Sohne, einhändige. Natürlich wurde er abgewiesen. Dieser Muigni, welcher die Oberherrlichkeit von Zanzibar anerkennt, war eben dorthin unterwegs, um sich in einer eigenthümlichen Angelegenheit zu rechtfertigen. Er hatte, wie weiland Romulus, in einem seiner Dörfer, allerlei bösem Gesindel, namentlich auch entlaufenen Sklaven, Zuflucht und Schutz gewährt, und das war sehr übel vermerkt worden. Der Befehlshaber der Beludschen drang in Burton, diesen Schwarzen fest zu halten; aber darauf konnte man doch nicht eingehen.

Die beiden Europäer trafen in aller Stille Vorkehrungen zur Abreise, erklärten, nur einen kurzen Ausflug machen zu wollen mietheten einen langen Nachen mit vier Ruderknechten, luden Gepäck für etwa vierzehn Tage ein und fuhren am 6. Februar 1857 den Pangani aufwärts. Nachdem das Fahrzeug mehrmals festgerannt war, kamen sie bald in freies Wasser, die Sandsteinufer hörten auf und die Landschaft nahm einen ganz andern Charakter an. Flußpferde steckten ihre plumpen Köpfe aus dem Wasser, starrten die Reisenden an, schnauften laut und verschwanden wieder;

Krokodile schwammen eilig fort, wenn der Ruderschlag sie erschreckte, oder lagen wie Baumstämme am schlammigen Ufer und blickten mit ihren grünen bösartigen Augen nach dem Flusse hin; in den schlanken Bäumen spielten Schaaren von Affen, und wilde Menschen stellten im Wasser Fischkörbe auf. Der Himmel war blau, aber der Pangani noch tiefer gefärbt; über der ganzen Gegend lag ein dünner Duft, welcher den Sonnenglanz milderte. Der Pflanzenwuchs war prachtvoll üppig; die Nachl el Scheytan, diese Teufelsdattel, streckte mit ihrem wundersamen Laubwerk und Gezweig die anmuthig gekrümmten Aeste oft dreißig bis vierzig Fuß weit über den Strom hin. Diese „Riesenzwergpalme“ hat keinen Stamm, aber die Mittelrippe eines jeden Zweiges wird so dick wie ein Mannsschenkel. Am Ufer blüheten schneeweiße Lilien im Wasser; dann und wann war der Wald gelichtet, um Cocos- und Arekapflanzungen Platz zu machen; auch Bananen- und Zuckerrohrfelder fehlten nicht. Ueber der ganzen Landschaft lag tiefe Stille, die nur zuweilen vom Geschrei eines Vogels unterbrochen wurde.

Am Abend legte der Nachen an einer Stelle an, wo einst unter hohen Bäumen ein Heiliger sein Ende fand. Vor langen Jahren war er ins Land der Heiden gekommen, um ihnen die Lehre Mohammeds zu bringen; aber die Ungläubigen widersetzten sich und nahmen den glaubenseifrigen Mann gefangen. Als sie Anstalt machten ihn zu tödten, sprach er ein Gebet, die Erde öffnete sich und nahm ihn in ihren Schooß auf. Der Heilige duldet nicht, daß die herrlichen hohen Bäume gefällt werden oder daß die Fluthen sein Grab überschwemmen. Mohammedaner, welche dort vorbeikommen, ermangeln nicht, etwas Getreide, eine Kugel oder einige Blätter in den Strom zu werfen. Ein Araber aus Sur, der wahrscheinlich von der wahhabitischen Ketzerei angestreift war, behauptete einst, der Heilige sei doch nur ein Mensch gewesen wie andere Sterbliche; aber was geschah? Binnen Jahresfrist wurde er sammt seinem Schiffe vom Meere verschlungen.

Bei Pombui, einem kleinen mit Pfahlwerk umgebenen Dorfe am linken Ufer, wurde angehalten. Die Bewohner sind Unterthanen von Zanzibar; sie brachten Stühle und Mangofrüchte. Der Abend war köstlich, die Luft frisch und erquickend, und die Fahrt nach Mitternacht, stroman mit der Meeresfluth, rasch und angenehm. Erst um zwei Uhr Morgens ließ Burton beim Landungsplatze vor Schogwe anlegen und ging schlafen. Der Ort selbst hat eine

schechte Lage abseit vom Flusse, der rauhe Boden ist nicht fruchtbar und nach der Ueberschwemmung ungesund; aber dieser Platz bildet einen Schlüssel zum südlichen Usambara und hat eine kleine Besatzung von Beludschen, die nie ganz gesund werden. Auf dem Landwege gelangt man in fünf bis sechs Stunden nach Pangani. Manchmal schleichen sich die wilden Waschenzy bis an die Hütten von Schogwe, schießen einige Pfeile hinein und stecken die Zäune in Brand. Südlich vom Flusse erhebt sich der Hügel Tongwe Muanapiro, der auf manchen Karten Gendagenda heißt; man kann ihn von Zanzibar aus sehen.

Wir haben mehrfach der Beludschen erwähnt, welche überall in den Küstenplätzen die Besatzung bilden. Der verstorbene Sultan hatte große Noth mit seinen zuchtlosen Söldnern aus Oman und den wenig brauchbaren Negern, welche er zu Soldaten machen wollte. Da warb er Leute aus Katsch und Bampur an, ein buntes Gemisch von Afghanen, Arabern und Indern, die wohl ein halbes Dutzend verschiedene Sprachen reden, allerhand Gesindel, das aber seine Schuldigkeit thut, vorausgesetzt, daß man ihm den Sold richtig auszahlt. Namentlich die Söldner aus Mekran verstehen sich auf die Vertheidigung eines Forts; Alle aber haben große Vorliebe für ein gutes Schwert und das Luntengewehr. Die Löhnung beträgt zwei bis drei Dollars monatlich; dazu kommen dann noch Kleidung und Lebensmittel. Oftmals bekommen die Leute im ganzen Laufe des Jahres gar kein Geld und sind oft ganz zerlumpt. Sie wohnen mit einer Sklavin in Hütten und erhalten täglich eine Ration Getreide oder Mehl. Kein Wunder, daß sie als zudringliche Bettler bekannt sind. Die Banianen sagen: „ein Bramine, ein Beludsche und ein Geisbock fressen alle Drei den Baum auf, an welchen man sie bindet.“ Außerordentlich gern verpuffen sie Pulver, denn Flintenknall ist für sie die beste Musik; deswegen behält der Hauptmann allen Schießbedarf unter Aufsicht, und vertheilt ihn erst, wenn ein Kampf bevorsteht. Sie werden von den Arabern und von den Landesbewohnern überhaupt nicht gern gesehen und sehnen sich alle nach Indien zurück, das sie den Garten nennen; aber wenige kommen wieder dorthin, sondern bleiben in Afrika, denn, sagt das arabische Sprüchwort, „ein Narr fällt wohl ins Feuer hinein, aber selten wieder heraus“.

In jeder Station befehligt ein 'Jemadar, Hauptmann, der vier bis fünf Dollars monatlich bezieht, aber seine Untergebenen betrügt,

Wucher an ihnen treibt, falsche Musterrollen führt und dem Sultan für fünf und zwanzig Mann Sold und Rationen berechnet, obgleich er oft nur ein halbes Dutzend Leute auf den Beinen hat. So kommt es, daß er neben seiner Frau zehn oder mehr Sklaven hält, sich kostbar kleidet und schöne Waffen führt. Der Hauptmann in Schogwe versprach für ein gutes Bakschisch den Reisenden seine Beihülfe, und sie konnten deshalb schon am andern Morgen aufbrechen, und nahmen dann den Weg nach Tongwe. Dieser führte anfangs über ein steiniges Gelände und nachher durch ein Dornendickicht; auf freien Plätzen gewahrte man Spuren von Elephanten. Diese kommen während des Monsuns in die Ebene, während der trockenen Jahreszeit suchen sie kühlere Stellen im Hügelland auf. Von den Beludschen werden sie mit Kugeln erlegt, die schwarzen Wilden bedienen sich vergifteter Pfeile oder machen enge Fallen. In der Nähe des Pangani erreichen jedoch die Elephanten nur eine mäßige Größe, weiter im Binnenlande kommen sie von ganz ausgezeichneter Qualität vor, und jene Gegenden liefern die größten und schönsten Zähne in der Welt. Diese haben durchschnittlich einhundert Pfund Schwere, solche von 175 Pfund sind nicht selten, und Burton hörte von einem Paar, das zusammen 560 Pfund wog.

Am 9. Februar wurde Tongwe erreicht, das auf der ersten Bergterrasse steht, welche das Land Usambara bildet. Sie erhebt sich steil aus der Ebene, ist etwa zweitausend Fuß hoch und mit Waldgestrüpp bewachsen, durch welches sich die Reisenden einen Weg mit dem Schwerte bahnten. Dasselbe ist so dicht, daß das Gebirge nur von der Nord- und der Ostseite her bestiegen werden kann. Beim Fort quillt aus dem Felsen süßes frisches Wasser und die Luft war höchst erquickend.

Mit großer Mühe gelang es den Reisenden die nöthige Anzahl von Begleitern zu bekommen; zuerst vier schwarze Sklaven, träge, gefräßige Bursche, die wie Raben stahlen, dann einen breitschulterigen Suaheli als Führer, der alle Ungläubigen haßte, endlich einen Beludschen aus Mekran, welcher den Stutzer und „Tiger" spielte. Dazu kamen noch ein Araber aus Maskat, der einst bessere Tage gesehen hatte, aber durch den Genuß starker Getränke heruntergekommen war, und einige andere Bewaffnete. Am brauchbarsten zeigte sich Sidi Mobarek, der sich selbst Bombay nannte. Dieser Schwarze war in früher Jugend von einem Banianen gekauft und nach Katsch in Indien gebracht worden, wo er die Freiheit erhielt.

Er war dann nach Afrika gekommen, sehnte sich aber nach Indien zurück, und sah mit tiefer Verachtung auf alle „Nigger“ herab. Er arbeitete wie ein Pferd, machte sich sehr nützlich, besorgte alle Aufträge, und gefiel den Reisenden dermaßen, daß sie ihn für längere Zeit in ihre Dienste nahmen.

Am 10. Februar wurden die Reisenden von ihrem Führer irre geleitet, von der übrigen Gesellschaft getrennt und befanden sich bei Einbruch der Dunkelheit allein mit einem alten Araber aus Mekka, an einem ausgetrockneten Bache. Glücklicherweise gelang es, einige Lachen zu finden, und so konnten sie den Durst löschen und ihre geschwollenen Füße baden. Erst am andern Morgen vereinigten sie sich wieder mit ihrer Dienerschaft, die an einem andern Bache ihr Lager aufgeschlagen hatte. Die Beludschen schoren einander das Haupthaar ab und flochten Sandalen aus Palmblättern. Plötzlich erschienen fünf Wilde, die nur mit einem aus Rohr und Binsen geflochtenen Schurz bekleidet waren; einer trug eine schlechte Muskete, die übrigen hatten Bogen und vergiftete Pfeile. Diese Menschen waren abgehungert wie Wölfe im Winter, und als sie Reis und Butter erhielten, aßen sie so lange, bis ihre erst ganz schlaffen Bäuche so dick und rund waren wie eine Trommel. Nachdem sie sich gesättigt, nahmen sie ohne Weiteres Abschied. Bald nachher erlegten sie ganz in der Nähe einen Hippopotamus und hatten nun auf einige Tage vollauf zu essen.

Aus dieser waldigen Gegend kamen die Reisenden wieder in die Ebene des Flusses hinab, und befanden sich spät Nachmittags dem Dorfe Kohode gegenüber, wo ein befreundeter Wazegurahäuptling, Sultan Momba, wohnt. Als er die Beludschen erkannt, zog er seinen scharlachrothen Rock an, sandte einen Kahn zur Ueberfahrt, und empfing die Gäste mit lautem Lachen und Handschütteln.

Kohode, wo eine Tagesrast gehalten wurde, steht auf dem hohen thonigen Ufer des Pangani, der dort Lufu oder Rufu heißt, gewährt einen höchst anmuthigen Anblick, ist von Bäumen überschattet und mit einem starken Pfahlwerk umgeben, das noch verstärkt wird, wenn Feinde heranziehen oder die wilden Thiere gerade sehr häufig sind. Den Eingang bilden niedrige dreieckige Löcher; die Hütten stehen ganz unregelmäßig durch einander; einige sind viereckig, andere rund und theilweise mit großen Hofräumen umgeben. Hier gedeihen schon wieder Kühe, Schafe und Ziegen, welche an der Küste nicht gut fortkommen. In den etwa dritthalbhundert

Fuß breiten Strome hat man einen Badeplatz abgepfählt, auf welchem man vor Krokodilen und Flußpferden sicher ist. Die Beludschen, welche der im Orient weit verbreiteten Ansicht sind, daß Wasser, wenn am Abend und in der Nacht getrunken, die Verdauung schwäche, hatten hier keine Bedenklichkeiten, und Hauptmann Speke, der lange im Himalaya gewesen war, meinte, das Wasser des Pangani schmecke wie Schneewasser.

Die Leute von Kohode waren früher harmlose Ackerbauer; seitdem sie Musketen besitzen, unternehmen sie Raubzüge gegen die Stämme, welche noch kein Feuergewehr haben. Diese sind stets auf der Hut, und auf dem Bergpaß von Usambara brennen immer Wachtfeuer. Als Sultan Momba den Reisenden einen Ochsen schenkte, zeigte er mit dem Daumen nach dem Hochlande und sagte lachend: „Ihr seid schon des Königs Gäste geworden." Die Beludschen schmeichelten ihm mit den Worten: „Hättest Du zwanzig Krieger, wie wir sind, so würdest Du bald Herrscher des ganzen Gebirgslandes sein."

Sultan Momba war einmal in Zanzibar gewesen, dort von einem Suaheli, der sich einen Doctor der Gottesgelahrtheit nannte, zum Islam bekehrt worden und hatte den Namen Abdallah erhalten. Aber in seinem Dorfe kümmerte er sich wenig um Beten und Abwaschungen, und desto mehr um Raubzüge und um starke Getränke. Dieser junge Bursch war außerdem ein sehr zudringlicher Bettler, verlangte einen Revolver und Pulver, wollte dafür Sklaven geben, forderte Branntwein, erhielt aber nur ein Paar Kappen, etwas Musselin und ein Baumwollentuch zum Geschenk. Er bat die Reisenden wieder zu kommen und zwanzig Faß Pulver mitzubringen, weil dabei ein gutes Geschäft zu machen sei. Beim Abschied schwor er, daß die Reisenden seine besten Freunde seien; auf dem Heimwege wolle er sie stromab fahren; als sie dann später mit leeren Händen erschienen, war davon keine Rede mehr und es hellte sich heraus, daß der Pangani eine Reihenfolge von Stromschnellen und Wasserfällen hat.

Am 13. Februar fuhr Burton wieder auf das linke Ufer hinüber und setzte seine Reise fort. Bald kam er an den Luangwa, einen tiefen, strömenden Zufluß des Lufu. Ueber jenen führt eine Brücke, sie ist aber weiter nichts als ein Baumstamm. Bald war die hohe Wingirikette erreicht, das Bollwerk von Usambara, welches steil wie eine Mauer abfällt und oben dicht bewaldet ist.

Es bildet den Wall, welcher die Mrima landwärts von der südlichen Flußebene scheidet. Die Oberfläche soll wellenförmig sein, die dort wohnenden Waschenzy hängen vom Sultan von Usambara ab.

Von nun an ging der Weg durch angebauete Gegenden; der Strom ist oberhalb der Mündung des Luangwa nur noch ein Gebirgsfluß der in einem sehr gewundenen Felsenbette strömt und viele Inseln bildet. Diese hat man vorzugsweise zur Anlage von Dörfern gewählt. Die Bewohner kamen in Menge herbei, um die Fremden zu sehen; sie haben leichte Holzbrücken über das Wasser geschlagen, weil die Krokodile das Durchwaten gefährlich machen. Auf der Ebene weiden Kühe, langschwänzige Schafe und Ziegen. Das Volk kleidet sich in Häute und redet den Kizeguradialekt, welcher vom Kisawaheli stark abweicht.

Gegen Abend wurde Msiki Mguru erreicht; dieses Dorf liegt nur zwölf Meilen von Kohode, die Hütten sehen aus wie Heuschober und liegen auf einer Insel dicht aneinander. Burton wußte noch nicht, daß man Nachts um die Bettstelle Asche streuen muß, um die Ameisen abzuhalten, und hatte deshalb keine Ruhe vor diesen und anderen Insekten. Die Bauern waren in großer Besorgniß vor einem Ueberfalle von Seiten der Masai, die sich auch bald nachher eingefunden, das Vieh weggetrieben und viele Menschen abgeschlachtet haben.

Der Pfad ging nun am linken Ufer des Pangani hin, der in jener Gegend Kirna heißt, und dann nach Norden in der Richtung auf Tamota, das wieder einen Vorsprung des Hochlandes von Usambara bildet. Unterwegs begegnete man vielen Schwarzen, welche Früchte zu Markte trugen; derselbe wurde im freien Felde abgehalten. Diese Leute zeigten keinerlei Furcht vor den Weißen; die Beludschen fragten einige Mädchen ob sie nicht Lust hätten, sich mit den Fremden zu verheirathen, und es erfolgte eine verneinende Antwort. Die Männer feilen ihre Zähne spitz und jedem Knaben wird ein Schneidezahn des Unterkiefers ausgeschlagen, wie in Usambara; in die Ohrlappen, welche so lang als möglich ausgedehnt werden, macht man Löcher und steckt eine Rolle von Kokosblättern hinein. Hunde sind sehr beliebt; die jungen werden gemästet und bilden eine Lieblingsspeise, gerade so wie am englischen Hofe unter Karl dem Zweiten und bei den westafrikanischen Negern.

Die nasse Jahreszeit war vor der Thür und die Reisenden eilten weiter. Nachdem sie das Dorf Paslunga, wo ein Sohn Kimweres Oberhaupt war, im Rücken hatten, stiegen sie einen Hügel hinan, machten dann eine Biegung nach Osten und hatten nun plötzlich die nur zehn Meilen entfernt liegenden Berge von Fuga vor sich. In der Ebene lagen viele Dörfer zerstreut; zwischen dornigem Gestrüpp erhoben sich schlanke Tamarinden, breitblätterige Pisang und Papaws, die dort wild wachsen; an den Teichen gedieh Zuckerrohr, mit dessen Saft Alle sich labten. Nachher erhob sich ein rauher Südwest und brachte Regen, gegen welchen man in einem Bandany, Palaverhause, Schutz fand. Dieser Versammlungsort für die Bauern eines großen Dorfes war eigentlich nur ein Dachschuppen auf Pfählen; alte aus hohlen Baumklötzen bestehende Bienenkörbe dienten als Sitze. Man zündete dort sogleich ein helles Feuer an, „um das Fieber abzuhalten." Der nasse Monsun war da.

Am 15. Februar trat Burton unter wolkenbruchartigem Regen den Weg nach Fuga an. Das Unwetter hörte allmälig auf, aber nun stellte sich jene dumpfe, übelriechende, wie aus einem Grab hervorqualmende nasse Hitze ein, welche in den tropischen Gegenden der Gesundheit so schädlich ist. Mittags war der schlüpferige Bergübergang erreicht, der steil hinan durch Gruppen wilder Bananen führt. Diese Musa ist wahrscheinlich in Ostafrika einheimisch; in Usambara bilden ihre Früchte gleichsam das tägliche Brod; man bereitet aus den Blättern Schüsseln, Löffel und sogar Flaschen, benutzt sie als Brennstoff, als Dachbekleidung und zum Einwickeln von allerlei Sachen. Da man aber diese Banane nicht verpflanzt und Felderwechsel nicht kennt, so ist sie ausgeartet oder nicht entwickelt. Oben auf der Höhe des Passes fand Burton zu seiner Ueberraschung kein Tafelland, sondern viele abgerundete, mit Gras überzogene Kegelberge, hin und wieder Waldstrecken, Sümpfe und kleine klare Gebirgsbäche. Nach Nord-Westen hin werden die Berge beträchtlicher und in jener Richtung begränzen die mächtigen Höhenzüge von Mukambara den Blick. Der Uebergang des Passes liegt in etwa viertausend Fuß Meereshöhe, in gerader Linie 37, den Windungen des Pangani entlang 74 englische Meilen von der Küste. —

Bald lag Fuga vor Burton's Augen, und die Beludschen feuerten eine Ladung ab. So hatten die Reisenden sich gleichsam

angemeldet. Fremden war in jener Zeit der Einlaß eigentlich nicht gestattet, doch geleitete man sie vorläufig in einen für alle Reisende bestimmten Schuppen, in welchem selbst der Thronerbe, wenn er von einer Wanderung zurückkommt, so lange verweilen muß, bis des Königs Zauberer erklärt, die glückliche Stunde sei da.

Sidi Bombay wurde an den Sultan mit der Meldung abgeschickt, daß Europäer um die Ehre nachsuchten, dem Großherrscher einen Besuch zu machen, und bald nachher kamen einige Mdue, Minister. Sie fragten, weshalb die Fremden den Weg nach Fuga durch das Land der feindlichen Nachbarn genommen hätten; worauf der schlaue Araber Hamdan einfach erwiederte, die Fremden seien weiße Zauberer, welche Macht über Sterne und Mond, Wind und Regen ausüben könnten. Mit diesem Bescheid eilten die Minister spornstreichs zum Sultan, um diesem die Wundermähr zu überbringen. Er mochte wohl sehr ungeduldig sein, denn die Fremden wurden bald nachher abgeholt und zum „Palaste“ geführt; sie durften aber nur drei Beludschen mitnehmen und wurden ersucht, ihre Schwerter abzulegen; dessen weigerten sie sich jedoch ganz entschieden und dabei blieb es.

Sultan Kimwere erhob sich von seinem Sitz und bat die Fremden auf kleinen Stühlen Platz zu nehmen. Dieser hochbetagte, durch Krankheit abgemagerte Mann hatte geschorenes Haupt, keinen Bart, geröthete Augen und Aussatzflecken an Händen und Füßen. Er trug eine indische Mütze, um die Hüften einen alten Schurz, einen baumwollenen Ueberwurf auf den Schultern und saß auf einem sehr abgebrauchten persischen Teppich. Die Hütte war äußerst einfach. Einige Würdenträger fächerten dem Sultan Kühlung zu, Andere schwatzten miteinander, Alle hatten lange Tabakspfeifen mit Köpfen aus Ebenholz.

Nach einigen Vorfragen wurden die Fremden in Fuga willkommen geheißen. Burton las dann das Empfehlungsschreiben vor, welches der Sultan von Zanzibar ihm mitgegeben. Der alte Mann bat die Weißen, welche ja Macht über Sterne und Winde besäßen, ihm einen Trank zu bereiten, der ihm Gesundheit und Jugend wiederbringe. Burton entgegnete, die dazu nöthigen Kräuter seien in Pangani zurückgelassen worden, worauf bemerkt wurde, der Weiße möge nur in der Umgegend von Fuga suchen, vielleicht wüchsen jene Kräuter auch dort. Die Audienz dauerte etwa eine halbe Stunde. Dann sandte der Sultan ein Geschenk; es bestand

in einem Ochsen, in Sima, d. h. einem dicken Brei aus unreifem mit Honig gewürztem Mais, und unreifen Bananen mit saurer Milch. Nach dem Abendessen folgte eine ruhige Nacht, obwohl schweres Gewölk aus Südwesten heranrollte. Auch in den folgenden Nächten war kein Stern zu sehen; am Tage konnte die Sonne nicht durchdringen, und von Ausflügen in die Umgegend durfte keine Rede sein. Burton meint, während des trockenen Monsuns sei es möglich, über Fuga bis nach Schagga hinein an den Kilimandscharo vorzudringen, wenn man hundert Musketiere mit sich führe, und über eine Summe von sechshundert Pfund Sterling zu verfügen habe.

Kimwere ist der vierte Sultan in einem Herrscherstamme, der aus Ngura, einem Hügellande im Süden des Pangani, kam. Sein Vater Schabuga eroberte eine Strecke Landes, die bis ans Meer reichte; einen Theil dieser Eroberungen verlor Kimwere, als er alt wurde, an die Söhne seiner Schwester, welche in der nordöstlich von Fuga liegenden Provinz Msihi sich gegen ihn empörten; er konnte sie erst zurückschlagen, nachdem er zwanzig Beludschen in Sold genommen hatte. Seine Streitmacht besteht aus vierhundert schwarzen Musketenträgern, die er Waingrezi, d. h. Engländer, nennt; sie liegen in den Dörfern zerstreut. Kimwere hat nicht weniger als dreihundert Frauen, deren jede in einer besondern Hütte wohnt und ihre eigenen Sklavinnen besitzt; von seinen achtzig bis neunzig Söhnen haben einige den Islam angenommen. Die Person des Sultans ist geheiligt; selbst ein entlaufener Sklave darf nicht getödtet werden, wenn er dieselbe berührt hat. Nach dem Tode wird der Herrscher in Matten gewickelt, in sitzender Stellung in seiner Hütte begraben, die nicht wieder bewohnt wird, und das Grab mit einem Stecken bezeichnet. Zum Leichenschmause brät man Hunde. Aber noch lebt Kimwere und schaltet recht wie ein urwüchsiger afrikanischer König. Er verkauft nach Belieben seine Unterthanen, jung oder alt, Mann und Weib und Kind, einzeln, familienweis oder gleich ganze Dörfer. Tod, Verhaftung, Verstümmelung und dergleichen Strafen würden ihm keinen Vortheil bringen, er befaßt sich deshalb damit nicht. Eigenthum besitzt man nur mit Erlaubniß des Herrschers; selbst die Minister dürfen keine Geschenke nehmen. Als Tauschmittel und Werthmesser dienen Glasperlen und Baumwollenzeuge; die Einnahmen werden dergestalt aufgebracht, daß Viehzüchter die Erstlinge ihrer Heerden, Elephan-

tenjäger jeden zweiten Zahn, Handelsleute einen Theil ihrer Waaren abgeben müssen; jeder Bauer liefert alljährlich zehn Maaß Getreide ein.

Fuga, die Hauptortschaft von Usambara, zählt etwa fünfhundert Hütten, an dreitausend Einwohner und ist nicht befestigt. Die Wohnungen sind rund, wie überall auf der Strecke von Härrär bis nach Timbuktu; die Thüröffnung dient zugleich als Fenster. Die Bewohner von Usambara sind nicht unbeträchtlich mit arabischem Blute vermischt und viele erreichen in diesem Bergland ein hohes Alter. Die Wasambara sind von hellbrauner Farbe, von gedrungenem Wuchse, feilen ihre Zähne spitz und brennen sich mitten auf der Stirn einen runden Fleck ein. Sie scheeren das Haupt, tragen einen Schurz über die Hüften und um die Schulter ein Stück Zeug; im Gürtel haben sie ein Messer, in den Händen Bogen, Pfeile und eine Tabakspfeife; am Hals, Armen und über den Fußknöcheln hängen dicke Ringe und Talismane. Die Frauen haben Beutel mit allerlei Zauberkram an sich hängen und dazu Halsbänder von weißen Glasperlen, manchmal bis zu vier Pfund schwer; den Rock befestigen sie über der Brust. Diese Wasambara beiderlei Geschlechts sind vergleichsweise nicht unfleißig; Männer und Kinder arbeiten auf dem Felde oder hüten das Vieh, das sie Abends heimtreiben, die Frau besorgt das Hauswesen. Fleisch und Milch genießen sie nicht oft; von letzterer giebt das Vieh nur wenig aus. Uebrigens sind sie ein melancholisches Volk, „Söhne des Nebels“ und sehr verkommen.

Am 16. Februar nahm Burton vom Sultan Kimwere Abschied und verließ Fuga am folgenden Morgen; drei Tage später erreichte er Kohode wieder, von wo er am Strom hinabging, um die Wasserfälle zu erforschen. Während eines Gewitters bemerkte er, daß die Wilden ihre mit Eisenspitzen versehenen Pfeile in die Luf schossen. Weiter abwärts beim Dorfe Kizanga, wo schon Wazegura wohnen, ist der Pangani bereits ein beträchtlicher Strom, der zwischen hohen Felsenufern fließt; das Tongwegebirge tritt nahe an ihn heran und läßt nur einen schmalen Saum für die Passage. Im Dorfe waren keine Lebensmittel zu erhalten; mit Mühe trieb Burton ein altes Huhn und ein wenig Reis auf. Am 20. Februar war er an den Wasserfällen des Pangani. Der Strom kommt dort aus einem dichten tropischen Walde und theilt sich in drei große Kanäle, welche über eine braune Felswand hinabstürzen. In der Mitte ist

der Fall von einer Felsenleiste unterbrochen, welche einen zweiten Katarakt bildet. Während der vollen Regenzeit müssen diese Fälle sehr beträchtlich sein.

Von nun an wurde die Hitze wahrhaft drückend, aber das Ende der Beschwerden stand in naher Aussicht und bald war das Dorf Schogwe erreicht. Der Hauptmann der Besatzung war erstaunt, daß die Reisenden so bald von Fuga zurückkamen, denn Sultan Kimwere hatte oftmals arabische Kaufleute und andere Fremde einen halben Monat und auch noch länger bei sich festgehalten und immer erst entlassen, wenn sein Mganga, (Zauberer oder Wahrsager, Haruspex) die günstige Stunde anberaumte. Burton begab sich nun nach Pangani, wo er Alles in Ordnung fand, ging aber nach Schogwe zurück, weil das Schiff, welches ihn abholen sollte, vor dem 1. März nicht eintreffen konnte. Die Zwischenzeit vertrieb er sich mit Jagden, auf denen mehr als ein Flußpferd geschossen wurde.

Am 26. Februar waren die Reisenden abermals in Pangani, um Vorbereitungen zum Einschiffen zu treffen. Der Aufenthalt in dieser Ortschaft war in hohem Grad unangenehm; bei Tage hatten sie keinen Augenblick Ruhe vor Stechfliegen und Mücken, Nachts kamen Ratten und benagten ihnen die Füße. Sie sehnten sich fort, doch das Schiff ließ sich immer noch nicht blicken. Es war allerdings zur anberaumten Zeit von Zanzibar abgeschickt worden, aber die Bemannung, welche aus Leuten von Tombatu bestand, hatte es angemessen gefunden, dort anzulegen, einige Tage ruhig in der Heimath zu verbringen und erst am 5. März in Pangani zu erscheinen.

Es war die Absicht Burton's und Speke's, das Gestadeland nach Süden hin bis Kilwa zu erforschen, aber Beide waren vom Fieber gepackt und so schwach, daß sie nach Zanzibar zurücksegeln mußten. Speke konnte nur mit Mühe aus seiner Wohnung bis an den Einschiffungsplatz gehen, Burton mußte sich tragen lassen.

Die Bemerkungen des Letztern über das ostafrikanische Klima und das Fieber sind von Interesse. Der Reisende, sagt er, soll so viel als möglich vermeiden, sich anzustrengen und der Sonne auszusetzen. Man wird sich eben so wenig an das Sitzen auf glühenden Kohlen wie an das afrikanische Klima gewöhnen. Man kommt noch am wenigsten schlimm fort, wenn man so vorsichtig als möglich ist; sogenannte Abhärtung nützt nichts; es ist am besten

kräftige Nahrung, aber mit Maaß, zu genießen, damit der Körper während der Reise etwas zuzusetzen habe.

Speke hatte auf dem Wege zwischen Schogwe und Pangani auf feuchtem Sande Beobachtungen mit dem Sextanten angestellt und sich dem Thau ausgesetzt. Gleich darauf bekam er das Fieber, welches dann auch seinen Gefährten ergriff. Die Anfälle begannen mit allgemeiner Abspannung, die Glieder waren schwer, der Kopf war eingenommen und bald stellte sich Ekel ein, während ein unangenehmes Gefühl von Kälte über Arme und Beine kroch und ein empfindlicher Schmerz die Schultern ergriff. Nachher kamen kalte Anfälle mit reißendem Kopfweh, Brennen im Gesicht, Aufschwellen der Adern, Erbrechen und ein Unvermögen, aufrecht zu stehen. Es war, wie das Tazo auf Madagaskar, ein sehr bösartiges remittirendes Gallenfieber. Die Augen wurden heiß und schwer und schmerzten, wenn der Kranke sie emporschlagen wollte, der Puls war rasch und voll, die Zunge stark belegt. Aller Appetit fehlte dermaßen, daß Burton eine ganze Woche lang gar nichts aß, aber trotz allen Trinkens ununterbrochen von entsetzlichem Durste gequält wurde. Am Tage kam zu der großen Hinfälligkeit ein drückendes Gefühl von Angst und Niedergeschlagenheit, aber die schlaflosen Nächte waren noch schlimmer. Auch Delirium tritt ein, aber man darf dabei um keinen Preis Blut lassen; ein Aderlaß zieht unbedingt den Tod nach sich. Bei Burton stellte sich allemal um 3 Uhr Morgens und um 3 Uhr Nachmittags ein verstärkter Anfall ein. In der Zwischenzeit nahm er Quinin, mit welchem man aber sehr vorsichtig zu Werke gehen muß. Einige Franzosen nahmen zu starke Gaben und starben davon am Schlagfluß. Wenn die Krankheit einen tödtlichen Ausgang nehmen will, verschlimmern sich die Symptome, der Geist schweift in der Irre umher, der Körper verliert alle Kraft; dann tritt eine scheinbare Besserung ein, aber auf diese folgt Bewußtlosigkeit, Erstarrung, Tod. Nimmt sie einen guten Verlauf, dann läßt das Fieber am siebenten Tage nach, die Zunge ist weniger belegt, Kopf und Augen hören auf zu schmerzen, die letzteren sind nicht mehr roth unterlaufen, der Ekel verschwindet und der Appetit stellt sich wieder ein. Doch ist die Genesung immer sehr langsam und zweifelhaft; man ist, namentlich um die Zeit des Mondwechsels und Vollmondes, vor Rückfällen nicht sicher, welche gern als mildere Wechselfieber auftreten, die bei manchen Hindus sich das ganze Jahr hindurch ganz regelmäßig eingestellt haben.

Mindestens sechs Wochen vergehen, bevor man sich einigermaßen genesen fühlt; so lange wirkt die Leber mit ungewöhnlicher Energie, der Magen verdaut schlecht und der Körper hat noch keine Kraft. Am wohlthätigsten wirkt Luftveränderung; nicht selten hat ein Kranker sich sogleich besser gefühlt, wenn man ihn nur aus einem Hause in ein anderes trug oder vom Lande weg an Bord eines Schiffes brachte. Bei Leuten von nervöser Anlage läßt das Fieber als Spuren zurück: weißes Haar, Geschwüre und argen Zahnschmerz; bei anderen bleiben Eingeweide und Gehirn äußerst empfindlich, manche büßen das Gedächtniß oder die Mannheit ein, viele werden taub oder trübsichtig, oder behalten Leberbeschwerden, Durchfall, Verstopfung oder dergleichen mehr, und werden niemals wieder gesund. Die auf Zanzibar geborenen Araber und die Banianen leiden in der Regel während der Krankheit selbst nicht so stark wie die Europäer, aber die Nachwehen sind auch bei ihnen sehr empfindlich. Einige Muselmänner aus Indien entflohen aus Afrika, weil sie sich dort behext wähnten. Manche Europäer sind in Zanzibar gänzlich verschont geblieben; aber Hunderte von Beispielen beweisen, daß an der Küste selbst kein Europäer sich Beschwerden aussetzen darf. Dann tritt unbedingt Fieber ein. Wer demselben nicht erliegt, ist allerdings eingewöhnt; er kann auch etwa ein Jahr in Europa gewesen sein, ohne nach der Rückkehr einen zweiten Anfall besorgen zu dürfen; das scheint wenigstens die Regel zu sein. Der Reisende sollte allemal an der Küste das Fieber abwarten und sich dort „acclimatisiren", dann aber sofort ins Innere ziehen, bevor ein zweiter Anfall kommt, der ihm den Rest der zur Reise erforderlichen Kraft rauben würde.

Zweites Kapitel.

Die Insel und Stadt Zanzibar. Schilderung des ostafrikanischen Küstenlandes. Burton's und Speke's Aufbruch nach den großen Binnenseen.

Das Wort Zanzibar (Sansibar) ist persischen Ursprungs und bedeutet Land der Schwarzen, Nigritia; Zang, arabisch Zanj, heißt ein Neger, Bar ist Land. Schon der alte Erdbeschreiber Ptolemäus kennt Zingis oder Zingisa, das er aber unrichtig auf die Nordseite des Aequators verlegt. Nach einer Angabe des Kosmas Indicopleustes wird der indische Ocean jenseits Barbaria Zingium genannt. Bei den Römern heißt die Region, welche man später als Zanzibar oder Zanguebar bezeichnete, Sinus barbaricus; an der Küste wohnten Menschenfresser, vielleicht die Ahnen der heutigen Wadu.

Unter der Benennung Zanzibar faßte man früher sowohl die gleichnamige Insel, die Stadt und auch das Gestadeland zusammen. Die Gränze der letztern giebt man verschieden an; gewöhnlich so, daß sie die ganze Küste vom Kap Delgado, 10° 41′ s. Br. bis zum Aequator begriff, oder genauer bis 0° 15′ s. Br., also bis zur Mündung des Bumbo oder Webbe Ganana, der auf den meisten Karten unrichtig Dschob und Govind heißt, vom Somaliworte Gob, eine Vereinigung, und Gob Wen, eine große Vereinigung. Gegenwärtig beschränkt man den Namen Zanzibar auf die Stadt; die Insel, auf welcher dieselbe liegt, heißt sowohl bei den

Arabern wie bei den Schwarzen Kisiwa, das ist Eiland, im Gegensatze zum Barr el Moli; dieser barbarisirte semitische Ausdruck bedeutet Festland. Einen neuern allgemeinen Ausdruck für das südlich vom Aequator sich ausdehnende Küstenland haben wir nicht. Das Wort Sawahil, d. h. die Küste, beschränkt man auf das Gestade, welches dort beginnt, wo die Somal oder vielmehr Halbsomalstämme aufhören; das Gebiet dieser letzteren, in welchem die Hafenstädte Lamu, Brava und Patta liegen, heißt Barr el Banadir, das Hafenland. Sawahil reicht bis Mombas; unterhalb dieser Stadt bezeichnet man die Küste als Mrima, Hügel, und die Bewohner als Wamrima, Hügelbewohner. Im Süden wird die Mrima vom Delta des Rufidschi begränzt, und die dortigen Stämme bezeichnet man als Watu we Rufidschi oder kürzer Warufidschi. Eine Geschichte hat die Mrima nicht, dagegen gewähren die beiden Hafenstädte, welche unmittelbar im Norden und Süden derselben liegen, nämlich Mombas und Kiloa, ein großes geschichtliches Interesse. Die arabischen Geographen, welche vor der portugiesischen Eroberung schrieben, führen zwischen Magadoscho und Kiloa nur fünf Plätze auf, nämlich Lamu, Brava, Marka, Melinda und Mombas.

Der Gestadesaum, welchen mohammedanische Schwarze, Negroiden, inne haben, heißt bei den Arabern Ahl Maraim; die Landeseinwohner selbst bezeichnen sich als Wamrima, im Gegensatze zu den heidnischen Leuten im Innern, die man, in der Masse genommen, Waschenzi nennt, d. h. Eroberte oder Sklaven. Eigentlich und ursprünglich gebührt dieser Name einem Sklavenvolk in Usambara, ist aber von den Fremden auf alle Heiden im Hinterlande ausgedehnt worden. Die Wasaweheli, oder Suaheli, wie man gewöhnlich sagt, sind ursprünglich Schwarze, aber vielfach sehr stark mit arabischem Blute vermischt, also Mulatten.

Die Bewohner des Mrima sind demnach arabisch-afrikanische Mischlinge und schwarze Küstenstämme. Beide, fanatische Mohammedaner, erkennen dem Namen nach den Sultan von Zanzibar als Oberherrn an, sind aber da, wo sie nicht unmittelbar am Meere wohnen, thatsächlich unabhängig und Feinde der Beamten; auch hegen sie schon aus Handelseifersucht große Abneigung gegen die reinblütigen Araber aus Oman, welche oft in Mrima durchziehen, sich aber dort nicht dauernd ansiedeln. Auch den Europäern, insbesondere den Engländern, die als Beni Nar, Söhne des

Feuers, bezeichnet werden, sind sie in hohem Grad abhold. In ihren vielen Riwayat, Hadisi und Ngoma, (Erzählungen, Ueberlieferungen und Gesängen) wird oft angedeutet, daß das Land einmal von den Weißen unterjocht werden könne.

Der arabische Mischling ist, wie das bei den meisten halbschlächtigen Menschen, welche ein Erzeugniß grundverschiedener Rassen sind, der Fall ist, leiblich und geistig verkommen und niedrig stehend; nach der dritten Generation werden diese Leute eben so negerartig wie die schwarzen Heiden. Das darf nicht Wunder nehmen, weil das schwarze Element und Blut durch seine Menge überwiegt. Auch arabische Kreolen, die ihr Blut rein erhalten, büßen viel von dem starken nervösen Temperament ihrer asiatischen Landsleute ein, und werden fleischig und lymphatisch wie die Banianen. Mischlinge, die nach Arabien gekommen sind, standen dort in Gefahr, als Sklaven verkauft zu werden; sie gelten auch nicht mehr für Araber. Der obere Theil ihres Gesichtes, mit Einschluß von Nase und Nasenflügeln, behält in der Regel das hübsche semitische Gepräge, aber weiter abwärts tritt die Negerphysiognomie in dem nach vorne gestreckten, prognathen, Unterkiefer und in den dicken Lippen hervor; das zurücktretende Kinn ist nur schwach entwickelt. Der etwas runde Schädel ist nicht so lang wie bei den Negroiden. Die „Küstenaraber" sind träg und ausschweifend, intelligent und abgefeimt; ihre Erziehung ist höchst dürftig. Mit dem siebenten Jahre sendet man sie zur Schule, wo sie im Koran lesen und auch schreiben lernen, aber in einer alterthümlichen Schrift, welche sie auch auf das Kisawaheli anwenden. In dieser Sprache haben sie keine anderen Bücher als ein paar kurze Abhandlungen über das Bao, d. h. Geomantie, und einige Sammlungen von Sprüchwörtern und Klugheitsregeln. Nachdem dann der Knabe noch einige Gebete und Gesänge gelernt hat, hilft er seinem Vater im Waarenladen oder auf dem Felde, und beginnt mit dem Genusse geistiger Getränke; er geht auch Liebesabenteuern nach, die ihn dann rasch abschwächen, denn in jenem Klima bringt jeder übermäßige Genuß sehr bald üble Wirkungen hervor. Dann nimmt der Bursch im siebenzehnten oder achtzehnten Jahre sich ein Weib. Nach Zanzibar kommt er selten; dort legt ihm schon die Halbcivilisation zu viel Zwang auf; unter den Arabern müßte er eine Art von orientalischem Anstand beobachten, und er wird ohnehin nicht viel geachtet, weil er eine so dunkle Haut hat. Das verdrießt ihn, aber er trägt doch zum

Zeichen seiner arabischen Abkunft einen Turban und einen langen gelben Rock, den man Dischdascheh nennt.

Die Wamrima oder Küstenstämme gleichen den Waschenzi noch mehr als jene Mischlingsaraber. Auch sie will der Omani von reinem Blute nicht als Verwandte anerkennen, sondern bezeichnet sie als Adschemi, Fremde, Heiden. Diese Wamrima stehen noch weit niedriger als die Mulatten, sie sind ausschweifend, träg, sinnlich; gleich den Somal scheinen sie zu jeder geistigen Arbeit ganz unfähig zu sein, und auf die einfachste Frage können sie nicht Ja oder Nein antworten. Fragt man zum Beispiel einen Mann, wo sein Stamm wohne, dann wird er in die Ferne hinaus zeigen, obwohl er sich inmitten seiner Landsleute befindet; und will man über irgend einen bestimmten Punkt Kunde haben, so wird er Vielerlei sehr umständlich berichten, aber von dem, was man gerade wissen möchte, kein Wort sagen. Burton konnte von ihnen über Gegenden, welche sie oft besucht hatten, gar keine genaue Auskunft erhalten; sie verdoppelten die Entfernungen oder gaben nur die Hälfte an, verwechselten Namen und Haltplätze; ihre Mittheilungen waren durchgängig unbrauchbar.

Die Wamrima sind dunkler und weit mehr negerartig als die Küstenaraber; ihre Haut ist wie mattgelbe Bronze. Sie tragen einen Fes oder eine Suratemütze, schlingen ein Stück Baumwollenzeug um die Hüften und werfen ein anderes über die Schulter, haben immer ein Schwert an der Seite, einen Speer oder Stab in der Hand, und große Vorliebe für Sonnenschirme. Diese werden nicht einmal bei der Arbeit oder im Schatten abgelegt. Die Frauen bekleiden sich mit einer Tobe, welche über der Brust befestigt wird und bis auf die Knöchel herabfällt. Die Murungwana oder freie Frau unterscheidet sich von der Sklavin dadurch, daß sie ein Tuch über dem Kopfe trägt; die Matronen verhüllen das Gesicht nicht. Als Schmuck ist ein Halsband sehr beliebt, das aus Haifischzähnen besteht. Auch werden die Ohrläppchen durchbohrt und erweitert; in das Loch steckt man eine Rolle von zusammengewickelten Kokosblättern oder ein Stück Holz oder auch Kopalgummi, und in den linken Nasenflügel eine Nadel von Silber oder Messing, oder ein Stück Blei. Leib und Kopf salbt man reichlich mit Kokos- oder mit Sesamöl. Einige scheeren das Haupthaar ganz ab, andere lassen dasselbe quer über der Stirn oder hinter den Ohren stehen, oder flechten es in kleine Locken derart,

daß an beiden Seiten ein Bärenohr hervorragt; andere flechten „Liebesangeln“ die wie ein Ferkelschwanz aussehen. Bei den Kindern ist das Haar wie Krimmerwolle auf einem astrachaner Schafpelz. Manche junge Mädchen sehen ganz hübsch aus und sind recht anziehend, aber ältere Frauen im Durchschnitt furchtbar häßlich. Die Kinder laufen nackt umher.

Das Leben verfließt in der Mrima sehr einförmig. Die Männer stehen früh auf, gehen zuerst in den Laden, ans Boot oder auf den Acker und verbringen den übrigen Theil des Morgens damit, daß sie von Haus zu Haus vorsprechen, um zu ku amkia, das heißt die Nachbarn zu begrüßen. Dabei beobachten sie keinerlei Förmlichkeit, sondern treten sofort ein mit oder ohne den Ruf Hodi, hodi! Dann stellen sie den Speer in die Ecke, setzen oder legen sich und gehen ohne Abschied zu nehmen fort. Da man wenig arbeitet, so besteht das Leben in einer Reihenfolge von Getrommel und Tanzen, Trinken und Schwatzen, Zanken und Liebesgeschichten. Die Wamrima berauschen sich mit Kokoswein, den sie auch distilliren, und dann heißt er Mvingo; sie nehmen ferner Pombe, Opium, Bhang und zuweilen fremde Spirituosen, die in Zanzibar gekauft werden. Die Hauptnahrung besteht in Ugali, einem dicken Brei von Durra- oder Maismehl, den sie gewöhnlich zweimal im Tage genießen. Sie kochen ihren Reis mit Kokosmilch und geraspelter Kokosfrucht, die sie auch mit Mehl mischen und zu Kuchen verbacken. Diese Frucht gilt für kühlend und man glaubt, daß häufiger Genuß derselben rheumatische Krankheiten erzeuge. Sie kauen Tabak mit Kalk, gleich den Arabern, denen nach wahhabitischen Ansichten das Rauchen für unrein gilt; aber die Waschenzi rauchen.

Bei den Wamrima und den Suaheli treten zwei Charaktereigenthümlichkeiten scharf hervor: erstens eine vorsichtige Behutsamkeit, die fast wie Feigheit erscheint, und diese ist wesentlich afrikanisch; zweitens sind sie in hohem Grade verschlagen und betrügerisch, und das rührt vom semitischen Blute her. Die Araber leiten im Scherz den Stammnamen Msawaheli von sawwa hilah, er spielte einen Streich, her, und das Volk rühmt sich seiner verschlagenen List und sagt: „Sind wir nicht Wasawaheli?“ das heißt geschickte Ränkemacher. Sie lügen ganz systematisch auch dann, wenn die Lüge gar nichts nützen kann, und es gilt für keine Beleidigung, einen Mann Lügner zu nennen. Sie lügen aus Instinct, der feier-

lichste Eid gilt ihnen nichts, sie athmen in einem Dunstkreise von Falschheit, sind verrätherisch durch und durch; bei ihnen hat das Salz keine Bedeutung, und für Dankbarkeit giebt es in ihrer Sprache gar keinen Ausdruck.

Die Wamrima sind, wie schon bemerkt, gleich den Suaheli theilweise arabisirt, haben aber Manches aus dem Stande der Urwildheit beibehalten. Wie bei den heidnischen Wazegura verkauft der Oheim seine Neffen und Nichten, kraft herkömmlichen Rechtes, gegen welches Vater und Mutter nichts einwenden dürfen; auch ist man damit allgemein einverstanden. Ein landesüblicher Ausdruck lautet: „Was kann einem Manne fehlen, dessen Brüder und Schwestern Kinder haben?“ Bei den Wamrima glaubt Niemand, daß ein Weib keusch sein könne, deshalb gilt der Sohn der Schwester für die „sichere Seite“, er ist Erbe und wird dem eigenen Sohne vorgezogen. Das Volk ist sehr abergläubig und fragt bei jeder Gelegenheit den Mganga um Rath. Das Krähen eines Raben vom Dache der Hütte herab verkündet einen Gast, und wenn ein schwarzer Vogel vor einer Karawane herfliegt und Schi, schi ruft, dann kehren die Träger um, weil „Blut“ auf dem Wege liege, und gehen erst nach vier oder fünf Tagen weiter, etwa nachdem sie das Schika schika einer Art von Wachtel vernommen haben. Wenn man am frühen Morgen einer geraden Anzahl von Wanderern begegnet, so ist das ein gutes Zeichen, aber eine ungerade Zahl bedeutet eben so wohl Unglück wie das Bellen des Mbweha, Fuchses.

Die Bewohner des Mrima suchen den Karawanen so viel als irgend möglich abzupressen. Die handeltreibenden Stämme, welche bei Kiloa und weiter nach Süden hin wohnen, halten sich nur wenige Tage an der Küste auf, aber die Wanyamwezi treiben sich dort Monate lang herum; manche wagen sich sogar auf das Wasser und bringen ihr Elfenbein nach Zanzibar, wo die Wanyamwezi ein eigenes Quartier haben. Der Führer einer Karawane macht etwa zwei Tagereisen von der Küste Halt, und wartet, bis die Geschenke eintreffen, welche das bewaffnete Geleit ihm in Aussicht gestellt hat; überhaupt bleibt er so lange als möglich, um auf Kosten derer zu zehren, mit welchen er handeln will. Nach einiger Zeit hält die Karawane so stattlich wie nur möglich ihren Einzug ins Dorf, wo die Abgaben an die Dorfhäuptlinge und an die zanzibarischen Beamten gewöhnlich doppelt bezahlt werden müssen. Dann wendet

sich der Barbar an den Banianen, mit dem er seinen Handel fast immer bei Nacht abschließt. Für einen civilisirten Kaufmann würde ein solcher Geschäftsbetrieb eine entsetzliche Geduldprobe sein, denn der Verkauf von etwa zweihundert Elephantenzähnen nimmt selten weniger als vier Monate in Anspruch. Jedes einzelne Stück wird auf die Erde geworfen; dann legt der Käufer Baumwollenzeug unter den Zahn, welchen er auch der ganzen Länge nach mit einem ähnlichen Stücke Zeuges bedeckt. Das sind die ersten unumgänglichen Erfordernisse. Nachher wird während der nächsten Tage geschmaust, Reis und Butter und Zucker aufgetragen, und nun beginnt erst der eigentliche Handel. Der Verkäufer fordert ins Blaue hinein; darüber ereifert sich der Baniane, schreit laut wie ein Weib, stößt den Schwarzen aus der Thür und wird dagegen seinerseits mit Handgreiflichkeiten bedacht. Er weiß sehr wohl, daß ein Afrikaner niemals mit dem ersten Angebote, und sei es noch so angemessen, zufrieden ist, deshalb bietet er nur etwa den vierten Theil von dem, was er wirklich geben will, und geht dann in die Höhe. Von einem festen Preise würden beide Theile nichts wissen wollen.

So sind die Verhältnisse im Gestadelande. Am 16. Juni 1857 begaben sich die Reisenden auf die Corvette Artemise, welche 18 Kanonen führte und langsam aber sicher segelte. Der Sultan kam begleitet von vier Brüdern an Bord; zwei derselben starben an den Blattern, während Burton sich im Innern befand. Der Sultan gab den Reisenden Empfehlungsbriefe an den Vorsteher der in Unyamwezi ansässigen Banianen, an die eben dort wohnenden Araber und an alle zanzibarischen Unterthanen, welchen die Europäer unterwegs etwa begegneten.

Die Expedition bestand aus den Kapitäns Burton und Speke, zwei portugiesischen oder vielmehr halbschlächtigen Burschen aus Goa, zwei schwarzen Flintenträgern, dem schon erwähnten Sidi Mobarek Bombay, Muini Mabruki, dessen „Bruder", und acht Beludschen, Söldlingen, welche der Sultan als Geleit mitgab. Consul Hamerton und der Apotheker Frost fuhren mit nach dem Festland hinüber. Am 17. Juni warf die Artmeise unweit der Wali-Landspitze Anker; bei Kaole, das nicht weit von der kleinen Stadt Bagamoyo entfernt liegt. Dort ist eine offene Rhede. Vor den Reisenden lag nun die Mrima mit ihrer von Korallenfelsen umgürteten Küste, die tief eingezackt ist. Sie hat Buchten und Bayous, Strandseen

und Hinterwasser, in denen ruhige See ist, weil die Wogen sich auf den Barren und Leisten schon gebrochen haben. Die Landspitzen und die von der See gebildeten kleinen Eilande ragen kaum über das Wasser hervor, sind aber mit üppigem Pflanzenwuchse bekleidet. Das Ufer der Hinterwasser ist mit Wäldern von weißem und rothem Mangrove bestanden. Während der Ebbe liegt das kegelförmige Wurzelwerk bloß, an den Zweigen desselben hängen dicht am Wasser parasitische Austern; zwischen den größeren Wurzeln schießen junge Schossen empor. Der weiße Sand wird durch eine Art Convolvulus zusammengehalten, dessen breite fleischige Blätter und lilafarbige Blumen am Boden hin kriechen. Alte kahle Bäume deuten auf Wohnplätze, die meist verborgen in langer Reihe der Küste entlang liegen, wie die Vorstädte einer volkreichen Stadt. Auf einer Strecke von nur drei Meilen zählte Burton dreizehn solcher Dörfer. Das eintönige Grün wird dann und wann von rothem, nacktliegendem Erdreich unterbrochen; Ostafrika hat vorzugsweise rothen Boden. Hinter der angeschwemmten Gestadeebene, drei bis fünf Meilen von der See, erhebt sich eine blaue Linie höhern Landes, und dort wohnen schon die „wilden Menschen“. Bei Tage blickten die Reisenden auf die plätschernden Wellen, hörten das Gekreisch der Möven und das fortwährende Summen der Insekten; nach Sonnenuntergang trat das tiefe, todte Schweigen einer tropischen Nacht ein; dann und wann wurde es unterbrochen durch das Brüllen eines Krokodiles, das Kwa kwa eines Nachtreihers und die Rufe oder Schüsse der wachthabenden Leute, welche auf das Grunzen des Hippopotamus horchten, der mit plumpem Schritt aus dem Wasser kam, um die Felder zu plündern.

Das Schiff lag zehn Tage vor der Walispitze, weil es einem halbschlächtigen Araber, Seid ben Selim, nicht gelungen war, die erforderliche Anzahl von Trägern zu beschaffen. Schon am 1. Juni war er von Zanzibar nach Kaole hinübergekommen, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen; denn der Sultan hatte ihn zum Führer der Karawane bestimmt. Der Consul hatte ihm im Voraus 500 Dollars gegeben und eine gute Belohnung versprochen, wenn er sich gut aufführen werde. Bei ihm war ein Baniane aus Katsch, Namens Ramdschi, und Beide hatten bereits eine Anzahl Träger gemiethet; diese waren aber fortgelaufen, als sie erfuhren, daß sie in die Dienste eines weißen Mannes treten sollten. Wenigstens 170 Träger waren erforderlich und man hatte nur 36 zur Verfügung.

Burton führte eine Menge schwer ins Gewicht fallender Sachen, zum Beispiel Baumwollenzeuge, Messingdraht, Glasperlen und dergleichen Handelswaaren mehr, von welchen er binnen 21 Monaten siebenzig Ladungen verausgabte. Sodann hatte er Schießbedarf auf volle zwei Jahre und daneben noch manche andere unentbehrliche Gegenstände.

Kaole oder Kaole Urembo (d. h. im alten Küstendialekte: Schönheit zeigen) ist ein ostafrikanisches Normaldorf. Alle Ortschaften von Mombas nach Süden hin bis Kiloa haben auch heute noch keine aus Stein gebauten Häuser. Innerhalb der Umzäunung liegen hier etwa ein Dutzend Hütten, deren Holzwerk aus Mangrove besteht; das Dach bringt man so an, daß Luft einströmen kann, denn Fensteröffnungen kennt man nicht; vor dem Hause sind Bankplätze aus Erde mit Matten belegt. An einzelnen Hütten findet man zur Hälfte eine Art von zweitem Geschoß, das als Vorraths- oder auch als Schlafzimmer dient. Neben der Haupthütte liegen gewöhnlich kleinere, in der Form von Heuhaufen. Bei geschlossener Thür kann ein Europäer in diesen Hütten nicht aushalten, die Eingeborenen aber verrammeln Nachts die Pforte aus Furcht vor Dieben oder wilden Thieren. Die neben dem Dorfe liegende Gurayza, Burg, ist viereckig, besteht aus Korallenquadern, und enthält in den unteren Räumen Magazine der Banianen und oben eine Terrasse mit Zinnen für die wachthabenden Soldaten. In den Dörfern, wo eine Besatzung liegt, bilden die Soldaten mit ihren Familien einen Hauptheil der Einwohnerschaft. Manche dieser „Beludschen" stammen aus Mekran, andere aus Arabien. Die Vorfahren dieser Leute, deren wir schon im vorigen Abschnitt erwähnten, verließen ihre Heimath und fuhren in arabischen Daus nach Maskat. In Arabien waren sie Fakire, Matrosen, Lastträger, Taglöhner, Barbiere, Dattelnsammler, Eseltreiber, Bettler oder Diebe. Der Großvater des jetzigen Sultans von Zanzibar nahm, wie wir schon gemeldet, viele solcher Leute als Söldner in Dienst. Diese Beludschen sind in Afrika mehr gehaßt als gefürchtet, aber laut und lärmend, und werden von den Arabern mit Vögeln verglichen, die um eine Schlange herum flattern. Mit den Kurden oder Arnauten darf man sie gar nicht vergleichen.

Die übrigen Bewohner der Garnisonsdörfer sind **Wamrima**. Wir haben schon weiter oben diese Negroiden geschildert. Sie geben sich, wie gesagt, alle Mühe, den aus dem Innern herabkommenden

Karawanen so viel als möglich abzupressen, und zwingen ihre Sklaven zur Feldarbeit, damit sie Getreide und Früchte zum Verkauf nach Zanzibar zu schicken haben; sie könnten auch Baumwolle und Kaffee bauen oder Kopal sammeln, aber so lange sie noch etwas Getreide haben, rühren sie keine Hacke an. In Kaole sah Burton die Mädchen tanzen; sie hatten Gesicht und Wollkopf mit gelber Farbe bestrichen, kamen in die Wohnung der Reisenden und verlangten zu trinken.

Die Häuptlinge der Wamrima werden Schomwi genannt, können Strafen zuerkennen, und haben das Vorrecht Turbane zu tragen, auf Stühlen und einer Mkeka oder feinen gefärbten Matte zu sitzen; ein gewöhnlicher Mann, welcher sich einer solchen Anmaßung schuldig machte, würde dafür Strafe zahlen müssen, etwa eine Ziege. Beim großen Festtanze darf allein der Schomwi mit gezogenem Schwerte tanzen; ein Unterthan, welcher sich mit der Frau eines solchen Häuptlings in einen Liebeshandel einläßt, muß fünf Sklaven als Buße erlegen, sonst wird er selber verkauft; dasselbe Vergehen gegen einen gemeinen Mann kostet nur einen Sklaven. In knappen Zeiten macht man Raubzüge gegen einen schwachen Nachbarn oder sendet den Karawanen bis weit ins Land hinein Schaaren Bewaffneter als Geleitsmänner entgegen und zwingt sie halb und halb ihren Weg ins Dorf zu nehmen, wo dann Zwangsabgaben erhoben werden. Man verlangt von jedem Frasilah (33 Pfd.) Elfenbein, acht bis vierzehn Dollars Werth als Abgabe für die Regierung in Zanzibar; ferner fordern die Hauptleute sechs Dollars als ihre Gebühren und noch zwei Dollars für Maisbrei und Wasser. Dann erst liefert man den Besitzer der Elephantenzähne in die Hände des Banianen, von welchem die Hauptleute bestochen worden sind oder wie man sich ausdrückt, Reis erhalten haben. Der pfiffige Hindu giebt etwa zwanzig Dollars für Waaren, die er in Zanzibar mit fünfzig bezahlt erhält. Nimmt der schwarze Barbar etwa gar baares Geld, auf das er sich ohnehin nicht versteht, dann kommt er noch mehr zu Schaden; in allen Fällen, er mag es anfangen wie er wolle, muß er sich benachtheiligen lassen, und die Banianen ziehen den Vortheil. Es ist begreiflich, daß sie keinen Fremden an demselben theilnehmen lassen wollen.

Außer den Wamrima und Beludschen findet man in diesen Ortschaften immer auch eine Anzahl Waschenzi aus dem Innern; sie sind Tagarbeiter, oft auch Diebe und dann schlägt man ihnen

den Kopf ab, der am Eingange des Dorfes auf einen hohen Pfahl gesteckt wird. Wenn die Bewohner von Kaole nicht gerade in Blutfehden mit den Wazaramo stehen, dann stellen sich auch manche Leute von diesem Stamme ein und man erkennt sie leicht an ihrem Kopfschmuck. Dazu kommen dann noch Banianen, deren in der Umgegend etwa fünfzig wohnen.

Der Reise ins Innere traten anfangs merkwürdige Schwierigkeiten in den Weg. Die Beludschen, welche Burton vom Sultan zur Bedeckung erhalten hatte, waren ans Land gekommen und wurden von den Leuten der Besatzung in Angst und Schrecken versetzt. Ein Mann, der schon einmal in Unyamwezi gewesen war, erklärte mit Bestimmtheit, daß man ins Innere nur vordringen könne, wenn man 150 Musketen und einige Kanonen mitnehme. Ein Baniane erklärte, man müsse drei Tage lang durch eine Gegend ziehen, wo die Wilden auf Bäumen säßen und giftige Pfeile auf die Wanderer herabschössen; wer also sein Leben behalten wolle, möge den Bäumen aus dem Wege gehen, was dann allerdings in einem Lande, wo Alles Wald ist, keine leichte Aufgabe gewesen wäre. Der erste Häuptling versicherte, die Wazaramo, welche gar nicht schreiben können, hätten den Männern an der Küste sechsmal schriftlich erklärt, daß sie keinen weißen Mann in ihr Land lassen würden. Weiter wurde angedeutet, diese Wazaramo würden alle Lebensmittel verstecken, und ohne solche müsse man ja verhungern; ferner hieß es, das Kargadan, Rhinoceros, tödte zweihundert Menschen, die Lagerplätze würden bei Nacht von Elephanten angegriffen und die Hyäne richte größeres Unheil an als ein bengalischer Tiger.

Natürlich machten alle diese kindischen Einwendungen auf Burton keinen Eindruck. Die Beludschen, welche er von Zanzibar mitgebracht hatte, erhielten durch fünf andere, die zur Besatzung von Kaole gehörten, eine Verstärkung, denn vor dem allmächtigen Dollar wichen die Bedenklichkeiten. Der Baniane Ramdschi, Schreiber im Zollhause zu Zanzibar, besaß eine Anzahl Sklaven, die er als seine Söhne bezeichnete; von diesen vermiethete er zehn für die Dauer von sechs Monaten; auch Eseltreiber wurden herbeigeschaft, und endlich war man so weit, daß der Abreise ferner keine Hindernisse im Wege zu stehen schienen. Aber die Banianen prophezeieten nichts Gutes, und in einem Zwiegespräch zwischen dem Zolleinnehmer Ladha Damha und seinem Schreiber Ramdschi, das im Dialekte von Katsch geführt wurde, äußerten diese Leute, Burton

werde den See von Udschidschi schwerlich erreichen, ja nicht einmal durch das Land Ugogi kommen.

Schmerzlich war der Abschied vom Consul Hamerton, welchem der Tod schon sein Siegel auf das Antlitz gedrückt hatte. Er starb wenige Tage nachher.

Drittes Kapitel.

Burton's Reise von der Küste, am Kinganiflusse und im Thale des Mgeta bis Zungomero. Beschreibung dieser Region und ihrer Bewohner. Die Wazaramo, Wakhutu, Wadu und Wazegura.

Nach so vielen Hindernissen und Widerwärtigkeiten konnte Burton in den letzten Tagen des Juni die Reise antreten. Das kleine Dorf Kaole war sehr lebhaft geworden, die Beludschen zogen voran, waren mit Luntengewehren und Schilden, Dolchen und Schwertern bewaffnet und ließen die blutrothe Fahne wehen, hinter welcher ihr Hauptmann einherschritt. Der Weg führte nach Südwesten über sandigen Boden und durch dorniges Gebüsch zu einer Bodenschwellung, auf welcher Kokospalmen und wilder Pfeilwurz wachsen. Die Gegend hat ein parkartiges Ansehen, gleich manchen Strecken im Kaffernlande; da und dort wächst Reis, und man sieht Mango und andere Bäume so regelmäßig stehen, als ob sie durch Menschenhand gepflanzt wären. Nachdem man dann eine grasbedeckte Sumpfniederung und eine sandige Strecke hinter sich hat, gelangt man nach dem kleinen Dorfe Kuingani, das zwischen Kokos, Mango, Papaw, Baumwollensträuchern, Zuckerrohr, Hibiscus und Getreidefeldern liegt. Auch wächst dort Cajanus indicus und der ganze Pflanzenwuchs erinnert an die Malabarküste. In Kuingani, wo man am 28. Juni Rast hielt, war nun der Nachl überstanden, d. h. die erste Abreise, denn die Araber haben deren allemal zwei.

Burton hatte auch jetzt noch allerlei Bedenklichkeiten seiner Leute aus dem Wege zu räumen. Der Hauptmann der Beludschen meinte, daß die Reise unglücklich ablaufen werde. Da ließ der Europäer einen Mganga holen, dem er für glückverheißende Prophezeiungen eine gute Belohnung in Aussicht stellte, und nun wurden die Beludschen herbeigerufen, um zu vernehmen, was der heilige Mann sagen werde. Der Wahrsager war eine angesehene Person, denn er trug einen Zeugschurz um die Hüften und sehr viele Halsbänder von Glasperlen. Nachdem er sich niedergesetzt und seinen Lohn als Vorausbezahlung gefordert hatte, nahm er aus einer kleinen Kürbisdose eine Prise Tabak und gab sich eine höchst feierliche Miene. Er zog auch aus einem aus Matten geflochtenen Sacke eine große Kalebasse hervor, in welcher sich der große Zauber befand, und schüttelte stark. Dem Tone nach zu schließen, waren Kiesel und Metallstückchen in dem Gefäße. Nachdem er zwei durch eine Schlangenhaut verbundene große, mit eisernen Schellen behängte Ziegenhörner hervorgelangt hatte, nahm er das eine in die linke Hand und beschrieb mit dem andern einige Kreise in der Luft. Dieses letztere Horn richtete er bald gegen Burton, bald gegen sich selbst oder gegen die Umstehenden, welche in gespannter Erwartung waren; dabei schüttelte er mit dem Kopfe, murmelte und lispelte Allerlei vor sich hin, wiegte seinen Oberleib hin und her und setzte einige Mal die Schellen in heftige Bewegung. Nun war er genugsam vom Geiste der Prophezeiung erfüllt, und gab seine Weisungen in ähnlicher Art wie die heiligen Männer es zu allen Zeiten und in allen Ländern zu thun gewohnt waren und noch sind. Die Reise, sagte er, wird glücklich ausfallen; man wird viel zanken, aber nur Wenige werden getödtet; vor der Beschiffung des Udschidschisees soll ein Schaf oder eine buntfarbige Henne geschlachtet und in den See geworfen werden. Viel Elfenbein und Sklaven, glückliche Heimkehr zu Weib und Kind!

Das war ermuthigend. Ramdschi gab nun auch noch seinerseits allerlei weise aber sehr überflüssige Lehren. Man solle sich jede Nacht verschanzen und Wachen ausstellen, nach Sonnenuntergang ein Tuch um den Kopf binden und sich dem gefährlichen Abendthau nicht aussetzen; Speisen die man nicht kenne, solle man ungegessen lassen und niemals Brunnen graben, da die Wazaramo das Wasser behexen; die Esel solle man nicht frei umherlaufen lassen und jeden täglich mit drei Pfund Getreide füttern.

Am Abend war ein lustiger Tanz. Der Beludsche Jussuf spielte auf einer Art Geige, das ganze Lager versammelte sich, und ein anderer, Hellek, spielte den Possenreißer ganz vortrefflich. Er ahmte die Tanzmädchen nach, machte allerlei Pantomimen, stellte sich auf den Kopf und ließ den ganzen Körper zittern, verrenkte die Glieder, macht die Stimmen der Hunde, Katzen, Affen, Kameele und Sklavinnen nach, und wurde zuletzt so unverschämt, daß er auch Burton's Manieren nachäffte. Dafür bekam er einen Dollar, forderte aber sogleich noch einen zweiten!

Von Kuingani gelangte der Zug binnen anderthalb Stunden nach **Bomani**, einem Gränzdorfe, das noch unter der Gerichtsbarkeit von Bagamoyo steht. Der Weg führt aufwärts zum ehemaligen Meeresufer empor, durch Gruppen offenen Waldes an Hütten und Weilern vorbei.

Zu Burton's großem Mißvergnügen wurde am 30. Juni schon wieder gerastet, denn die Leute waren gar nicht fortzubringen. Bomani hat eine heiße, erstickende Luft und Nachts sind ganze Wolkenschwärme von Mücken in ununterbrochener Thätigkeit; trotzdem bleiben die landein bestimmten Karawanen in Bomani, weil die Leute so lange als möglich die Zeit der eigentlichen Wanderung hinausschieben; diese bringt ja Anstrengungen und manchmal auch schmale Kost. Ein Forschungsreisender muß den Grundsatz befolgen, so rasch als möglich sein Ziel zu erreichen, und die Rückreise so langsam zu machen, als ihm thunlich erscheint. Davon begriffen freilich die Beludschen nichts. In Asien hat man zwei „Rakl" für eine Reise, in Afrika aber gar drei: den kleinen Aufbruch, den großen Aufbruch und am Ende den wirklichen Aufbruch. Einige verlangten Tabak, und Burton gab ihnen Kautabak; andere verlangten Saiten für ihre Zithern und erhielten Glasperlen; die Eseltreiber beschwerten sich über die große Mühsal, ein Thier zu beladen. Die Beludschen waren übelgesinnt und sprachen: „Sie sind Ungläubige, welche unsere Fahne nicht führen dürfen." Burton mußte nachdrücklich einschreiten und erklärte, daß er den ersten Besten, welcher derartige Reden führe, auf dem Flecke todtschießen werde. Ohnehin waren wieder ungünstige Gerüchte über die Zustände im Innern verbreitet worden; es hieß, die Wazaramo würden sich in Masse erheben und hätten alle Wege versperrt und verlegt. Die Unannehmlichkeiten hörten von Anfang bis zu Ende der Reise nicht auf; täglich kamen ächt afrikanische Auftritte vor. Einst ging der Zug

neben einem Dorfe hin, wo die Schwarzen eben miteinander zankten. Sofort kauerten sich die Beludschen mit geladenen Musketen und brennenden Lunten auf den Boden, sahen und hörten zu, und blieben sitzen vom Abend bis zum Morgen. Ein anderes Mal brach ein Fisi, Hyänenhund, (Canis pictus) ins Lager ein, und darüber entstand eine solche Verwirrung, als ob ein blutdürstiger Feind einen gelungenen Ueberfall gewagt hätte. Schon jetzt begann das Ausreißen, denn ein unterwegs gemiethеter Sklave lief weg. Ununterbrochen hatte Burton darauf zu achten, daß seine Leute nicht heimlich sich entfernten; er versichert, daß unter Allen auch kein einziger gewesen sei, der nicht Lust bezeigt oder den Versuch gemacht hätte, ihn zu verlassen. Das Desertiren nahm auch gar kein Ende. Zweck und Absichten des Europäers waren ja ohnehin den Afrikanern ganz gleichgültig und unverständlich, und weder die Inder noch die Araber oder Beludschen sahen die Reise gern. Die überwiegende Mehrzahl seiner Begleiter bestand aus Sklaven, die er von ihren Herren hatte miethen müssen. Auf Zanzibar und in Ostafrika überhaupt kennt man gar keine andern Diener als nur Sklaven, in der Sprache der Suaheli hat man nicht einmal ein Wort, um einen Menschen zu bezeichnen, welcher freiwillig um Lohn dient.

Am 1. Juli verließ der Zug, einer Heerde wilden Rindviehs vergleichbar, das Dorf Bomani, aber erst nachdem Prügel ausgetheilt worden waren, und so gelangte man nach Mkwaju la Mvuani, d. h. die Tamarinde im Regen. Das Dorf besteht aus wenigen Hütten und einem öffentlichen Palaverhause, in welchem die Leute schwatzen, trinken, Matten weben und Mais entkörnen. Auch dort gilt noch die Gerichtsbarkeit von Bagamoyo, also des Sultans von Zanzibar. Hier entflohen Nachts drei Sklaven, obwohl man sie zusammengefettet hatte, und nahmen dem sie bewachenden Araber eine Flinte nebst einer Axt und anderen Habseligkeiten mit.

Der dritte und letzte Aufbruch fand nun endlich am 2. Juli statt. Bis dahin waren die Weiler nur klein gewesen; jetzt sah man eigentliche Dörfer, Chambi, Kraals, mit einer zahlreichern Einwohnerschaft. Das Land wird unsicher und die Karawanen übernachten deshalb außerhalb der Dörfer, nicht in denselben. Die Wohnungen nehmen in dieser Gegend die Gestalt runder Hütten an, oder bestehen aus langen Schuppen oder Buden, die mit Stroh oder Gras gedeckt sind; die unbehauenen Pfähle oder

Stangen, welche als Gerüst dienen, sind mit Baumbast zusammengebunden. Solch ein Dorf ist ringsum dicht und dick mit einem Dornzaun umfriedigt, dessen einzige Oeffnung bei Nacht sorgfältig verrammelt wird. In der hügeligen Gegend Dunda verläßt der Weg das alte Meeresufer und zieht in das Alluvialthal des Kingani hinein; dann stieg er wieder etwas an und führte zum Dorfe Nzasa, d. h. ebener Boden.

Dieser Ort liegt schon im unabhängigen Uzaramo. Drei P'hazi oder Vorsteher fragten an, ob der Weiße in feindlicher Absicht gekommen sei oder Rache für die Ermordung eines weißen Bruders nehmen wolle. Er meinte jene des französischen Reisenden Maizan, die wir späterhin erzählen. Als Burton sich mit diesen Leuten verständigt hatte, erklärten sie ihm, er müsse anhalten und eine Botschaft an den Häuptling des angränzenden Districts senden. Darüber wären mindestens drei Tage verloren gegangen, aber das Herkommen sollte beobachtet werden. Während man mit den Vorstehern darüber verhandelte, ob man sich nicht gegen eine gute Entschädigung über dasselbe hinwegsetzen könne, entstand ein Auflauf. Der Beludsche Jussuf hatte gegen eine alte Frau, welche ihm einen Korb mit Getreide nicht geben wollte, das Schwert gezogen. Sie rannte wie wild umher, und schrie die Dorfbewohner an, ob man auf solche Weise friedlich komme? Nun fragte der vornehmste P'hazi, weshalb der weiße Mann überhaupt ins Land gekommen sei, ob er dasselbe unterjochen und sie um Einkommen und Gewinn bringen wolle? „Ich bin alt und mein Bart ist grau, aber solch ein Unglück wie dieses habe ich noch nicht erlebt.“ Der Araber Seid ben Selim entgegnete: „Diese weißen Männer kaufen und verkaufen nicht, sie fragen nicht nach dem Preise und wollen keinen Profit machen. Und was habt ihr denn eigentlich zu verlieren? Die arabischen Kaufleute nehmen euch das Beste weg, die Suaheli das nächst Beste, und ihr bekommt weiter nichts als ein paar Ochsen, etwas Zeug und einige Hacken.“ Diesen Worten folgte die Darreichung eines sehr ansehnlichen Geschenkes und dadurch wurde das Herz der Vorsteher erweicht. Sie sagten, Burton sei ein Murungwana Sana, ein wirklich freier Mann, und gaben ihm ein Geleit ins Kinganithal hinauf. Nachmittags führten die kleinen, plumpen, kastanienbraunen Mädchen einen Tanz auf; die Hüften waren mit einem Schurz umschlungen, das Haar war mit Oel und Farbe beschmiert, der Hals mit Glasperlensträngen umhängt; an den Armen

und über den Fußknöcheln trugen sie Ringe und Reifen, den Busen hatten sie so umschnürt, daß er tief hinab hing, ein widerwärtiger Anblick. Während sie tanzten, warf Burton ihnen einige Stränge grüner Glasperlen zu; einer fiel auf die Erde und der weiße Mann wollte, sich bücken um ihn aufzuheben. Da raunte ihm Seid zu: „Bücke Dich ja nicht; sie werden dann sagen: er bückt sich nicht einmal und wenn auch Perlen an der Erde liegen.“

Der Kingani fließt hier durch eine grüne Ebene, die wohl angebaut ist. Auf den Feldern wachsen Reis, Durra, süße Kartoffeln und Tabak. Der Strom hat ein sandiges Bett, ist etwa 150 Fuß breit und kann nicht durchwatet werden. Krokodil und Hippopotamus sind sehr häufig. Das rothbräunliche Wasser schmeckt weich und süß, etwa wie Regenwasser, und ist fischreich.

Der Zug ging über ein wellenförmiges Gelände, das einem Parke glich, und kam an einer Fetischhütte (Mzimu) vorüber. Es war ein kleines Haus, nicht viel über einen Fuß hoch, mit überragendem Dache. Daneben lagen als Opfer Durraähren, auch stand Pombebier in einer schadhaften Kalebasse dort. In der Nähe waren Gräber der Wazaramo, welche jenen der Wamrima gleichen, Parallelogramme, 7 Fuß lang, 4 Fuß breit, mit einer niedrigen Einfriedigung, die einen grasfreien Platz umschließt; Kopf und Füße der Leichen sind mit einem Stecken bezeichnet. An der langen Seite wird eine Art von Thür angebracht. Beim Einscharren geben die Heiden dem Leichnam keine bestimmte Richtung nach einer Himmelsgegend; in der Mitte liegt ein Kloß, dessen Obertheil roh geschnitzt ist und einem Affengesichte gleicht, während ein weißer, um den Kopf geschlungener Lappen Zeug andeuten soll, daß man einen Menschen habe darstellen wollen. Die Beludschen, als fanatische Mohammedaner, spieen auf die Heidengräber und fluchten dabei ganz entsetzliche Verwünschungen heraus. Die Gräber von Muselmännern, welche während der Reise sterben, sind insgemein länglich-rund; die Umrisse werden durch Steine bezeichnet, das Gesicht wird gen Mekka gewendet. Die Sch'inga in Westafrika legen Scherben von Porzellannäpfen oder Tassen auf das Grab, welche dem Andenken des Verstorbenen geweiht sind; auf der Insel Zanzibar mauert man Brühenäpfe, Teller, Schüsseln und dergleichen in die Grabsteine ein.

Die große Menge von Gräbern erfüllte Burton's Begleiter mit Schrecken; sie gingen möglichst rasch an denselben vorüber.

Gleich nachher entstand eine allgemeine Bewegung, weil ein Dorfhäuptling mit einem halben Dutzend seiner Leute den Weg versperrte und sowohl nach Geschenken als, ächt afrikanisch, nach Neuigkeiten verlangte. Speke, der in der Vorhut war, ließ ihm bemerken, daß man schon bei Nzasa Gebühren erlegt habe, aber das blieb unbeachtet und ein Streit schien unvermeidlich. Glücklicherweise kam Burton noch rechtzeitig mit dem großen Zuge heran, und die Wazaramo gaben klein bei, als sie die Flagge der Karawane sahen. Nun schwoll den Beludschen der Kamm; sie erboten sich, das ganze Land zu erobern und Burton zum Sultan desselben auszurufen. Die Karawane ging weiter durch eine Grasebene, auf welcher Zebras und Kuduantilopen weideten; auch waren Perl- und Repphühner, Wachteln, die sogenannte grüne Taube und ein malabarischer Phasan sehr häufig. Dann erreichten sie Kiranga Ranga, die erste gefährliche Station in Usaramo. In diesem Hügeldistrict liegen viele kleine Dörfer hinter Bäumen versteckt; die Karawanen pflegen gewöhnlich bei einem Brunnen, nicht in den Dörfern selbst, ihr Lager zu nehmen.

Dort rastete Burton am 4. Juli. Die Beludschen geriethen untereinander in Zank, und die fünf welche sich erst in Kaole dem Zuge angeschlossen hatten, kehrten ohne Weiteres um. Als aber der weiße Mann drohete, einen Brief an den gefürchteten Consul Hamerton zu schreiben, der allen Beludschen eine tüchtige Bastonnade eintragen solle, schulterte der Hauptman Yaruz seinen Säbel, hing seinen Schild an den Arm, eilte den Ausreißern nach und brachte sie auch wieder zurück.

Das Wetter wurde nun ungünstig; die Mcho'o oder heftigen Regengüsse, welche zwischen den beiden Regenzeiten (Masika im Frühjahr, Vuli im Herbst) fallen, setzten nun regelmäßig ein und begleiteten die Karawane, so lange sie durch das ebene Land zog. In dieser Gegend war es nicht gerathen, in die Dörfer zu gehen, obwohl die Wazaramo Fremden den Zugang nicht verbieten, und ihnen Mädchen als Dienerinnen geben, aber ihre Gastfreundschaft bleibt immer gefährlich. Die Wazaramo und Wagogo sind eifersüchtig auf ihre Frauen, was bei anderen ostafrikanischen Männern nicht der Fall ist.

Am 5. Juli zog Burton durch dichtes Gebüsch bis Tumba Ihere's Dorf, wo gerade einige aus dem Innern kommende Karawanen rasteten. Jeder Sklave war am Halse mit den übrigen

zusammengebunden; ein Ausreißer wurde an eine Stange geschnürt, deren gabelförmiges Ende man ihm unter das Knie steckte, so daß er ohne Beihülfe nicht aufstehen konnte, wenn er einmal am Boden lag. Die feuchte Hitze und die bösen Dünste wirkten sehr nachtheilig auf Speke's Gesundheit ein.

Die nächste Station, Muhogwe, gilt für einen der unsichersten Plätze in Uzaramo; die Reisenden wurden jedoch nicht belästigt, und nur die Weiber erschienen, um die weißen Männer anzustaunen. In nicht geringem Maaße verwunderten sie sich über die Beinkleider derselben, und erklärten, daß sie um keinen Preis Männer mit solchen Dingern an den Beinen heirathen möchten. Durch ein bewaldetes ansteigendes Gelände gelangt man in den District Mu'honyera; er bildet den Rand der Tafelebene, welche man als die südliche Terrasse am Kingani betrachten muß. Das hohe, ehemalige Meeresufer ist hier durch Streifen von Quarzkieseln bezeichnet. Diese Gegend ist sehr ungesund und ein Lieblingsaufenthalt wilder Thiere, namentlich des Hyänenhundes, der besonders den Eseln gefährlich wird. Er ist, wie wir schon im ersten Bande hervorhoben, der Wuraba der Somal, der wilde Hond des Kaplandes, und tritt in Afrika statt des Wolfes auf. Für wachsame Menschen ist er ungefährlich, aber nicht selten überfällt er schlafende, denen er dann ein Stück Fleisch aus dem Gesichte wegreißt; Eseln der Karawane zerrte er mehr als einmal, aber stets bei Nacht, große Massen Fleisches aus dem Hinterviertel heraus. Doch waren diese Esel aus Zanzibar, wo der Fisi nicht vorkommt; jene aus Unyamwezi, welche ihren Feind sehr wohl kennen, vertheidigen sich gegen ihn mit Zähnen und Hufen. In den Wäldern sind große und kleine Affen sehr häufig, meist grau mit schwarzem Gesichte. Die Gegend ist, wie bemerkt, äußerst ungesund, ein Thal des Todes für noch nicht eingewbnte Menschen. Fern im Westen erhob sich der Kidunda, d. h. Hügel, ein kleiner Kegel, der über den Wald hervorragt, und etwas nach Norden hin stieg eine blaue Wand empor, das Gebirge von Duthumi.

Die Karawane hielt einen Tag Rast in Muhonyera. Speke lag am Fieber darnieder; Burton ließ die Boma, d. h. Umzäunung ausbessern, und ging dann auf die Jagd. Die Beludschen vertrieben sich inzwischen die Zeit mit dem Putzen ihrer Flinten, wozu sie die getrocknete fleischige Frucht der Kokospalme benützten, flochten Sandalen aus Palmblättern, Lunten aus den Fasern des Kale-

bassenbaums, und Stricke zum Anbinden der Esel. Zu diesen Seilen nehmen sie die Fasern einer aloëartigen Pflanze, welche im Somalilande Hig oder Haskel heißt, von den Arabern Bag und von den Negroiden am Kingani Mukonge genannt wird. Die Ananas, Mananazi, wächst drei Tagereisen weit von der Küste landeinwärts, man benützt aber die Fasern nicht.

Während der ersten Woche vernahmen die Reisenden allabendlich die Signalschüsse der Artemise, von nun an aber nicht mehr. Sie erfuhren dagegen, daß Consul Hamerton, der treffliche Mann, am 5. Juli, kurz nach seiner Rückkehr nach Zanzibar, noch am Bord des Schiffes gestorben sei. Die ersten Briefe, welche diesen Unfall meldeten, waren verloren gegangen, aber ein reisender Handelsmann brachte die Trauerkunde. Burton hatte den Verlust eines so einflußreichen und wohlwollenden Freundes um so mehr zu bedauern, da dessen Nachfolger, ein ganz anders gearteter Beamter, dem Reisenden zu schweren Klagen und Vorwürfen mehr als einen Anlaß gab.

Es war jedoch ein Glück, daß Hamerton nicht einige Wochen früher starb, weil dann höchst wahrscheinlich die ganze Expedition vereitelt worden wäre; denn die Hindus in Zanzibar sahen sehr ungern, daß Europäer in die Elfenbein- und Kopalgegenden vordringen wollten, und hätten lieber die Reise verhindert. Jetzt war Burton am 8. Juli im Thale des Todes und der Heimath des Hungers, denn so wird die ungesunde Ebene von den Arabern genannt. Speke war sehr krank und mußte reiten, einige Söhne Ramdschi's wollten ausreißen, der beschwerliche Weg führte durch steifes Rispengras, das Trinkwasser war schlecht, aus dem dunkeln schwarzen Boden stiegen widerwärtig riechende tödtliche Dünste auf, während der Wind dicke Wolken vor sich hinpeitschte und die Regentropfen dick wie Musketenkugeln herabfielen. So gelangten die Reisenden, welche ohnehin schon Mangel an Lebensmitteln hatten, nach Sagesera und machten am 9. Juli am rechten Ufer des Kingani durch eine fruchtbare Ebene einen Marsch von sieben Stunden.

Jetzt spielte ein „Geist" eine große Rolle. Speke ritt wie gewöhnlich in der Vorhut. Als er an den „Makutaniro" kam, die Stelle, wo die Straßen, welche von den kleineren Seeplätzen ins Innere führen, sich mit der Hauptstraße von Mbuamadschi vereinigen, versperrten ihm etwa fünfzig Krieger der Wazaramo den Weg, so daß er weder zur Rechten noch zur Linken ausweichen konnte. Der Anführer gebot ihm Halt. Noch zu rechter Zeit er-

schien der Dolmetscher Muinyi Wazira, redete einige erläuternde Worte, versprach Glasperlen und Baumwollenzeug, und nun wurde die Straße wieder frei. Als Burton kam, standen die Schwarzen unter einem Baume und starrten ihn an; sie waren ungemein kräftig gebaut und hatten eine sehr kriegerische Haltung, in der einen Hand trugen sie den großen Bogen, in der andern vergiftete Pfeile.



Ein Wazaramo-Krieger.

Der nächste Haltplatz war Tunda, das sehr ungesund ist. Am andern Morgen fühlte Burton sich äußerst schwach und beklommen, der Kopf schmerzte sehr, die Augen brannten, das Herz klopfte, die Beine versagten ihm beinahe den Dienst. Die ganz und gar veränderte Lebensweise, rasche Abwechselung zwischen feuchter Hitze und nasser Kälte, Sonnenbrand und Thau, und auch die Besorgniß, daß er vielleicht sein Reiseziel doch nicht erreiche, das Alles wirkte höchst niederschlagend auf ihn ein. Mit Speke ging es wohl ein wenig besser, aber nun bekam Seid ben Selim das Fieber, und bat inständig, daß der Aufenthalt zu Tunda, und sei es auch nur um einen Tag, verlängert werde. Aber Burton wollte um keinen Preis länger an

diesem fürchterlich ungesunden Orte verweilen, sondern weiter ziehen bis nach Dege la Mhora, wohin Muinyi Wazira schon vorausgegangen war. So heißt der Platz, wo der französische Reisende Maizan ermordet worden ist. Seid ben Seid und Muinyi Wazira erlaubten sich eine Täuschung gegen Burton, indem sie ihm sagten, daß das Dorf Bana Dirunga der richtige Ort sei. Dort blieb er einen Tag; die Einwohner waren vor den Weißen in den Wald geflohen, kamen aber am Abend zurück und versprachen, dem „Groß-Waldvogel" zu melden, daß die Fremden nicht in feindlicher Absicht gekommen seien.

Burton hatte erst vor acht Tagen Kaole verlassen und war doch schon so abgemattet, daß er sich kaum auf den Beinen halten konnte. Nach anderthalbstündiger Wanderung kam er an ein stark verrammeltes Dorf, in welchem früher der P'hazi Mazungera gehaust hatte; jetzt gehörte es dessen Sohne Hembe, dem „Horn des wilden Büffels," der sich zum Kampfe vorbereitet, Frauen und Kinder aus dem Dorfe fortgeschickt hatte und mit einer nicht unbeträchtlichen Anzahl seiner Krieger einen Angriff erwartete; er würde einen solchen ohne Weiteres mit giftigen Pfeilen beantwortet haben. Eine Unterredung mit dem Dolmetscher gab jedoch den Dingen eine andere Wendung; Burton ritt an dem Häuptlinge vorüber, und Hembe folgte ihm bis zum nächsten Haltplatze Madege Madogo. Burton mochte indeß diesen Häuptling nicht empfangen, sondern ließ ihn abweisen.

Der obenerwähnte französische Flottenoffizier Maizan wollte 1844 eine Reise nach dem großen Binnenseen unternehmen. Die pariser Regierung billigte seinen Plan und schickte ihn nach der Insel Bourbon, von wo er mit dem Consul Broquant nach Zanzibar kam. Zwischen dem Sultan und König Ludwig Philipp war am 21. November des genannten Jahres ein Handelsvertrag abgeschlossen worden, und nun erschien die vom Viceadmiral Romain Desfossés befehligte Corvette Le Berceau. Maizan war ein Zögling der polytechnischen Schule in Paris, wohl vorbereitet und reichlich mit wissenschaftlichen Werkzeugen versehen. Aber er scheint weder vorsichtig noch besonnen gewesen zu sein und stellte seine blitzernden Sachen vor Aller Augen bloß; das war nicht klug unter Menschen, die gierig nach Allem sind, was nur blank aussieht. Später wurde ermittelt, daß Maizan's Mörder einen vergoldeten Zeltknopf als Schmuck am Halse trug. Der junge Reisende hatte viel überflüs-

ſiges Gepäck, allerlei blankes Küchengeschirr und dergleichen mehr. Als er nach Zanzibar kam, gingen dort allerlei beunruhigende Gerüchte über die ehrgeizigen Absichten der Franzosen um; es hieß, ſie wollten es an der Küſte machen wie auf Madagaskar und ſich in Kingani, Lamu und anderen Häfen feſtſetzen. Die Banianen, in deren Händen, wie wir mehrfach bemerkten, der vortheilhafte Handel mit dem Innern ſich befindet, wurden beſorgt, und machten ihren Einfluß auf die Küſtenanwohner und die Leute im Innern geltend. Maizan blieb etwa acht Monate in Zanzibar, um die Sprache der Suaheli zu lernen, ließ ſich dort trotz aller Warnung, mit einem berüchtigten Schwindler ein und zeigte alle ſeine blanken Sachen. Ehe er die eigentliche Reiſe antrat, machte er drei Ausflüge an die Küſte und gab ſo den lauernden Suaheli vollauf Zeit, ihre Pläne reiflich zu durchdenken. In den Augen der Araber büßte er viel von ſeinem Anſehn ein, als er mit einem Schwarzen aus Unyamwezi „Brüderſchaft" gemacht hatte. Endlich beging er auch noch den verhängnißvollen Fehler, ohne das ſtarke bewaffnete Geleit, welches der Sultan ihm verſprochen hatte, nach dem Innern aufzubrechen. Der unbeſonnene Franzoſe lieferte ſich alſo ſelber einem wilden afrikaniſchen Häuptling in die Hände.

Als 1845 die Regenzeit vorüber war, landete Maizan im Bagamoyo, das der Stadt Zanzibar faſt gerade gegenüber auf dem feſten Lande liegt. Dort ließ er ſeine Privatleibwache, vierzig Musketiere, zurück, und ging, trotz der höchſt dringenden Warnung ſeines ſchwarzen „Bruders" aus Unyamwezi, allein ins Innere. Bei ihm blieben nur ein Mann aus Madagaskar oder von den Comoro-Inſeln, Namens Frederique, und einige Träger. Er wollte den P'hazi Mazungera beſuchen, Häuptling der Wakamba, die eine Unterabtheilung der Wazaramo bilden. Mazungera empfing den Weißen in ſeinem Reſidenzdorfe Dege la Mhora mit verrätheriſcher Freundlichkeit, welche Maizan für baare Münze genommen zu haben ſcheint. Beide verlebten einige Tage im beſten Einvernehmen, und der Fremdling wurde völlig ſicher gemacht. Da ließ Mazungera plötzlich den Gaſt zu ſich entbieten und machte ihm lebhafte Vorwürfe, weil er auch anderen Häuptlingen Geſchenke gegeben habe. Dann redete er ſich immer mehr in wilde Wuth hinein, rief endlich: „Du ſollſt hier auf dem Flecke ſterben!" und gab ein Zeichen, auf welches ſofort eine Rotte wilder Männer in die Hütte drang. Sie trugen zwei lange Stangen. Frederique wurde durch des Häuptlings Frau geborgen; er rief

seinem Herrn zu, dieser möge laufen und die Frau berühren, dann stehe er unter dem Schutze derselben und sei gerettet, aber Maizan scheint seine Geistesgegenwart verloren zu haben und die Frau wurde hinweggedrängt. Nun band man dem Unglücklichen beide Arme kreuzweis über die Stange, fesselte ihn dann an den Beinen, und schnürte ihm einen Riemen um die Stirn. So wurde er aus dem Dorfe hinaus unter einen Baobabbaum getragen, der etwa fünfzig Schritte weit entfernt liegt. Burton sah die Stelle, welche man ihm zeigte. Dort schnitt ihm der wilde Mazungera zuerst alle Gliedmaßen ab, während die Schwarzen den Kriegsgesang anstimmten und die große Trommel gerührt wurde. Weil Mazungera sein doppelschneidiges Messer zu stumpf fand, hielt er inne, als er eben dem weißen Manne die Kehle abschneiden wollte, wetzte die Schneiden, ging dann wieder an sein blutiges Werk und drehete zuletzt den Kopf vom Rumpfe ab.

Maizan war ein liebenswürdiger, talentvoller und trefflich vorgebildeter Mann, aber nicht bedachtsam. Der wilde Mazungera zog aber aus dieser Mordthat nur geringen Vortheil. Er hatte auf Anrathen seines Mgangas, Hofwahrsagers, Zauberers, den Weißen gemartert, damit derselbe ihm sage, wo er seine Schätze verborgen habe; der Unglückliche hatte aber keine Enthüllungen zu machen, sondern jammerte nur um Vergebung seiner Sünden und rief die Namen Derer, welche ihm wohlmeinende Warnungen gegeben hatten. Der Barbar versuchte dann, die vierzig Musketenträger, welche Maizan zur Bewachung seiner Habe in Bagamoyo zurückgelassen hatte, zu verlocken, aber dieser Plan schlug ihm fehl. Als später ein Kaufmann aus Maskat, Sney ben Emir, mit einer starken Karawane bei Dege la Mhora vorüberzog, verlangte Mazungera von ihm Tribut und zeigte das Messer, mit welchem er Maizan ermordet hatte; allein der Araber kümmerte sich darum nicht und blieb auch unbelästigt. Der oben erwähnte Frederique kam bald nach der Gräuelthat in Zanzibar wieder an und wurde vom Consul Broquant verhört. Man sperrte ihn in die Festung, aus welcher er jedoch in räthselhafter Weise verschwand. Wahrscheinlich wäre bei genauer Untersuchung ein nichtswürdiges Complot an den Tag gekommen. Burton vernahm, daß Frederique als Moslem und unter dem Namen Mohammedi zu Marungu am Tanganyika-See sich aufhalte. Im Jahre 1846 kam der Schiffskapitän Guillain mit der Kriegsbrigg Le Ducouedic nach Zanzibar,

um Maizan's Mörder zur Verantwortung zu ziehen. Vergeblich wies der Sultan nach, daß der Missethäter nicht sein Unterthan sei; man hatte denselben einige Zeit nach dem Morde in Mbuamadschi an der Küste im zanzibarischen Gebiete gesehen, und ging von der Ansicht aus, daß er als Unterthan zu betrachten sei. Der hart bedrängte Herrscher verstand sich endlich dazu, ein paar hundert Musketenträger ins Innere abzuschicken, welchen sich dann Mazungera's Sohn, Hembe, entgegenstellte. Nachdem das Scharmützeln ein paar Tage gedauert hatte, erhielt er eine Kugelwunde und entfloh; die Musketiere brachten aber den Schwarzen mit, welcher bei Maizan's Ermordung die große Kriegstrommel geschlagen hatte. Dieser Mensch wurde dann statt Mazungera's bestraft; er stand, wie wir schon früher mittheilten, zwei volle Jahre in Ketten dem französischen Consulat gegenüber; nachher fesselte man ihn an eine Kanone dergestalt, daß er weder ordentlich stehen noch liegen konnte. In diesem qualvollen Zustande lebte er manches Jahr und starb erst kurz vor Burton's Eintreffen.

Der gerade Weg ins Innere, welcher über Dege la Mhora führt, war nun längere Zeit versperrt, und noch jetzt, sagen die Landeseingeborenen, sei es auf demselben nicht recht geheuer, denn ein gewaltiger Drache, in welchen der Geist des Ermordeten gefahren ist, treibt dort seinen Spuk. Dieser Geist läßt dem wilden und grausamen Mazungera keine Ruhe, und hat ihn derart gequält, daß der Mörder freiwillig in eine Art Verbannung floh; sein Stamm ist seitdem immer schwächer geworden.

Der nächste Haltplatz war bei Madege Madogo „die kleinen Vögel“; Madege Makuba, „die großen Vögel“ liegt westlich von demselben. Die Beludschen waren die ganze Nacht hindurch in Unruhe, weil sie Leoparden, Flußpferde und Krokodile fürchteten. Am 13. Juli führte der Weg durch Wald, Gebüsch und Moräste hart am Kingani hin bis Kidunda „dem kleinen Hügel“. Der Lagerplatz war ungesund, die Reisenden hatten aber eine sehr schöne Aussicht. Der Strom, etwa anderthalb hundert Fuß breit, fließt schnell zwischen hohen Ufern; die kegelförmigen Hütten der Bauern liegen zerstreut umher, damit die Felder besser bewacht werden können; am nördlichen Ufer erhebt sich der bewaldete Hügel und bringt anmuthige Unterbrechung in die Einförmigkeit der Ebene. Dieser Punkt ist eine Gränzstation, wo neben den Wazaramo auch Stämme aus Udoe, K'hutu und Usagara wohnen.

Von Kidunda führt der Weg nach dem in felsigem Bett fließenden Bache Manyora, welchen man überschreiten muß nach dem Mgeta, einem andern Bache, der immer Wasser hat; er kommt aus den Duthumihügeln. Jetzt war er nach heftigem Regen in seinem untern Laufe nicht zu durchwaten, doch war früher von Karawanen eine rohe Art von Brücke hergestellt worden, indem sie mehrere, an beiden Ufern gefällte Bäume niedergehauen, mit Schlingpflanzen verbunden und solchergestalt ins Wasser geworfen hatten, daß die Strömung sie fest an- und ineinander trieb. Nun gingen die Menschen, welche einander die Gepäckstücke zureichten, auf den Stämmen und Aesten hinüber, während die Esel durch das Wasser getrieben wurden. Bei dieser Gelegenheit ließ ein Träger Burtons doppelläufige Elephantenflinte in den Fluß fallen, der dort etwa zwölf Fuß tief war. Der Diener Gaetano tauchte, um sie wieder zu holen, fand sie aber nicht; die Eingeborenen können nicht tauchen und fürchten sich vor den Krokodilen. Der Reisende tröstete sich damit, daß nun der gefährlichste Theil des Weges zurückgelegt sei. Binnen achtzehn Tagen, vom 27. Juni bis 14. Juli, hatte er trotz Krankheit und aller möglichen Hindernisse 118 englische Statutmeilen gemacht und war nun in K'hutu, einem Lande, wo die fremden Kaufleute sicher sind.

Am 15. Juli führte die Straße erst durch eine üppige oft überschwemmte Ebene am westlichen Ufer des Mgeta, dann in eine schöne parkartige Gegend, wo statt der riesigen Bäume der Küstenregion allerlei Mimosen, Gummibäume und Dorngewächse auftreten. Hier tummelten sich viele Gnu's und schüttelten die Mähnen; Hartebeeste und andere Antilopen liefen in Rudeln umher oder standen am Wasser, um zu trinken; Feld- und Perlhühner waren in Menge vorhanden, kleine Landkrabben schlüpften in Löcher und Höhlen. Ameisen verschiedener Art zogen in dichten Heersäulen und griffen Menschen und Thiere so heftig an, daß die ganze Karawane einmal Halt machte. So gelangte man nach Kiruru, einem armseligen Dorfe mit großen Durrafeldern; das Wetter war abscheulich, auf rauhe Nebel folgten Regengüsse und dann wieder heiße Sonnenstrahlen; das ganze Land war wie in Fäulniß übergegangen und dampfte verpestenden Hauch aus. Burton fand eine Hütte, in welcher Feuer angemacht wurde, und so konnte er sich die Wonne eines warmen Rauches verschaffen; Speke blieb im Zelte und legte

dort den Grund zu einem Fieber, welches ihn in Usagara an den Rand des Todes brachte.

Burton rastete zwei Tage bei Kiruru. Ein Beludsche rieth ihm, gegen das Fieber eine in Mittelasien gebräuchliche Kur anzuwenden. Er setzte den Reisenden auf einen kleinen Stuhl, umhüllte ihn mit mehreren Mänteln, stellte dann ein Geschirr mit glühenden Kohlen unter diese Umhüllung und streuete Räucherwerk auf das Feuer.

Die Esel waren so abgemattet, daß man bis zur nächsten Haltstelle noch sechs Träger miethen mußte. Die Bauern verkauften nur ungern Getreide. Am 18. Juli brach Burton nach Duthumi auf. Sein Tagemarsch kann uns einen recht deutlichen Begriff von den Schwierigkeiten der Reise geben. Zuerst ging der Weg durch dichtes Gras und eine feuchte Vegetation; bis gegen Mittag träufelte Alles von Thau, der schwarze Erdboden war fettig und schlüpferig, die Straße, wenn der Ausdruck statthaft wäre, führte durch dicken tiefen Schlamm, der überall mit Wurzeln durchflochten war, in einem dichten Wald oder zwischen Gestrüpp hin; Hyphänapalmen wechselten ab mit dem Mpamarusi oder mit dem gigantischen Msukutio und mit niedrigen Mimosen; dann kamen dürre Grasflächen, die von Trockenbächen mit steilen Ufern durchschnitten waren. An drei Stellen mußte die Karawane durch Moräste waten, die eine Länge von hundert Schritten bis zu einer englischen Meile hatten; die Menschen sanken knietief ein, die Träger glitten aus und stürzten wie die Esel; Burton mußte sich auf seinem Thiere von ein paar Männern stützen lassen. Dieser Yegea-Morast entsteht, weil das Regenwasser keinen Abzug hat, und ist manchmal so tief, daß er einem Manne bis an den Hals reicht; er trocknet nur auf kurze Zeit während des Nordost-Monsuns aus.

Tröstlich war bei alledem, daß die Reisenden einen Blick auf die jetzt naheliegenden Duthumi-Hügel hatten, die zuweilen von einem Sonnenblick vergoldet wurden. Nachmittags ritt Burton der Karawane voraus, durch viele Dörfer und Durrafelder, und kam an die Niederlassung eines arabischen Kaufmannes, der ein schlechtes Subject war und manche Abenteuer erlebt hatte. Seyf ben Selim war aus Oman und hatte das Ansehen eines ehrwürdigen Greises; doch sah man wohl, daß er dem Genusse des Pombebieres nie abhold gewesen. Lange Zeit hatte er in Unyamwezi gewohnt und war dort mit seinen Landsleuten in allerlei ärgerlichen

Zwist gerathen. Sie faßten den Plan, sich dieses Mannes zu entledigen, und bewogen den Häuptling Mpagamo, denselben festzunehmen. Das geschah, der Schwarze band den Araber an und ließ ihn zusehen, wie sein Waarenlager erst geplündert und dann verbrannt wurde. Nachher jagte man ihn aus dem Lande. Seyf fand ein Unterkommen in Duthumi, wo Burton ihn fand. Er hatte sich aber nicht gebessert, behandelte seine Sklaven so grausam, daß man ihm ein schlimmes Ende voraussagte, und fing jetzt gleich damit an, daß er den Begleiter des Reisenden, Seid ben Selim, arg verleumdete. Er fand indessen kein Gehör.

Die Reisenden mußten eine ganze Woche lang in Duthumi liegen bleiben. Die böse Luft hatte Sumpffieber erzeugt, welches bei Burton zwanzig Tage lang andauerte. Die Anfälle waren allerdings nicht so heftig, wie sie in Sindh (in Indien) zu sein pflegen, warfen aber den ohnehin schon angegriffenen und abgeschwächten Mann völlig nieder. Während der Paroxysmen und oft noch stundenlang nachher, sah es in Burton's Kopfe ganz verwirrt aus, es war ihm, als ob er in zwei ganz verschiedene Personen getheilt sei, die einander entgegen arbeiteten; während der stets schlaflosen Nächte hatte er schreckliche Visionen, sah abscheuliche Thiere, widerwärtige alte Hexen und Männer, deren Kopf aus der Brust hervorwuchs. Speke litt noch ärger, geberdete sich wie ein vom Sonnenstich getroffener Mann und sein Gehirn war stark angegriffen. Seid ben Selim dagegen war in der Wiedergenesung; die beiden Goanesen leisteten der Krankheit nicht den mindesten Widerstand und wären wahrscheinlich nie wieder aufgestanden, wenn man sie nicht gezwungen hätte.

Zu alledem kam noch andere Noth. Man hatte die ursprünglich zum Reiten bestimmten Esel mit Gepäck beladen müssen, und oft blieb den Reisenden nichts übrig, als bei Sonnenhitze und Regen, durch Morast und ungesunde Dünste hindurch zu waten. Auch das Reiten auf einem innerafrikanischen Esel ist in hohem Grade anstrengend. Das Thier ist hartnäckig, widerspänstig, scheut, strauchelt und läuft weg; Speke wurde einst während einer Stunde zweimal abgeworfen. Der Esel findet geradezu ein Vergnügen darin, immer unruhig unter dem Reiter zu sein, auszuschlagen, sich im Kreise zu drehen, Schlammlöcher aufzusuchen und, wenn der Wind scharf weht, wie ein Schwein fortzurennen; bei Sonnenschein will er immer im Schatten sein und trabt dem ersten besten Baume

zu. Allemal sucht er den schlechtesten Weg auf, man muß ihn führen, und wenn irgend eine Schwierigkeit entsteht, läßt der leitende Sklav den Zügel los und läuft selber fort. Insgemein muß ein zweiter Sklav hinterher gehen und das Thier antreiben. Dazu kommt noch, daß der ostafrikanische Esel runden Leib kurzen Rücken und schmale Schultern hat, also für einen arabischen Packsattel nur sehr schlecht geeignet ist, seine Fesseln sind gerade und steif wie bei den Ziegen, und er hat deshalb einen unbequemen paßartigen Gang. Die Reitesel in Zanzibar sind allerdings besser, aber auch zarter; die, welche Burton mitgenommen hatte, waren bald wund, die meisten starben, und so sah er sich auf die Korona, Esel aus Unyamwezi, angewiesen. Das Aufladen war immer mit vielen Umständen und Widerwärtigkeiten verbunden; die Schwarzen legten das Gepäck nicht so auf, daß es ein Gleichgewicht hielt; deshalb fiel es an schwierigen Stellen, gewöhnlich im Morast, hinab. Dann murrten die Beludschen, wollten keine Hand anlegen, und die Arbeit mußte von den weißen Männern, den Arabern und den Hauptleuten der Beludschen gethan werden. Die zum Anbinden der Esel nöthigen Seile wurden oftmals gestohlen; während Burton's Krankheit pferchte man die Thiere nicht einmal ein, Niemand gab sich die Mühe sie zu zählen, und so kamen manche Esel abhanden. Das Alles konnte verhängnißvoll für die Expedition werden.

Burton war durch alle diese Widerwärtigkeiten sehr niedergeschlagenen Gemüthes, jeder neue Morgen brachte auch neue Sorgen, und an jedem Abend sah er dem andern Tage mit Besorgniß entgegen. Aber, sagt er, ich dachte an das arabische Sprüchwort: in der Verzweiflung liegen viele Hoffnungen, und wir waren auf jede Gefahr hin fest entschlossen, eher Alles, auch das Aeußerste zu wagen, als unverrichteter Dinge umzukehren.

D u t h u m i ist einer der fruchtbarsten Landstriche in Khutu, und wird vom Duthumiflusse durchzogen, welcher das ganze Jahr hindurch Wasser hat. Er kommt aus dem Hügellande, vereinigt sich mit dem Mgazi, der in den Mgeta fällt, welcher seinerseits in den Kingani mündet. In dieser Gegend ist künstliche Bewässerung der Felder häufig; sie werden berieselt. Die Berge von Duthumi bilden die nördliche Gränze der Ebene, sie steigen schroff empor, fallen aber nach Süden hin niedrig ab. Ihre Richtung ist nach Nordnordwest; nach vier Tagereisen verschlingen sie sich,

wie die Führer sagten, mit der Hauptkette des Usagaragebirges; wahrscheinlich sind sie die südlichen Widerlagen des Hügelgelandes von Ngu oder Nguru, welches westlich von Saadani liegt. Von dieser Kette, sagt man, komme der Kingani aus einer Höhle oder einem Erdspalt am östlichen Abhange; mit ihm vereinigt sich ein anderer Fluß, der sein Wasser von den südlichen Abhängen erhält, während der Mgeta von der westlichen Seite der Wasserscheide herabströmt und um die südliche Basis biegt. Diese Höhen sind zumeist umwölkt und die Wirkungen davon verspürt man in der Ebene; bei Tage fallen Windströmungen von Nordost oder Nordwest in die heiße Ebene herab, und bei Nacht sinkt der Thermometer bis 70, ja bis 65° F. Im Hochlande soll manchmal das Wasser gefrieren und dort ist die Gegend nicht ungesund; die Bewohner halten viele Ziegen, Schafe und Geflügel; die Araber behaupten, dort wachse auch der Betelpfeffer, (?) neben Durra und Sesam, Manioc und süßen Kartoffeln, Gurken, Turai (Luffa acutangula), Bohnen, Bananen und Zuckerrohr. In dem dichten Gestrüpp und den Wäldern am Fuße des Gebirges sind Elephanten und Rhinoceronten in beträchtlicher Menge, in den Ebenen schwärmen das Gnu (Catoblepas gnu) mit der zottigen Mähne, und die Kuduantilope. Diese Region, etwa sechs Wegstunden nördlich von Duthumi, heißt das Inland Magogoni; sie wird von dem zeitweilig trocken liegenden Bache Mdimu durchzogen. In den fruchtbaren Gebirgsthälern der südlichen Abhänge sollen die Wakumbaku und Wasuopbanga wohnen, höher hinauf, in etwa 3000 bis 4000 Fuß, die Waruguru. Eine wahre Plage für jene Gegend war ein Mzegura von niederer Abkunft, Namens Kisabengo. Dieser Mann hatte sich durch Eroberungen zum Schene Kambi oder ersten Häuptling emporgeschwungen. Die Mohammedaner der Küstenortschaft Whinde, welche Zanzibar gegenüber liegt, und seine Landsleute in Usegura, schlossen einen Bund mit ihm und seitdem machte er viele Raubzüge, um Sklaven zu erbeuten, die er auf den Markt nach Zanzibar bringen läßt. Als er eine weite Strecke verwüstet hatte, drang er weiter nach Westen und setzte auch dort seine Verheerungen fort.

Die Bewohner der Hügelgegend empfangen Fremde in ihren Dörfern noch immer gastlich. In ihrem Lande befindet sich eine Stelle, zu welcher auch Pilger aus den Wazaramostämmen wallfahrten. Man sagt, in einer Höhle mache ein Geist großes unter-

irdisches Geräusch, das wohl von einem Wasserstrom unter der Erde herrührt. In der Höhle ist auch ein Teich, in welchem die Frauen baden, damit sie fruchtbar werden, und die Männer opfern Ziegen und Schafe, um guter Ernten und des Sieges im Kampfe gewiß zu sein. Diese Stämme im Hügellande reden besondere Mundarten, die mit dem Khikhutu verwandt sein sollen.

Duthumi selbst ist ungesund; trotzdem haben sich dort dann und wann Araber aufgehalten, um Sklaven billig einzukaufen; von ihnen werden die Häuptlinge zu Raubzügen aufgestachelt, und so vergeht denn kaum ein Monat ohne Verwüstungen. Burton nahm die Gelegenheit wahr, um einen kleinen Häuptling zu züchtigen, der vor Kurzem ein Dorf überfallen und fünf Menschen geraubt hatte. Diese wurden ihren Familien zurückgegeben. Von Duthumi aus schrieb der Reisende an die geographische Gesellschaft in London und übergab die Papiere dem Beludschenhauptmann Yarek, welcher nach der Küste zurückging. Die Leute, welche man zur Bedeckung aus Kaole mitgenommen hatte, wurden hier entlassen; drei waren schon vorher ausgerissen. Die Ausgaben betrugen bis jetzt schon 295 Dollars und sollen doch auf mindestens drei Monate vorhalten. Aber die weißen Männer konnten ihrer schweren Krankheit wegen keine genaue Aufsicht üben; deshalb waren Betrug und Veruntreuung an der Tagesordnung. Am 21. Juli wurden die Gewehre abgefeuert und die Geleitsmänner zogen heim.

Burton hatte aus Zanzibar vier Hangmatten mitgenommen. Wenn man eine solche an Stangen befestigt, so bildet sie das, was in Indien Manchil, von den Portugiesen Manchila, in West-Afrika Tipoya genannt wird. In Duthumi miethete nun der Reisende von dem bösen Araber Seyf eine Anzahl Sklaven als Hangmattenträger, und zog am 24. Juli weiter über feuchten Boden, an Hügeln hin, die unbewohnt bleiben, weil sie noch ungesunder sind als selbst die Ebene. Da, wo die bebauten Felder aufhören, beginnt ein ächt afrikanisches Waldgestrüpp, in welchem Buschwerk und hohe Bäume durch einander gemischt stehen, so daß man immer nur wenige Schritte weit sieht. Das Ganze erscheint sehr einförmig und macht einen trüben Eindruck. Der schwarze fettige Boden ist von dichtem Gestrüpp überwuchert, an offenen Stellen findet man Tiger- und Rispengras von dreizehn Fuß Höhe, mit fingerbreiten Blättern; viele Bäume sind von der Wurzel bis zu den Aesten hinauf mit großen Schmarozerpflanzen bedeckt, welche mächtige Säulen

dichten Grüns bilden, in den Zweigen sich zusammenballen und den Nestern von Riesenvögeln gleichen. An manchen Stellen verschwindet der Fußpfad, er ist, wie die Eingeborenen sagen, todt; das Gebüsch verdeckt ihn, allerlei Schlingpflanzen, oft von der Dicke eines Taues, sind nach allen Richtungen hin ineinander verflochten und bilden ein unendlich verschlungenes Netzwerk. Aus der ewig feuchten Erde dringt ein Brodem empor, der wie Schwefelwasserstoffgas riecht, und an manchen Stellen war es den Reisenden, als ob verwesende Leichen unter jedem Busche faulten. Zu diesem pestilentialischen Gestrüppwalde paßte vollkommen ein grauer Himmel, an welchem Windstöße das Gewölk wild durcheinander trieben und kalte Regenschauer zu Boden jagten. Es war als ob weit und breit über der Gegend ein ungeheures Bahrtuch ausgebreitet sei. Wer jemals die Einflüsse eines solchen Klimas erfahren hat, kann sich die Abspannung und Trägheit, die Körperschwäche und geistige Niedergeschlagenheit erklären, die in solchen tropischen Regionen herrschen, wo feuchte Hitze und nasse Kälte das Leben so höchst ungesund und unbehaglich machen. Dazu kamen jenseit Duthumi noch die armseligen Hütten der Schwarzen, schmutzige, übelriechende Behausungen, die tief im Gestrüpp stehen, und elenden Menschen zum Aufenthalt dienen. Diese Schwarzen sind dürr und mager, mit Geschwüren bedeckt und fast immer berauscht. Solch einen Anblick bietet Ostafrika dar, von den mittleren Gegenden Khutus bis an den Fuß der Gebirge von Usagara!

Jenseits dieser pesthauchenden Fläche liegen einige Salzgruben, welche, den Arabern zufolge, in der trockenen Jahreszeit naß, und in der Regenzeit trocken sind. Weiterhin stand zwischen Durra- und Bananenfeldern ein recht hübscher Weiler, Bakera genannt; als Burton im Jahre 1859 wieder dorthin kam, war derselbe dicht mit Gras und Gebüsch überwachsen. Der Afrikaner hat eine abergläubige Scheu vor Steinmauern; er ist, vermöge des ihm angeborenen Wandertriebes, noch ein Halbnomade und widerstrebt der Civilisation. In dem jetzt barbarischen Oestlichen Horn kommen allerdings Spuren von großen und dauerhaft gebaueten Häusern vor, aber in unseren Tagen findet man von Härrär und den portugiesischen Städten am Zambesi kein aufgemauertes Haus in Innerafrika. Die auf manchen Karten verzeichneten angeblichen Städtenamen bezeichnen nur Bezirke oder kleine Sultanate.

Endlich kam Burton an die Gränze des Districts Zungomero,

wo einige Karawanen ihre Zelte aufgeschlagen hatten. Dort fand er auch die sechsunddreißig Wanyamwezi, welche er vorausgeschickt hatte. Das Zusammentreffen gab Anlaß zu Lustbarkeiten; die Leute schwangen Säbel und Speere, heulten und schrieen. Die Reise hatte bis jetzt vier Wochen in Anspruch genommen, noch einmal so viel Zeit als gewöhnlich.

Zungomero liegt am Anfang des großen Stromthales, ist eine fruchtbare, auf drei Seiten umschlossene Ebene und nur nach Osten hin offen. Nordwärts ragen die Spitzberge von Duthumi empor, nach Westen hin liegen die kleinen Wigohügel und andere Ausläufer des Usagaragebirges; sie sind unbewohnt; gegen Süden erheben sich dichtbewaldete Kegelberge. So weit der hier noch sehr starke Seewind reicht, ist die Hitze erträglich, aber wo er fehlt wird die Atmosphäre drückend. Der Kosi, Südwest, hält hier manchmal bis zu Ende des Juli an. Während der ersten Nachtstunden ist die Hitze immer noch schwül, gegen Morgen fällt starker Thau, den selbst die Eingeborenen fürchten. Sklaven und Karawanenleute werden bei längerem Verweilen in dieser Gegend allemal krank. Die Luft ist so feucht, daß sie Alles angreift, das Zeug auf dem Leibe wird naß, Schreibepapier wird wie Löschpapier, Leder beschlägt, Herbarien werden schwarz, Metalle sind immer rostig, die besten Zündhütchen verderben, wenn sie nicht in Wachstuch oder Zinnbüchsen aufbewahrt bleiben, Pulver wollte kein Feuer fangen. Holzwerk wurde schimmelig. Deutsche Streichhölzer und englische Wachszünder versagten. Das wissen die Beludschen; sie haben deshalb Stahl, Feuerstein und Baumwolle, die in einer Auflösung von Salpeter oder Schießpulver gelegen hat.

Trotz so vieler Uebelstände ist Zungomero der große Bandari, d. h. Centrum für den Handelsverkehr, wie Unyanyembe in der mittlern und Udschidschi in der westlichen Region. Es liegt auf der großen Hauptstraße, die Karawanen müssen dasselbe auf dem Hin- und Herwege berühren, und während der eigentlichen Reisezeit, welche in die Monate zwischen Juni bis April fällt, geben in mancher Woche wohl tausend und mehr Menschen durch Zungomero. Einst kamen auch Karawanen aus Kiloa und die Wanyamwezi-Träger sind oft auf der sogenannten Mwera-Straße nach diesem Hafen gegangen. Die arabischen Kaufleute wohnen unter ihren Zelten und meiden die Hütten der Eingeborenen, welche keine wasserdichten Dächer haben; auch wimmelt es in ihnen von Hühnern

und Tauben, Ratten und Mäusen, Schlangen und Eidechsen; dazu kommen noch Heimchen und Kakerlaken, Fliegen und Mücken und widerwärtige Spinnen; manchmal dringen Bienenschwärme ein und die Feuersgefahr ist immer groß. Die bewaffneten Sklaven der Karawanen nehmen für sich die besten Hütten in Beschlag, die Träger lagern sich unter den weit überstehenden Dächern.

In Zungomero kann man immer Lebensmittel in Fülle haben, und Durra-Bier, das beliebte Pombe, fehlt niemals. Bhang und Stechapfel wachsen wild. Der Bhang ist eine schöne große Species von Cannabis indica, Hanf, der in Persien Bang, in Indien Bhang, bei den Arabern Bendsch heißt, im nördlichen Afrika nennt man ihn Fasuch, im südlichen Dakka. In Ostafrika wächst er in niedrigen Gegenden bei jeder Hütte. Die Faser artet in heißen Klimaten aus und man schätzt die Pflanze bloß wegen ihrer betäubenden Eigenschaften. Die Araber trocknen das Blatt an der Sonne und rauchen es mit Tabak aus großen Wasserpfeifen, deren Kopf wohl ein Viertelpfund faßt; die Afrikaner lassen den Tabak weg. Beiden sind die feineren orientalischen Zubereitungen des Hanfes als Momiya, Haschisch, Gandscha und Sebsi, Schaaras und Maadschnu unbekannt. Dieser afrikanische Hanf zieht die Kehle zusammen und erzeugt einen heftigen Keuchhusten, der mit einer Art Gekreisch verbunden ist. Diesen ahmen die Knaben nach, weil sie zeigen wollen, daß sie gleich den Männern Hanf zu rauchen verstehen. Der Stechapfel, Datura stramonium, bei den Arabern und Suaheli Muranha genannt, ist in wohlbewässerten Ebenen häufig. Man trocknet Blätter, Blüthen und die Rinde der Wurzelfasern und raucht sie aus Wasserpfeifen oder einer gewöhnlichen Pfeife. Das gilt für ein ganz unfehlbares Mittel gegen Asthma und Influenza.

Nicht nur auf die Karawanen übt Zungomero eine große Anziehungskraft, sondern auch auf eine Klasse von Menschen, welche diesem Theile Afrikas eigenthümlich ist. Burton bezeichnet sie als „Touters“, Kundschaftsucher, und sie bilden eine eben so lästige als gefährliche Klasse von Abenteurern, die sich wie eine Pest oder ein Schwarm von Heuschrecken über das Land verbreitet hat. Die Wakhutu sind ein schwaches und furchtsames Volk; sie haben nicht wie die Wazaramo einen Sultan, um den sie sich schaaren könnten, und wurden schon theilweise aus ihren Wohnsitzen verdrängt. In den Dörfern findet man nur noch wenige Familien, weil jene wilden Abenteurer die besten Hütten für sich genommen und die übri-

gen niedergebrannt haben. Diese Banden bestehen aus entlaufenen Sklaven und Verbrechern aller Art; meist sind sie von der Küste herauf gekommen, tragen Flinten und Säbel, Bogen und Speere, Dolche und Keulen, und sind den Landeseinwohnern dadurch überlegen. Diese werden eingeschüchtert, mißhandelt und müssen sich fügen. Fehlt es den Touters an dem Nöthigen, dann überfallen sie bei Nacht ein Dorf, rauben die Einwohner und verkaufen sie an die erste beste Karawane. Den Wakhutu sagen sie, daß Alles auf Befehl des Sultans von Zanzibar geschehe, der doch an allen diesen Verbrechen vollkommen unschuldig ist, und schon oft mit dem Plan umging, diesen Banden das Handwerk zu legen. Man weiß aber kein Mittel, das sichern Erfolg verspräche, und kann den Abenteurern nicht beikommen.

Burton war nun auf dem „Sklavenpfade", und konnte sich aus eigener Anschauung überzeugen, wie der Menschenhandel und was damit verknüpft ist, alles bessere Gefühl tödtet. Aber, sagt er, wenn auch die Wakhutu zu bedauern sind, so darf doch der Reisende kein Erbarmen üben. Hier zu Lande muß man entweder mißhandeln oder sich mißhandeln lassen, eine andere Wahl hat man nicht. Wer mit diesen Leuten höflich umgehen wollte, müßte unfehlbar verhungern; vergeblich böte man für Lebensmittel einen angemessenen Preis, denn es würde so viel verlangt werden, daß man die Summe nicht bezahlen könnte. Nähme der Touter nicht mit Gewalt eine Hütte in Beschlag, so gäbe man ihm sicherlich kein Obdach gegen den Sturm; zwänge er die Bauern nicht zur Arbeit oder steckte er die Dörfer nicht in Brand, um die Einwohner zu verkaufen, so müßte er mitten in einem fruchtbaren Lande verhungern. Er selber will ja nicht arbeiten. So ist es in Ostafrika beschaffen!

Viertes Kapitel.

Pflanzenwuchs in der Meeresregion. — Zur Völkerkunde dieser Gegend. — Die Wazaramo, die Wakhutu mit den Waziraha. Die Wadu und Wazegura.

Wir geben hier einige Bemerkungen über die Vegetation der bis jetzt von Burton durchwanderten Gegend. In der ganzen Region, welche die maritime Gegend in sich begreift, die Flußthäler des Kingani und Mgeta, trägt der Pflanzenwuchs an der Mündung des erstern Stromes denselben Charakter wie in Indien auf der Küste Malabar. Dort wachsen Kokospalmen, Papaw, Mangos, Baumwolle, der wohlriechende Rayhan oder Basil, und ein salbeiartiges Kraut; sodann Zuckerrohr, Hibiscus, welchen die Goanesen Rosel nennen, Reis, Durra und Cajanus indicus. Auf dem Wege von Kuingani nach Bomani erscheint die Vegetation theils afrikanisch, theils indisch. Der Mbuyu, d. h. der Baobab (Adansonia digitata, Affenbrot- oder Kalebassenbaum, in den südafrikanischen Gegenden Movena, im innern Centralafrika Kuka genannt), hat hier eine gedrungenere Gestalt als an der Küste, wo der Stamm säulenförmig emporsteigt; sein großes vom Winde gedrücktes Laubdach gleicht einem Schirme, welcher die anderen Pflanzen überschattet. Es giebt wohl zwei Varietäten dieses Baumes; sie haben gleichartigen Stamm, sind aber an Aussehen und Blättern verschieden. Beim eigentlichen Mbuyu ist das Blatt lang und der ganze Umriß der Laubmasse fällt convex nach unten hin ab; die seltenere Varietät

welche Burton nur in der Berggegend von Usagara bemerkte, hat ein kleines Blatt von der Farbe des wilden Indigo, und streckt die Zweige empor, so daß sie eine Art von Napf bilden. In dem niedrig liegenden aufgeschwemmten Boden, der sehr fruchtbar ist, wächst der Mgude, auch Mparamusi genannt, (Taxus elongatus vielleicht das Gelbholz der Kapregion), das Muster eines schönen Baumes. Der schlanke Stamm läuft spitzig zu, hat weder Bruch noch Knoten, und gleicht einem mit grüngelber Farbe angestrichenen Hauptmaste, das hellsmaragdgrüne Laubdach breitet sich wie ein Fallschirm aus, und oft wachsen zwei oder drei solcher Stämme aus einer Wurzel hervor. Der Mvumo, eine Palme, Hyphaena, verwandt mit der Dumpalme in Aegypten und Arabien, hat einen rauhen Stamm, von welchem die Ueberbleibsel abgestorbener Zweige nach unten hinabhängen; oben theilt sie sich in Zweige, welche dann die Gestalt eines Y bilden; die ovale Frucht ist gelblichroth, wird so groß wie ein Kindskopf, vom Volke auch unreif gegessen und ist für den Elephanten ein Leckerbissen. Der Geschmack erinnert an jenen des Lebkuchens und die Engländer nennen deshalb diese Palme auch wohl Gingerbreadbaum. Die Ukhindupalme, aus deren Zweigen man Matten und Baströcke flicht, kommt hier überall fort, und es leidet keinen Zweifel, daß man auch die Dattelpalme eingewöhnen könnte. Die Nvara oder Zwergpalme, Chamaerops humilis, tritt gleichfalls ungemein häufig aus. Der Mtogwe und Mbungo bungo sind Varietäten des Baumes, welcher die Nux vomica trägt, und die schönsten wachsen in der Nähe des Wassers. Die Frucht enthält innerhalb ihrer harten, wenn vollkommen reif orangenfarbenen Rinde, große Kerne, die mit einem gelben, sauersüßen Fruchtbrei umgeben sind, dessen Geschmack an jenen der Mangofrucht erinnert. Die Eingeborenen essen denselben, verschmähen aber natürlich den giftigen Kern, welcher ohnehin sehr hart ist. Mtunguya (Puneeria coagulans, Stocks) ist eine Solanacee; in Indien nennt man sie 'Jangli bengan, d. h. wilde Eierpflanze, bei den Südafrikanern heißt sie Toluane, bei den Beludschen Panir, Käse, weil ihr Saft die Milch gerinnen macht. Nicht minder häufig ist die Castorpflanze, welche in zwei Arten vorkommt. Die eine, Mbono (Jatropha curcas?), ist die Gumpal des westlichen Indiens, hat große Samenkörner, und das übelriechende Oel verschlämmt die Lampen; in Afrika salbt man aber die Haut damit ein. Die andere Art, Mbarika, Palma Christi,

ist die indische Iridi; von den Eingeborenen wird das Oel medicinisch benützt.

Bei Kiranga Ranga ist die Gegend ungemein fruchtbar; auf den unbebauten Strecken tritt der Korindahbusch auf (Carissa carandas), die Sassaparille, die kleine weißlich-graue Maulbeere (Morus alba Indiens), und der Rosel mit seinen karmesinrothen Blumen. Im Grunde, nach dem Kinganiflusse hin, stehen Waldbäume, der schlanke Mparamusi, der stattliche Msufi; dieser ist ein Bombax oder Seidenbaumwollenbaum, hat oft vier bis fünf Stämme von je zwei bis drei Fuß Durchmesser, und die langen Zweige stehen gerade ab in rechten Winkeln mit dem Stamme; die Blätter bilden nicht Massen von Laubwerk, sondern sind spärlich vertheilt.

Der Mangobaum kommt, neben der Kokospalme, noch bei Tumba Ihere vor, weiterhin verschwindet er. Dafür beginnen aber die Msandarusi oder Copalbäume, die einen reichen Ertrag geben.

Bis Zungomero reicht die maritime Region, vom indischen Ocean in 39° östl. L. bis zu der Gebirgskette, welche das Land Usagara bildet, in 37° 28′ östl. L. Ihre Breite beträgt in gerader Linie gemessen 92 engl. geographische Meilen und die mittlere Länge zwischen den Flüssen Kingani und Rufidschi 110 solcher Meilen. Die Steigung kann man zu 4 Fuß auf die Meile annehmen. Die Region zerfällt in zwei Flußbecken, des Kingani im Osten, des Mgeta im Westen; das erste wird als Land Uzaramo bezeichnet, das zweite umfaßt die Landschaften Khutu und Uziraha. Die Eingeborenen theilen die ganze Gegend in die drei Niederlande Tunda, Duthumi und Zungomero.

Der Weg oder die Straße läuft jetzt, mit einigen geringen Abweichungen, den Flußthälern des Kingani und Mgeta entlang, und Karawanen, die nicht sehr schwer beladen sind, legen die Strecke in vierzehn Tagen zurück. Der höchste Punkt auf derselben beträgt nach Burton's Thermometermessungen 330 Fuß; zu beiden Seiten ist wellenförmiges Gelände, das für die ganze Region charakteristisch erscheint. Diese Bodenschwellungen sind in der Nähe des Meeres kurz und steil, weiter landein rollen sie in weiten flachen Wellen, aber mit üppigem Grün sind sie überall bedeckt. In manchen Theilen gleicht das Land einem Park. Die schmalen Fußpfade zwischen den Dörfern führen oft durch enge finstere Gänge, welche von dem dichten Gezweige gebildet werden, und in ihnen ist die Luft so unge-

sund, daß die Kaufleute schon deshalb sich nur ungern hineinwagen. Es kommt aber noch hinzu, daß dort manchmal Räuber im Hinterhalt liegen und die Karawanen angreifen. Sehr oft wird der Pfad von Bächen durchrissen, die in der heißen Jahreszeit trocken und in der Regenzeit so tief sind, daß man sie nicht durchwaten kann.

Schon weiter oben ist bemerkt worden, daß die meisten Dörfer im Gestrüpp oder tief im hohen Grase liegen; die Felder sind mit Tabak, Mais, Sesam, Erdmandeln, süßen Kartoffeln, Bohnen und anderen Hülsenfrüchten bebaut; Ananas wachsen als Unkraut; man sieht Mango und Kokosbäume, Papaws, Bananen und Citronen. Fast alle Dörfer sind klein und nur spärlich bewohnt. Wasser findet man auch in beträchtlicher Entfernung von den Flüssen in Brunnenlöchern von etwa 10 Fuß Tiefe. Die immer sehr heftigen Monsunregen beginnen im März, etwa einen Monat früher als in Zanzibar; in den höheren Strecken ist das Klima nicht so gefährlich als in Stromthälern, aber immer noch heiß und drückend. Rindvieh wird in dieser Region nicht gezogen, aber Federvieh, Schafe und Ziegen kommen in Menge vor. Man schützt sie gegen die Raubthiere, indem man sie Nachts in Ställe bringt, die auf Pfählen stehen.

Der Pflanzenwuchs ist an manchen Stellen von unglaublicher Ueppigkeit, das Gras wird im schwarzen Marschboden bis zu dreizehn Fuß hoch und manchmal so dick wie ein Mannsfinger. Fast jeden Tag kommen den Reisenden neue Grasarten vor. Bäume sind an solchen Strecken, die lange Zeit unter Wasser stehen, selten und man findet sie dort nur auf Hügeln; wo aber der Abfluß rascher stattfindet, wachsen sie auf den üppigen Wiesen in schönen Gruppen, dergleichen auch von den Gebüschen gebildet werden.

Ueber das böse Klima und die lebensgefährlichen Fieber ist schon weiter oben ausführlich geredet worden.

Von der Küste aus laufen viele Straßen nach dem Innern zu und bilden ein Dreieck, indem sie bei dem Makutaniro oder Vereinigungsplatz im Central-Uzaramo zusammenstoßen. Der Weg, welchen Burton nahm, ist eine der Hauptlinien von Kaole und Bagamoyo; er zieht in südwestlicher Richtung, bis er sich mit der großen Hauptstraße vereinigt, welche in gerader Richtung von dem Küstenplatze Mbuamadschi herkommt.

Wir gehen nun zur Völkerkunde dieser Region über. In Afrika sind allemal die ethnologischen Verhältnisse am interessantesten, und was auf Sitten und Gebräuche, die sittlichen und reli-

giösen Verhältnisse, die gesellschaftlichen Zustände und den Handel dieser bisher unbekannten Völker im Innern Ostafrikas Bezug hat, ist für die Wissenschaft von Wichtigkeit. An und für sich erscheint das Land mit seinen ziemlich gleichartigen Temperaturverhältnissen, der Aufeinanderfolge von Alluvialboden in den Thälern, dem Küstengebirge, und dem Tafellande, und mit ziemlich einerlei Producten, sehr einförmig. Auch mangelt ihm jedes antiquarische Interesse und eine Geschichte hat es nicht. Es kennt weder ehrwürdige Ruinen noch Jahrbücher, kein einziges Werk der Kunst, nicht einmal einen Kanal oder Wasserdamm. Selbst die barbarische Schaustellung von wilder Pracht, welche wir bei manchen Häuptlingen Westafrikas finden, geht ihm ab. Dagegen bietet es in seinen ethnographischen Verhältnissen viel Neues dar. Freilich ist Manches derart, daß man es nicht einmal in griechischer oder lateinischer Sprache niederschreiben mag.

In dieser „ersten Region" finden wir die Wazaramo, die Wakhutu mit ihrem großen Nebenstamme den Waziraha, und diese Völker bilden die Mehrzahl der Einwohner; die Wadu und Wazegura sind eingewandert und weniger zahlreich.

Den W a z a r a m o ergeht es wie den übrigen barbarischen Küstenvölkern; gleich den Gallas, Somal, Wagindo, Wamakua und den Kaffern im Kaplande, sind sie in Berührung gekommen mit einer Civilisation, die mächtig genug war, nachtheilige Einflüsse auf sie auszuüben, aber nicht stark genug, sie umzuändern und zu sich heranzuziehen. Sie treiben Ackerbau, werden aber von den Karawanen mehr gefürchtet als irgend ein anderes Volk. Nach Osten hin gränzen sie an die Muselmänner, welche den schmalen Saum an der Küste inne haben, nach Westen wohnen die Wakhutu, im Norden fließt der Kingani, und nach Süden hin hausen die Stämme, welche bis an den Rufidschi reichen. Die Wazaramo oder wie sie selber oft ihren Namen aussprechen, Wazalamo, behaupten, mit den W a k a m b a verwandt zu sein, welche als Halbnomaden vor einigen Jahren nach der nordwestlich von Mombas liegenden Gegend ausgewandert sind; doch beweist ihre Mundart, daß sie Stammverwandte der Wakhutu sind und von den Wakamba sich unterscheiden. Es ist rein unmöglich, auch nur annähernd zu ermitteln, wie hoch die Kopfzahl aller dieser Völker sich beläuft; es fehlt dazu jeder sichere Anhaltspunkt. Die Wazaramo zerfallen in eine Menge von

Unterstämmen, unter welchen die Wakamba und Waphangara als die bedeutendsten erscheinen.

Alle diese Negroiden sind, in Vergleich zu den Küstenstämmen, kräftige Leute und schlank gewachsen, stehen aber hinter den Völkern im Innern zurück. Die Hautfarbe ist sehr verschieden; viele Häuptlinge sind kohlschwarz, andere heller. Der Unterschied erklärt sich, weil die Wazaramo viele Sklaven einführen und bei Frauen die schwarze Haut vorziehen. Der Mazaramo wird nicht beschnitten, außer wenn er zum Islam übertritt, ein Mhadschi wird; auch ist das Tättowiren nicht allgemein; manche Leute schneiden indessen drei lange Narben ins Gesicht ein, welche auf jeder Wange vom Ohrläppchen bis zu den Mundwinkeln reichen. Eigenthümlich ist der Haarputz. Sie bereiten mit Sesam oder Ricinusöl aus okerfarbigem Thon einen Brei; mit dieser Salbe drehen sie das Haar in eine sehr große Menge kleiner Zöpfe, welche dann rund um den Kopf hängen; den ganzen obern Theil des Haares flechten sie in Knoten und sehen dann aus, als hätten sie einen Weichselzopf. Sobald diese Thonpomade trocken geworden ist, wird sie mit warmem Wasser ausgewaschen, denn Seife kennt man nicht. Bei den Frauen ist der Haarputz im Wesentlichen derselbe. Das Antlitz der Wazaramo ist im Durchschnitt rautenförmig, die Augen stehen etwas schräg, die Nase ist platt und breit, die Lippen sind dick und aufgeworfen, der Unterkiefer steht vor und der Bart ist spärlich.

Die fettsauere Ausdünstung ist bei allen diesen Völkern außerordentlich stark, insbesondere nach geistiger Aufregung oder körperlicher Anstrengung. Diese Eigenschaft verbindet den ostafrikanischen Schwarzen mit dem Neger, und scheidet ihn vom Somal, Galla und Malgaschen, bei denen sie nicht vorkommt. Das Antlitz hat einen wilden starrenden Ausdruck, die Züge sind grob und hart, der Gang ist schlotterig. Man findet unter den Wazaramo viele Albinos; Burton sah deren drei an einem Tage. Sie haben ein ganz kahles Gesicht, rauhe Haut mit vielen Falten, deren innerer Theil tiefrosafarben ist, kurzes gekräuseltes Haar von der Farbe eines Seidencocons und rothe Lippen. Die Augenpupille ist grau, das Uebrige röthlich; gegen das Licht sind sie sehr empfindlich. Das Volk hat kein Vorurtheil gegen die Albinos und bezeichnet sie als Wazungu, daß heißt weiße Leute.

Die Wazaramo sind so reich, daß sie sich gut kleiden können; fast jeder Mann hat einen Gürtelschurz von ungebleichtem Baum-

wollenzeuge, das er schmutzig gelb färbt, indem er es eine Zeit lang in gelben Thon vergräbt. Er schmückt sich mit Gürteln und Halsbehang von Glasperlen verschiedener Art und mit Scheiben, die aus Seemuscheln verfertigt werden. Eine solche Scheibe trägt man auf der Stirn, und ein paar andere hängen am Nacken hinunter. Ueber dem Handgelenk ist ein dicker Reif von Messing oder Zinn. Als ein diesem Volke eigenthümlicher Zierrath, den man bei beiden Geschlechtern findet, erscheint der Mgoweko, ein ein bis anderthalb Zoll breites Halsband von rothen, gelben, weißen und schwarzen Glasperlen in der Länge und verschiedenfarbigen Streifen in der Quere. Die Männer gehen nie ohne Waffen, am liebsten mit einer Muskete, dann auch mit Speer, Bogen und vergifteten Pfeilen, Säbeln und langen Dolchmessern; diese letzteren bereiten die Wazaramo selbst, aus Eisen das sie von den Karawanen kaufen. Die Häuptlinge lassen sich gewöhnlich und sehr gern in vollem Staate sehen und schlingen um eine gestickte Suratenmütze einen schneeweißen Turban, der sich von der schwarzen Haut stark abhebt. Ihr Hüftenkleid ist von bunter indischer Baumwolle oder, wie bei den Arabern, von gewürfeltem Zeuge; manche tragen auch ein Kisbaro, langes Wamms, das bei den Sklaven in Zanzibar sehr beliebt ist. Für Afrika bleibt es eine auffallende Erscheinung, daß bei den Wazaramo die Frauen sich eben so gut und sorgfältig kleiden wie die Männer.

Ihre Wohnungen sind bei Weitem besser als jene in Khutu oder überhaupt östlich von Unyamwezi; sie gleichen den englischen Kuhställen oder indischen Bangalos. Bei ärmeren Leuten bestehen die Wände aus Durrastroh, das einen rothen Bewurf erhält; in besseren Häusern macht man sie aus langen und breiten Stücken Baumrinde, die an Pfähle gebunden und auswärts mit Bambusfasern bekleidet werden. Das schwere, weit überstehende Dach hat oft eine doppelte Lage von Gras und Binsen; es ruhet auf Pfählen und langen Querstangen oder abgerindeten Baumstämmen, die oben eine Gabel haben. Außen liegen an dieser Verandah dicke Baumstämme, die als Sitze dienen. Die Hütte hat keine Fensteröffnungen, ist also dunkel, und durch Rohrwände in mehrere Gemächer abgetheilt. Der Hausrath ist bald aufgezählt; er besteht in einer vier Fuß langen, sechszehn Zoll breiten Sitzbank, einem Stuhl, der aus einem Block gehauen wurde, einem großen Mörser, schwarzen irdenen Töpfen, Kalebassen, Löffeln aus Kokos, Kleidern, Wetzstei-

nen, Waffen, Netzen und manchmal auch Körben zum Fischen. Das Getreide zerreibt man auf einer feinkörnigen Granitplatte, denn Handmühlen kennt man nicht. Das innere Dach nnd dessen Träger erglänzen von einem fettigen Ruß; der Fußboden besteht aus gestampfter Erde, und wasserdicht ist solch eine Wohnung nicht. Die Thür, aus einer Hürde von Durrastroh, wird durch Querflechten von Baumrinde zusammengehalten. Dergleichen Häuser findet man in größeren Dörfern etwa ein Dutzend; alle übrigen sind nur bienenkorbartige Hütten. Manche Wohnorte werden zum Schutz gegen Feinde mit Pfahlwerk verschanzt, aber alle haben nur einen einzigen Eingang, zu welchem ein schmaler Weg führt, der zu beiden Seiten stark eingefriedigt ist, und mit einem Thor verammelt wird.

Die Wazaramo sind widerwärtige, unruhige, gewaltthätige Leute, mit denen sich schwer verkehren oder auskommen läßt. Vor einigen Jahren durften keine Araber durch ihr Land reisen, und das hat sich erst geändert, seitdem der Sultan von Zanzibar Kaole und andere Ortschaften an der Küste besetzt hält, um den Kaufleuten seinen Schutz zu gewähren. Da nun die Wazaramo sehen, daß der Handel ihnen Vortheil bringt, benehmen sie sich nicht mehr ganz so schlecht wie früher. Der P'hazi, Bezirkshäuptling, verlangt von jeder Karawane für die Erlaubniß freien Durchzuges einen gewissen Betrag an Baumwollenzeug; die aus dem Innern herkommenden Handelsleute müssen ihm eine Abgabe an Vieh, Hacken, Beilen oder dergleichen zahlen. Man darf sich derselben nicht weigern, weil sich dann die Krieger in einen Hinterhalt legen und mit giftigen Pfeilen schießen. Doch haben die Wazaramo niemals, gleich den Wagogo, versucht eine ganze Karawane zu vernichten; auch schonen sie ihr Leben und es verursacht allemal große Bestürzung, wenn einer der ihrigen getödtet wird. Bisher sind sie von den obenerwähnten Touters, Kundschaftsuchern, so ziemlich verschont geblieben, leben aber mit den Stämmen an der Küste fast immer in Streit und Fehde. Ihre jungen Leute machen zuweilen Raubzüge bis in die Nähe von Bagamoyo oder Mbuamadschi und dringen Nachts in die Hütten, indem sie die Wand unterwühlen. Manche Leute haben sich dagegen zu sichern vermeint, indem sie unter ihre Wohnungen schwere Steine legten, aber das hat an der Sache nichts geändert und man glaubt nun allgemein, die Wagogo besäßen den Zauber Ugumba. Jeder auf frischer That ertappte Dieb wird übrigens sofort hingerichtet, und man steckt seinen Kopf auf

eine hohe Stange am Eingange des Ortes. Das macht die Wazaramo vorsichtig. Dann und wann, falls gerade einmal ruhige Zeiten sind, vermiethen sich Manche als Träger an die Araber, doch bleibt es für die letzteren allemal gewagt sich mit diesen Leuten einzulassen; denn wenn zufällig ein solcher Träger stirbt, so nehmen seine Verwandten Alles, was er getragen, sofort als ihr Eigenthum in Anspruch und fordern obendrein Blutgeld, gerade alswenn er im Kampfe getödtet worden wäre. Kleinere Karawanen schließen sich gern aneinander, weil sie dann gegen Angriffe der Wazaramo sicherer sind.

Das Ansehen des Häuptlings wird durch Reichthum oder persönliche Eigenschaften bedingt. Die Würde selbst zerfällt in fünf Abstufungen. Der P'hazi ist der Obmann im Dorfe und der Mwene Goha sein erster Rath; unter ihnen stehen drei Klassen von Aeltesten: die Kinyongoni, Schuma und Kawambwa. Als Regel gilt, daß der Obmann den übrigen Vorstehern etwas von den Abgaben mittheilt, die er von den Kaufleuten erpreßt hat. Der P'hazi nimmt mit seinen Frauen gewöhnlich ein kleines Dorf für sich allein ein, besitzt große Ländereien und überwacht die Arbeit seiner Sklaven persönlich. Verkaufen darf er die Ortsangehörigen nur in zwei Fällen, wegen Ehebruchs oder wegen schwarzer Zauberei. Die letztere wird aber gewöhnlich mit Verbrennen bestraft. In manchen Gegenden sieht man fast alle Stunden weit Haufen Asche mit versengten Menschenknochen und Stückchen Kohle, und das spricht deutlich genug von dem, was sich an solch einer Stelle ereignet hat. Neben den größeren Aschenhaufen, welche von Vater und Mutter herrühren, liegen manchmal auch kleinere. Das sind Ueberreste von Kindern, die mit ihren Aeltern verbrannt wurden, weil sie sonst vielleicht in späteren Jahren auch der schwarzen Zauberei sich hätten ergeben können! Diese Auffassung ist ächt afrikanisch. Der Mganga, selber ein Wahrsager und Inhaber der weißen Zauberei, entscheidet über den Angeklagten, welcher sich einem Ordale mit siedendem Wasser unterziehen muß. Dieses Gottesgericht heißt Baga oder Kyapo. Der Angeklagte ist schuldig, wenn seine ins Wasser getauchte Hand irgendwie beschädigt ist, und das Urtheil wird ohne Säumen vollstreckt.

Es scheint als ob in den Wazaramo ein schwaches Gefühl ihrer sittlichen Unzulänglichkeit doch nicht ganz fehle. Dasselbe scheint sie instinctmäßig zur Einführung verschiedener Bräuche angetrieben

zu haben, die nun als Gesetze beobachtet werden. Dahin gehört vor Allem der Sare oder Brudereid. Man kann denselben mit dem alten Manred in Schottland, dem Munh bola bhai in Indien und ähnlichen Brüderschaftsbünden unter Barbaren vergleichen, welche das Bedürfniß engern gesellschaftlichen oder persönlichen Anschließens fühlen. Auch der Sare bei den Wazaramo ist darauf berechnet, die verschiedenen Interessen zu versöhnen und auszugleichen, den Fehden und Streitigkeiten entgegen zu wirken und vor Allem Die zu kräftigen, welche eines Bündnisses bedürfen, um sich zu schützen. Bei Völkern mit Vielweiberei reicht dazu die Familie allein nicht aus; Brüder, welche verschiedene Mütter haben, stehen oftmals einander nicht nahe. Der Sare ist auf erwachsene Leute männlichen Geschlechtes beschränkt, und die Feierlichkeit bei verschiedenen Stämmen verschieden. Bei den Wazaramo, Wazegura und Wasagara setzen sich die beiden „Brüder" auf einer Thierhaut einander gegenüber, so daß sie sich ins Gesicht schauen und die ausgestreckten Beine übereinander halten; Bogen und Pfeile legen sie quer über die Schenkel. Ein dritter Mann schwingt einen Säbel über ihren Köpfen und ruft Flüche auf den herab, welcher jemals die Brüderschaft brechen werde. Dann schlachtet man ein Schaf, röstet das Fleisch, gewöhnlich das Herz, und bringt dasselbe den Brüdern. Diese haben inzwischen einander gegenseitig mit dem Dolchmesser einen Schnitt in den Leib dicht unter der Magenhöhle gemacht, lassen Blut auf das Fleisch träufeln und verzehren dasselbe. Die Wanyamwezi und Wadschidschi machen einen Einschnitt unter den linken Rippen oder über dem Knie; der eine Bruder fängt des Andern Blut in einem Blatt auf, vermischt es mit Oel oder Butter und reibt es in seine eigene Wunde. Nachher wechselt man kleine Geschenke aus. Ein solcher Bund ist ungemein stark; wer ihn bricht, erleidet, nach dem Volksglauben, Tod oder Sklaverei. Die Araber und Sklavenfactoren schließen gern solche Brüderschaft, die ihnen manchen Nutzen bringt; die ersteren haben jedoch Abneigung gegen die Blutceremonie und begnügen sich bei derselben mit einem Stellvertreter.

Ein zweiter Brauch ist noch eigenthümlicher. Der Ostafrikaner wird sich keinen Gegenstand aneignen, den er auf offener Straße findet, besonders wenn derselbe einem Landsmann gehört. Thäte er es, so würde ein Kingambo über ihn kommen, irgend ein großes Unglück, etwa Tod oder Sklaverei. In Zungomero ging

Burton eine Uhr verloren; sie wurde von Bauern im Gebüsche gefunden und, wohlverwahrt in Blättern und Gras, richtig abgeliefert. Aber gegen Raub und Diebstahl schützt dieser sehr löbliche Brauch nicht.

Ueber die Religion der Ostafrikaner ist in einem spätern Hauptstück ausführlich die Rede. Hier möge nur bemerkt werden, daß die Wazaramo, wie alle Negroiden, sich wenig mit Glauben oder Ceremonien zu schaffen machen. Auch in geistigen Dingen legen sie nur auf einen Umstand Werth, auf den Brauch, das Herkommen, „Ada", und Jedermann hütet sich wohl etwas zu thun, das dagegen verstößt.

Bei Geburten findet keine Feierlichkeit statt, eben so wenig beim Mannbarwerden der Mädchen. Von einer Fehlgeburt oder von einem todtgeborenen Kinde sagen sie: „es ist zurückgekehrt", nämlich in die Erde. Für eine Frau, die im Kindbett stirbt, verlangen die Aeltern vom Manne eine Gabe, weil er ihre Tochter getödtet habe. Zwillinge werden verkauft oder im Walde ausgesetzt, wie bei den Ibos in Westafrika. Nach dem Ableben eines Kindes schlachtet man ein Schaf, hält einen Festschmaus, und bei manchen Stämmen muß die Mutter Buße thun. Man setzt sie außerhalb des Dorfes hin, bestreicht sie mit Oel und Mehl und sie wird vom Volke geschimpft, verhöhnt und durch allerlei anstößige Geberden beleidigt. Um das abzuwenden, geloben die Wazaramo, ein Kind solle nie geschoren werden, bis es mannbar geworden sei, auch trägt die Mutter allerlei Talismane an sich, insbesondere ein paar kleine mit Schlangenhaut umwickelte Holzstäbe und gewisse Glasperlen, die sie ins Haar verflicht. Auch läßt sie das Kind niemals allein und trägt stets einen Kirangozi, das heißt Führer oder Beschützer, in der Form zweier kleiner, mit Glasperlen umwickelter Stecken, welche der Mganga verfertigt. Diese Stecken legt man dem Kinde Nachts unter den Kopf, weil er die bösen Geister abhält. Das böse Auge, der böse Blick, spielt bei den Arabern, den Suaheli und Wamrima eine große Rolle, aber die Heiden im Innern wissen nichts davon.

Bei der Namengebung des Kindes hat man keinerlei Feierlichkeiten; nur wenn ein Knabe geboren wurde und dem Vater erwünscht kam, findet wohl ein Zechgelag statt. Man benennt die Kinder gern nach Arabern oder anderen Fremden und zahlt willig ein Schaf dafür, daß ein Kaufmann seinen Namen herleihet. Es giebt sicher-

lich Hunderte von schwarzen Seid Seids im Lande, und während der anderthalb Jahre, als Burton und Speke dort waren, sind ohne Zweifel alle Kinder, die zu beiden Seiten der Landstraße während des Aufenthaltes oder Durchzuges der Fremden auf die Welt kamen, Muzungu, Weiße, genannt worden. Säuglinge werden, wie in Südafrika, erst im zweiten oder im dritten Jahre abgewöhnt, und das ist wohl nicht ohne Einfluß auf das kräftige Gedeihen der Kinder. Man bemerkt an denselben keinen körperlichen Fehler außer einem Vorstehen der Nabelgegend, das aber gleich nach der Zeit des Mannbarwerdens sich verliert. Die Frauen behalten ihre Fähigkeit Kinder zu säugen bis in ein sehr beträchtliches Alter. Das Kind wird von der Mutter nicht, wie in Asien, auf der Hüfte getragen, sondern der Wärme wegen auf dem bloßen Rücken, in einem Stück Fell, das die Mutter über der Brust befestigt. Das Kleine klammert sich sehr bald wie ein Affe an, und die eigenthümliche Gestaltung der Hüftengegend macht es ihm leicht, auf der Mutter zu sitzen. Nur der Kopf guckt hervor und sieht aus wie eine Kokosnuß, die kleinen schwarzen eingedrückten Augen blicken stier in die Welt hinaus. Ein Kigogo, das heißt ein Kind bei welchem die oberen Schneidezähne eher durchbrechen als die unteren, wird entweder getödtet, oder an einen Sklavenhändler verkauft, weil es Unglück, Krankheit und Tod ins Haus bringen würde. Bei den Suaheli und den Arabern in Zanzibar herrscht ein ähnlicher Wahn; die ersteren bringen das Kind um, die letzteren lesen ihm Stellen aus dem Koran vor und lassen es, indem sie ihm den Kopf so beugen, daß es zu nicken scheint, schwören, daß es seiner Familie nie Böses zufügen wolle.

Die Wazaramo nehmen so viele Frauen, als ihnen beliebt, und die Scheidung geht ungemein leicht von Statten. Der Mann überreicht dem Weibe ein Stück Durrarohr, und geht die Verstoßene dann nicht gleich freiwillig, so wird sie mit Gewalt vertrieben. Beim Kauf einer Frau macht man nicht mehr Umstände wie beim Erhandeln einer Ziege. Der junge Mann schickt einen Freiwerber an den Vater des Mädchens; dieser letztere fragt nicht etwa seine Tochter, denn das würde für Wahnsinn gelten, sondern bedingt, wie viele Stücke Zeug der Bräutigam geben soll, etwa sechs bis zwölf oder mehr, und daneben noch ein Geschenk, das als Kiremba, d. h. Turban, bezeichnet wird. Alles muß aber wieder ersetzt werden, wenn die Frau kinderlos stirbt; bekommt sie Kinder, so wird

jener Kaufpreis von den Großältern für die Enkel aufbewahrt. Nach dem Vater verlangt auch die Mutter der Braut ein Kaufgeld, insbesondere ein Kondavi, einen breiten Streifen von allerlei Glasperlen, welchen man um den bloßen Leib schlingt, einen Gürtelschurz und ein Tuch, in welchem das Kind auf dem Rücken getragen wird. Das Alles giebt sie ihrer Tochter. Weiter im Innern zahlt der Freier statt dieser Sachen Ziegen oder Kühe. Sobald diese Angelegenheit in Ordnung gebracht worden ist, führt der Bräutigam die Braut unter Trommelschlag und Tanz in seine Hütte, und dabei wird stets sehr viel getrunken. Die in der Ehe gezeugten Kinder gehören dem Vater.

Um einen Todtkranken versammeln sich die Freunde, die Frauen singen, heulen und weinen, und der Sterbende muß auf der Sitzbank, Kitanda, seinen Athem aushauchen. Die Trauer ist aber weder tief noch lang; man fürchtet die Geister und bringt die Leiche nebst Allem, was an sie erinnern könnte, rasch über die Seite. Die Wazaramo begraben übrigens ihre Todten mit den Kleidern, welche sie bei Lebzeiten trugen, in ausgestreckter Lage; ihre Gräber sind schon weiter oben beschrieben worden.

Die Leute in Usaramo haben nur wenig Beschäftigung. Bevor die große Regenzeit einsetzt, müssen die Aecker von Unkraut gesäubert werden; nachher macht man mit einer Hacke Furchen zur Aufnahme der Saat. In der nassen Jahreszeit sammelt man Kopal ein, der entweder an durchziehende Handelsleute abgelassen, oder in Makanda, Mattensäcken, nach der Küste gebracht und dort an die Banianen verkauft wird. Der Afrikaner kennt keine größere Lust als zu handeln, zu schachern und zu feilschen. Nach dem Herbstregen, wenn der Nordostmonsun, Asiab, weht, steckt man das Gras in Brand, die Männer gehen dann auf die Jagd und tödten Alles, was ihnen in den Wurf kommt, ohne Unterschied. Daher rührt es wohl auch, daß in manchen Gegenden das Thierleben so spärlich ist. Ein Mzaramo, dem gar nichts glücken will, zieht nach der Küste, wo er als Taglöhner ein Unterkommen findet, obwohl seine Landsleute in äußerst schlechtem Rufe stehen.

Von den vorstehenden Bemerkungen paßt Manches auch auf die Wakhutu, deren Gebiet vom Mgeta bis zum Gebirge von Usagara reicht, und in der Breite sich von den Duthumihügeln bis zum Rufidschi erstreckt. Dieses Volk steht leiblich wie geistig unter den Wazaramo; es hat eine sehr dunkle Hautfarbe und leidet unter

klimatischen Einflüssen. Eine besondere Tättowirung haben die Wakhutu nicht, doch machen Einzelne sich kleine Narben auf die Brust, welche dann eine Art von Muster bilden. Sie tragen den Kopfputz ähnlich wie die Wazaramo, und Einige, die vielleicht von den Wahiao oder anderen südlichen Sippen abstammen, feilen die Schneidezähne spitz, was sonst in diesen Gegenden nicht vorkommt. Die Augen sind roth unterlaufen, weil die Männer sich immerfort berauschen; täglich wird bis tief in die Nacht hinein gesungen und getanzt. Nur die Wohlhabenden können sich Kleider verschaffen, die anderen tragen einen Schurz von Baumbast oder Fasern, der bei den Frauen oft sehr schmal ist und offenbar zu schmal wäre, wenn sie nicht unter demselben ein Stück gegerbten Ziegenleders befestigten; manchmal haben sie ein solches auch über der Brust. Der Schmuck ist wie bei den Wazaramo, nur spärlicher. Ueberhaupt leben die Wakhutu armselig; Butter fehlt ihnen und sie thun deshalb Sesam- oder Castorbohnen-Oel an den Durrabrei, doch haben sie Fische und manchmal auch Wildpret. Ihre Schafe, Ziegen und Hühner verkaufen sie an die Handelsleute. Bienen sind genug im Lande, man giebt sich aber nicht die Mühe sie in Stöcke zu thun.

Jeder District in Khutu hat einen Obmann, dessen Rath, und Unterhäuptlinge wie bei den Wazaramo. Sie leben vom Ertrag der Felder, welchen sie an die Karawanen verkaufen; sie sind zu furchtsam und schwach, um Abgaben zu erpressen, tyrannisiren aber dafür ihre eigenen Dorfbewohner und wagen zuweilen einen kleinen Raubzug. Gegen Fremde zeigen sie sich höflich, verstehen es aber nicht als Vermittler zwischen diesen und ihren Unterthanen aufzutreten. Als Träger hat man die Wakhutu nicht gern, weil sie verrätherisch sind und bei der ersten Gelegenheit fortlaufen. Das Eigenthum ist bei diesen Leuten nicht sehr sicher; ein Mann hat ein Anrecht auf seiner Schwester Kinder; wenn einer stirbt, so plündern dessen Brüder die Wittwe rein aus. Die schmutzigen, elenden Dörfer zeugen von der Beschaffenheit dieses Volkes, die Hütten sind erbärmlich, bald kegelförmig, bald rundlich wie Heuhaufen und von 12 bis 15 Fuß im Durchmesser. Manche haben im Innern eine zweite Wand, so daß sie eine Art von Doppelhütte bilden, und in verschiedene kleine Gemächer getheilt sind. Neben jedem Dorfe läßt man das Gras recht hoch wachsen, damit man im Falle der Noth dorthin flüchten und sich verbergen könne; manche Hütten ha-

ben doppelte Ausgänge, um das Entrinnen bei einem Ueberfalle zu erleichtern. Diese Ortschaften kann man nicht als dauernde Wohnstätten betrachten, weil es oft vorkommt, daß ein Dorf nach dem Ableben eines Häuptlings verlassen wird; bald wuchert dann auf einer solchen Stätte die tropische Vegetation in üppiger Fülle.

Von den Unterstämmen der Wakhutu erwähnen wir nur der Waziraha, welche das Tiefland unter dem Mabrukipaße bewohnen, in der ersten Reihe der Usagaraberge; sie zeichnen sich vor den übrigen Ostafrikanern durch stärkern Bartwuchs aus.

Die Stammgegend der Wadu liegt zwischen den Wabondwe oder Stämmen von Saadani im Küstenlande, und den Wakhuere unweit Khutu im Westen; im Norden werden sie von Usegura begränzt, im Süden von den Flüssen Gama und Kingani. Ihr vom Gama bewässertes Land ist reich an Getreide, das nach Zanzibar verkauft wird. Dieses Volk war einst mächtig und ein Schrecken seiner Nachbarn. Die Wadu wurden aber von den Wakamba besiegt, welche sich jedoch ihrerseits dabei dermaßen schwächten, daß sie in Masse aus dem Lande wandern mußten. Seitdem wohnen sie in einer Gegend, die vierzehn Tagereisen weit nordwestlich von Mombas liegt; sie scheint früher mit dem Namen Mere mongao bezeichnet worden zu sein. Während der Kriege mit den Wakamba wurden die Wadu durch einen abscheulichen Brauch weit und breit berüchtigt und gefürchtet. Sie rückten dem Feind entgegen, und fraßen vor dessen Augen Stücke Fleisch von den Gefangenen, welche sie geröstet hatten. Darüber ergriff die Wakamba ein Entsetzen; den Tod im Kampfe hätten sie nicht gefürchtet, aber zu „Menschennahrung wollten sie nicht werden.“ Als dann die benachbarten Wazegura sich Musketen zu verschaffen wußten und die Leute von Whinde große Raubzüge unternahmen, wurde die Macht der Wadu gebrochen. Vor etwa zehn Jahren mußten sie sich dazu verstehen, dem Herrscher von Saadani Tribut zu erlegen. 1857 brach unter ihnen Hungersnoth aus, und viele flohen über den Kingani hinüber, wo die Wazaramo ihnen bei Sagesera und Dege la Mhora Land anwiesen.

Die Wadu sind unter einander an Hautfarbe und Gestalt sehr verschieden. Manche haben schlanken, hübschen Wuchs und ziemlich lichte Farbe, während Andere ganz schwarz sind. Ihr Stammzeichen wird von ein paar langen Einschnitten gebildet, die über beide Backen von der Schläfe bis zum Unterkiefer gehen; auch raspeln

Manche die beiden inneren Seiten der oberen beiden Schneidezähne derart aus, daß ein Loch gebildet wird. Die Leute sehen wild aus und tragen gegerbte Häute, welche sie mit Mimosenrinde gelb färben. Als Waffen haben sie einen großen Schild von Leder, Speere, Bogen, Pfeile, eine kleine Streitaxt, Dolchmesser und Keule. Man sagt ihnen nach, daß sie aus Schädeln tränken. Die Leiche des großen Häuptlings setzt man nackt dergestalt in eine Grube hinein, daß der Zeigefinger nicht mit Erde bedeckt wird; auch behält der Todte seinen Kopfputz von Glasperlen. Mit jedem Manne begräbt man einen Sklaven und eine Sklavin lebendig. Dem erstern giebt man eine Axt mit, auf daß er in der kalten Todtenwelt seinem Herrn Brennholz hauen könne. Die zweite wird auf einen Stuhl gesetzt und man legt ihr den Kopf der Leiche in den Schooß. Diese Barbarei ist jetzt bei einigen Stämmen abgeschafft worden und man wirft statt der Sklaven einen Hund in das Grab.

Die Wazegura wohnen im Lande südlich von Pangani bis zum Vorgebirge von Utondwe, und nach Westen hin bis zu den Hügeln von Nguru. Ursprünglich waren sie ein friedliches Volk, sind aber durch den Besitz der Feuerwaffen furchtbar geworden, rauben weit und breit, und versorgen Zanzibar mit Sklaven. Vor etwa zwanzig Jahren erhoben sich diese Wazegurasklaven auf der Insel gegen ihre arabischen Herren, flüchteten in die Wälder, wurden durch allerlei Gesindel verstärkt und führten sechs Monate lang einen Krieg, der erst endete, als der Sultan eine Menge arabischer Söldner aus Hadramaut hatte kommen lassen. Unter den Wazegura, die unter vielen kleinen Häuptlingen stehen, herrscht ewige Blutfehde.

Fünftes Kapitel.

Vierzehn Tage Rast zu Zungomero am Mgeta. — Bestandtheile und Einrichtung der Karawane. — Ostafrikanische Charakterbilder. — Die Handelswaaren und deren Preise.

Die Reisenden mußten vierzehn Tage in Zungomero, einem wahren „Treibhause für die Pest", still liegen, und waren in Gefahr, dort ein nasses Grab zu finden. Die zweiundzwanzig Träger, deren sie bedurften, ließen so lange auf sich warten. Die Hütte, in welcher Speke und Burton ein Unterkommen suchen mußten, war armselig genug, das Dach wie ein Sieb völlig durchlöchert, jede Wand voll von Spalten und Rissen, der Fußboden ein Sumpf. Der Regen strömte unablässig herab, die periodischen Süd- und Südwestwinde waren rauh und frostig, Alles stand unter Wasser, und von den Ufern des Mgeta, der nur etwa einen Pistolenschuß von der Hütte lag, kamen Miasmen herüber. Nun verspürten auch die Beludschen den Einfluß des schlechten Wetters; sie wollten keine Hand anlegen, ertrugen lieber eine ganze Woche lang Regen und Wind, ehe sie sich ein Schutzdach baueten, und brachen fast in Meuterei aus, weil sie diese Arbeit selbst verrichten mußten. Sie stahlen wie Zigeuner den Ortseinwohnern Geflügel hinweg, zankten mit den Sklaven, benahmen sich frech gegen ihren zeitweiligen Obern Seid ben Selim, und verübten Schmach gegen die Frauen der Wakhutu.

Am 27. Juli ging Seyf ben Selim mit seinen dreißig Sklaven nach Duthumi zurück; auch sie hatten Schafe, Ziegen und Hühner gestohlen. Dieser Araber hatte sich erboten, für sechszig Dollars das Gepäck der Reisenden halbwegs über das Gebirge nach Ugogo zu schaffen, die Summe erschien aber zu hoch und der Antrag wurde abgelehnt. Dafür rächte sich Seyf, indem er nun von Burton in Duthumi gemiethete Sklaven zum Ausreißen verleitete. Sie nahmen außer anderen Gegenständen auch einen Säbel mit, welchen sie erst wieder herausgaben, als sie von drei Musketenträgern verfolgt wurden.

Nun mußten in Zungomero andere Träger angenommen werden, und der Personenbestand der Karawane bestand dann aus 132 Köpfen. Die neue Mannschaft wurde unter die Obhut des mehrfach erwähnten Muinyi Wazira gestellt. Dieser Mann redete fünf afrikanische Sprachen, was übrigens in jenen Gegenden nicht zu den Seltenheiten gehört, war ein guter Dolmetscher und arbeitete für drei Mann, wenn er nüchtern war. Aber er war ein Mischling von einer Mzaramosklavin und einem halbschlächtigen Suaheli, und solche Leute von zweierlei Blut haben durchgängig große Fehler. Jener Mann trank unmäßig und war bald in Abspannung bald in gereizter Laune und dann sehr streitsüchtig.

Ueber Seid ben Selim ist schon früher gesprochen worden; er war mit Burton am Pangani und in Fuga gewesen. Jetzt hatte er vier Sklaven bei sich, und seine Frau Halima war auch bei ihm. Eines Tages erhielt sie von dem eifersüchtigen Manne eine empfindliche Züchtigung, und ein Sklave entlief.

Speke's Waffenträger Sidi Mobarek Bombay, ein Neger aus Uhiao, ist den Lesern gleichfalls schon bekannt. Burton's Leibdiener und Waffenträger Muinyi Mabruki war von seinem Landsmann Bombay in Zanzibar angeworben worden; sein Herr, ein arabischer Scheich, hatte ihn unseren Reisenden für fünf Dollars monatlich vermiethet. Dieser Mabruki, das Urbild eines dickköpfigen Negers, mit niedriger Stirn, Schweinsaugen, geplätschter Nase und weit vorstehendem gewaltigem Unterkiefer, war in der ganzen Karawane der häßlichste, aber auch der eitelste Mensch, und putzte immer an sich herum. Dabei hatte er ein ganz abscheuliches Temperament, bewegte sich stets in Extremen, war bald wie toll und wild, dann wieder stumpfsinnig, mürrisch und niedergeschlagen, aber immer gewaltthätig. Er stahl von Allem, was unter seine Hände kam, und

trieb es so arg, daß er bald nur noch beim Beladen und Entlasten der Esel verwandt wurde. Im Anfange benahmen sich diese Neger ganz gut, trotzten der heißen Mittagssonne und lagen Nachts beinahe nackt neben einem halberloschenen Feuer. Dann aber beging Burton einen großen Fehler. Einst sah er, daß diese Leute fröstelnd auf der Erde lagen; sein Mitleid wurde wach und er warf ihnen ein paar englische Wolldecken über. Seitdem war nichts mit ihnen anzufangen; von nun an, und durch solche Güte, waren sie völlig demoralisirt und wollten immer bis spät am Tage unter warmen Decken schlafen. Bei dieser Gelegenheit bemerkt Burton, daß die Engländer insgemein ihren Dienern allzuviel zumuthen und diese dann bald widerspänstig oder nachlässig werden. Bombay und Mabruki machten übrigens die ganze Reise mit; der erstere wurde, nach Verlauf einiger Zeit und nachdem er sich etwas ungeeignet betragen hatte, wieder ein zuverlässiger, braver Diener.

Burton hatte in Indien zwei portugiesische Mischlinge, Valentin und Gaetano, für monatlich zwanzig Rupien gemiethet. Wir erwähnten dieser beiden Diener schon früher. Auch sie hatten manchen Fehler der Halbschlächtigen; besaßen Kastenstolz, verachteten alle Katholiken, Türken und Heiden, Ketzer und Ungläubige, nahmen es mit dem siebenten Gebote nicht genau, waren geizig, und leiblich wie geistig sehr schwach; auch zeigten sie sich äußerst gefräßig, litten viel an Unverdaulichkeit und ließen oft zur Ader. Daneben hatten sie aber auch gute Eigenschaften; Valentin lernte rasch das Kisawaheli, konnte Chronometer und Thermometer ablesen, nahm es aber mit den Angaben nicht genau und mußte deshalb beaufsichtigt werden. Er konnte gut nähen und kochen. Gaetano kannte keine Gefahr und wagte sich zum Beispiel in dunkler Nacht durch Wald und Gestrüpp, um einen Schlüssel zu holen, den er an einer Haltstelle hatte liegen lassen; auch warf sich der kleine Mensch oftmals mitten unter zankende Gruppen, um Ruhe zu stiften. Die Nachwehen der Fieber hatten übrigens sein Gehirn etwas angegriffen. —

Die Beludschen waren wie schon früher bemerkt, Diener des Sultans Seid Medschid von Zanzibar, welcher sie den Reisenden, gegen 10 Dollars monatlich, als Bedeckung und Geleitsmänner überlassen hatte; sie sollten mit Burton gehen, wohin dieser wollte, und waren für dessen Eigenthum verantwortlich. Als Waffen trugen sie Luntenflinten, indische Säbel, Schilde von Thierfellen und

Dolche. Ihr 'Jemadar, Hauptmann, Mallok hatte von Zanzibar sieben Krieger mitgebracht; in Kaole schlossen sich, wie wir wissen, fünf andere Beludschen ihm an.

Mallok war „Kana“, d. h. einäugig, hatte feine italienische Gesichtszüge, aber Pockennarben und sah keinem Menschen gerade ins Gesicht, auch hatte er einen Zug um den Mund, der gerade kein Vertrauen einflößte. Anfangs zeigte er sich ungemein thätig und aufmerksam, doch das verlor sich bald und weiter im Innern wurde er sogar unbotmäßig, auf der Heimreise dagegen wieder unterwürfig, und beim Abschied von Burton vergoß er Krokodilsthränen.

Ein zweiter Beludsche, Mohammed, war der Risch Sefd oder Graubart der Karawane, also ein nothwendiger Bestandtheil derselben, denn ohne einen Graubart wäre sie nicht vollkommen, obschon dergleichen Veteranen den Uebrigen zur Zielscheibe von allerlei Spötteleien dienen. Mohammed's Körper war hart wie Stein, sein Geist dagegen wie weicher Kitt. Seine Genossen verglichen ihn mit einer verfaulten Walnuß und fragten: „Wie, graue Haare und kein Verstand?“ Für fünfzehn Dollars, welche Consul Hamerton ihm vorgeschossen, hatte er einen jungen Sklaven gekauft, den er gern gegen eine junge Sklavin vertauschen wollte; darüber wurde er denn von seinen Freunden nicht wenig verhöhnt. Er war heftigen Gemüths, hieb einmal gegen seinen eigenen Hauptmann ein und wurde dafür mit einer tüchtigen Tracht Schläge gezüchtigt.

Schadad war nicht hübsch, ein kurzer untersetzter Mensch mit aufgeworfener Nase, kleinen Augen, struppigem Bart und dickem in Locken herabwallendem Haar, auf welchem er einen Feß trug. Den schwarzen Frauen gefiel er aber, denn er spielte Zither und sang mit kreischenden Falsettönen, was man in Innerafrika bezaubernd findet. Dieser Schadad hatte sich längere Zeit in Bombay aufgehalten, und dort nicht blos das Hindostani, sondern auch Schelmenstreiche gelernt. Sein „Bruder“ Ismail war ein Invalide, ein Mann mit „gebrochenem Munde“, eingefallenen Wangen und abgemagert. Trotz aller Gegenrede wollte er die Reise mitmachen, erlag aber schon in Unyamwesi einer chronischen Krankheit.

Belok, ein junger Mann, der von Sklaven abstammte, mit groben Zügen, großem Mund, aufgeworfenen Lippen und einem unverschämten Ausdruck im Gesicht, der von vorne herein seinen unliebenswürdigen Charakter andeutete, hatte sich einen Knaben ge-

kauft, der beim Essen bedienen mußte, spielte den vornehmen Mann, zettelte allerlei Ränke an, und hetzte seine Gefährten, die Beludschen, gegen einander auf. Dagegen war Abdullah ein achtbarer junger Mann, der oft mit Gefühl seiner alten Mutter und der guten Lehren gedachte, welche sie ihm gegeben, als er über See nach dem fernen Afrika zog. Beim Gebet stellte er sich allemal hinter den Hauptmann Mallok, der es, als Offizier und Vorgesetzter über andere Leute, für seine Pflicht gehalten hatte, sich mit den gottesdienstlichen Ceremonien einigermaßen bekannt zu machen. Ganz ehrlich war aber auch dieser junge Mann nicht, denn er ließ sich einigemal Glasperlen in Burton's Namen von Seid ben Selim geben, die er zum eigenen Nutzen verwandte. Derweisch, ein Jüngling von 22 Jahren, mit kugelrunder Stirn, Augen wie ein Wiesel, spitzer Nase und dünnem Kinn, war „Bruder", das will hier sagen Spion, des Hauptmanns; er hatte aber entschiedenen Widerwillen, einem Befehl zu gehorchen, eben weil es ein Befehl war. Burton bekam Anfangs allerlei Unannehmlichkeiten mit ihm, nachdem er ihm aber während einer Krankheit Arzeneien gegeben, benahm Derweisch sich besser. Sidi Dschelai nannte sich einen Beludschen, war aber ein ächter Sohn Ham's, der auf die „Nigger" verächtlich herabsah. Seine langen hageren Säbelbeine steckten in dicht anliegenden Hosen von Baumwollenzeug; er rühmte sich seines langen Schnauzbartes, dessen sich nur selten ein Neger erfreuen kann, und an welchem er stets herumdrehete oder zupfte. Daß der Bart nicht den tapfern Mann macht, zeigte sich an diesem Sidi, denn als einmal der Karawane in den Gebirgen von Usagara Gefahr drohete, rieth er seinen Genossen zum Ausreißen, und lief später in Udschidschi davon. Chodabaksch, ein kräftiger vierschrötiger Mann, hatte etwas Soldatisches und Einnehmendes, war aber wenig umgänglich, dabei auch unbesonnen, widerborstig und ränkesüchtig. Einst schoß er schwarzen Kriegern, welche im Angesicht der Karawane tanzten, eine Ladung Pulver in die Beine, richtete überhaupt allerlei Unfug an und hielt mit Belok zusammen.

Musa war schwarzbraun, alt und der zweite Graubart in der Karawane, ein Nebenstück zu Mohammed. Er hatte zwanzig Jahre in Mombas gelebt, sein Persisch beinahe vergessen und sprach nur noch einen verderbten Mekranidialekt, oder Kisawaheli. Dieser alte Soldat war viel gereist, hatte eine gewisse Methode, zeigte sich praktisch, indem er mit einer möglichst leichten Muskete, am kühlen Mor-

gen aufbrach, das beste Quartier aufsuchte und zunächst immer an sich selbst dachte. Trotzdem betrachtete man ihn wie eine Art Thoren, weil er weder gewaltthätig noch rachsüchtig war; das verschlug ihm aber nur wenig; er aß mit Ruhe, rauchte selbst genügsam seine Pfeife und schlief vortrefflich. Gul Mohammed, der bei weitem civilisirteste unter den Beludschen, hatte ein altgriechisches Gesicht, röthlichbraune Haut und sehr starken Bart, er verstand etwas von Theologie, Arzneikunde und Naturwissenschaften; als er in Marka war, ging er aus reiner Wißbegierde an den Dschob (Juba) Fluß. Unglücklicherweise war er ein Mischling; sein Vater ein Beludsche aus dem Gebirge, seine Mutter aus dem Flachland in Sindh, und die aus solcher Blutkreuzung erzeugten Kinder sind dafür bekannt, daß sie die schlimmen Eigenschaften Beider in sich vereinigen. So war Gul Mohammed tapfer und verrätherisch, ein höflicher Schönredner und ein Verläumder, ehrenhaft und unehrenhaft, gut gelaunt und schlecht von Herzen.

Die beiden übrigen Beludschen waren Risa und der Schneiderjunge Hudul, von denen weiter nichts zu sagen ist. Bemerkenswerth erscheinen dagegen die „Söhne Ramdschi's", die als Dolmetscher, Kriegsleute und Führer dienten. Sie trugen alte Towerflinten die stets mit ein paar Loth Pulver geladen waren und nicht aus der Hand gelegt wurden, und dazu alte deutsche Reitersäbel, dergleichen ja weit und breit im Oriente zu finden sind. Die meisten rühmten sich Muinyi, Herr, zu sein, denn so bezeichnet man den freien Mann. Sie waren nämlich dem Banianen Ramdschi von ihren Aeltern oder Oheimen zum Pfand gegeben, aber nicht wieder eingelöst worden; so blieben sie thatsächlich Ramdschi's Sklaven, wollten aber doch für freie Leute gelten, für Männer von edler Abkunft. Ihr Hauptmann oder Mtu Mku, war Kidogo, zu deutsch Herr Klein, der viel auf sein Ansehen und seine Würde hielt, sehr von seiner Bedeutung überzeugt war und darauf hielt, daß sein Wort als Gesetz galt. Den Weißen gegenüber benahm er sich stets unterwürfig und sprach mit gesenktem Haupt in leisem Tone, am Ende hatte er jedoch stets ein Aber in Bereitschaft, war gegen die Träger gewaltthätig und heftig und flößte ihnen dadurch Achtung ein. Er hatte Frau und Kind in Unyamwezi, kannte Sprache, Sitten und Gebräuche des Landes, gab seinen Befehlen nöthigenfalls mit dem Stocke Nachdruck, und sprang gegen Widerspänstige wie eine wilde Katze ein, so daß seine Freunde ein

Einsehen nehmen und ihn zurückhalten mußten. Er verlangte von Burton, daß dieser seine Leute als Askari behandeln solle, das heißt als Soldaten, die weiter nichts als ihre Waffen zu tragen brauchen, auch sollten sie nicht unter dem Befehl des Beludschenhauptmannes stehen. Man gab ihm zur Antwort, nicht Jeder könne Sultan sein. Das verdroß diesen Sklaven sehr; er entfernte sich mit einem „Sehr wohl“, machte aber einen grimmigen Blick, und von jener Stunde an ging Alles schlecht mit den Söhnen Ramdschi's. Bis dahin waren sie folgsam, jetzt wurden sie unverschämt. Sie lernten ihre Macht kennen und wußten, daß sie unentbehrlich seien, denn Burton hätte nothwendig umkehren müssen, wenn diese Leute ihn verließen. Sie fingen an die Krieger zu spielen, wollten kein Gepäck mehr tragen, und mit dem Beladen der Esel nichts mehr zu schaffen haben, dagegen den Ankauf aller Lebensmittel besorgen und den Trägern befehlen. Nun begannen sie auch zu stehlen, betranken sich, machten Angriffe auf die Frauen der Eingeborenen und brachten dadurch einmal die ganze Karawane in große Gefahr.

Die fünf Eseltreiber hatte man für die ganze Dauer der Reise angenommen, und Burton zahlte für jeden 30 Dollars. Sie waren nicht ganz so schlimm wie Ramdschi's Söhne, sondern sehr unterwürfig, aber dabei hartnäckig wie ihre Esel und bösartig wie Maulesel, träg und gefräßig, unverschämt und zanksüchtig. Die sechsunddreißig Wanyamwezi-Träger, die Pagazi, waren die eigentlichen Transportleute. Wer eine Karawane bildet, macht zuerst ein Chambi, Kraal. Der Mtongi, Eigenthümer der Waaren, schlägt sein Zelt auf und läßt eine Fahne wehen; dadurch deutet er an, daß er eine Reise unternehmen wolle. Das geschieht, weil bei den Wanyamwezi ein Träger, welcher andere überredet sich anwerben zu lassen, eine Strafe zahlen muß, wenn dem von ihm Angeworbenen irgend ein Unfall zustößt; er wird für Alles verantwortlich. Doch kommt es nicht selten vor, daß kleine Häuptlinge mit der ganzen männlichen Jugend ihres Dorfes erscheinen und sich zu einer Reise annehmen lassen. Dann wird ein Kirangozi, Führer, gewählt, und dazu nimmt man einen beliebigen, des Weges genau kundigen, Mann. Der Mganga giebt ihm dann allerlei Talismane, damit die Reise glücklich sei. Unterwegs schreitet er den Trägern voran, und wer die einmal bestimmte Reise unterbricht, muß Strafe zahlen. Das Amt ist nicht ohne allerlei Widerwär-

tigkeiten, denn oft werden dem Führer Vorwürfe gemacht, weil er an einem Tage zu weit oder nicht weit genug gegangen sei, nicht an der oder jener Stelle Rast gehalten habe, zu früh oder zu spät aufgebrochen sei. Dagegen wird er gut genährt, erhält am Ende neben seiner Löhnung noch ein gutes Geschenk, trägt weniger Gepäck als die übrigen, und hat zuweilen auch einen Sklaven. Es ist wohlgethan, unter allen Umständen die Partei des Kirangozi zu nehmen; von ihm hängt immer viel ab.

Wenn ein Chambi gebildet wird, hat der Mtongi die Vertheilung der verschiedenen Ladungen zu besorgen. Die Pagazi sind zumeist schlanke Bursche, mit mageren Beinen wie die Leoparden, doch trifft man zuweilen sehr kräftig gebauete Männer unter ihnen, gewöhnlich auch einen Graubart, wie bei den Karawanen. Die Vertheilung der Lasten verursacht allemal große Umstände, da jeder Einzelne seinen Willen haben möchte und um seine Genehmigung befragt werden muß. Von Jemand, der mit ihm umzugehen weiß, läßt er sich ein schweres Gepäckstück zuweisen, während er dasselbe einem Andern zurückweisen würde. Man darf einen Pagazi nicht zu wenig aufladen, sonst wird er nachlässig und träge, macht auch wohl seine Gefährten unzufrieden. Zeuge werden so zusammengerollt, daß sie dicke Polster bilden, 5 Fuß lang, 18 bis 24 Zoll dick, und mit Matten dicht umwickelt und fest zugebunden. Ein Mann trägt, außer seinen Waffen, ein Pack von zwei Farasstlah oder siebenzig Pfund Schwere, mehr nimmt er nicht. Glas- und Porzellanperlen legt man in lange schmale Baumwollensäcke, die auch mit Matten umwickelt und fest zugeschnürt werden. Messingdraht und derartige Gegenstände verpackt man rund und bindet die Colli an die beiden Enden einer Stange. Draht ist die leichteste, Elfenbein die schwerste Last. Auf dem Kopfe trägt der Pagazi nur leichte Sachen und auch diese nur selten. Der Kaufmann selbst belastet sich nur im äußersten Nothfalle; der Haupteigenthümer geht mit einigen Partnern und bewaffneten Sklaven hinter der Karawane her, damit Niemand zurückbleibe oder sich verlaufe.

Glasperlen, Baumwollenzeug und Draht bilden in diesem Lande des Tauschhandels das Geld und entsprechen der Kupfer-, der Silber- und der Goldmünze. Von Perlen sind etwa vierhundert verschiedene Arten im Umlauf. Die billigste, welche am meisten verlangt wird, heißt, Chanyera oder Uschanga Waupe; sie ist rund, von weißem Porzellan, und fünf oder sechs Pfund kosten in Zan-

zibar einen Dollar. Die theuersten heißen Samsam oder Samesane, auch Dschoho (Scharlachtuch) und Kimara Phamba (d. h. welche dem Essen ein Ende machen), weil ein Mann gern auf seine Mahlzeit verzichtet, wenn er sich dieselben verschaffen kann; man nennt sie auch Kinfundschia, Städtebrecher, weil Frauen sich und ihre Männer zu Grunde richten, um sich einen solchen Schmuck zu verschaffen. Es sind schmale Korallenkugeln, mit scharlachrothem Schmelz auf weißem Grunde; es giebt davon fünfzehn verschiedene Arten und fünfunddreißig Pfund kosten in Zanzibar dreizehn bis sechszehn Dollars. Man kauft alle Glas- und Porzellanperlen von den Banianen lose ein; der Handelsmann läßt sie dann auf Stränge ziehen, und es kommt viel darauf an, daß dieses genau und mit guter Auswahl geschehe. Die Hauptabtheilungen heißen Bitil und Khete, welche Burton mit dem Farthing und dem Penny vergleicht. Bitil ist ein einfacher Strang, der von der Spitze des Zeigefingers bis zum Handgelenke geht; der Khete enthält vier Bitil und geht doppelt genommen zweimal um den Hals. Zehn Khete machen einen Fundo oder Knoten; man bedient sich desselben bei größeren Einkäufen. Es ist schwer zu sagen, wohin die ungeheure Menge solcher Glas- und Porzellanperlen kommen; seit Jahrhunderten werden sie alljährlich massenhaft eingeführt, sind dauerhaft, die Leute tragen sie auf dem Leibe, und doch bemerkte Burton, daß kaum der dritte Theil der Schwarzen eine beträchtliche Menge hatte. Wo bleiben sie nun? Wahrscheinlich geht ein beträchtlicher Theil in die uns noch unbekannten Theile Afrikas. Wir schildern später die Handelsverhältnisse ausführlich in einem besondern Abschnitte.

Der Afrikaner ist, wie unsere kleinen Kinder sind. Schon Vasco da Gama sah mit Erstaunen, daß sie aus Juwelen, Gold und Silber sich gar nichts machten, während sie gierig nach solchen Perlen und dergleichen Dingen griffen. So ist es auch heute noch. Diese Sachen sind ihnen, was unseren kleinen Kindern das Spielzeug. Heute giebt ein Mann sein Getreide und seine Ziege für einen Strang, den er mit Wonnegefühl um seinen Hals hängt und einige Tage trägt, aber bald wird er desselben überdrüssig und vertauscht ihn gegen einen andern. Bei jedem Handel muß man Perlen mitgeben, besonders wenn Frauen ein Wort zu sagen haben. Die Negerin gleicht in der Liebhaberei für den Putz unseren civilisirten Damen vollkommen.

Die in Ostafrika gangbaren **Zeuge** sind von dreierlei Art:

Merkani, Kaniki und „Zeuge mit Namen." **Merkani** heißt so viel als Amerikanisch. Es sind die sogenannten Domestics, ungebleichte Shirtings und Sheetings aus den Fabriken von Massachusetts, namentlich aus Salem. **Kaniki** ist gewöhnlicher indischer Kattun von indigoblauer Farbe. **Zeuge mit Namen** sind arabische oder indische Waare, gewürfelt oder mit verschiedenen Farben oder auch Baumwolle mit Seide gemischt. Am häufigsten ist das **Barsati**, dunkelblau mit einem breiten rothen Streifen; es repräsentirt im Innern den Dollar und wird an die Häuptlinge verschenkt. Doppelten Werth hat das **Dubwani**; es wird in Maskat verfertigt, hat kleine weiße und blaue Würfeln und dünne rothe Streifen mit Weiß und Gelb gekreuzt. Diese sehr ins Auge scheinende Waare muß der Kaufmann führen, weil die mächtigeren Sultane dieselbe für sich und ihre Frauen verlangen; Merkani und Kaniki, welche als Honga, Zwangsabgabe, erlegt werden müssen, vertheilen sie an Unterhäuptlinge und ihre Leute.

Als die Araber nach Afrika kamen, waren die Schwarzen mit dem schlechten groben Kaniki zufrieden, welches die Banianen aus Katsch in Indien brachten. Durch die Amerikaner kam dann, insbesondere seit Anfang unseres Jahrhunderts, das Merkani in Schwung, welches nun auf allen Märkten von Abyssinien bis Mozambik zu finden ist, doch schwindet allmälig die Vorliebe der Wilden für einen Stoff, der weder bequem noch dauerhaft ist, und in manchen Gegenden tragen sie nach wie vor Ziegenfelle oder Bastgeflechte, und kaufen Perlen oder Draht.

Der Ostafrikaner trägt Baumwollenzeug nicht aus Bedürfniß, sondern um zu prunken. Am gangbarsten ist ein Stück von wechselnder Breite, allemal aber von vier Ellen Länge; die Portugiesen nennen es Braça, die Araber **Schukkah**, die Suaheli Unguo, und die Stämme weit im Innern Upande oder Lupande. Es wird um die Hüften geschlungen. Das Schukkah Merkani ist an der Küste etwa 25 Cents, 1 Schilling $^1/_2$ Pence, etwa 11 Neugroschen werth; tief landein hat es schon den Werth von 1 Dollar; das Kaniki ist etwas wohlfeiler, findet aber bei manchen Stämmen gar keine Abnehmer. Die doppelte Länge des Schukkah, also zwölf Fuß, wird von den Frauen getragen, heißt ein **Doti** und entspricht der Tobe in Abyssinien oder des Somalilandes. Ein ganzes Stück Merkani, welches von 7 bis zu 11 Doti hält, heißt Dschora oder Gorah.

Neben Perlen und Baumwollenzeugen bildet einen wichtigen

Einfuhrartikel Masango oder starker Messingdraht Nr. 4 und 5; besonders auf den nördlichen Handelswegen und im westlichen Theile der großen Centralstraße ist danach starker Begehr. Man kauft ihn, wenn die Preise niedrig stehen, in Zanzibar zu 12, wenn sie hoch sind, zu 16 D. das Frasilah von 35 Pfund. Im Binnenlande wird das Frasilah in vier große, rund zusammengelegte Ringe getheilt, welche bei den Arabern Daus, bei den Afrikanern Chata heißt. In Unyanyembe bereiten die dortigen Künstler aus dem Drahte das Kitindi oder Armband, einen ächt afrikanischen Zierrath. Es bildet ein System concentrischer Kreise, die vom Handgelenke bis zum Elbogen reichen; an den beiden Enden ist es ausgebaucht und wiegt gewöhnlich nur drei Pfund; und bei manchen Stämmen thun die Frauen sich etwas darauf zugute, daß es je an Armen und Beinen getragen werde und so schwer als möglich sei. Es ist vorzugsweise ein Weiberschmuck. An den Seen tragen aber auch die Männer das Armband und im Usagaragebirge haben sie es am Unterarm, am Oberarm und über den Fußknöcheln. In Unyanyembe gilt ein Kitindi von zwei bis zu vier Schukkah, in Udschidschi bis fünf.

So viel von den Waaren und ihren Preisen; nun noch ein Wort über die Esel. Burton hatte fünf zum Reiten für sich, für Speke, für Seid ben Selim und die Goanesen gekauft; sie kosteten das Stück zwischen 15 und 40 Dollars, also weit mehr als ein Sklav. Von 29 Lasteseln waren in Zungomero nur noch 20 übrig.

Sehen wir nun, wie die Ausrüstung beschaffen war; doch wollen wir nicht alle und jede Einzelheit anführen. Von sogenannten Provisionen führten die Reisenden unter anderm: 1 Dutzend Flaschen Cognac, 1 Kiste Cigarren, 5 Kisten Thee, jede zu 6 Pfund, etwas Kaffee, indisches Currypulver zum Würzen der Speisen, Ingwer, Salz, rothen und schwarzen Pfeffer, 20 Pfund gepreßte Gemüse, 1 Flasche Weinessig, 2 Flaschen Oel, 20 Pfund Zucker. Honig ist überall im Lande zu haben.

An Waffen und Schießbedarf: 3 glattläufige Flinten, 3 gezogene Büchsen, einen Colt's Carabiner, 3 Revolver, mehrere Säbel 2c.; 100 Pfund Pulver in kupfernen Kästen, 60 Pfund Hagel, 380 Pfund Kugeln von hartem Blei, 20,000 Zündhütchen. Die Beludschen hatten 40 Pfund Pulver, 1000 Bleikugeln und 1000 Feuersteine für Sklavenflinten. Ferner hatten die Reisenden ein Zelt, Tisch und Stuhl, Bestecke mit Messer, Gabeln und Löffel;

Kessel und Kochtöpfe, Bettzeug, Decken von bemalter Segelleinwand, Luftkissen, wasserdichte und andere Decken, eine mit geraspeltem Korkholze gestopfte Matratze, lederne Mantelsäcke zum Aufbewahren der Bücher und Kleider, Matten ꝛc. Sodann eine Uhr mit Wecker, 2 Chronometer, verschiedene Arten von Kompassen, Thermometern, eine tragbare Sonnenuhr, einen Regenmesser, ein Verdunstungsinstrument, zwei Sextanten und künstliche Horizonte, Barometer, Senkleinen, Teleskope und dergleichen wissenschaftliche Instrumente mehr. Dazu kamen Papier, Schreib- und Zeichnengeräthschaften, Landkarten, allerlei Handwerksgeräthschaften, als Bohrer, Sägen, Aexte und dergleichen; Hemden von Baumwolle und Flanell, Turbane und Filzkappen. Am besten ist ein Bett von Roßhaar mit einer dicken und einer dünnen Decke und einem Moskitonetz, das man ins Kopfkissen packt. Die nöthigsten Reisegeräthschaften verwahrt man, nebst einem Anzuge zum Wechseln, in einem einfachen Reisesacke. Zum Gehen trägt man Schuhe, zum Reiten hohe Reiterstiefeln von heller Farbe; man muß sie in diesem nassen Lande oft mit Fett einreiben, nicht mit Oel, weil sie dann hart werden. Zu alledem kommen noch eine kleine Sammlung nothwendiger Bücher mathematischen, geographischen und linguistischen Inhalts, eine Kiste mit Arzeneien, 10 Stück rothes Wollentuch zu Geschenken, Messer, Regenschirme, Fischangeln, Nadeln, Scheeren, Filter, Spiegel ꝛc.

Das war die Ausrüstung und mit dieser zogen Burton und Speke von Zungomero ab, wo der Aufenthalt im höchsten Grade unbehaglich war. Es regnete fast ununterbrochen, und wenn zwischendurch die Sonne ihre brennenden Strahlen herabschoß, dann dampfte der Boden. Burton's Leute trieben sich in den umliegenden Dörfern umher, wo etwa tausend Reisende verweilten, weil sie der Ueberschwemmungen wegen nicht fortkonnten, tranken Pombe, rauchten Hanf, zankten untereinander, und gaben den Eingeborenen manchen Anlaß zu sehr begründeten Klagen. Die Goanesen litten am Fieber und Burton mußte sie in seine Hütte aufnehmen, die ohnehin schon mit Ratten, Fliegen, Mücken und Wanzen übervölkert war. Vier und zwanzig Träger, welche der Reisende sehnlich erwartete, blieben immer noch aus, aber länger mochte und wollte er nicht warten, obgleich Ladha Damha sein Versprechen nicht gehalten und das zurückgebliebene Gepäck nicht geschickt hatte. Er entschloß sich, seine Papiere, welche an die geographische Gesell-

schaft in London abgehen sollten, dem Sklaven eines Häuptlings von der Küste anzuvertrauen. Der letztere verweilte in Zungomero im Auftrage seines Oheims Ukwere von Kaole, um Karawanen nach diesem letztern Platze zu geleiten. Dieser Mann hieß Schommwi la Mku Wambele, das ist der „Häuptling und große Mann des Vortritts,“ und war selten nüchtern. Aber er hielt sein Wort und die Papiere gelangten richtig an ihre Bestimmung.



Dorf in Usagara.

Sechstes Kapitel.

Reise von Zungomero in Khutu durch Usagara nach Ugogo. — Das Gebirge. Die Wasagara.

Am 7. August 1857 verließen Burton und Speke das höchst ungesunde Zungomero, Beide schwer krank und so abgemattet, daß sie kaum auf den Eseln sich fest zu halten vermochten; auch war ihr Gehör schwächer geworden. Und in einem solchen Zustande mußten sie eine der beschwerlichsten Reisen antreten, die je gemacht worden sind!

Von Zungomero bis an den Fuß des Usagaragebirges hat man fünf Wegstunden. Die Straße zieht anfangs durch eine angebauete, vom Mgeta durchflossene Ebene, und zur Rechten liegen die Wigo-Hügel, zur Linken hat man eine Reihe zerstreut liegender, niedriger Bergkegel. An dem größten derselben liegt eine heiße Quelle, eine Art von Geyser. Sie wallt in Zwischenräumen auf und wird demgemäß vom Volke Madschi ya Wheta genannt. Das Wasser kommt aus einem weißen Sande, kocht förmlich empor und der Boden ist an manchen Stellen mit Eisenoxyd überzogen. An dem sanften Abhange, wo die Quelle auf einer kleinen mit Wald umgebenen Wiese hervorkommt, liegen Kalktuff in kleinen platten Stücken zerstreut und erratisches Geschiebe. Auch sieht man Bruchstücke von Quarz- und Sandstein; der ganze Raum hält etwa 200 Fuß im Durchmesser, und die Stelle selbst, wo das Wasser hervorquillt, ist

wegen der Hitze und des sumpfigen Bodens unzugänglich. Die Führer sagen, daß manchmal förmliche Ausbrüche stattfinden, bei denen Bruchstücke von Kalksteinen hoch in die Lüfte geschleudert werden.

Nun ließ Burton den Mgeta zur linken Hand, ritt auf einem nur undeutlich erkennbaren Pfade weiter, durch dichtes Gras und unter hohen Bäumen, und gelangte dann wieder zu den urbaren Feldern der Dörfer im westlichen Khutu. Jenseit derselben hat man drei Tagereisen durch öde Gegenden. Diese Dörfer waren im höchsten Grade armselig, denn die meisten Hütten bestanden nur aus einigen Pfählen, über welche man Durrastroh gelegt hatte. Hier trat die Kokospalme zuletzt auf, weiter im Innern kam sie in dieser Region nicht vor. Jenseit der Dörfer mußte der Mgeta nicht weniger als sechsmal durchwatet werden, bald darauf wieder dreimal. Die Reisenden sahen sehr viele Stachelschweine und das afrikanische Eichhörnchen; dann war die erste Stufe des Usagaragebirges erreicht, die etwa 300 Fuß über die Ebene sich erhebt. Dort ist die Gränze der „zweiten Region", die Gegend der Ghats, wie Burton nach einer aus Indien entlehnten Analogie sich ausdrückt; also des Küstengebirges. Man nennt die Stelle Mzizi Mdogo, die kleine Tamarinde, zum Unterschied von der großen Tamarinde, nämlich der auf der andern Seite liegenden Station. Alles lag öde und wie ausgestorben, weil das Land durch Blutfehden und Menschenraub in eine Wüstenei verwandelt worden war. Nachdem Burton sich erschöpft auf das Gras geworfen, erhielt er bald nachher die unwillkommene Kunde, daß bei dem Durchwaten des Mgeta den Eseln das Gepäck nicht abgenommen worden war; so gingen Zucker und Salz verloren, denn sie zerschmolzen; Seife, Cigarren, Senf und die Arsenikzubereitungen zum Aufbewahren der Vögel, waren zu Brei geworden; vom Theevorrath fehlte Manches, die gepreßten Gemüse waren feucht, und auch ein Theil des Schießpulvers hatte gelitten!

Bei Mzizi Mdogo war der Wechsel des Klimas außerordentlich auffallend; die Reisenden erholten sich wie durch Zauber. Nebel, Regengüsse, brennende Hitze machten gutem Wetter Platz. Die Bergluft war weich und würzig, kühl und erfrischend, und der Himmel blau. Daran erfreute sich Burton, aber auch hier, wie immer, machten seine Leute ihm viel zu schaffen. Die Beludschen geriethen in Streit mit Ramdschi's Söhnen und Beide hegten in-

grimmigen Haß gegen das Karawanenhaupt Seid ben Selim. Dieser bevorzugte seine vier „Kinder“, d. h. schwarzen Sklaven, auf höchst ungebührliche Weise, bürdete die Last, welche sie hätten tragen müssen, Anderen auf, sorgte sehr eigennützig immer für sich selber zuerst, gab seinen Sklaven Butter und Honig, Glasperlen zum Putz und Baumwollenzeug, natürlich Alles auf Burton's Unkosten. So wurden diese „Kinder“ anmaßend, schlugen sogar ihre Gewehre auf die Beludschen an, und stahlen ganz unverschämt. Darüber ärgerte sich Kidogo, Obmann der Söhne Ramdschi's, und nun arbeiteten diese noch weniger als seither. Seid ben Selim wurde wüthend, und vermaß sich hoch und theuer, er werde nicht ruhen, bis Kidogo's Schwert zerbrochen and dieser am Flaggenstocke zu Zanzibar tüchtig ausgepeitscht worden sei.

Als man am 9. August von Mzizi Mdogo aufbrach, galt es für ein gutes Anzeichen, daß ein Vogel mit rothem Schnabel, weißer Brust und langen Schwanzfedern der Karawane vorausflog. Der Weg ging bergan, bald traten in dürrem, wenig fruchtbarem Boden Aloë- und dornige Pflanzen auf, Cactus, eine große Asclepias, eine Euphorbie und verkrüppelte Mimosen. Doch erschien der Kalebassenbaum immer noch stattlich selbst neben Tamarinden, nach welchen diese Gegend benannt wird. Bei den Arabern in Zanzibar heißt der Tamarindenbaum Subar; er reicht von der Küste bis an die Binnenseen, und bildet mit seinem hohen Stamm, seinen federartigen Blättern und den schattenspendenden Zweigen eine wahre Zierde in der afrikanischen Landschaft. Seine säuerliche Frucht ist wirksam gegen Gallenleiden; von den Landeseinwohnern wird sie geschält und dann gleich in Körbe gepackt, dadurch aber zäh und mulsterig. Auch verstehen sie nicht ein berauschendes Getränk daraus zu bereiten. Die Araber kochen die Frucht, trocknen sie an der Luft, thun etwas Salz und Oel hinzu und kneten Kugeln daraus, die eine gesunde Speise bilden und sich jahrelang halten.

Am Wege lagen viele abgenagte Menschengerippe umher, auch manche geschwollene Leichen. Es waren Träger, die an den Blattern hier verendeten. Eine einzige Karawane, welche Burton in jener Gegend sah, hatte mehr als fünfzig Mann an dieser gräßlichen Krankheit verloren; viele waren blind geworden. Wer einmal niedersank, war unrettbar verloren; kein Dorf hätte ihn aufgenommen und er mußte liegen bleiben, wo er eben umfiel, und dann langsam hinsterben, schon umgeben von Geiern und Raben, Füchsen

und Hyänenhunden. Fast bei jedem Kraal standen in einiger Entfernung ein paar Hütten für Pockenkranke. Auch Burton's Karawane blieb nicht verschont; einige Träger konnten nicht weiter fort und sind wohl im Walde gestorben, denn nie hat man wieder eine Spur von ihnen gesehen. Der Mgeta wurde nun wieder sechsmal an einem Tage durchwatet. In dem dichten Gestrüpp an seinen Ufern traten nun eine Kratzbohne, Dolichos pruriens, und das sogenannte wilde Zuckerrohr auf; beide fielen den Trägern lästig, und der Weg war sehr schlüpferig. Der Mgeta gleicht hier einem Bergstrom und ist kaum 50 Fuß breit. Von dem Kraal Scha K'henge, so genannt nach den Iguana-Eidechsen, die am Ufer sehr häufig sind, hatten die Reisenden eine herrliche Aussicht auf das Hochland von Duthumi, und hielten einen Rasttag. Zwei Esel wurden unbrauchbar, jene aus Zanzibar fielen vom Fleisch ab, weil im Innern nicht die Grasart wächst, an welche sie gewöhnt sind; die Esel aus Unyamwezi nehmen dagegen fürlieb mit dem, was sie eben finden.

Am andern Tage wanderte man über die Tamarinden-Hügel und gelangte dann ins Flußthal des Rufuta, welcher in den Mgeta mündet. In dieser Gegend lagen noch mehr Leichen umher als auf der andern Seite. Die Muselmänner wandten sich mit Abscheu von dem gräßlichen Anblick ab, ein alter schwacher Unyamwezitäger blickte jedoch starr hin und weinte. Vom Flusse führt ein sehr schmaler Pfad an den Fuß des Goma-Passes, und dort hatte man eine weite Rundsicht. Die runden Hütten der Wa'kaguru und Wakuivi, welche Nebenstämme der Wasagara bilden, lagen am Abhange der Hügel und am Rande der Wälder. Diese Schwarzen haben viel Kleinvieh und Getreide, meiden aber aus guten Gründen allen Verkehr mit Fremden, wie dieselben auch heißen mögen. Einst lagen viele große Dörfer an dieser Straße, von denen jetzt kaum noch eine Spur übrig ist.

Am 12. August wurde der Goma-Paß im Rufutagebirge, (der östlichen Kette der Berge von Usagara) erstiegen. Der Weg führte durch Schluchten und Klüfte bis 2235 Fuß über dem Meere nach Mfuuni zu, das einst ein stark bevölkertes Dorf war, nun aber von Menschenräubern und plündernden Kriegern aus Whinde völlig zerstört worden ist. Hier wurden an die Karawane Lebensmittel auf drei Tage vertheilt, weil man dergleichen erst wieder in Muhama haben konnte und diesen Punkt binnen jener Zeit zu erreichen gedachte, und nun ging es auf bequemem Wege die letzte

Stufe des Passes hinan, durch dichte Wälder und Gräser, die übelriechende Dünste aushauchten. Dann und wann wurde ein dicker Nebel von den Sonnenstrahlen durchbrochen, und bei vielen Leuten stellten sich Fieberanfälle ein. Von der flachen Tafelebene der Bergkette führte der Weg in sanfter Abdachung landein, und bildete dadurch einen völligen Gegensatz zu der östlichen, steil abfallenden Seite. Nun fand man Spuren von Löwen, Aloë und Cacteen traten abermals auf; dann wurde durch den kleinen Zonhwefluß gewatet und ein trocken liegendes Flußbett erreicht, das Burton als Overschot Nullah bezeichnet, weil die Führer sich versehen hatten. Am 14. August erreichte er Zonhwe, ein neugebauetes Dorf, das man am vorigen Tage verfehlt hatte; an diesem ungesunden Orte blieb er zwei Tage, weil die Leute weit und breit hin ausgeschickt worden waren, um Lebensmittel aufzutreiben. Jetzt fand sich, daß von den Eseln nur noch dreiundzwanzig Stück vorhanden waren; neue Irrungen mit den betrügerischen Beludschen verursachten neuen Aerger, diese Leute wurden immer frecher; der Eine erklärte, den Weißen das Leben nehmen zu wollen, auf die Gefahr hin, sein Lebenlang Ketten zu schleppen; ein Anderer rief, daß kein Nazarener etwas tauge; Alle klagten, daß man ihnen nicht Respect genug gebe, verlangten mehr Fleisch, mehr Zeug, und gaben am Ende den Ausspruch ab, daß sie sammt und sonders umkehren wollten.

Das Alles war um so unverzeihlicher, da Burton gerade diese Leute mit freundlicher Nachsicht behandelt hatte. Auch die Söhne Ramdschi's waren schwierig, und machten Miene dem Beispiel der Beludschen zu folgen. Aber durch alle diese Widerwärtigkeiten ließen Burton und Speke, obwohl fieberkranke Männer, sich weder einschüchtern noch entmuthigen; sie waren im äußersten Fall entschlossen, einen großen Theil ihres Gepäckes irgendwo zu vergraben und mit den Unyamwezi-Trägern allein die Reise fortzusetzen. Zum Glück ging aber der drohende Sturm gnädig vorüber, denn als Burton anordnete, daß man am nächsten Tage, 17. August, weiter gehen werde, erschien der einäugige Beludschen-Hauptmann mit dem Graubart Musa und Derweysch, und Beide erklärten, daß sie ihren Herrn nicht verlassen würden. Damit war die Sache abgethan. Der Weg führte dann abwärts in eine Thalgegend, welche an das ungesunde abscheuliche Zungomero sehr lebhaft erinnerte; der Pflanzenwuchs war fast derselbe, und das Gras hauchte faulige Dünste

aus. Am Abhang eines Hügels lagen zwei Dörfer, in denen Wagindo und Mandandu wohnten, Leute von zwei Stämmen, die aus der Umgegend von Kiloa hierher eingewandert waren.

Burton hielt den Beludschen eine derbe Strafpredigt und warf ihnen vor, daß sie sich nicht als rechtschaffene Soldaten benommen hätten. Sie erklärten mit Bedauern, an Allem sei das Opium schuld gewesen, Satan habe sie verleitet und sie wollten sich von nun an besser aufführen. Dieses Versprechen hielten sie bis nach Ugogi, doch war immerhin schwer mit ihnen auszukommen. Die Leute hatten gar keinen Begriff davon, daß ein Mann zweien Herren dienen könne. Sie waren einmal Diener des Sultans von Zanzibar und es ging ihnen nun schwer in den Kopf, daß sie außerdem noch gegen einen zweiten Mann Verpflichtungen übernehmen und erfüllen sollten. Eigentlich Männliches war nicht in ihnen; ihre Gesundheit war durch vieljährigen Aufenthalt in Zanzibar geschwächt; beim geringsten Fieberanfalle warfen sie sich zur Erde und stöhnten, und zu Nachtwachen wollten sie sich auch dann nicht verstehen, wenn es sehr nöthig war, gegen Räuber auf der Hut zu sein. Von Tapferkeit konnte bei ihnen keine Rede sein, nur die Furcht hielt einigermaßen Zucht unter ihnen; sie waren außerdem schlechte Schützen und auf der Jagd unbrauchbar. Von Dankbarkeit hatten sie keinen Begriff; die Hauptsache war für sie das Essen, ihr höchster Wunsch sich Sklaven zu kaufen; auch starken Getränken und dem Umgang mit Weibern waren sie in hohem Grade ergeben. Außerdem zeigten sie sich als zudringliche Bettler, lärmten und fluchten, schrieen laut, benahmen sich grob und roh, und verleumdeten einander, wenn sie gerade einmal nicht gegen einen Dritten gemeinschaftliche Sache hatten.

Der Aufenthalt in Muhama währte drei Tage, weil man Lebensmittel für die nächsten Tagereisen zusammenbringen mußte. Drei von der Küste heraufkommende Karawanen, welche hier anhielten, litten sehr durch die Blattern. Der eine Zug stand unter der Leitung zweier Araber von der Küste, Chalfan ben Moallem Selim und dessen Bruder Id, welche den Reisenden wissentlich falsche Nachrichten gaben und bald nachher in Ugogo aussprengten, daß die weißen Männer mit bösem Zauber umgingen. Muhama ist der am weitesten nach Westen liegende Punkt, bis wohin die Vuli oder Herbstregen reichen; das Klima war dasselbe wie in der Rufutakette, und Burton bekam wieder einen Fieberanfall, der zwar

nach sieben Tagen sich verlor, aber zehn Monate lang Leberbeschwerden zurückließ. Speke strengte sich auf der Jagd zu sehr an, erfuhr außerdem die Einflüsse der bösen Luft und wurde abermals krank. Zwei Wanyamwezi-Träger bekamen die Blattern, ein Esel fiel, ein anderer wurde von einer Hyäne zerrissen, ein dritter konnte nicht mehr gehen, ein vierter war von einem Bienenschwarm überfallen worden, und so blieben nur noch neunzehn Esel übrig. Mit Mühe wurden einige Lebensmittel zusammengebracht, aber kaum genug für die Reise durch eine öde Gegend.

Am 21. August setzte Burton sich wieder in Bewegung und zog durch eine sanft nach Westen abfallende Ebene, welche zwischen der ersten Kette, der Rufuta-, und der zweiten, der Mukondokwe-Kette, liegt. Diese longitudinale Ebene war auf allen Seiten von niedrigen Linien entfernt liegender Hügel umschlossen und von tiefen Bächen durchschnitten, die zumeist trocken waren, aber doch viele Beschwerden verursachten. Hier trat die schlanke Palmyrapalme auf, (Borassus flabelliformis), welche in Ostafrika Mvumo heißt, und am obern Nil als Delébpalme bezeichnet wird; sie ist weit und breit im Innern zu finden und geht bis tief nach Süden hin. Sehr häufig findet man sie im westlichen Unyamwezi, wo die Schwarzen ein berauschendes Getränk aus ihr bereiten. Wild war in Menge vorhanden, die Reisenden waren aber so abgeschwächt, daß sie nicht auf die Jagd gehen konnten, und die Beludschen verschossen ihr Pulver fruchtlos, weil sie niemals trafen. In dieser Gegend kommt schon der Mbogo vor, (Bos Caffer,) den man in Ostafrika besonders in den von Flüssen bewässerten Ebenen antrifft. Dieser Büffel ist ein schönes starkes Thier, größer als der gewöhnliche europäische Bulle, immer einfarbig dunkelbraun, nie bunt; seine dicken schwarzbraunen Hörner sind an der Wurzel einen Fuß breit, stehen nach außen hervor und sind einwärts gekrümmt an den Spitzen, die bei alten Thieren wohl anderthalb Ellen weit auseinander liegen. Der Mbogo ist muthig und stark, und hält sich gern an bestimmten Orten auf; die Schwarzen erlegen ihn mit ihren Pfeilen, und essen das Fleisch, welches aber für erhitzend gilt und auf die Galle einwirken soll.

In jener Ebene liegt der Makata, ein langer flußartiger Teich, der nach starkem Regen einen Abfluß in den Mukondokwe haben soll; sein Wasser ist trinkbar. Dieser Makata mußte an einer Stelle durchwatet werden, wo er brusttief war. Zu beiden Seiten

der Furt liegt, nach landesüblicher Weise, ein Kraal. Die Nacht war wegen der Moskitos sehr unangenehm; indessen sind diese Plagegeister hier nicht so giftig wie in Mozambique oder selbst im westlichen Indien. Am andern Morgen hatten die Reisenden eine herrliche Aussicht auf Berge und über Ebenen, in denen die Kudu-antilope und das Zebra weideten. Aber schon um Mittag war die reizende Gegend verschwunden; der Weg bog plötzlich nach Norden hin ab, in einen Wald mit langem Grase, dickem Gestrüpp und fauligen Ausdünstungen, und führte im Zickzack hinab zum Myombo. Dieser Fluß entspringt, wie die Führer sagen, in einem Hochlande, das jenem von Duthumi gegenüber liegt, ist etwa 50 Fuß breit und zwei Ellen tief. Er hat seinen Namen von den Myombobaume, dessen grünliche Blüthe wie Jasmin riecht; die Frucht besteht aus einer langen Schote, die zwölf lange harte Eicheln enthält; die grobe Rinde benützt man beim Bau von Hütten und Kraalen, die innere Faser zu Bast und Seilen, das Holz brennt vortrefflich. Am Myombo war das Miasma höchst giftig und geradezu überwältigend. Burton sagt, ihm sei ein kalter Schauer durch den ganzen Leib gerieselt und ein kalter Schweiß ausgebrochen, als ob eine Ohnmacht im Anzuge gewesen.

Am 23. August durchzog er den letzten Theil der Ebene und kam an ein Dorf der Wasagara, das einen kläglichen Anblick darbot. Die Hütten waren umgerissen und halb verbrannt, am Boden lagen allerlei Trümmer und Geräthschaften umher; offenbar war der Ort von Menschenräubern überfallen worden, wahrscheinlich von Muselmännern der Küstengegend, in Verbindung mit dem schon früher erwähnten Kisabengo, der über etwa fünfhundert Musketen gebot. Burton's Leute vertrieben sich auf dieser Trümmerstätte die Nacht mit Trommeln, Tanzen und Singen!

In jener Nacht wurde wieder ein Esel von einem Hyänenhunde zerrissen. Am 24. August zog die Karawane von dem Trümmerdorfe Mbumy am rechten Ufer des Mukondokwe bis dahin, wo eine Furt ist. Unterwegs litt sie viel von den Stichen einer kleinen rothen Ameise und einer größern schwarzen Art. Die erste zieht in dichten Schaaren wie ein Heerhaufen, kann nicht springen, hat aber eine große Fertigkeit sich an Alles zu heften, wovon sie berührt wird. Die größere Art gleicht der sogenannten Roßameise, ist beinahe einen Zoll lang, hat einen dicken Kopf und so mächtige Freßzangen, daß sie Ratten und Mäuse, Eidechsen und

Schlangen überwältigt. Sie liebt den Aufenthalt an feuchten Stellen, Flußufern und Teichen, gräbt Löcher, wirft niemals Hügel auf und wird weit umher zerstreut gefunden. Sie ist sehr muthig, kennt keine Furcht und läßt sich nur durch Feuer oder siedendes Wasser vertreiben. Ihr Biß brennt wie der Stich von einer glühenden Nadel; sie läßt nicht los was sie einmal gepackt hat, ist auch eine Todfeindin der Termiten, welche ihren liebsten Fraß bilden, hat aber ihrerseits wieder eine gefährliche Gegnerin an dem „heißen Wasser“, nämlich an einer röthlichen Ameise, die ihren Namen, Madschi moto, mit Recht führt, weil ihr Biß einen sehr brennenden Schmerz verursacht. In diesem ungesunden Waldgestrüpp war auch die berüchtigte Tsetsefliege häufig, welche bekanntlich über einen großen Theil von Ost- und Südafrika verbreitet ist.*) Auf der Strecke, welche Burton durchwanderte, trat sie von Usagara, nach Westen hin bis zu den großen Binnenseen auf, zumeist in den Gebüschen, von welchen das angebauete Land umschlossen ist; auf beackerten Feldern selbst erscheint sie selten. Sie ist noch lästiger als selbst die ägyptische Fliege; man kann sie ein halbes Dutzend Mal fortjagen und immer kommt sie wieder; ihr scharfer

*) Diese Tsetse, Glossina morsitans, hat eine außerordentlich weite Verbreitung im östlichen Afrika, vom Lande der Buschmänner im Süden bis an den weißen Nil, wo sie noch unter dem 10° nördl Br. vorkommt. Sehr richtig bemerkt Graf d'Escayrac de Lauture in seinem höchst interessanten Werke „Die Afrikanische Wüste und das Land der Schwarzen am obern Nil“ (Leipzig 1855), daß dieses kleine Insekt unter den Arabern im Sudan mehr Wanderzüge und Aufenthaltswechsel hervorgebracht und veranlaßt habe, als alle Kriege. Am Nil giebt es zwei Arten. Die eine ist von der Größe einer gewöhnlichen Stubenfliege, roth und gelb, aber weit gefährlicher und als die größere Art, die braun und länger als eine Wespe ist. Beide haben einen Saugrüssel wie die Mücken. Sie fallen in Schwärmen auf das Vieh, das ihren giftigen Stichen erliegt. Am Nil sehen sie es vorzugsweise auf Schafe und Kameele ab; in Südafrika bringt der Stich den Ochsen, Pferden und Hunden sichern Tod. So erzählt Livingstone, welcher mit diesen lästigen Thieren sehr oft in Berührung kam. Auch er bekräftigt die Thatsache, daß der Stich dem Menschen nicht schadet, und eben so wenig Thieren, z. B. Kälbern, die noch an der Mutter saugen. Maulthieren, Eseln und Ziegen schadet der Tsetsestich gleichfalls nicht. Livingstone bringt über dieses merkwürdige Insekt im Verlauf seiner Erzählung eine Menge neuer Angaben. David Livingstone's Missionsreisen und Forschungen in Südafrika. Vollständige deutsche Ausgabe von H. Lotze, Leipzig 1858. Zwei Bände; z. B. I, S. 101 ff. und an vielen anderen Stellen.

Rüssel dringt selbst durch eine Hangmatte von Leinwand. Der nackte Schwarze macht sich wenig aus dieser Fliege, denn seine Haut ist nicht eben empfindlich, obwohl der Stich der Tsetse schmerzt. Bei Kiloa bezeichnet man das Thier als „kleines Schwert“, Kipanga.

Der Weg zur Furt über den Mukondokwe führte durch einen förmlichen Waldtunnel zu einem schlüpferigen Ufer, wo die Träger beinahe bis unter die Arme einsanken; der Landungsplatz war ein von Flußpferden in den Schlamm eingetretener Pfad. Die beiden weißen Männer ließen sich hinübertragen und zogen dann am nördlichen Ufer fürbaß, an Hügeln hin, welche Ausläufer des Gebirges bildeten, bald durch Wassertümpel und bald durch Ufermoräste. Nach sechs Stunden erreichten sie einen Kraal im Bezirke Kadetamare, wo keine Lebensmittel zu kaufen waren, denn in jener Gegend herrschte Hungersnoth. Dort zerbrach Burtons Pedometer, und außer diesem Schrittzähler gingen noch andere wissenschaftliche Instrumente, namentlich drei Chronometer zu Grunde.

Von Kadetamare aus führte am 25. August der Weg im Flußthale des Mukondokwe aufwärts. Die Wegweiser behaupteten, dieser Strom bilde den obern Lauf des Kingani, mit welchem er sich in Uzaramo vereinige: das ist aber eine sehr unsichere Angabe. Der Fluß durchschneidet die Gebirgskette, welche nach ihm benannt wird; das Thal ist auf allen Seiten von hohen Spitzbergen eingeschlossen. Während die Karawane an einigen abgeernteten Korn- und Tabaksfeldern hinzog, riefen die Einwohner einander von den Bergen an. Bald nacher mußte der Mukondokwe wieder durchwatet werden, war aber hier nur knietief. Bei solchen Uebergängen kamen allemal Beschädigungen des Gepäckes vor, denn die beiden Weißen waren so schwach, daß sie nur mit Mühe auf ihren Eseln sitzen, also die Leute nicht überwachen konnten. Burton hatte in Kadetamare wieder „einen Vorrath von Fieber“ eingethan und Speke war von seinem zweiten Anfall noch nicht genesen. Nach dem Flußübergange zog der Weg am rechten Ufer hin durch Felder und Wälder, Gras und Bäche, in Morast und bei stechender Sonne. Dazu kam wieder allerlei Verdruß mit den Beludschen und die Schwierigkeit, Lebensmittel herbeizuschaffen; denn das einst wohl angebaute Mukondokwegebirge ist nun eine Einöde, weil die Menschenräuber dasselbe verwüstet haben. Auf sumpfige Strecken folgte steiniges Hügelgelände, bis dann wieder Tamarinden, Baobabs und Sykomoren auftraten.

Der letztere Baum, Mkuyu, nimmt sich prachtvoll aus, denn die Seitenzweige gewinnen einen großartigen Umfang und werfen bei scheitelrechter Sonne einen Schatten von manchmal 500 Fuß im Umfange. Die Frucht wird zwar von Reisenden gegessen, ist aber eine armselige Beere, fast ganz Samen und Rinde mit sehr wenig feigenartigem Fleische. Es giebt zwei Arten von diesem Baume, die im Ganzen einander ähnlich sehen, aber in Einzelnheiten abweichen. Die eine, Mtamba, hat ein großes, fleischiges, schweres Blatt und die Frucht ist nicht glatt wie bei der andern, Mkuyu genannt, sondern hat grüne Auswüchse, auch ist der Stamm höher. Bei älteren Bäumen drängen die Wurzeln aus der Erde empor und werfen dabei Dammerde auf, die dann in kleinen Hügeln stehen bleibt, wenn auch das Holz längst abgestorben ist. Dergleichen Aufwürfe bemerkt man sehr oft.

Bis in diese Gegend sind die Menschenräuber von der Küste noch nicht vorgedrungen. Man sah deshalb die Felder wohl angebaut mit Panicum, welches hier an die Stelle der Durra tritt, mit Mais, Bohnen und Voiandsia subterranea, Tabak und anderen Pflanzen. Der Weg führte abwechselnd über Berg, Thal und Hochebenen, die gut bestellt waren; auch bemerkten die Reisenden viel Groß- und Kleinvieh. Das Plateau hatte einen steilen Abfall zum Thalbecken des Rumuma; dieser bildet einen südlichen Zufluß oder eine Bifurcation des Mukondokwe und führt diesem die Gewässer aus dem südwestlichen Theile des Rumumadistrictes zu, während der Hauptstrom, welcher im Hochlande der Wahumba und Wamasai entspringt, das Wasser aus den westlich gelegenen Gegenden ableitet. Im Rumumadistrict, wo die Karawanen gern rasten, blieb Burton zwei Tage, damit die hungerigen Träger sich erquicken konnten. Dort kamen auch, zum ersten Mal auf der Reise, die Landleute in Menge von den Hügeln herab, brachten Hühner und kleine aber sehr niedliche Ziegen, magere Schafe und hübsches Rindvieh neben allerlei Feldfrüchten, insbesondere auch Erdmandeln, zum Verkauf. Diese Arachis hypogaea wird von den Arabern Sumbul el Sibal oder Affen-Spikenarde genannt; an der Küste heißt sie Nzugu ya Nyassa, in Uniamwezi Karanga, und weiter nach Westen hin Mayowwa oder Mwanza. Sie ist die Bhuiphali oder „Erdfrucht" Indiens, im Maharattenlande heißt sie Bikhan und wird dort statt der Mandeln gebraucht, mit deren Geschmack die Frucht einige Aehnlichkeit hat. Man säet sie vor

Eintritt der Regenzeit, und nach etwa sechs Monaten ist die Frucht reif. Die Araber bereiten manche Gerichte daraus; bekanntlich giebt sie auch ein vortreffliches Oel.

Die **Wasagara** in Rumuma sind kleine schwarze Leute mit äußerst schwachem Bartwuchs. Sie kämmen ihr Vorderhaar nach hinten und flechten es in kleine Zöpfe, die nach dem Nacken zu hinabhängen. Wenige sind bekleidet; die meisten werfen aber doch ein Ziegenfell über die Schulter. Der Schmuck besteht aus Ohrringen von Zink oder Messing, welche den Ohrzipfel ausdehnen, aus Armringen und eisernen Kettengliedern. Ihre Waffen sind dieselben wie bei anderen Schwarzen. Sultan Njasa, ein kleiner alter Mann mit grauem Haar, trug einen Rock von rother und blauer Baumwolle und hatte einen zweiten über die Schultern geworfen; Glaskorallen als Halsschmuck fehlten natürlich nicht. Er machte mit Seid ben Selim Brüderschaft, dabei ließ sich jedoch der Araber, welchem das Gesetz verbietet, Blut zu schmecken, durch Muinyi Wazira vertreten. Die Ceremonie selbst ist schon weiter oben geschildert worden. Der Sultan schenkte nach Beendigung derselben dem neuen Bruder einen Kettenring und bekam seinerseits ein Stück Zeug.

Das Klima von Rumuma bewegte sich in Extremen. Bei Nacht sank der Thermometer im Zelte auf 48° F., und das ist in einem Lande, wo die Leute fast unbekleidet gehen, eine sehr strenge Temperatur; am Tage stieg er auf 80 bis 90°, und die Sonne brannte heftig, während ein wilder Südwind blies, bei einem Himmel, der blauer war als an den heitersten Tagen in Griechenland. Manchmal treten Regenschauer ein, welche Krankheiten bringen. Speke war wieder leberkrank, und zwei Träger bekamen die Blattern. Valentin hatte reißenden Kopfschmerz und mußte sich schröpfen lassen.

Am 2. September war die Karawane auf dem Wege nach **Marenga Mkhali**, d. h. Brakwasser, überschritt den Rumuma und bemerkte dann zum ersten Male Bienenkörbe, welche an Baumzweigen aufgehängt waren; Gurken, Wassermelonen und Kürbisse wuchsen ohne Pflege. Die Wassermelone heißt bei den Arabern Johh, bei den Suaheli Tikiti und wächst überall im Innern, wo sie gern gegessen wird. Sie ist aber, gleich jener im Kaffernlande, hart, unschmackhaft, fleischig, sehr voll von Samenkernen und gleicht nicht entfernt der köstlichen Wassermelone Aegyptens oder

Afghanistans. Der Kürbis, Dschonsal oder Boga, ist wo möglich noch schlechter. Das röthliche Fleisch wird einfach abgekocht, schmeckt widerlich süß, gilt aber für sehr gesund; auch röstet man die Samenkörner, welche zerrieben und mit Mboga, wilden Gemüsen vermischt werden. In der Nähe von Marenga Mkhali war das Wetter sehr schlecht und Nachts zeigte der Thermometer nur 54° F.; weiße Ameisen zerfraßen die Regenschirme und das Bettzeug. Diese Termite, Schunga Mchwa, ist auf rothem Thonboden und an kühlen, feuchten Plätzen sehr häufig; sie vermeidet Hitze, Sand und Steine. Ein hartes Thonufer wurde von diesen Insekten in einer einzigen Nacht wie ein Sieb durchlöchert. Die größte Art ist sehr fett, wird von den Schwarzen abgekocht und als Beispeise zu dem gewöhnlichen unschmackhaften Brei genossen. Diese Termiten sind wie eine Masse lebendigen Wassers und haben auch an ganz trockenen Stellen Feuchtigkeit genug in sich, um beim Bau ihrer Gallerien den Thon in einen Brei zu verwandeln. In Ostafrika findet man auch eine halbdurchsichtige braune Ameise, welche an Gestalt der Termite ähnelt, aber eine andere Lebensweise führt. Sie richtet noch größere Verheerungen an; jedes Thier arbeitet einzeln für sich, nicht in Gallerien, sondern in freier Luft, zerreißt seine Beute mit den schwarzen Freßzangen und schleppt sie dann in ihr Loch. Die Ameisenhügel werden in jener Gegend nur selten drei Fuß hoch.

Der Weg ging über die Ebene, welche zwischen der Mukondokwe-, also der zweiten Kette, und der dritten Parallelkette der Gebirge von Usagara liegt. Sie heißt die Rubehokette. Das Klima soll hier nicht ungesund sein; die Gegend hat eine mittlere Erhebung von 2500 Fuß, und liegt hoch über den Fieberniederungen, während sie noch nicht die Höhe hat, in welcher Dysenterie und Lungenleiden auftreten. Aber auf einer beträchtlichen Strecke über Marenga Mkhali hinaus ist Wasser nur sehr spärlich zu finden, und die Karawanen machen deshalb einen Tirikeza, Nachmittagsmarsch. In der Sprache der Küstengegend (dem Kisawáheli) ist ku Tirikeza oder Tilikeza, und in Kinyamwezi ist ku Witekezea der Infinitiv eines Verbum neutrum, das so viel bedeutet als: nach der Mittagszeit marschiren; die Araber haben daraus ein Substantivum gemacht. So wird auch das Zeitwort ku honga, Tribut, Durchgangsabgabe zahlen, im Munde der Ausländer zum Substantivum Honga. Ein Tirikeza ist immer sehr

anstrengend; schon um elf Uhr Morgens trifft man dazu Vorbereitungen, trinkt sich recht satt, füllt alle Kalebassen, und zieht dann ab, unter der brennenden Sonne hin, so weit als möglich, damit man am andern Morgen nur eine kurze Strecke bis zum Wasserplatze habe. Einen solchen Nachmittagsmarsch machte die Karawane von Marenga Mkhali aus am 3. September durch eine Gestrüppeinöde, und kam erst am folgenden Tage wieder in eine angebauete Gegend, in welcher Burton die ersten Tembe sah, längliche, als unregelmäßiges Viereck gebauete Wohnhäuser. Zu Anfang Septembers ist in dieser Gegend tiefe Winterzeit, unter der brennenden Sonne wird das Gras weiß wie der Erdboden, viele Bäume sind ohne Blätter, und das Vieh ist abgemagert.

So war es in dem Thalbecken von Inenge, das am Fuße des Rubeho- oder Windy-Passes liegt, der über die dritte oder westliche Kette der Usagaragebirge führt. Das Klima bewegt sich, wie im Rumumagebirge, auch hier immer in Extremen; bei Tage ist man wie in einem feurigen Ofen und Nachts wie in einem Eiskeller; die Lage gleicht einem Windfang, der abwechselnd die feurigen Sonnenstrahlen und die kalten Winde sammelt, welche aus dem nebeligen Hochlande herabkommen. Die Dorfbewohner kamen in die weite Thalschlucht herab, boten Vieh und Getreide zum Verkauf, und von ihnen konnte man, hier zum ersten Male seitdem man das Meeresgestade verlassen hatte, auch Honig, flüssige Butter und sowohl süße als saure Milch haben. Diese letztere war in der That ein rechtes Labsal. Am andern Tage kam eine große Karawane aus dem Innern herab; sie stand unter dem Befehl von vier arabischen Kaufleuten, und hatte wohl an vierhundert Träger aus Unyamwezi, von denen viele entliefen. Burton konnte den Arabern einige Stücke amerikanischer Domestics überlassen und sie gaben ihm etwas Reis, Salz und eine Ziege als Gegengeschenk für etwas Schnupftabak und Assa foetida; diese letztere benützen sie zur Heilung von Wunden und gebrauchen sie auch innerlich als Arznei. Burton hatte jetzt nur noch fünfzehn Esel und dreißig Träger; es war ihm deshalb sehr erwünscht, daß er von den Arabern zwei gute Esel kaufen konnte.

Die aus Arabien gebürtigen Kaufleute halten streng an der Regel fest, keinen Träger anzunehmen, der bei einer andern Karawane ausgerissen ist, aber die arabischen Mischlinge von der Küste und die Suaheli denken nicht so rechtschaffen. Sieben Flüchtlinge

wollten mit Burton's Leuten wieder landein gehen, er schickte sie aber sofort jenen Kaufleuten zurück. Dagegen miethete er drei andere Träger bis Unyamwezi. Seid ben Selim, der Karawanenlenker, hatte sich in Usaramo eine schwarze Frau schenken lassen. Sie glänzte wie Patentleder, hatte kleine rothe Augen, einen ganz ungewöhnlich großen Mund, dicken Leib auf sehr dünnen Beinen, arbeitete aber unverdrossen und war nach afrikanischem Maßstab eine respectable Person. Man verheirathete diese Schönheit ohne Weiteres mit einem alten Eseltreiber, der sie aber einmal im Gebüsch auf Abwegen betroffen hatte, und deshalb fürchterlich auspeitschte. Dann wurde diese Ehe wieder getrennt; die Frau ertrug aber alle Beschwerden und kam glücklich mit nach Zanzibar zurück. Eine andere Sklavin, Sikudschui, war eine herkulische Person und deshalb sechs Stücke Zeug und eine große Lage Messingdrahtes werth. In ihrer durchbohrten Oberlippe trug sie meist eine Scheibe von Holz; doch das war ihrem arabischen Gebieter nicht recht, er hatte deshalb den Rand des Lippenloches mit einem Eisen gebrannt und das rohe Fleisch mit Steinsalz eingerieben, um das Loch zusammenzuheilen. Das war denn auch geschehen, nur blieb leider ein Stück Fleisch so hervorragend, daß die Oberlippe wie ein Entenschnabel aussah. Diese Schönheit wurde mit einem stämmigen Wakhututräger vermählt, den sie bald völlig unter dem Pantoffel hatte; mit der ehelichen Treue nahm sie es nicht im Mindesten genau, war Schuld an allerlei Unordnungen und trieb so vielerlei Unfug, daß Seid ben Selim sie in Unyanyembe gegen eine Kleinigkeit Reis an einen reisenden Kaufmann gab, dem sie noch an demselben Tage den Kopf blutig schlug.

Der oben erwähnte Araber Isa ben Hidschschi war sehr gefällig, gab den weißen Männern allerlei gute Winke in Betreff des Ueberganges durch die Rubehokette und manche werthvolle Nachrichten über Ugogo und Udschidschi; auch stellte er den Europäern sein Haus in Unyanyembe zur Verfügung, schärfte auch dem Schwarzen Kidogo und den Beludschen neben guten Lehren derbe Zurechtweisungen ein.

Ein großes Stück Arbeit stand nun bevor. Burton war vom Fieber durchschüttelt, ihm schwindelte es im Kopfe, sein Gehirn war schwach, jedes Glied matt, und in solchem Zustande sollte er den steilen Abhange eines Gebirges hinanklimmen. Speke mußte sich von drei Leuten unterstützen lassen. Am 10. September begann

der Zug über den „schrecklichen Paß“, und gleich nachher ertönte von Hügel zu Hügel der Kriegsruf; schwarze Bogenschützen und Speerträger erschienen überall auf dem Pfade, zahllos wie Ameisen. Die räuberischen Wahumba hatten den Abzug der Karawanen erwartet, um über die Dörfer von Inenge herzufallen und diese auszuplündern. Der Weg war steil und ungemein beschwerlich, allemal nach wenigen Schritten mußte man ausruhen, und erst nach sechs Stunden war die Höhe erklommen. Dort wehete allerdings frische, würzige Luft, aber Kapitän Speke war so schwach, daß er nicht sprechen konnte. Der Wind fuhr wie ein kalter Eisstrom den Paß hinunter. Oben war eine Hütte an einer Stelle, die Groß-Rubeho heißt, und dort mußte angehalten werden. Speke bekam dort wieder einen Fieberanfall, und zwei Nächte hintereinander stellten sich heftige Delirien ein; der Tod stand ihm auf dem Gesichte geschrieben. Doch am 12. September ging die Reise weiter eine zweite Stufe hinan, die zwar eben so steil, aber nicht ganz so lang war als die erste. So kam man nach Klein-Rubeho oder Windy Paß, dem Gipfel in dieser dritten Kette, der 3700 Fuß über dem Meere liegt; dort befindet sich auch die Wasserscheide. Doch finden die Flüsse beider Abhänge ihren Weg zum indischen Ocean, theils vermittelst des Mukondokwe, der in den Kingani mündet, theils durch den Rwaha und Rufidschi.

Oben auf dem Passe lag ein Dorf der Wasagara, das bald nachher durch eine Karawane zerstört wurde, weil die Bewohner einen Träger ermordet hatten. Burton blieb dort einen Tag liegen. Es regnete; in den Schluchten lag dicker Nebel, der Wind heulte. Ramdschi's Söhne weigerten sich den kranken Speke in einer Hangmatte zu tragen, Seid ben Selim wollte auch nicht seine Sklaven dazu hergeben. Am 14. September stieg man bergab, und Burton war, seit langer Zeit zum ersten Male, wieder fähig, sich um die Karawane und die Träger zu bekümmern, fand nun aber zu seinem nicht geringen Schrecken, daß Vorräthe, die ein volles Jahr lang ausreichen sollten, binnen drei Monaten schon zur Hälfte erschöpft waren.

Am 15. September kam er über eine kleine Savanne, die bis an einen steilen Abfall reichte, und dort erblickte er zum ersten Male die Tafelebene von Ugogo und deren östliche Einöde, ein weitverzweigtes Geäder kleiner Flüsse, die nach Süden hin in den Rwaha sich ergießen. Die Landschaft bot einen ernsten und wilden

Anblick dar. Unter jenem Bergabfall lagen auf einer Bergfläche einige kleine Dörfer der Wasagara, umgeben von Durra- und Reisfeldern.

Diese Stelle heißt der dritte Rubeho, und dort rasteten die Reisenden einen Tag, weil am andern Tage ein Tirikeza gemacht werden sollte. Auch hier nahm das Zanken unter den Leuten kein Ende; Beludschen und Söhne Ramdschi's waren schwierig, ein Esel ging verloren, die Luft war bald glühend heiß, bald eisig kalt, am Morgen hatte man einen Nebelregenbogen, und gleich nachher heftigen Sturm. Am 17. ging es dann bergab in den obern Theil des Mandana oder Dungomaro. Der letztere Name bezeichnet im Kisawaheli einen bösen Geist im afrikanischen Sinne, die Schlucht können wir als Teufelsschlucht bezeichnen; sie war eine rechte Via mala mit Geröll, tiefem Sande und dornigem Gestrüpp. Am 18. September gelangte die Karawane nach vierstündigem Marsch in die Ebene von Ugogo. Die Teufelsschlucht nahm sich jetzt, von Westen her gesehen, wie ein ungeheurer Spalt aus, zwischen rosarothem und grauem Granit, weißem Quarz, Grünstein und schwarzer Hornblende; die Thalsohle war mit Felsblöcken wie übersäet, an den Seiten erhoben sich schmale Leisten und Terrassen von brauner Dammerde, in welcher kleine Cactus und verkrüppelte dornige Bäume wuchsen, und über das Ganze ragten thurmartige Steinmassen empor. Weiter abwärts stiegen Felsenwände kerzengerade etwa 120 Fuß hoch in die Luft. Dann erweiterte sich die Schlucht, im losen Sande waren Brunnenlöcher gegraben worden, und nun lief der Dungomaro in die Ebene aus. Dort schlug Burton unter einer gewaltigen Sycomore sein Lager auf.

So hatte nun Burton die „zweite oder Gebirgsregion" hinter sich. Sie erstreckt sich von der westlichen Gränze von Khutu am Beginn des Alluvialthales in 37° 28′ östl. Länge bis zur Provinz Ugogi, dem östlichen Theile des flachen Tafellandes von Ugogo, in 36° 14′ östl. Länge. Ihre diagonale Breite beträgt 85 englische geographische Meilen in gerader Linie; leicht beladene Karawanen durchziehen die Strecke in drei Wochen, und dabei sind drei oder vier Rasttage mit eingerechnet. Den Angaben der Führer zufolge wäre Usagara eine Verlängerung der Gebirge von Nguru oder Ngu nach Süden hin, mit einer Oeffnung, welche das Flußthal des Rwaha oder Rufidschi bildet, bis zu der Gebirgslinie, deren höchster Punkt Njesa in Uhiao sein soll. Diese Gestaltung würde also jener der östlichen Ghats auf der indischen Halbinsel

entsprechen. Im Allgemeinen zieht die Kette von Norden nach Süden, in der Region aber, um welche es sich hier handelt, von Nord zu West gen Süd zu Ost, so daß sie zum Meridian einen Winkel von 10° 12′ bildet. Die Usagara-Kette ist die einzige beträchtliche Bodenerhebung in direkter Linie von der Küste bis zum westlichen Unyamwezi und deshalb für Ostafrika von großer Bedeutung. Der höchste von Burton gemessene Punkt hat 5700 Fuß über der Meeresfläche, doch giebt es auch Spitzen von 6000, ja von 7000 Fuß Höhe. Es ist schon mehrfach hervorgehoben worden, daß die Kette auf dem Wege, welchen die Karawane nahm, in drei parallel laufende Reihen getheilt ist, zwischen denen longitudinale Ebenen liegen.

Die erste Stufe ist von unbeträchtlicher Höhe und hebt sich plötzlich aus der Ebene empor. Der Abfall erscheint, von Westen her gesehen, wie ein großer Halbmond, und die beträchtlichste Erhebung liegt in der Mitte desselben; die Flanken bestehen aus kegelartigen Klumpen, die durch Thäler und Flußbecken von einander geschieden sind. Der Abfall nach der Seeseite hin ist steiler als der nach Westen, also dem Binnenlande zugekehrte, welcher sich länger hin ausdehnt und doch kürzer erscheint, weil das Plateau, wohin er sich abdacht, höher ist als die Bergebene, von welcher aus das Gebirge ansteigt. Der Hinweg ist also beschwerlicher als der Rückweg.

Dem Auge bietet Usagara eine angenehme Abwechselung, nachdem man von der Küste her bis dahin durch ein grünes Einerlei sich ermüdet gefühlt hat. Die vorwaltenden Gesteinsarten sind Granit, Grünstein, brauner und grüner Sandstein, in den höheren Gegenden liegen viele durch Wasser dorthin geschwemmte Kieselsteine. Die Ebenen und Vertiefungen haben eine schwarze Dammerde, welche nach einigen Regengüssen sich in einen mit Grün bedeckten Schlamm, und in der trockenen Jahreszeit in eine dürre Wiese verwandelt. Burton fand einen fossilen Bulimus 3000 Fuß über der Meeresfläche und große Achatinen weit verbreitet. An den Hügelabhängen liegen große erratische Blöcke und kleine Quarzstücke umher. Manche Höhen und Hügelebenen sind mit Mimosen und anderen dornigen, gummitragenden Bäumen bestanden. Wälder dieser Art sind in Ostafrika die einzigen, in denen das Reisen angenehm ist, und bilden einen erfreulichen Gegensatz zu der gewöhnlichen afrikanischen Landschaft, nämlich kahlen, verbrannten Flächen,

Büschen und Gräsern, aus welchen Miasmen hervorqualmen, einförmigem grünem Gestrüpp, Sümpfen und Bächen. Aber in den Mimosenwäldern glaubt der Reisende in einem großen Parke zu sein, und an sonnigen Tagen hat die ganze Scenerie etwas zugleich Eigenthümliches und Imponirendes. Die dunkelrothe Erde ist an den Baumstämmen durch die Termiten hoch aufgeworfen und hebt sich scharf ab von dem zarten und lichten Grün der Blätter, die das Blau des Himmels oder die leicht gedämpften Sonnenstrahlen hindurch lassen. In solchen Thalbecken, wo nahe unter der Oberfläche Wasser liegt, und an den Bächen ist der Pflanzenwuchs üppig, die Bäume sind von riesigem Wuchse, und dadurch unterscheidet sich diese Gegend von der weiter nach Westen liegendeu Region. Usagara ist vorzugsweise ein Land der Waldblumen und solcher Früchte, die einen angenehmen säuerlichen Geschmack haben. Das letztere bleibt von hohem Werth in einem Klima, wo antiseptische Mittel geradezu ein Bedürfniß für den menschlichen Leib sind. Die Schwarzen lassen aber diesen Früchten keine Pflege angedeihen, und deshalb sind die fleischigen Theile derselben nicht entwickelt. Auf den Ebenen verbreitet ein Jasmin köstlichen Duft neben dem starken Geruche einer Art Salbei; die Blüthen der Mimosen, welche wie goldene Kugeln an den Zweigen hängen, riechen erfrischend und sind eine wahre Wohlthat, nachdem man die faulen Dünste im Tieflande hat einathmen müssen. Die Tamarinde, welche hier überall wild wächst, erreicht einen ungeheuern Umfang; der Myombo, der Mfuu, der Ndabi und der Mayagea, welcher sein Laubdach weit hin ausbreitet und große fleischrothe Blüthen trägt, erreichen gleichfalls eine ungewöhnliche Größe, sogar der Baobab wird als Wohnung benützt, und im Schatten der Sykomore, die an den inneren Abhängen des Usagaragebirges ihre rechte Heimath zu haben scheint, kann ein ganzes Regiment Soldaten lagern. An den steilen Hügelabfällen, welche an einzelnen Stellen bebaut sind, wachsen schlankastige Mimosen, deren Zweig- und Laubwerk einem Fallschirme gleicht. Die bestellten Aecker sind von Wald umgeben; die Zahl der Dörfer ist gering und sie werden von Reisenden nur selten besucht. Auch hier stehen sie, wie sonst im Hügellande gewöhnlich ist, auf hohen Bergleisten oder am Abhange der Kegel, wo das Regenwasser schnell abläuft und in der reinern Luft die Moskitos keine so arge Plage sind wie in der Ebene. Die Bauern bringen den Karawanen Getreide, doch sind diese stets auf der Hut gegen

die äußerst diebischen Wasagara, welche sogar schlafenden Männern das Zeug unter dem Kopfe hinweg stehlen. An den Haltplätzen findet man überall mit Dornen umgebene Kraale, nämlich aus Stroh und Gras aufgebauete Hütten, die nicht selten durch Feuer zu Grunde gehen, aber auch bald wieder aufgebaut sind. Den Weg bilden, wie auch sonst in Ostafrika, Pfade, deren Linie man an den Fußtritten der Karawanen erkennt; gewöhnlich führen sie, wenn es irgend angeht, neben den Flußläufen hin. Manchmal ist aber die Straße so steil, daß die Esel entlastet werden müssen, und an anderen Stellen sinken sie dann wieder bis an die Kniee in Schlamm und Morast. An süßem, wohlschmeckendem Trinkwasser ist kein Mangel; in der trockenen Jahreszeit schöpft man dasselbe aus Brunnenlöchern in stets hinreichender Menge.

Die Abdachung ist in diesem Gebirge verschieden. In den centralen und der See zugekehrten Seiten desselben fallen die Gewässer nach Osten zum Kingani und zu anderen Flüssen ab; jene von den südlichen Hügeln strömen nach Süden und Südwesten vermittelst des Maroro und verschiedener kleiner Flüsse zum Rwaha. Das ist der richtige Name für den obern Lauf des Rufidschi. In den Seitenebenen zwischen den einzelnen Ketten und in den von Hügeln eingeschlossenen Thalbecken sind stehende Gewässer, die während der Regenzeit austreten, aber nicht abfließen; dort ist die Umgegend ungesund.

Usagara hat ein feuchtes, kaltes Klima; die hochliegenden Gegenden sind gesund, die tiefer liegenden nicht, weil die verwesende Vegetation schädliche Dünste verbreitet; auch sind die Nächte rauh, der Morgen ist kühl und nebelig, und am Tage herrscht eine starke Hitze. Aber im Vergleich zu Uzaramo und Unyamwezi kann man das Gebirge von Usagara als eine Gesundheitsstation betrachten. In der Nähe der Quellen des Mukondokwe erinnert das Klima an das von Mahabaleschwar und der Nilgheris im westlichen Indien, und Burton meint, daß jene Gegend sich zu Niederlassungen für Kaufleute und Missionäre eigne, welche in Ostafrika sich acclimatisiren wollen, so viel das eben angeht. Der Masika beginnt hier zu Anfang Januar und hält drei Monate an; nachher folgt statt des normalen Ostwindes Nord und Nordwest. Der Wuli tritt im August ein, aber nur auf den östlichen Abhängen, und zwischen der nassen Jahreszeit im Frühjahr und Herbst fallen oft Regenschauer.

Die Bewohner von Usagara leiden in den tiefer liegenden Landstrichen viel an Geschwüren, Hautkrankheiten und anderen Leibesübeln, die in den Ebenen häufig sind. Weiter hinauf sind sie allerdings gesunder, aber Dysenterie, Brust- und Lungenkrankheiten kommen doch häufig vor, und das Fieber ist ganz allgemein, obwohl an den Hügelseiten und auf den Höhen selbst, wo die freie Luft streicht, nicht so bösartig als in den Niederungen. Es ist ein Gallenfieber mit remittirenden Symptomen, das mit kalten und heißen Anfällen beginnt, auf welche starker Schweiß und manchmal auch Irrereden folgt, und dauert volle sieben Tage. Die Anfälle selbst sind nicht sehr heftig, lassen aber eine große Schwäche, Mangel an Appetit und Schlaflosigkeit zurück.

Durch das Usagaragebirge führen von Osten nach Westen zwei Hauptstraßen: die Mukondokwe oder nördliche und die Kiringawara oder südliche Linie. Die erstere war bis 1856 ungangbar, weil große Hungersnoth im Lande herrschte. Das war die Folge der Verwüstungen, welche die bösen Wasagara und die Leute aus Whinde auf der östlichen Seite angerichtet hatten, während auch im Norden die Wahumba und die Wamasai, im Südwesten die Warori das ganze Land verheerten. Im Jahre 1858 hatten die Bergbewohner einen jungen arabischen Kaufmann aus der Familie des Sultans von Zanzibar ermordet, und eine sehr große aus Wanyamwezi un Suaheli zusammengesetzte Karawane angegriffen; aber der Führer derselben, ein tapferer Araber, züchtigte die Räuber, trieb ihr Vieh hinweg, äscherte auch die Dörfer ein und verwüstete die ganze Rubehogegend.

Bewohner dieses Gebirgslandes sind die Wasagara und ihre beiden Unter- oder Nebenstämme, die Wakuivi und Wahehe. Diese letzteren, schwach an Zahl, leben im südwestlichen Winkel und reichen bis in die Ebene hinab. Die Wasagara sind kein tapferes, muthiges Volk und lauern am liebsten im Wald und Gebüsch, um irgend einen Träger, der sich verirrt hat oder zurückgeblieben ist, zu überfallen. Im obern Gebirge findet man unter ihnen schlanke, kräftige Gestalten, im Unterlande scheinen sie eben so verkommen wie die Wakhutu. Eigenthümlich bleibt, daß sie stärkern Bart haben als die übrigen Schwarzen auf dieser ganzen Linie; viele verstehen auch die Küstensprache, weil sie sich in öfterm Verkehr mit den Wamrima befinden. Manche sind ganz schwarz, andere chokoladenbraun, aber das Klima hat mit dieser Verschie-

denheit der Hautfarbe nichts zu schaffen. Einige scheeren das Haupt, andere tragen die arabische Schuschah, und Burton sah zuerst bei diesen Wasagara den klassischen Kopfputz der alten Aegypter. Man läßt nämlich das Haar so lang als möglich wachsen, flicht dasselbe in eine große Menge ganz dünner Löckchen, und läßt nach hinten eine Art von Zopf hängen, während man vorne Haar über die Stirn kämmt. Solch ein Kopfschmuck sieht recht wild und afrikanisch aus, namentlich wenn er mit Ocker gelb gefärbt und durch Einflechten von Glasperlen, Messingkugeln und dergleichen Zierrath noch charakteristischer wird. Die Jünglinge und Krieger stecken auch noch Federn von Straußen, Geiern und anderen Vögeln ins Haar, und manche umwickeln obendrein jedes einzelne Löckchen mit einer röthlichen Bastfaser. Das Haar wird nur selten gereinigt, denn solche Arbeit würde einen ganzen Tag erfordern, es ist also leicht erklärlich, daß ein gewisses Ungeziefer bei diesen Leuten in großer Menge vorkommt. Nur die Häuptlinge tragen Kappen; beide Geschlechter durchbohren den Ohrzipfel, um Holz, Federkiele, (von diesen manchmal bis zu zwanzig Stück), Messing, Elfenbein, zusammengerollte Blätter und dergleichen mehr als Zierrath in das Loch zu stecken, welches zuweilen sogar als Futteral für eine Schnupftabaksdose dienen muß. Bei alten Leuten hängt dann der Ohrlappen bis auf die Schultern herab. Das Stammeszeichen der Wasagara besteht in vielen kleinen Einschnitten zwischen Ohren und Augenbrauen. Im östlichen Theile feilen einzelne Männer auch wohl die Zähne spitz.

Die Wasagara tragen ein Schukkah von sechs Fuß Länge, und schlagen dieses Stück Zeug um den Unterleib. Es ist manchmal indigoblau, manchmal gelb, doch haben nur die Wohlhabenden Zeug auf dem Leibe, die anderen begnügen sich mit einem weich gemachten Schaf- oder Ziegenfelle. Es bleibt merkwürdig, daß diese Schwarzen, bei denen doch Mimosenrinde in so großer Menge zu haben ist, nie darauf verfallen sind, das Leder zu gerben, während doch viele andere Barbaren sich darauf verstehen. Die Wasagara spannen die abgezogene Haut mit Pflöcken aus, so daß die innere Seite nach oben zu liegen kommt, reinigen sie und lassen sie in der Sonne trocknen. Dann bearbeitet man die Haut mit Keulen, und reibt sie mit Fett ein. Beine und Schwanz des Thieres bleiben daran, und mit ihnen macht der Schwarze rechten Staat; er wirft das Fell über die Schultern und befestigt es mit einer Schnur,

oder knöpft die Vorderbeine zusammen. Die Frauen der Reichen tragen eine Tobe von zwölf Ellen Länge, also einen doppelten Schukkah, welche sie dicht unter dem Arme befestigen, so daß der Busen verhüllt und niedergedrückt wird. Dieses Kleid ist zumeist gewürfelt oder indigoblau. Andere Frauen tragen einen kurzen Rock von Thierfell am Unterleibe und ein nach hinten offenes Fell über dem Busen; die Säuglinge sitzen, in afrikanischer Weise, auf dem untern Theile des Rückens. Ganz arme Leute haben nur einen Schurz von Baumbast, Kinder gleichfalls einen Schurz; alle, groß und klein, lieben Glasperlen und den übrigen afrikanischen Zierrath. Je mehr Jemand sich mit dergleichen behängt, um so respektabler erscheint er; jede Stelle am Körper, an welcher man solchen Schmuck anbringen kann, wird sicherlich damit behängt; das Kitindi oder Armband von Messingdraht reicht vom Elbogen bis zum Handgelenke; viele tragen kleine Ketten oder Stäbchen von Kupfer, Messing oder Zink, wo möglich sogar auch dicht unter dem Knie. Die Pfeile werden nicht vergiftet, aber mit Widerhaken ausgezackt; Speere und Assagayen verfertigen die Wasagara aus alten eisernen Hacken, welche sie von den Wanyamweziträgern austauschen, die Männer haben eine eigenthümlich gestaltete Streitaxt mit schmalem, scharfem Blatte, das in einen rechten Winkel endigt und nach oben hin eine eiserne Verlängerung hat; der Stiel ist von Holz. Der Schild, welcher in diesen Theilen Ostafrikas nicht sehr häufig vorkommt, ist in Usagara drei bis vier Fuß lang und einen bis zwei Fuß breit; er besteht aus gehärteter Thierhaut, am liebsten vom Elephanten, Rhinoceros oder von der Giraffe, sonst auch aus Ochsenhaut; das Haar bleibt stehen.

Jedes Dorf hat einen Obmann oder Vorsteher, der vom Mutwa oder Distriktshäuptling, von den Arabern als Sultan bezeichnet, mehr oder weniger abhängt. Ihm zur Seite steht sein Mgosi, Wesir, Beirath, und auch die Aeltesten, Wabaha, haben ein Wort zu reden, und das Recht, nicht nur eine Kappe, gewöhnlich einen Fes, sondern auch ein Wamms ohne Aermel zu tragen. Sie handeln gern mit Sklaven, und deshalb kommen manche derselben aus Usagara auf den Markt von Zanzibar. Der Sultan hält streng auf seine Jagdgesetze in Betreff der Elephanten. Wird ein solcher in einem andern Gebiete verwundet, aber in jenem des Sultans todt gefunden, so ist er Eigenthum dieses letztern; doch dann erhalten die Aeltesten Glasperlen und etwas Baumwollenzeug;

das Fleisch gehört der Gemeinde, das Elfenbein verkauft der Sultan an die Karawanen.

Die Wahehe, welche zwischen den Wasagara und den Wagogo mitten inne wohnen, haben Manches mit diesen ihren Nachbarn gemein. Sie sind wohlgewachsen und dabei kecke Räuber, von denen schon mehr als einmal Karawanen überfallen wurden; und nur die Warori haben verhindert, daß jene nicht die Straße völlig verlegen konnten. Sie schlagen sich die beiden oberen Schneidezähne aus und brennen Schönheitsflecke auf den Vorderarm; manche ziehen auch drei oder vier Schneidezähne des Unterkiefers aus, und daran erkennt man sogleich den Mhehe; das eigentliche Stammesabzeichen besteht jedoch in zwei Einschnitten, die von den Jochbeinen über beide Wangen bis hinab zu den Mundwinkeln reichen. Sie kleiden sich wie die Wagogo, nur kommen Thierfelle bei ihnen noch häufiger vor. Außer den gewöhnlichen Waffen haben die Wahehe noch ein, mehr als fußlanges, zweischneidiges Messer, das oben abgerundet ist. Die Dörfer sind armselig, doch haben diese Schwarzen große Heerden von Groß- und Kleinvieh, und handeln mit Sklaven.

Siebentes Kapitel.

Burton's und Speke's Zug durch Ugogo.

Wir wollen in diesem Abschnitte Burton selbst reden lassen, doch so, daß wir seine allzusehr ins Einzelne gehenden Schilderungen beträchtlich abkürzen, und auf die vielen Widerwärtigkeiten mit seinen Beludschen, den Söhnen Ramdschi's und den übrigen schwarzen Leute nicht näher eingehen, und nur das Charakteristische hervorheben.

Ich rastete, schreibt Burton, drei Tage in Ugogi, um neue Träger anzunehmen und Lebensmittel auf vier Tage zu kaufen; denn so lange sollte der Marsch durch die Wüste dauern. Anfangs wollten die Einwohner nicht einmal zu übertrieben hohen Preisen Getreide und Ochsen ablassen, und die Beludschen klagten, daß „ihre Zähne rein seien.“ Ich erhielt einen Besuch von Ngoma Mroma, auch Sultan Makande genannt. Er war Diwan oder Obmann von Ugogo, in Ugogi ansässig und an der Küste wohlbekannt. Er bot mir seine guten Dienste an, schwatzte aber wie ein Blödsinniger, bettelte um Alles, was ihm in die Augen fiel, und rieth mir, den nördlichsten von den drei nach Unyamwezi führenden Wegen zu nehmen. Auf dieser Straße treiben jedoch nicht weniger als acht „Sultane“ ihr Unwesen, und einer ist, wie Kidogo sich ausdrückte, immer noch gieriger und hungeriger als der andere. Makande ließ sich bei mir nicht mehr blicken, weil ein todter Elephant auf seinem Gebiete gefunden worden war und er sich nun an dem Fleische gütlich that.

Ugogi liegt halbwegs zwischen der Küste und Unyanyembe, und Karawanen, welche landein gehen, legen die Strecke in etwa zwei Monaten zurück. Die Bewohner in diesem Lande, „das Keinem gehört", bestehen aus verschiedenen Stämmen; die Wasagara betrachten sich als Eigenthümer, haben aber Wahehe und Wagogo als Ansiedler unter sich aufgenommen. In der Ebene wächst viel Getreide, im Hügellande weidet Rindvieh, das aber manchmal von räuberischen Warori fortgetrieben ist. Zuweilen bringen die Bauern Milch, Honig und Eier, auch wohl Butter zum Verkauf, aber Alles ist schlecht. Perlhühner (Kanga) sind in Menge vorhanden; sodann findet man den Ocelot, einen Hyrax und den schönen Silberschakal. In den Ebenen erlegt man viele Elephanten und die Giraffe. Die letztere wird von den Arabern als Dschemel el Waschi bezeichnet, „Kameel der Wildniß," was gleichbedeutend ist mit dem Kisawaheliworte Ngamia va Muytu; im Innern nennt man das Thier Tiga oder Twiga. Man findet seine Spuren sehr oft in den nicht angebauten Gegenden, die Giraffe selbst bekommt man aber in diesen Gegenden nicht häufig zu Gesicht. Aus der Haut macht man Schilde und Sattelranzen, aus dem Schweife Schauri, Fliegenwedel, und das Fleisch wird sehr gern gegessen. Bei Ugogi ist aber Wild sehr selten geworden, weil dort Jedermann Jäger ist und sehr oft Karawanen dort Halt machen.

Ugogi liegt 2760 Fuß über der Meeresfläche und das Klima thut, unmittelbar nach der rauhen Kälte in Usagara, dem Reisenden wohl, weil es Elasticität hat und die trockene Wärme gesund ist. Die Nächte sind frisch und ohne Thau, und die Strahlen einer tropischen Sonne werden durch Winde abgekühlt, welche regelmäßig von dem Dungomaro herab wehen. Wir verspürten hier wieder Appetit; Kapitän Speke wurde so weit gekräftigt, daß er Hühner schießen konnte; auch die Beludschen und die Söhne Ramdschi's befanden sich besser, nur mit den beiden goanesischen Dienern wollte es noch immer nicht wieder werden.

Die Zahl der Esel fand ich nun auf neun zusammengeschmolzen, und es war mir darum doppelt willkommen, daß ich Gelegenheit fand, fünfzehn Wanyamwezitrager in Dienst zu nehmen. Sie hatten wegen eines Streites über das schöne Geschlecht in Ugogi den Mann, welcher sie gemiethet hatte, verlassen und waren nun froh, unter Schutz und Bedeckung in ihre Heimath zurückreisen zu können.

Man hat von Ugogi bis nach Ziwa, „dem Teiche", vier Tage-

märsche, und in der trockenen Jahreszeit findet man unterwegs nur an einer einzigen Stelle Wasser. Die kleinere Wüste, welche zwischen Ugogi und Ugogo liegt, heißt Marenga Mkhali oder das brakige Wasser, und darf nicht mit einem Distrikt in Usagara verwechselt werden, welcher denselben Namen führt.

Wir zogen von Ugogi am 22. September Nachmittags ab. Der Weg führte durch ein grasbewachsenes, mit vielen Baobabbäumen bestandenes Land, welchem bald ein dichtes Dornengestrüpp folgte. Am Horizonte bemerkte ich noch die Ausläufer der Rubehokette; der Pfad wurde bald äußerst beschwerlich und gefährlich, da dornige Zweige uns um Kopf und Leib schlugen; dazu kam, daß die Esel wild wurden, weil sie das Heulen des Hyänenhundes in der Nähe hörten. Aber unser Nachtlager war kühl und geschützt. Am andern Tage lag eine wasserlose Strecke vor uns; die Ebene war mit gelben Stoppeln bedeckt und das zum Theil entlaubte Waldgestrüpp sah ganz winterlich aus; weit und breit zerstreut lag graues Granitgeröll, das zum Theil mit abgebleichtem Grase bedeckt war. Der Wald prangte in allerlei Farben; die Baobab sahen purpurn und wie von der Sonne verbrannt aus, die dornigen Bäume waren wie von kupfergrünem Erz, die Gummibäume fast himmelblau, weil die gelbliche äußere Blatthaut sich im Brande der Sonnenstrahlen abgeschält hatte, und an den meisten Stämmen reichten die Gallerien der Termiten bis zu Mannshöhe. Und wie mannichfaltig und abscheulich waren die Dornen! Einige weich und grün, andere fingerslang, fein, gerade und holzig, wieder andere gekrümmt wie ein Hahnensporn, oder doppelt gekrümmt wie Fischangeln. Solchen Waffen widerstand auch die stärkste Kleidung nicht.

Unterwegs bemerkten wir viele tiefe Fußtapfen von Elephanten. Dann kamen wir an die Sohle eines steilen Abfalles, der ein Ausläufer von der nun weit rückwärts liegenden Rubehokette war. Die Träger wollten an einer Schlucht übernachten, wo man zuweilen Wasser findet, aber Kidogo trieb sie weiter und behauptete, die Esel würden krank werden und sterben, wenn sie von diesem brakigen Wasser tränken. Das wurde mir später von Arabern bestätigt; die Einwohner tränken ihr Vieh überhaupt nicht unten an den Hügeln. Den Grund davon habe ich nicht erfahren können.

Wir erklommen mit Mühe den östlichen Abfall dieser Stufe; sie glich zwei Treppen mit losen Steinen und Geröll von grauem

Syenit, Hornblende und Grünstein, farbigen Quarzen, Glimmer- und Talkschiefer, der wie Perlmutter glänzte. Halbwegs lag eine Fläche von etwa 150 Fuß Breite, wo übelriechendes Regenwasser in Tümpeln stand; doch trinken die Reisenden und die wilden Thiere davon, ohne Schaden zu nehmen.

Am 24. September machten wir einen Tirikeza. Von nun an hat man bis zum westlichen Unyamwezi keine steilen Anhöhen oder Abfälle mehr, sondern ein wellenförmiges Gelände. Wir wanderten von der Höhe des Marenga Mkhali unter einer brennenden Sonne durch dornigen Wald und grasbedeckte Ebenen bis gegen Sonnenuntergang. Der Boden war dürr, in Spalten zerrissen und vielfach auch mit Kieseln besäet. So eilten wir dem Ziwa entgegen. Am 25. September erfuhr ich zu meinem großen Leidwesen, daß ein Mantelsack, in welchem sich Papier, Federn, Tinte und ein Nautical Almanac für 1858 befanden, verloren gegangen sei; später soll berichtet werden, durch welchen Zufall ich wieder in den Besitz dieser Sachen kam. Jetzt blieb uns nur noch wenig Wasser, weil die Schwarzen kein Maaß im Trinken gehalten hatten; sie wissen nicht was Sparen und Aufheben bis zu rechter Zeit bedeuten will.

Bevor wir das Nachtlager aufschlugen, erhob sich Kidogo und rief laut: „Maneno, maneno!" „Warte, Warte!" um die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen, und schrie dann: „Hört, vernehmt, o ihr Weißen, und ihr Kinder des Seid Medschid! Und ihr, Söhne Ramdschi's! Ihr Kinder der Nacht! Der Pfad führt nach Ugogo hinein, ja, nach Ugogo." Dabei streckte er seinen Arm dorthin aus. „Hütet euch, seid vorsichtig"; dabei machte er heftige Geberden. „Ihr kennt die Wagogo nicht." Nun belegte er diese mit derben Schimpfwörtern und stampfte mit dem Fuße. „Macht euch mit ihnen nichts zu schaffen; laßt sie ja kein Baumwollenzeug sehen, keinen Messingdrath, keine Glasperlen." Dabei machte er heftigere Bewegungen. „Eßt nicht mit ihnen, trinkt auch nicht mit ihneu, laßt euch nicht mit ihren Weibern ein!" Nun schrie er entsetzlich, „Du, Kirangozi der Wanyamwezi, halte deine Söhne zurück; dulde nicht, daß sie in die Dörfer gehen, daß sie anderswo als im Lager Salz kaufen, oder Lebensmittel rauben, sich betrinken und am Brunnen sitzen!" In dieser Weise ging es wohl eine halbe Stunde lang fort, bis der Redner die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer völlig ermüdet hatte.

Am 26. September kamen wir auf eine Ebene, wo Antilopen

und Giraffen weideten, und sahen bald nachher den Ziwa. Die Araber hatten mir in Jnenge viel von diesem Wasserbecken erzählt, und ich hätte demgemäß glauben können, daß ein Kriegsschiff darauf schwimmen könne; allein Kidogo hatte ganz richtig ein Sprüchwort der Suaheli hingeworfen: „Chabari ya mbhali,“ d. h. Nachrichten, die weit herkommen; zu Deutsch: wer aus weiter Ferne kommt, hat gut lügen. Der Ziwa war in der Wirklichkeit nur ein seichter Teich. Er liegt 3100 Fuß über dem Meeresspiegel auf der niedrigsten westlichen Flächenebene der Marenga Mkhali und ist der tiefste von den vielen überschwemmten Gründen oder Vertiefungen, die nördlich, nordöstlich und nordwestlich von ihm liegen. Jm September 1857 hielt er etwa 300 Yards im Durchmesser und war nur in der Mitte so tief, daß man ihn nicht durchwaten konnte; Boden und Ufer bestanden aus zähem Thon, man sah den Ring, von welchem das Wasser allmälig zurückgewichen war. Anfang Decembers 1858 war nichts übrig, als trockener, von tiefen Erdspalten durchzogener Schlamm, und der Ziwa schon lange ausgetrocknet, weil es nur spärlich geregnet hatte. Wenn er Wasser hat, lagern dort die Karawanen; in der Umgegend ist großes Wild häufig, namentlich kommen Elephanten, Giraffen und Zebras bei Nacht, um zu trinken; auch manche Vögel stellen sich gegen Abend ein, insbesondere große Steppenhühner mit dunkelm Gefieder, Perlhühner, Kibitze, wilde Tauben &c. Jst der Ziwa trocken, so lagern die Karawanen eine halbe Stunde weiter in dichtem Gebüsch, wo sie bei einigen Wagogodörfern schlechtes Wasser in Brunnen finden, wer aber daraus schöpfen will, muß zuvor die Erlaubniß der Eigenthümer einholen. Darüber hat schon oft blutiger Streit sich erhoben. Vor einigen Jahren wurde eine große Wanyamwezikarawane vernichtet, nachdem des Wassers wegen ein Zwist ausgebrochen war. Damit die Brunnen nicht erschöpft werden, werfen die Eigenthümer nach einer gewissen Stunde Euphorbien, Asclepias und Solanaceen hinein, und verdecken sie dann mit Strauchwerk, um die Verdunstung zu verhindern.

Beim Ziwa beginnt das System der Kuhonga, der Zwangsabgaben und Erpressungen. Bis dahin waren alle Häuptlinge mit kleinen Geschenken zufrieden gewesen, aber in Ugogo wird erforderlichen Falles der Tribut mit Gewalt erhoben, und Niemand kann sich demselben entziehen. Ein Reisender darf ihn schon darum nicht verweigern, weil sonst die Träger ohne Weiteres entlaufen würden;

sie werfen das Gepäck fort und suchen das Weite. Ohnehin führt die jetzt einzig und allein offene Straße durch Ugogo, denn der nördliche Weg ist durch die Wahumba und Wamasaistämme verschlossen und der südliche liegt in einer von den Warori verwüsteten Gegend. Es stände in der Macht der Sultane von Ugogo, auch die dritte Straße zu versperren. Sie haben keinen bestimmten Tarif für die Abgaben, welche sie verlangen, sondern fordern je nach dem Ansehen und der Ausrüstung des Reisenden, worüber sie von dessen Sklaven Kundschaft einziehen. Eigentlich sollten nur landein ziehende Karawanen diese Steuer erlegen, und die zurückkommenden blos einige Ochsen, ein paar eiserne Hacken und dergleichen geben; doch nehmen es die Häuptlinge in dieser letztern Beziehung nicht genau. Als die Wazungu, d. h. die Weißen, zuerst durch das Land zogen, mußten sie manchmal einem einzelnen Sultan bis zu fünfzig Stücken Zeug schenken, und die Araber hielten eine solche Erpressung für sehr mäßig. Auf der Rückreise waren sie eben so zudringlich und entgegneten, es würden wohl nie wieder Weiße durchkommen und deswegen müsse man die günstige Gelegenheit benützen.

An und für sich erscheint die Kuhonga nicht ungerecht; sie ist gewissermaßen eine Zollabgabe, welche die Regierung erhebt, und ein beträchtlicher Theil dieser Einkünfte wird an des Sultans Familie, seine Beiräthe und die Gemeindeältesten vertheilt. Sie entspricht der Balderabba der Abyssinier, der Mogasa der Gallas, dem Abban der Somal, dem Ghafir und Rafik der Beduinenaraber. Es soll damit gezeigt werden, daß die Empfänger Herren von Grund und Boden, also vom Lande seien. Wenn Jemand Einwendungen gegen die Kuhonga macht, wirft man ihm sogleich die Frage entgegen: „Ist das *mein* Land oder ist es *dein* Land?“ Durch den Sklavenhandel ist aber die Praxis schlecht geworden. Die Wagogo sind so zahlreich, daß sie jede Karawane ausplündern könnten, wissen aber wohl, daß alle Gewaltthätigkeit ihren Handel, namentlich jenen mit Elfenbein, beeinträchtigen, und sie von den Märkten abschneiden würde. Das wirkt entscheidend. Die Sultane nehmen ihre Kuhonga in Empfang, während ihre Unterthanen sich damit befassen, Sklaven zur Flucht zu verlocken; trotz alledem wirft aber der Handel doch den Kaufleuten immer noch großen Vortheil ab.

Am Ziwa wurden wir von einem gewissen Marema behelligt;

er war Sultan eines erst vor Kurzem gegründeten Dorfes in der Nähe, machte uns Vorwürfe, weil wir im Walde säßen, und zeigte uns den Weg nach seiner Ortschaft. Als wir entgegneten, daß wir auf einem andern Wege durch Ugogo ziehen wollten, verlangte er eine Abgabe, doch schlug Kidogo ihm sein Begehren rundweg ab, indem Marema einen neu auferlegten Tribut zu erheben gar kein Recht habe. Der Sultan drohete, als wir uns aber nicht weiter um ihn kümmerten und sofort unsere Esel beluden, zog er andere Saiten auf und fing an zu betteln. Nun gab ihm Kidogo ein paar Stücke Zeug und einige Stränge Glasperlen, und bald erschienen auch die Landleute und brachten Ochsen, Schafe, Ziegen, Hühner, Wassermelonen, Kürbisse, Honig, Buttermilch, Molken und Kalebassenmehl zum Verkauf. Das letztere verfertigen sie aus dem harten, trockenen Fleisch, welches den bohnenartigen Samen umgiebt; es schmeckt nicht unangenehm sauersüß und soll namentlich für Kinder sehr nahrhaft sein; man benützt es zum Brei und bäckt auch Kuchen daraus.

Wir rasteten vier Tage am Ziwa, wo Seid und Kidogo unabläßig mit einander zankten. In Folge der kalten Nachtwinde und der heißen Sonnenstrahlen erkrankten manche Leute, und Jedermann war mehr oder weniger in gereiztem Gemüthszustande. Am 30. September langte eine große Karawane von unten her an; ihre Leiter waren Said ben Mohammed aus Mbuamadschi, Chalfan ben Chamis und einige andere Araber von der Küste. Durch sie erhielt ich meinen Mantelsack mit Büchern, Papier &c. wieder. Der Träger, welchem er anvertraut gewesen war, hatte ihn ins Gras weggeworfen, als die Karawane von einem Bienenschwarm überfallen wurde, und die Araber fanden ihn zufällig. Ueber die Zurückerstattung gab es erst einige Irrungen; das arabische Herkommen oder Gesetz über gefundene Sachen, Lakiti, ist nämlich gar nicht genau, sondern äußerst verwickelt und entspricht nicht im Mindesten unseren europäischen Begriffen. Doch ward am Ende Alles mit einigen Stücken Baumwollenzeuges ausgeglichen und die Kaufleute überließen uns für 35 Dollars einen Esel, welchen Kapitän Speke lange Zeit ritt. Auch wurde von den Arabern der Vorschlag gemacht, beide Karawanen, die zusammen 190 Köpfe zählten, zu vereinigen und unter Einer Flagge reisen zu lassen.

Diese Kaufleute von der Küste reisten sehr behaglich. Der Bruder Said Mohammed's hatte die Tochter des Sultans Fundikira

in Unyanyembe geheirathet, und so besaß diese Familie eine Heimath sowohl an der Küste wie im Innern. Alle Häuptlinge der Karawane führten Frauen und Sklavinnen bei sich, schwarzbraune, buntgekleidete Schönheiten, welche zu Fuß gingen und einen Schleier über das Gesicht warfen, wenn die Europäer ihnen nahe kamen. Auch waren viele Fundi, Geschäftsaufseher, Faktoren, bei der Karawane, welche die persönliche Aufwartung bei ihrer Herrschaft hatten; sogar Hühner wurden in Käfigen mitgeführt. Diese Karawane war uns im Verkehr mit den Wagogo von großem Nutzen, aber sie zog uns stets etwas voraus und nahm dann allemal die besten Kraale für sich in Beschlag.

Auf Kidogo's Rath hatte ich den mittlern Weg durch Ugogo eingeschlagen. Auf dieser Strecke von hundert englischen Meilen kamen wir nur mit vier Sultanen in Berührung; sie hießen Myandozi von Kifukuru; Magomba von Kanyenye; Maguru Mafupi von Khokho und Kibuya von Mdaburu. Wir verließen den Ziwa am 1. Oktober 1857 und waren bald auf dem Tafellande von Ugogo. Hinter uns in weiter Ferne lagen die Gebirge von Usagara, vor uns hatten wir das heiße Tiefland des Marenga Mkhali, mit braungelbem Boden und dunkelen Wäldern. Gen Norden erblickten wir eine tafelförmige Kette rauher Hügel, über welche drei weit entfernte Kegel hervorragten; dort waren die Schlupfwinkel des Räubers Wahumba. Vor den Hügeln lag eine tiefe Einsenkung, ein Lieblingsaufenthalt der Elephanten. Nach Süden hin bemerkten wir zerstreuete Felsenhöhen; an diesen lief die Ebene hin, in welcher einige Dörfer standen. Das Ganze hatte, trotz der brennenden tropischen Sonne, ein winterliches Ansehen, denn der in großer Menge auftretende Baobab war ohne Laub, und an den Mimosenbäumen und Dorngesträuchen kamen gerade die ersten Knospen zum Vorschein.

Bei Kifukuru, wo eben zwei Karawanen Halt machten, wurden wir mit Getrommel empfangen, auch rührte man die an den Elephantenzähnen befestigten Schellen. Die eine Karawane, welche aus dem Innern zurückkam, war wohl an tausend Köpfe stark. Von allen Seiten strömten Eingeborene herbei, um die weißen Männer anzustaunen. Aber diese Neugier der Wagogo gefiel mir, weil sie in scharfem Gegensatze zu der stumpfen Theilnamlosigkeit jener Schwarzen stand, mit denen wir bisher in Berührung gekommen waren; sie deutet bei Barbaren auf mehr oder weniger

Entwickelungsfähigkeit. Ich traf einen Mann, der in Zanzibar gewesen war und einige Worte Hindostani sprechen konnte. In Ugogo, aber auch nur dort, fragten mich die Häuptlinge nach Uzungu, dem Lande der Weißen, das am Ende der Welt liege, wo man Glasperlen in der Erde findet, und wo die Frauen so schöne Baumwollenzeuge weben. Von nun an kamen aus allen Dörfern die Menschen herbeigelaufen, folgten der Karawane eine Strecke weit, und riefen mit lautem Lachen ihr Hi i! Ich erfuhr später, daß die zwei halbschlächtigen Araber Chalfan und Id, mit welchen wir, wie schon erwähnt, in Muhama zusammentrafen und die uns weit voraus waren, in ganz Ugogo nachtheilige Gerüchte über die weißen Männer ausgesprengt hatten. Die Wazungu, so lautete ihre Mähr, sind Leute mit nur einem Auge und vier Armen, sie stecken voll Wissenschaft, d. h. Zauberei, sie können machen, daß vor ihrer Ankunft Regen fällt und ihren Schritten Dürre folgt; sie kochen Wassermelonen, werfen aber die Samenkörner fort und erzeugen solchergestalt die Blattern; sie kochen die Milch, verhärten dieselbe, und die Folge davon sind Viehseuchen; durch ihre Drähte, Zeuge und Glasperlen kommt viel Mißgeschick ins Land; sie sind Könige der See, haben deshalb eine weiße Haut und schlichtes Haar wie alle Leute, die im Salzwasser leben, und im nächsten Jahre werden sie wiederkommen und die ganze Gegend in Besitz nehmen. Allerdings war vielfach der Glaube verbreitet, daß die Engländer sich in Ostafrika festsetzen wollten. Nun fragten die Wagogo: „Was wird mit uns geschehen; wir haben nie zuvor solche Leute erblickt?“ Aber dieses Volk kann jetzt einer Verbindung mit der Küstengegend nicht mehr entbehren, und so fügten sie uns keinerlei offene Gewaltthat zu, obwohl sie uns täglich an ihren Brunnen viel zu schaffen machten, doppelte Preise stellten und auch für solche Sachen Zahlung verlangten, die wir nicht kaufen mochten. Die Karawanen haben sich stets sehr fügsam gegen diese Leute benommen und dadurch sind sie immer unverschämter geworden. Und doch sind sie weder tapfer noch gut bewaffnet; ihr Ruf und Ansehen beruhet auf weiter nichts, als daß sie einmal vor etwa einem Menschenalter eine Wanyamwezikarawane vernichtet haben. Uebrigens benahmen sich insbesondere die Weiber gegen unsere Beludschen sehr freundlich; der Goanese Valentin wurde überall in den Hütten gastlich empfangen, die Vorsteher rückten ihm einen dreibeinigen Stuhl zurecht, und die Unterthanen tadelten

an den Sultanen, daß diese den Wakonongo, Reisenden, manche Hindernisse in den Weg legen. Zum Glück für die Expedition erblickten während unserer Anwesenheit mehrere Wagogosprößlinge das Licht der Welt, ohne daß Wöchnerinnen oder Kindern ein Unfall zugestoßen wäre; alle erhielten den Namen Muzungu, und so leben denn im Innern Afrikas viele schwarze „weiße Leute."

In Kifukuru gab es allerlei Anstände beim Feststellen der Abgabe, denn Sultan Myandozi zeigte sich schwierig. Er ist nicht so mächtig als die drei anderen Oberhäuptlinge im Lande, und seine Unterthanen sind arm; trotzdem verlangte er vier weiße und sechs blaue Schukkah und ich mußte außerdem von Ramdschid's Söhnen um hohen Preis ein Sobari kaufen, d. h. einen Hüftenschurz von aus Seide und Baumwolle gemischtem Zeug. Als Gegengeschenk sandte er mir vier kleine Maaß Getreide!

Am 3. Oktober verließen wir Kifukuru und übernachteten in einem jener wasserlosen Gebüsche, welche in Ugogo eine angebauete Strecke von der andern trennen und die Oberfläche des Landes vielleicht zur guten Hälfte einnehmen. Am andern Tage erreichten wir die Gränze von Kanyenye, wo Sultan Magomba herrscht; am 5. Oktober befanden wir uns dann in der Mitte von Kanyenye, einer Lichtung von etwa zehn engl. Meilen im Durchmesser. Auch hier liegen Dörfer zerstreut, man erblickt riesige Baobabäume und Mimosen; Wasser schöpft man aus Brunnen, welche zum Theil in den ausgetrockneten Flußbetten liegen. Das Land war verhältnißmäßig gut angebaut und hat viel Groß- und Kleinvieh. Magomba ist der mächtigste Häuptling unter den Wagogo, und die Begleichung der Zwangsgeschenke verursachte einen Aufenthalt von vier Tagen. Dieser Mann hatte mir schon am Ziwa sagen lassen, daß er sich freue, weiße Männer zu sehen, aber diese Botschaft mußte mit zwei Stücken Zeug bezahlt werden. In seinem Dorfe besuchten mich seine Wesire und die Gemeindeältesten, und dafür mußte ich vier Stücke Zeug geben. Dann kam seine Lieblingsfrau, eine äußerst häßliche alte Prinzessin, und ging erst wieder, als sie sechs Stück erhalten hatte. Nachher stellte sich der erhabene Sultan ein, begleitet von einem Gefolge seiner Hofleute. Er war in Ugogo der einzige Herrscher, welcher sich herabließ, mich in meinem Zelte zu besuchen; alle übrigen waren zu stolz oder zu stark betrunken. Aber Magomba's Würde hätte doch nicht erlaubt, daß er zu einem arabischen Kaufmann gegangen wäre; uns gegenüber war er indessen zu neu-

gierig. Wir fanden in ihm einen alten hinfälligen Mann, der sich aufgeputzt hatte, wie es bei schwarzen Königen Brauch ist; aber er trug auch alte zerrissene Sandalen, kauete Tabak, spie oft aus, und warf allerlei Fragen auf, ohne doch die Hauptsache aus dem Auge zu verlieren. Er verlangte und erhielt fünf „Zeuge mit Namen“, die ich zu übertriebenen Preisen von den Beludschen und den Sklaven kaufen mußte, eine Lage Messingdraht, vier Stücke blauen Zeuges, zehn Domestics, zusammen im Werth von etwa fünfzig Dollars, und dagegen schenkte er mir ein sehr mageres Kalb, wofür ich dem Prinzen, welcher es herbeitrieb, drei Stück Zeug geben mußte.

Bevor wir weiter zogen, ließ dieser Sultan Magomba sich von Kidogo feierlich beschwören, daß wir, die Wazungu, das Land nicht mit Dürre und Krankheiten heimsuchen würden. Dann erklärte er, Alles, was wir besäßen, sei eigentlich in seiner Hand, und in der That hätten wir ihm keinen Widerstand leisten können, weil sicherlich alle unsere Begleiter davon gelaufen wären; wir hätten nur auf uns Beide rechnen dürfen. Aber mit sechshundert wohlbewaffneten Männern könnte man ungefährdet Centralafrika der ganzen Länge und Breite nach durchziehen; das ist meine feste Ueberzeugung.

In Kanyenye versorgen sich alle Karawanen mit Salz. Speke schoß dort Antilopen und Perlhühner; auch findet man in dieser Gegend viele Elephanten. Ich habe schon gesagt, daß in manchen Theilen Ostafrikas das Wild sehr selten geworden ist, nur an einigen Stellen tritt es noch in großer Menge auf, namentlich in den Parklandschaften von Duthumi, in den Gebüschen und Wäldern von Ugogi und Mgunda Mkhali, in den Einöden von Usukuma und den Dikichten von Udschidschi. Dort findet man Löwen und Leoparden, Elephanten und Rhinoceronten, wilde Büffel, Giraffen, Zebras, Gnu's, Quaggas und Strauße. Aber jene Gegenden sind theils sehr ungesund, theils nicht zugängig für einen europäischen Jägersmann. Ostafrika hat keine mannichfaltige Thierwelt, namentlich mangelt ihm der Reichthum an Antilopenarten, durch welche die Kapregion sich auszeichnet. Ich sah übrigens ein Horn vom Oryx, einige Hartbeeste und Steinböcke, die Saltiana und die Pallah, welche ein vortreffliches Fleisch giebt. Auch ist die Suiya vorhanden, eine kleine Antilope mit rothem Fell, winzigen Hörnern und von der Größe eines Hasen; sodann kommen vor Swangura oder Sungula, etwas größer als die Saltiana, und in Khutu sah Speke eine doppelt gehörnte Antilope, welche ihn an Tetraceros

quadricornis des Himalaya erinnerte. Die Vögel haben zumeist dunkles Gefieder, ihr Gesang ist lärmend, aber nicht wohlklingend.

Am 8. Oktober erschien in Kanyenye eine große Karawane aus dem Innern; an ihrer Spitze stand Abdullah ben Nesib, ein Suaheli aus Zanzibar, dessen afrikanischer Name Kisesa lautet. Dieser gute Mann sandte uns eine Ziege und trefflichen Reis aus Unyanyembe. Als er mich besuchte, war ich nicht wenig überrascht, von einem seiner Begleiter mit einem englischen „Guten Morgen“ angesprochen zu werden. Sehr bereitwillig machte Abdullah einen Tag Rast, um von mir Papiere mit nach Zanzibar zu nehmen; auch überließ er mir einen Reitesel, — die Zahl meiner Esel war nun schon auf fünf zusammengeschmolzen, — und brachte mir außerdem einige entlaufene Träger wieder.

Am 10. October hatten wir eine beschwerliche Tagreise über eine ausgedehnte gewellte Ebene, durch kalten Gestrüppwald, wo am andern Morgen der Thermometer auf 54° F. stand. Die mit uns vereinigte Karawane der Araber beobachtete plötzlich ein tiefes Schweigen, um wo möglich durch die Lichtung Usekhe zu ziehen, wo der Sultan Ganza Mikomo einen Tribut zu erheben pflegt. Diesen hätten sie gern erspart, aber bald kamen Leute aus den umliegenden Dörfern herbei und umzingelten die Karawane, die aber sicher hindurch kam. Der Transit durch den jenseit der genannten Lichtung liegenden Distrikt Khokho ist ungemein beschwerlich; man bezeichnet ihn auch als Nyika, Wildniß. Der Sultan Mana Miaha, den man im Lande auch Maguru Mafupi (Kurzbein) heißt, ist ein kleiner Tyrann, welcher die Reisenden schwer mit Abgaben drückt und alle Tage betrunken ist. Er behält zum Beispiel Karawanen der Wanyamwezi so lange zurück, bis die Angehörigen derselben ihm seine Aecker bestellt haben, und erhebt dann obendrein eine schwere Zwangsabgabe. Wir mußten fünf Tage in Khoko liegen bleiben, um auf die nächsten vier Tage Lebensmittel einzukaufen.

Während dieser Zeit begab sich Folgendes. Am Tage unserer Ankunft wäre es unschicklich gewesen, den Herrscher zu behelligen; am andern Morgen war seine Frau nicht munter, und Nachmittags „saß der Sultan auf dem Pombe,“ das heißt: er war mit Biertrinken beschäftigt. Am nächstfolgenden Morgen empfing er eine Deputation, die aus Seid ben Selim, den arabischen Kaufleuten und dem Beludschenhauptmann bestand. Zwei Wazagira, Geheim-

räthe, führten das Gespräch, aber, der Würde halber, nicht in des Königs Hütte, sondern vor derselben. Sie verlangten sechs ganze Trägerladungen, und man bot ihnen den größten Theil. Die Deputirten wurden mit Schimpf entlassen, und der Tyrann erklärte, ich sei in seinen Augen so viel wie der Sultan von Zanzibar, und er könne also wenigstens die Hälfte meiner gesammten Vorräthe in Anspruch nehmen. Am dritten Tage zankten und verhandelten die Araber mit den Räthen in Gegenwart Seiner Hoheit, der ein feierliches Stillschweigen beobachtete. Das Geschenk wurde, wie bei solchen Gelegenheiten Brauch ist, zur Schau ausgestellt. Die Araber wurden fortgejagt, weil sie nicht genug geben wollten; die Dinge schienen eine verzweifelte Wendung zu nehmen und ich versprach den Arabern meinen Beistand. Am vierten Tage geschah nichts, weil der ganze Hofhalt wieder „auf Pombe saß" und der Sultan nebst Gemahlin toll und voll betrunken war. Am fünften Tage, als Kidogo Ernst machte und fest erklärte, daß wir abreisen würden, nahm man endlich die Geschenke an und wir konnten weiterziehen. Man hatte uns eine Lage Messingdrath, vier Zeuge mit Namen, acht Domestics, acht Stück blauen Zeuges und dreißig Stränge Korallenperlen abgepreßt. Außerdem mußte ich ihm noch etwas Scharlachtuch geben. Die Araber verließen Khoko mit Wuth im Herzen, durften aber nichts sagen, denn sie wissen wohl, daß in Ugogo beim geringsten Vorwand eine in Zeug zu erlegende Strafe zuerkannt wird, wenn z. B. ein Reisender ein unbedachtsames Wort spricht, wenn er ein Weib berührt, einen Knaben züchtigt oder den Namen des Sultans unnütz ausspricht!

Der Aufenthalt in Khoko war in jeder Beziehung unangenehm. Es war noch eine Karawane dorthin gekommen; die Tsetsefliegen, Bienen und Mücken marterten uns, einmal vertrieben uns Schaaren einer großen schwarzen Ameise aus dem Zelte, die Nächte waren kalt und rauh, und die Termiten richteten großen Schaden an. Mein bester Reitesel aus Zanzibar wurde von einer Hyäne dermaßen zerrissen, daß er bald nachher starb; fünfzehn Träger, die ich in Ugogi gemiethet und bezahlt hatte, entliefen.

Mit solchen Eindrücken machten wir uns am 17. Oktober auf den Weg. Ich zitterte vor Schwäche, mußte mich aber darein ergeben, durch das Mdaburugestrüpp zu Fuße zu gehen. Alle halbe Stunden warf ich mich nieder, um meine erschöpften Kräfte zu sammeln; ein Eseltreiber, den ich um etwas Wasser bat, versagte mir

den Trunk. Endlich konnte ich wieder einen Esel besteigen, und so gelangte ich an die Gränze von Mdaburu, wo ich unter einem mächtigen Baobab unser Zelt aufgeschlagen fand.

Mdaburu ist der erste wichtige Bezirk im Lande Uyanzi, das sich vom westlichen Mhoko bis Tura, der östlichen Gränze des Unyamwezilandes, ausdehnt. Es bildet eine fruchtbare Einsenkung, die sich nach Süden hin erstreckt und auch in der trockensten Jahreszeit fünf wasserreiche Brunnen hat. Auf allen Seiten ist es von Wald eingeschlossen. Wir blieben in diesem vierten, am meisten gen Westen gelegenen Distrikte von Ugogo zwei Tage, denn wir mußten Vorrath an Lebensmitteln für eine ganze Woche sammeln und uns mit dem Sultan Kibuya der Abgabe wegen verständigen. Er ist von Geburt ein Mkimbu, also ein Ausländer, benahm sich nicht unhöflich, und wir kamen mit einem Geschenke von neunzehn Stücken Zeug davon. In Mdaburu miethete ich zwei Träger, und Seid ben Selim sorgte jetzt etwas besser dafür, daß die Leute nicht ausreißen konnten. Es möge hier bemerkt werden, daß Träger, welche entlaufen, es für einen Ehrenpunkt halten, das Gepäck, welches sie fortwerfen, nicht zu stehlen.

Aus dem rothen Thale von Mdaburu führen drei Hauptwege durch die Wüste, welche zwischen Ugogo und Unyamwezi liegt. Der nördliche heißt Ndschia Thumbi und geht in westnordwestlicher Richtung nach Usukuma; auf dieser Strecke hausen zwei Sultane, und man findet auch einige Dörfer; die südliche heißt Uyanzi, läuft von Khokho aus und durch Wohnorte, welche man als Dschiwe la Singa bezeichnet. Die Träger halten sich fern von derselben, weil sie die Rache des Sultans Kibuya fürchten, wenn sie dessen Dorf Mdaburu nicht besuchen. Die mittlere Straße, auf welcher unsere Karawane zog, heißt Karangaza oder auch Mdaburu. Alle drei führen durch die große Wüste Mgunda Mkhali, das feurige Feld, in welcher sich viele Elephanten umhertummeln. Sie ist, wie die Marenga Mkhali, eine wirkliche Wüste, weil sie kein fließendes Wasser und auch keine Brunnen, außer der Regenzeit, hat. Aber sie wird allmälig immer kleiner. Noch vor fünfzehn Jahren hatte man in ihr zwölf lange Stationen und einige Tirikeza, und jetzt kommt man in acht Tagemärschen hindurch. Der wildeste Theil liegt auf der ersten Hälfte zwischen Mdaburu und Dschiwe la Mkoa, und auch hier bauen jetzt die Wakimbu südlich und nördlich von der Straße Dörfer. Für den

Reisenden sind die drei ersten Tagemärsche am beschwerlichsten; aber im Ganzen bildet doch das feurige Feld einen angenehmen Gegensatz zu Marenga Mkhali. Die diagonale Breite der Mgunda Mkhali beträgt 140 Meilen; im Allgemeinen ist sie mit Gebüsch bestanden; nur an den trockenen Flußbetten (Nullahs, die nur periodisch Wasser haben) findet man Bäume, aber sie gedeihen nicht kräftig. Man sieht den Baobab, Mimosen, gummitragende Bäume, Cacteen, Aloës und Euphorbien; das Gras ist hart und steif und wird oft von den Karawanen niedergebrannt; so lange es grün ist, wird es vom Vieh gefressen. Der Boden besteht zum großen Theil aus Quarzgeröll, weißem Feldspath, Kieseln, und an den Flußläufen aus Sandsteinconglomerat; da und dort bildet er lange Wellenlinien, und von diesem wellenförmigen Tafellande läuft das Wasser nach Süden ab.

Durch diese Wüste begann unsere Reise am 20. Oktober, zunächst zwischen Dorngestrüpp. Am folgenden Tage gelangten wir an das trockene Bett des Mabunguru, welcher in der Regenzeit viel Wasser haben muß, denn wir fanden auch jetzt in langen Tümpeln durchgesickertes Regenwasser. Dann ging der Pfad durch einen Wald, in welchem schon Knospen hervorsproßten und Jasmin duftete, und bald naher bezeugte der Boden, daß hier einst vulkanische Thätigkeit wirksam gewesen. Das gilt von der ganzen Region, die sich nach Westen hin durch das östliche Unyamwezi und nördlich bis an die Küsten des Nyanza-See's hindehnt. Diese Erhebungen von grauem Granit treten vorzugsweise in zwei Formen auf, als „Saurücken" und als „Thürme"; die ersteren bald nur wenige Schritte, bald eine englische Meile lang und halb so breit. Die Thürme sehen malerischer und mannichfaltiger aus; einen derselben schlug ich an und er klang wie Metall. Aus der Ferne erscheinen die größeren Massen, wenn sie im Walde liegen, wie kyklopische Mauern, wie Festungs- oder Kirchenthürme, Minarete, Wohnhäuser oder Burgen in Trümmern; manche sind mit weichem Gras überwachsen, alle aber bilden eine angenehme Erscheinung in der Landschaft, besonders wenn sie von der Abendsonne beleuchtet werden. Am 22. Oktober erreichten wir Dschiwe la Mkoa und hatten nun die Hälfte des Weges durch die Wüste zurückgelegt. Speke war nicht mehr im Stande zu gehen; das Gebüsch wollte gar kein Ende nehmen; als wir an ein Tembe eingewanderter Wakimbu kamen, wollten diese uns nicht einlassen. Die Stelle führt

ihren Namen nach einem Dschiwe, d. h. Felsen, in der Lichtung. Im Kraal hatten die Träger schon die einzelnen Hütten für sich in Beschlag genommen und mußten mit Gewalt herausgezogen werden, damit wir Platz fanden.

Dieses Dschiwe la Mkoa, der runde Felsen, ist unter den vielen Saurücken von grauem Syenit der größte in dieser Wüste, hat zwei englische Meilen im Durchmesser und bis zu zwei- oder dreihundert Fuß Höhe. Am südlichen Abhange findet man Wasser in Brunnen, welche in der Nähe eines Sumpfes liegen. Wir lagerten ganz nahe am Felsen, das sollte aber ein vorsichtiger Reisender vermeiden, weil Steine die Hitze auch während eines großen Theiles der Nacht an sich halten. Es kostete große Schwierigkeiten, in dem kleinen Dorfe einige Lebensmittel herbeizuschaffen. Die eigentliche Wüste hat hier ein Ende, weil der westliche Theil schon vielfach gelichtet worden ist. Zu einer solchen kamen wir am folgenden Tage, und dort lag das Dorf Kirurumo; der weitere Weg führte durch einen dünnen Wald von Dorn- und gummitragenden Bäumen und hatte kein Unterholz, aber die Tsetsefliege war sehr lästig. Dann gelangten wir an ein neues Dorf an der westlichen Gränze von Uganzi; es heißt Dschiweni, d. i. bei den Steinen; durch diese Lichtung fließt der Nullah (Trockenbach) Mongo. Am 25. waren wir beim Mgongo Thembo, Elephantenrücken, auch hier sahen wir viele angekohlte Bäume, welche beim Lichten des Waldes niedergebrannt waren. Das Dorf hat Wasser in Menge, die Einwohner leben in großen Tembe und verkaufen Getreide und Hühner, lassen auch die Fremden ins Dorf ein. Bei diesem Wakimbu und Watatiru, denn die Einwohnerschaft ist gemischt, blieb ich einen Tag, damit meine Leute etwas ausruhen konnten.

Am 27. Oktober zogen wir sieben Stunden lang über ein wellenförmiges Gelände bis zum Tura-Nullah; er ist der tiefste von den trockenen Bächen, welche sich nach Südwesten hinschlängeln. Er muß während der Regenzeit sehr viel Wasser abführen, und die Bäume am Ufer waren ungemein stattlich. Am folgenden Tage kamen wir wieder durch Wald, und dann in eine Gegend, die schon sorgfältig angebaut war. In den Lichtungen lagen große, mit Pfahlwerk umgebene Dörfer; die Felder waren mit verschiedenen Getreidearten, Maniok und Melonen bestellt; Heerden von Groß- und Kleinvieh drängten sich an die Brunnen. Bauern

strömten in Menge herbei, um die Fremden anzustaunen; die Männer waren fast ganz nackt, die Frauen nur sehr dürftig mit einem Schurz bekleidet. Sie rauchten aus Tabakspfeifen, schlugen mit den eisernen Hacken auf die Steine, riefen, schrieen Hi hi, hui ih, ha a a! und verlangten Glasperlen. Nun ließ der Kirangozi seine rothe Flagge wehen; man schlug auf die Trommeln, blies auf den Antilopenhörnern und erhob ein mächtiges Geschrei, denn eine Karawane muß ja den Eingeborenen gegenüber stattlich auftreten. Unser Führer begab sich dann, nach hiesigem Landesbrauch, uneingeladen ins Dorf, und wir folgten ihm. Bald hatten sich Alle dahin und dorthin zerstreut; wir aber nahmen Platz unter einem Schuppen, der keine Wände hatte, und mußten uns von den Schwarzen wie Thiere in einer Menagerie anstaunen lassen.

So hatte nun Burton Ugogo durchzogen, die „dritte Region." Sie bildet, wie aus dem Vorstehenden sich ergiebt, ein Tafelland, und dieses reicht von dem Ugogi-Dhun (Thale) an der westlichen Seite der Wasagaragebirge in 36° 14′ östl. L. bis Tura, dem östlichen Bezirk von Unyamwezi in 33° 57′ östl. L.; die Breite beträgt in der Diagonale 155 geographische englische Meilen in gerader Linie. Die Ausdehnung von Norden nach Süden läßt sich nicht so genau bestimmen, weil in der erstern Richtung die Wahumba und Wataturu, in der letztern die Wahehe und Warori Wanderstämme sind, die sich nicht genau innerhalb einer bestimmten Gränze halten; den Arabern zufolge haben die Wagogo eine Gegend inne, welche drei lange Tagereisen nach Norden und vier bis fünf nach Süden einnimmt, also etwa 120 englische Meilen. Die mittlere Höhe mag 3650 Fuß betragen; nach Westen hin bis Dschiwe la Mkoa steigt das Land bis vielleicht 4200 Fuß an.

Diese dritte Region liegt auf der Leeseite einer Gebirgskette, die so hoch ist, daß der Südostmonsun an derselben seine feuchten Dünste ablagert; sie ist auch noch weit entfernt von den großen Binnenseen, und deshalb dürr, ein Nebenstück zu der Kalahariwüste und den Karrus in Südafrika. Ihr Charakter ergiebt sich aus den weiter oben mitgetheilten Schilderungen, denen wir nur Weniges hinzufügen. Im Allgemeinen ist diese Wüste eine gelbe Ebene und ungemein eintönig. Im Norden liegen die Wahumba-Hügel, eine lange tafelförmige Kette, welche durch einen tiefen Grund vom Tafellande getrennt ist; nach Süden fällt die Ebene unmerklich zum Rwahafluß ab. Flüsse hat Ugogo nicht; die periodischen

Regengüsse finden ihren Abzug vermittelst großer Nullahs, deren Thonufer während der großen Hitze gespalten sind und wie Basaltsäulen aussehen. Wo Salzausschläge den Boden bedecken, fehlt auch eine allerdings nur schwache Luftspiegelung nicht. Die Wege bestehen in Fußpfaden durch Felder und Gebüsche; die Kraals sind kleine schmutzige Kreise an einem Baobab; die Hütten bestehen aus Rohr und Gras und sind mit Dorngesträuch umzogen. Aus Mangel an Holz brennt man Viehdünger, denn die Cactus, Aloe und Euphorbien brennen nicht, und ihr herausquellender Saft löscht das Feuer aus.

Die Bodenbeschaffenheit ist bereits angedeutet worden. Im mittlern Theile, dem eigentlichen Ugogo, liegen viele gut angebauete Lichtungen, welche durch Büsche und Gestrüpp von einander getrennt sind. In der nassen Jahreszeit bilden dieselben gleichsam eine grüne Mauer, in den heißen Monaten ein kahles Dornendickicht.

Das Klima des Landes Ugogo ist ungemein trocken. Während Burton's Durchzug im September und Oktober verblichen die besten Wasserfarben in den Näpfchen und wurden hart; viereckige Stücken von Gummi elasticum wurden zähe wie halbgetrockneter Vogelleim, ein Mackintosh wie Heftflaster, und vulkanisirtes Kautschuck zerriß wie braunes Papier. Fast das ganze Jahr hindurch fegt ein heftiger Ostwind vom Gebirge herab. Während das Wetter sich anscheinend gleich bleibt, ist doch der Temperaturwechsel sehr bedeutend, und heiße Luftströmungen wechseln mit kalten ab. Im langen Sommer hat das Klima große Aehnlichkeit mit jenem in Sindh; die Sonne brennt mit demselben Feuer auf eine dürre Ebene, die Nächte sind rauhkalt, und auch die Sandwolken fehlen nicht. Dann schrumpfen auch die Saftpflanzen zusammen, und die Wirbelwinde treiben Staubsäulen empor, die als Phepo oder Teufel, mit der Schnelligkeit eines Reiters, Kies und kleine Steine mit sich führend, dem Reisenden wie Hagel entgegenstürmen. Der Himmel ist äußerst rein und ohne Nebel. Man besäet die Felder, wenn die Bäume zu knospen und die Vögel zu brüten beginnen, und das geschieht, sobald die Sonne in ihrer weitesten Deklination nach Süden steht. Aber die Gegend hat keine Vuli und deshalb auch nicht die erfrischenden tropischen Regen. In der Mitte Novembers stellen sich einige Regenschauer ein, gewöhnlich mit starkem Gebirgswinde, und dann belebt sich der Pflanzenwuchs rasch und mit

großer Kraft. Gegen Ende Dezembers geht der Wind von Osten nach Nordosten und Norden, er kommt also von dem Hochlande im Osten und Westen des Nyanza-Sees, welches schon im September starken Regenfall gehabt hat. So setzt die Regenzeit ein, Masika; doch ist der feuchte Niederschlag nicht regelmäßig und immer ungewiß, das Land darum auch nicht fruchtbar, und deshalb fehlen in Ugogo Tabak und Baumwolle ebensowohl wie Reis.

Die Araber und andere noch nicht an das Klima gewöhnte Reisende leiden anfangs von demselben. Allgemein ist die Klage über Sandwirbel, Fliegen, raschen Wechsel zwischen Kälte und Hitze, und der Thermometer fällt allerdings bis 60 und 55° F. Das Wasser ist bitter und salzig, doch der Appetit wird stark. Wer aber weiter nach Westen hin gekommen ist und wieder nach Ugogo zurückkommt, ist mit dem Klima sehr zufrieden. Das Eingewöhnungsfieber, Mukurungu, mit der von demselben unzertrennlichen Schlaflosigkeit, der Schwäche und den heftigen Kopfschmerzen muß freilich jeder Fremde durchmachen. Aber andere Krankheiten sind selten, und die schrecklichen Geschwüre, welche in Khutu und im östlichen Usagara so häufig vorkommen, kennt man in Ugogo nicht.

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß der Pflanzenwuchs nicht mannichfaltig sei. Nur allein der Baobab tritt als großer Baum auf und ist, in weiten Zwischenräumen, über das ganze Land zerstreut. Die Weihrauchpflanze kommt in mehreren Arten vor; der Mukl oder Bdellium (Balsamodendrum africanum?) gleicht einem kleinen Baobab; die Euphorbien werden 30 bis 40 Fuß hoch. Der Elephant hält sich gern in dichtem Gebüsch auf, wo er sich in Sümpfen wälzen und von saftigen Wurzeln und Früchten, von Rinde und Blättern nähren kann; das Rhinoceros liebt dichte Baumgruppen, welche ihm Schatten gegen die Mittagssonne gewähren, und von wo aus es unversehens seine Verfolger angreifen kann. Der Büffel zieht aus den Grasebenen, gleich der Giraffe, durch die dünneren und lichteren Wälder. Den Löwen hört man bei Nacht brüllen, der Strauß macht sich am Tage bemerkbar. Diesen Vogel sah Burton zuerst auf dem Plateau von Ugogo; er reicht von dort durch Unyamwezi und Usukuma bis nach Udschidschi. Seine Eier werden manchmal frisch verkauft, zumeist sind sie aber schon besessen. Man nimmt das Dotter heraus, und sie bilden dann ein Haupttauschmittel zwischen den arabischen Kaufleuten und den kaffebauenden Völkern am Nyanza-See,

welche aus denselben allerlei Schmuck und Zierrath verfertigen. In Usukuma erhöhet man durch die schönsten Federn den Haarputz, macht aber nur selten Jagd auf den Vogel; auch haben diese Afrikaner nicht daran gedacht, die Federn auszuführen, während doch die Somal diese Handelswaare so gut zu würdigen wissen, daß sie die besten weißen Federn nicht unter acht Dollars das Pfund verkaufen. Den Löwen sah Burton nur selten; die Araber sagen, er erreiche in diesen Gegenden keine beträchtliche Größe, auch greift er nur selten Menschen an. Leoparden, Hyänenhunde und Kuduantilopen kommen in dieser Wüste häufig vor; das Schwein sieht röthlich aus, der Hase hat einen fuchsrothen Balg.

Noch vor einer geringen Anzahl von Jahren verwehrten die Wagogo allen Reisenden den Durchzug; damals ging die Straße nach Unyamwezi am nördlichen Ufer des Rwaha durch das Gebiet der Warori. Als die erste Karawane von Dschumah Mfumbi, dem nun verstorbenen Häuptling von Saadani, nach Ugogo kam, waren die Wagogo in hohem Grade erstaunt über die Wohlbeleibtheit dieses Mannes, und schlossen aus derselben, daß er ein Gott sein müsse. Aber nun verlangten sie auch, daß er Regen schaffen solle, und als er sich dazu nicht verstehen mochte, beschlossen sie, ihn zu tödten. Glücklicherweise stellte sich eben damals Regen ein.

Diese Wagogo sind in ihrem gesunden Lande viel kräftiger gebaut, als ihre Nachbarn in Usagara, auch hübscher und von weniger dunkler Haut als die Wanyamwezi, von welchen sie sich auch durch die Sprache unterscheiden. Ihr Gebiet reicht vom Fuße der Usagaragebirge in gerader Linie fünf Tagereisen weit bis Mdaburu; im Norden werden sie von der Wataturu, im Süden von Wabenastämmen begränzt; die Breite ihres Landes beträgt acht Stationen, doch wohnen sie im Norden mit Wahumba, im Südosten mit Wahehe, im Süden mit Warori vermischt. Ihre Hautfarbe ist, wie bei allen Völkern, welche Sklaven einführen, nicht gleichartig; einige haben so helle Haut wie die Abyssinier, andere sind so schwarz wie Neger. Auffallend ist der kleine Schädel im Vergleich zum breiten Umfange des Gesichtes an und unter den Jochbeinen, und kein anderer Stamm dehnt die Ohrlappen so weit aus. Das soll ein Kennzeichen der Freiheit und edler Abstammung sein; das eigentliche Stammesabzeichen besteht aber darin, daß die beiden unteren Schneidezähne fehlen. Sie tättowiren sich nicht regelmäßig, doch haben manche Frauen zwei gleichlaufende

Linien, die von unterhalb des Busens über den Leib gehen, und bei manchen Männern fehlt nur ein Schneidezahn. Die Wagogo sind nicht gerade unhübsch, und manche Mädchen können für recht artig gelten; der obere Theil des Gesichts erscheint ganz ansprechend, aber die Lippen sind immer dick; der Leib ist wohlgestaltet bis zu den Hüften; die Wade liegt dicht unter dem Knie. Alle haben einen wilden und bösen Ausdruck im Gesicht, und die Augen sind oft in Folge starken Trinkens roth unterlaufen; die Stimme hat einen harten und doch zischenden Ton.

Die Wagogo nehmen sich gegenüber den Wasagara und Wanyamwezi fast civilisirt aus, weil sie sich gut kleiden; Felle kommen bei ihnen so selten vor wie Baumwollenzeuge weiter nach Westen hin; nicht einmal die Kinder gehen nackt. Schmuck und Waffen sind wie gewöhnlich, doch hat man keine Schilde. Die Ortschaften sind viereckige Tembe, aber man bauet die Wohnstätten nicht dauerhaft, weil es an Holz fehlt; indeß theilt man sie in verschiedene Gemächer; alle sind äußerst schmutzig, weil in ihnen auch das Kleinvieh beherbergt wird. Die Sprache ist härter als bei den benachbarten Völkern; die Leute im östlichen Theil verstehen auch das Masai, und manche drücken sich in der Küstensprache, dem Kisawaheli, geläufig aus. Das Volk hat Abneigung gegen alle Fremden, die Wahori und Wahumba allein ausgenommen. Sie selbst nennen sich W a n a W a d e g e, S ö h n e d e r V ö g e l, und wollen damit andeuten, daß sie stets zum Kampfe bereit seien. Mit den Wanyamwezi, die gern allen Streit mit ihnen vermeiden, stehen sie auf gespanntem Fuße, seitdem sie vor längerer Zeit eine Karawane derselben, mit welcher sie des Wasserschöpfens wegen in Streit geriethen, fast vernichtet haben. Sie sind ziemlich zahlreich, und in allen Dörfern findet man viele Krieger, weil die Wagogo nicht oft nach der Wüste ziehen und die schwarze Zauberei bei ihnen selten Opfer fordert. Ihre Kinder oder Verwandten verkaufen sie nur ausnahmsweise, Sklaven erhandeln sie für Salz und Elfenbein. Diese beiden Artikel sind die Haupterzeugnisse ihres Landes, und jede Karawane nimmt von diesem S a l z e mit, das als Ausschlag auf schlammigen Vertiefungen liegt; am besten ist das in Kanyenye. Man wäscht den Schmutz ab, siedet es, damit es krystallisire, und macht daraus sechs Zoll lange Kegel, deren man sechs bis sieben für eine Schukkah giebt. Mit dieser Waare wird insbesondere

das westliche Usagara und das östliche Unyamwezi versorgt; doch ist jenes aus den Rusugigruben in Uvinza weit besser.

Den Karawanen locken die Wagogo viele Sklaven ab, welche sie dann beim Feldbau verwenden. Sie selber sind, gleich den Wahehe, sehr diebisch und höchst zudringliche Bettler; namentlich fordern sie Tabak, der in ihrem Lande nicht wächst. Auch sind sie arge Trinker, und nach Mittag gewöhnlich nicht mehr nüchtern. Ihr Benehmen ist lärmend und zudringlich, aber es fehlt ihnen doch nicht an einer Art von roher Gastlichkeit, denn ein Fremder wird mit einem Gruße, Yambo, angesprochen, nicht hinweggetrieben wie bei den Wazaramo und Wasagara, und kann leicht Brüderschaft machen. Der Wirth setzt ihm einen Stuhl hin, während er selbst auf der Erde Platz nimmt, und dem Gaste Milch und Brei reichen läßt. Die afrikanischen Karawanenfundi, Faktoren, sind in Ugogo selten ganz nüchtern; die Frauen zeigen sich gegen Männer von heller Hautfarbe, und zwar mit Einwilligung ihrer Gatten, äußerst gefällig. Die Araber sagen, der Mann einer Tochter sei zugleich von Rechtswegen Liebhaber der Mutter.

Der Sultan führt bei den Wagogo den hohen Titel Mtemi, übt eine große Gewalt aus; er wird vom Volke sehr hoch gehalten, und ein Fremder darf den Namen des Sultans nicht führen. Seine Minister, meist Blutsverwandte von ihm, heißen Wazagira, Singular Mzagirra, und die Beiräthe, die Aeltesten und angesehensten Männer führen den Kinyamwezititel Wanyapara.

Lebensmittel sind in Ugogo theuer; die Leute trennen sich nur ungern und selten von ihrem Vieh, und verlangen selbst für Milch Korallen, blaue Glas- oder rosenrothe Porzellanperlen. Reisende aus Wanyamwezi bezahlen Alles mit eisernen Hacken.

Wir müssen auch der Wahumba erwähnen. Sie sind ein Hirtenvolk und ihrer Sprache nach zu urtheilen eben so wie die Wakuafi, ein Stamm des großen Masaivolkes, das seinerseits eine Sprache redet, in welcher das südafrikanische und das afrikanisch-semitische Element sich begegnen, ähnlich wie bei den Somal. Diese Wahumba findet man vom Norden Usagaras bis zu den östlichen Gestaden des Nyanza-Ukerewe Sees; ein Hauptquellfluß des Mukondokwe entspringt in ihren Bergen. Der Reisende, welcher von Ugogo weiter nach Westen zieht, kann das blaue Hochland dieser Hirten zu seiner rechten Hand deutlich erkennen. Sie haben kein Elfenbein und werden deshalb nur selten von Reisenden besucht;

vor einigen Jahren ist ein Araber, Hamed ben Selim, bei ihnen gewesen, um Esel zu kaufen. Er ging von Tura im östlichen Unyamwezi aus, zog durch das Land der wilden Wataturu und kam am achten Tage in den Gränzbezirk von Iramba, wo ein Fluß das Gebiet der beiden Stämme trennt; er wurde freundlich aufgenommen.

Diese Wahumba, ein hübscher schwarzbrauner Menschenschlag sind schlank gebaut; sie haben wiederholt Usagara und Ugogo verwüstet. In diesem letztern Lande ließen sich einige von ihnen bei Usekhe nieder und vertauschten das Zelt mit der Hütte, das Thierfell mit der Baumwolle. In ihrer Gebirgsheimath führen die Wahumba ausschließlich ein Hirtenleben, bauen kein Getreide und verschmähen Pflanzenkost. Ihre Hütten bestehen aus zusammengebundenen Baumzweigen, über welche sie eine Kuhhaut decken; Bogen und Pfeile haben sie nicht, wohl aber einen großen Schild. Den Kindern schlingen sie vom Fußgelenke bis unter das Knie Binden um das Bein, nnd nehmen dieselben nicht eher ab, als bis das Kleine gehen kann. Sie wollen die Entwickelung der Wadenmuskeln verhindern, welche, wie sie meinen, den Mann am schnellen Laufen hindern.

Achtes Kapitel.

Burton's Zug von Tura bis Kazeh in Unyamwezi. Schilderung dieses Mondlandes. Die Handelsniederlassungen der Araber. — Unyanyembe als großer Binnenmarkt. — Einrichtungen und Züge der Karawanen in Ostafrika. — Wege und Straßen. — Haltplätze und Dörfer. — Runde Hütten und viereckige Tembe. — Befestigte Plätze. — Klimatische Verhältnisse.

Der Bezirk Tura, obwohl jetzt im Besitze der Wakimbu, bildet die östliche Gränze des eigentlichen Unyamwezi, welches die Oberherrschaft über die kleinen Nachbarländer in Anspruch nimmt. Einige geben aber diesem „Lande des Mondes" nach Osten hin eine Ausdehnung bis Dschiwe la Mkoa, und als die Unyamwezi das feurige Feld betreten hatten, erklärten sie, daß sie nun auf ihrem eigenen Boden sich befänden. Tura oder Tula, auch Itula gesprochen, bedeutet so viel als: Setze nieder, wirf ab, nämlich das Gepäck. Das Dorf liegt auf 5° 2′ südl. Breite, 33° 57′ östlicher Länge und ungefähr 4000 Fuß über der Meeresfläche. Zu dem einförmigen braunen Gestrüpp und den Dornenwäldern von Mgunda Mkhali bilden die wohlbebaueten Felder dieser Gegend einen freundlichen Gegensatz.

Kidogo drängte zu raschem Aufbruch, weil die Wakimbu von Tura gefährliche Leute seien; mir, sagt Burton, kamen sie eher schüchtern und gemein vor; sie trieften von Castor- und Sesamöl, und trugen Fetzen schmutziger Baumwolle und Ziegenfelle.

In Tura ging der letzte von den dreißig in Zanzibar gekauften Eseln verloren, und die Reisenden besaßen deren jetzt nur noch drei, welche sie unterwegs erstanden hatten. Am 30. Oktober setzte die Karawane sich wieder in Bewegung und kam über eine Strecke weißen Bodens, welcher Tura vom Bezirke Rubuga scheidet. Nach einem Marsche von siebentehalb Stunden rastete sie am Kwale, dem sogenannten Hühner-Nullah, und fand dort, trotz der späten Jahreszeit, einige Wassertümpel. Die Träger thaten sich an Muscheln gütlich und fingen Fische. Darauf langte Burton nach etwa sechs Stunden in Rubuga an, wo er einen arabischen Kaufmann traf, der vor zwei Monaten und zwanzig Tagen die Stadt Konduchi an der Küste verlassen hatte, und mit seiner fliegenden, leicht beladenen Karawane in so kurzer Zeit bis hierher gelangt war. Dieser fragte, ob Burton sich stark genug glaube, um den zwischen Unyamwezi und Udschidschi seiner harrenden Gefahren gewachsen zu sein? worauf er eine bejahende Antwort bekam.

Die westliche Gränze des Rubugadistriktes wurde am 3. November erreicht. Maula, Sultan eines großen Wanyamwezidorfes, erschien bei den Reisenden und benahm sich höflich. Nachdem er erzählt, wie er selbst früher das Küstenland besucht habe, bemerkte er, daß eine Karawane der Wazungu nicht weiter reisen dürfe, bevor er den Weißen einen Ochsen geschenkt habe; sie hingegen würden ihm etwas Zeug verehren. Er war ein bejahrter aber noch kräftiger Mann mit schwarzer öliger Haut und ganz in der Art afrikanischer Häuptlinge, jedoch über die Maaßen reichlich angeputzt. Er erkannte die Beludschen und grüßte sie freundlich, führte die Reisenden in sein Dorf, ließ eine Hütte reinigen, Bettstellen zurecht machen, und ging dann fort, um einen Ochsen zu holen. Beim Eingang ins Dorf bemerkte Burton einen Klotz, der vermöge ganz roher Schnitzerei ein Frauengesicht darstellte; die Mohammedaner hielten dieses Bild für ein Götzenbild, aber die Dorfleute sagten, daß es von ihnen nicht verehrt werde. Dasselbe gilt von den Kreuzen und schlangenartigen Verzierungen, welche sie mit weißer Asche, (denn Kalk ist in jener Gegend unbekannt) auf die braunen Wände ihrer Hütten malen.

Rubuga hat Ueberfluß an Honig und Butter, Milch und Fleisch; die Bienenkörbe hängen dort nicht an Baumzweigen, sondern sind, zum Schutz gegen die Ameisen, auf Pfähle gestellt. Der von Maula herbeigetriebene Ochse rannte wie wild durch das Dorf und

war nicht einzufangen; Speke schoß ihn mit ein paar Kugeln nieder. Dem Sultan schenkte man etwas Scharlachzeug und zwei Domestics, und nun fing er an zu betteln, bat auch um Heilmittel gegen das Fieber und hätte die Karawane gern recht lange bei sich behalten. Abends fand man das Dorf von einer großen Menge schwarzer Männer umzingelt; sie waren kampfbereit, saßen aber ruhig außerhalb der Umzäunung.

Am 4. November gelangten die Reisenden an ein Dorf auf dem fruchtbaren Abhange von Ukona, wo Hanf, Stechapfel, Getreide, Tabak und Baumwolle gedeihen. Die letztere war sorgfältig eingezäunt, damit das Feld nicht durch das Vieh beschädigt werde. Der Weg führte von dort erst durch dünne Mimosenwaldung, dann über eine sumpfige Niederung nach Kigwa oder Mkigwa, dem dritten Bezirk im östlichen Unyamwezi, und am 6. November zog die Karawane durch den berüchtigten Wald, jenseit dessen der Distrikt Unyanyembe liegt. Er hat eine beträchtliche Ausdehnung und besteht aus gummitragenden Bäumen, Mimosen und Bauhinien. Ein Haupträuber und Mörder ist Manwa, Sultan von Kigwa; er hat den Arabern großen Schaden zugefügt, und ein einziger Kaufmann ist zu verschiedenen Zeiten von diesem gefährlichen Mann um mehr als fünfzig Trägerladungen Zeuges gekommen. Manwa's Rathgeber ist ein gewisser Mansur, ein arabischer Mischling von der Küste, den seine eigenen Landsleute aus Kazeh fortjagten, weil er lauter Unfug anrichtete; nun ist er ein Erzverräther geworden. Auch Msimbira, ein Sultan der Wasukuma, (d. h. der nördlichen Wanyamwezi), welcher tiefen Haß gegen die Araber hegt, schickt Räuber in diesen Wald. Die Beludschen brachen früh um ein Uhr auf, Burton und Speke folgten gleich nach zwei Uhr. Die Beludschen, sagt Burton, hatten mir unter falschem Vorwande Glasperlen abpressen wollen, waren ärgerlich, weil ich sie ihnen verweigerte, und wollten mir das Geleit nicht geben. Aber jetzt hatte ich ihre Bärte in meiner Hand, sie konnten nicht entrinnen und mußten mit mir vorwärts; doch sie wollten mir Schaden zufügen und das gelang ihnen auch. Während des Zuges durch den Wald war ein alter Träger zurückgeblieben; drei schwarze Räuber fielen über ihn her, schlugen ihn mit Keulen zu Boden und nahmen ihm seine Ladung ab, die in Kleidungsstücken, Schirmen, Büchern, Tinte und Tagebüchern bestand. Ich erfuhr späterhin, daß die Räuber ihre Beute im Walde getheilt, und sich dann auf den Heimweg gemacht

hätten. Unterwegs fielen sie aber einer andern Räuberschaar in die Hände, welche von Kitambi, Sultan von Uyuwwi, ausgesandt worden war; das letztere ist ein Bezirk, der eine halbe Tagereise nordöstlich von Kazeh liegt. Den Gefangenen erging es nun schlimm; der Kopf des einen wurde sogleich als Siegeszeichen am Eingange von Kitambi's Dorf aufgepflanzt; den beiden anderen gelang die Flucht, und sie retteten sich zu Kitambi's Todfeinde, dem schon erwähnten Msimbira. Kitambi erhielt ein Scharlachwamms nebst vier Domestics und gab uns dafür die geraubten Sachen zurück; Msimbira dagegen mißhandelte einen alten Araber, welcher von Unyanyembe abgeschickt worden war, um über die Rückgabe der noch fehlenden Bücher und Notizen mit ihm sich zu besprechen. Ein Reisender ist immer in Gefahr etwas einzubüßen und das stimmt ihn mißmuthig; er weiß auch nie, was aus den Papieren wird, an denen er mit so großer Mühe manchmal Monate lang gearbeitet hat. Künftige Entdecker mögen nur ja völlig darauf verzichten, auf dem Hinwege Sammlungen zu machen. Ich benützte jede günstige Gelegenheit, um meine Sammlungen nach Zanzibar zu schicken.

Die Karawane kam ohne weitern Unfall durch den Kigwawald, während dort einige Tage später einem Araber mehrere Ladungen Glasperlen geraubt wurden. Msimbira sandte eine große Schaar aus, um den Weg zu verlegen; diese wurde aber von den Kriegern Mpagamo's überfallen und zerstreut, nachdem etwa ein Viertelhundert getödtet worden waren. Sobald man aus dem Walde Kigwa kommt, sieht man Reisfelder vor sich liegen; man ist im Bezirk von Unyanyembe und gelangt nach dem schmutzigen Dorfe Hanga. Die Landschaft wird nun anmuthig und durch die Felder schlängelt sich ein Bach.

Jetzt lag Kazeh nur noch eine Tagereise weit entfernt, und die Karawane bereitete sich zu einem festlichen Einzuge vor. Am 7. November 1857, also am 134sten Tage nachdem Burton die Meeresküste verlassen und eine Strecke von wenigstens 600 englischen Meilen zurückgelegt hatte, wurde endlich das erste große Ziel erreicht, Kazeh, das Haupt-Bandari des östlichen Unyamwezi und Centralpunkt der arabischen Kaufleute aus Oman. Die Karawane brach früh am Morgen von Hanga auf; die Beludschen hatten ihre Staatskleidung angelegt, denn ohne eine solche geht ein Orientale nicht gern auf die Reise; nachdem er sie mehrmals und immer nur bei festlichen Gelegenheiten getragen, tauscht

er zuletzt Sklaven dagegen ein. Als alle Träger beisammen waren, zogen sie in langer Reihe hintereinander über die Ebene; die Flaggen weheten, die Hörner wurden geblasen, die Musketen abgefeuert, und man schrie aus Leibeskräften. Dann drängte sich auch das Volk herbei, und bald kamen auch mehrere Araber, unter ihnen die angesehensten Handelsleute, um die weißen Männer zu begrüßen.

Seid ben Selim, sagt Burton, war von mir angewiesen worden, die Karawane nach dem Tembe zu geleiten, welches, wie weiter oben berichtet wurde, der Araber Isa ben Hidschschi, den ich in Inenge traf, mir zur Verfügung gestellt hatte. Der Kirangozi und die Träger führten uns, ich weiß nicht weshalb, zum Hause des Musa Mzuri, des schönen Moses. Er war ein in Unyanyembe ansässiger Kaufmann aus Indien und ich hatte vom Sultan Seid Medschid in Zanzibar ein Empfehlungsschreiben an ihn. Er selbst war damals abwesend auf einer Reise nach Karagwah, aber sein Bevollmächtigter Sney ben Emir, ein Harisi-Araber, machte den Wirth und brachte uns in die Wohnung des Abeyd ben Suleyman, der vor kurzem von Zanzibar zurückgekommen war.

Die Araber ließen mir, wie es Sitte ist, einen Tag Ruhe und ich konnte die Träger verabschieden, welche sogleich nach Hause eilten. Als die Kaufleute, etwa ein Dutzend an der Zahl, mir dann einen Besuch machten, überreichte ich ihnen das Schreiben, welches mir der Sultan an seine Unterthanen im Innern mitgegeben. Man hatte mir an der Küste keine gute Aufnahme bei diesen Omani-Arabern prophezeit, aber sie ließ in der That nichts zu wünschen übrig, und schneidend war der Gegensatz zwischen der Gastfreundlichkeit, der herzlichen Zuvorkommenheit dieser wackeren Männer und der Knauserei und Knickerei der wilden selbstsüchtigen Afrikaner; jene hatten ein Herz von Fleisch, diese ein Herz von Stein. Vor dem Besuche schickte man mir eine Ziege und eine Ladung von dem herrlichen Reis, welcher in dieser Gegend wächst. Man brachte mir dann auch in Hülle und Fülle Zwiebeln, Bananen, Limonen, Gemüse, Tamarindenkuchen, Kaffee aus Karagwah und andere Sachen, welche hier nur die Araber führen, und es wäre beleidigend gewesen, wenn ich von Bezahlung auch nur hätte reden wollen. Sney ben Emir beeiferte sich, alle Anderen an Großmuth zu überbieten; er sandte uns sogleich zwei Ziegen, den Beludschen und Ramdschid's Söhnen zwei schwere Ochsen. Noch vor sechszehn Jahren war dieser Araber ein armer Zuckerbäcker in Maskat, und jetzt einer

der ersten Elfenbein- und Sklavenhändler in Ostafrika. Er selber durfte seiner Gesundheit wegen jetzt nicht mehr auf Reisen gehen, war nun in Kazeh der allgemeine Agent, und hatte für sich ein förmliches Dorf gebaut und Waarenspeicher errichtet, die seine Glasperlen, Elephantenzähne und Sklaven enthielten. Gegen diesen Mann, welcher mir in jeder Beziehung hülfreich an die Hand ging, habe ich große Verpflichtungen. Er besorgte mir Träger für meinen Zug nach Udschidschi, verwahrte alle meine Habseligkeiten, und zeigte sich mir auch später auf der Rückreise sehr gefällig. Allabendlich war er, wenn nicht Unwohlsein ihn hinderte, bei mir, seine Unterhaltung war mannichfaltig und belehrend, und Manches von dem, was auf den nachfolgenden Seiten enthalten ist, habe ich von ihm erfahren. Die Reise zwischen Unyamwezi und der Küste hatte er dreimal hin und her gemacht, er war zu Schiffe auf dem Tanganyika gewesen und hatte im Norden die Königreiche Karagwah und Uganda besucht. Als er vor etwa fünfzehn Jahren ins Land kam, ging der Handelsverkehr nur bis Usanga und Usenga. Snev ben Emir war mit den Sprachen, der Religion und den Sitten, überhaupt mit der Völkerkunde aller dieser Gegenden so bekannt, wie mit den Verhältnissen seiner Heimath Oman. Seine Gestalt gleicht der des Don Quixote, aber dieser Mann hatte viel gelesen, um sich zu unterrichten, besaß ein wunderbares Gedächtniß, eine feine Auffassungsgabe und sprach vortrefflich. Mit einem Worte, er war aus dem Stoff, aus welchem man Freunde macht, brav, wie alle seine Landsleute, ehrenhaft und ehrenwerth.

Unyanyembe ist die Haupt- und Centralprovinz in Unyamwezi, und wie Zungomero in Khutu, der große Bandari oder Sammelplatz und Begegnungspunkt für die Handelsleute; auch ziehen von hier aus die Karawanen nach allen Richtungen. Der arabische Kaufmann, welcher von Zanzibar kommt, begegnet in Unyanyembe seinem Landsmann, der vom Tanganyika-See und aus Urawwa nach der Küste zurückkehrt. Gegen Norden hin laufen sehr besuchte Straßen nach dem Nyanza-See, und weiter nach den nördlichen Reichen Karagwah, Uganda und Unyoro; vom Süden her schicken Urori und Ubena, Usanga und Usenga Elfenbein und Sklaven; von Südwest her müssen die Bewohner am Rukwa, die von Khokoro, Ufipa und Marungu ihre Erzeugnisse hier gegen Baumwollenwaaren, Draht und Glasperlen vertauschen. Unyanyembe ist wegen seiner centralen Lage, und weil hier doch einiger-

maßen Sicherheit herrscht, das Hauptquartier der Araber aus Oman geworden, die oft viele Jahre lang hier bleiben, ihre Niederlagen haben und ihre Faktoren und Sklaven weit und breit auf den Handel umherschicken. Jeder Reisende muß hier einen Aufenthalt machen, denn die Träger, gleichviel ob man sie am Tanganyika-See oder an der Meeresküste gemiethet hat, werden abgelohnt und man hat sich andere zu verschaffen, was zur Zeit der Einsaat immer große Schwierigkeiten verursacht.

Man kann in gewisser Beziehung Unyanyembe mit der Gegend um Tura vergleichen. Es liegt etwa 3480 Fuß über dem Meere und in geradem Striche 356 engliche Meilen von der Küste entfernt. Die Ebene oder das Becken von Ihara oder Kwihara (was so viel bedeutet als Bondei, oder Niederland, an der Küste) wird im Norden und Süden von niedrigen, wellenförmigen Hügeln begränzt, welche nach Westen hin zusammenstoßen und dort mit jener unregelmäßigen Streichung, welche der Urgebirgsformation eigenthümlich ist, beinahe in rechtem Winkel von der Mfutokette gekreuzt werden. Die Araber haben übrigens die Lage nicht gut gewählt, denn das Land hat abwechselnd Dürre und Wasserfluthen und wird dadurch außerordentlich ungesund. In den niedrigen Flächen ist der braune fruchtbare Boden alaunhaltig, das Wasser oft mit Eisen geschwängert; die höheren Gegenden sind mit Granitgeröll übersäet, mit Gebüsch und oft mit Dornsträuchen bewachsen und unbewohnt.

Der „Bandaridistrikt“ hat keine eigentliche Stadt, sondern nur Dörfer und Weiler. Der Mtemi oder Sultan, Namens Fundikira, der mächtigste unter den Landeshäuptlingen, bewohnte ein Tembe, eine viereckige Häusermenge, am Westabhange der südlichen Hügel; sie heißt Ilitenya. Eine kleine Kolonie arabischer Kaufleute besitzt vier große Häuser in der benachbarten Ortschaft Mawiti. In der Mitte der Ebene liegt Kazeh, (Kasi), eine zerstreut liegende Gruppe von sechs großen, nach Innen geschlossenen Häuservierecken, mit umschlossenen Hofräumen, mit Gartenstücken, Magazinen und Herbergen für Sklaven. Um diesen Kern herum findet man Dörfer der Eingeborenen zerstreut, welche nach ihren Gründern benannt werden.

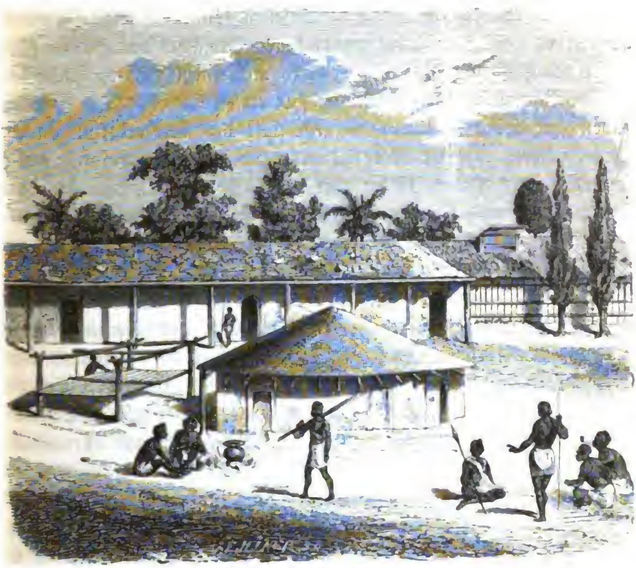
Die Araber ließen sich hier erst im Jahre 1852 nieder. Vorher waren sie etwa zehn Jahre lang in Kigandu, einem Distrikte von Usukuma, eine lange Tagereise von Kazeh entfernt, an-

sässig gewesen. Sie verließen dasselbe in Folge eigenthümlicher Verhältnisse, die für jenen Theil Afrikas kennzeichnend sind. Der Häuptling Mpagamo hatte sie bewogen, ihm gegen den schon früher erwähnten räuberischen Sultan Msimbira Hülfe zu leisten, aber dieser behielt die Oberhand. Die Araber waren, wie ein Augenzeuge unserm Reisenden berichtete, nahe daran, die Boma, Palissadenverschanzung, Msimbira's zu nehmen und waren guten Muthes, als während der Nacht alle ihre Sklaven fortliefen, weil sie nicht mehr blos von Rindfleisch und Erdmandeln leben wollten. Als die Araber am Morgen erwachten, sahen sie sich allein und verlassen. Sie glaubten nun verloren zu sein, aber zum Glück vermuthete der Feind eine Kriegslist und deshalb konnten sie unbelästigt abziehen. Sultan Mpagamo erklärte, er sei nicht stark genug, um seine Freunde zu vertheidigen, und deshalb verließen dann die Araber sein Land. Sney ben Emir und der Indier Musa Mzuri gingen dorthin, wo nun Kazeh steht, baueten Häuser, gruben Brunnen, und bald kam die neue Ortschaft empor.

Die Araber sind keine eigentlichen Ansiedler, sondern nur Gäste im Lande; ihre Anzahl übersteigt wohl nur selten fünfundzwanzig Köpfe, und manchmal, insbesondere während der Reisezeit, sind nur drei oder vier am Platze. Bisher standen die Kaufleute mit dem Sultan Fundikira in gutem Einvernehmen, doch läßt sich nicht sagen, ob dasselbe stets andauern werde. Als im Juli 1858 ein arabischer Kaufmann zwischen Kazeh und Msene, in der Nähe von Mfuto, von Leuten des Sultans Kasanyare überfallen wurde, unternahmen seine Landsleute von Kazeh aus einen Rachezug, bewaffneten ein paar hundert Sklaven mit Musketen, verzehrten alles Getreide und Geflügel in Kasanyare's Gebiete, und kamen heim, ohne auch nur einen Mann getödtet zu haben. So ersparten sie Blutgeld.

Die Araber leben in Unyanyembe sehr behaglich und man könnte fast sagen auch glänzend. Die Häuser haben zwar nur ein Stockwerk, sind aber groß und so fest, daß sie vertheidigt werden können. Die geräumigen Gärten werden gut bestellt; von der Küste kann man alle Waaren haben, die man wünscht, jeder Kaufmann hat seine Weiber und Sklaven, reiche Leute halten sich Reitesel aus Zanzibar, und selbst die ärmeren besitzen Kühe und Kleinvieh. Auch fehlt es nicht an reisenden Handwerkern, die übrigens sämmtlich Sklaven sind; man findet Schmiede, Kesselmacher, Mau-

rer, Zimmerleute, Töpfer, Seiler, Schneider; die meisten kommen mit den Karawanen von der Küste herauf, verlangen aber für ihre Arbeit sehr hohe Preise. Manche können ein Flintenschloß ausbessern und Kugeln gießen; Ketten und Schlösser werden durch die Kaufleute eingeführt; Packsättel kommen von Zanzibar; auf das Zeltnähen versteht sich gewöhnlich irgend ein armer Araber. Lebensmittel sind sehr billig und in Menge vorhanden, der Handel wirft



Burton's Tembe.

großen Profit ab, und der wohlhabende Araber ist gewöhnlich gastfrei; auch werden Kaufleute, die im Erwerbe zurückgekommen sind, von ihren Berufsgenossen unterstützt. Einem Fremden schickt man das Gastgeschenk in der Gestalt einer Ziege und einer Tracht Reis, giebt ihm eine Wohnung und macht ihn bei einem Gelage mit den Uebrigen bekannt. Den Arabern in Kazeh fehlt aber ein kräftiger Führer und Leiter, der alle zu einheitlichem Wirken vereinigt.

Die Häuser dieser Araber sind nach dem Muster des afrikanischen Tembe gebaut; man hat aber manche Verbesserungen angebracht.

Die tiefe Verandah ruht auf starken Pfählen, und überschattet eine Erdbank. Dort sitzen die Männer am kühlen Morgen und am heitern Abend; unter diesem Ueberbau betet man, empfängt Freunde und treibt allerlei Beschäftigungen. Zum Barzaho, dem Vorhofe, gelangt man durch eine aus zwei schweren Planken bestehende Thür, die mit dicken Ketten versperrt wird. Innerhalb laufen einige Bänke an den Seiten her, über die man Matten oder Decken legt. Vom Vorhofe führt ins Innere ein Gang, der aber einen Winkel bildet, damit ein Fremder nicht hineinsehen könne. Dieses Innere ist ein offenes Viereck, und die verschiedenen Gemächer des Hauses gehen auf einen Hofraum hinaus, der stets mit einem Livan, Zaune von kleinen Baumstämmen oder Rohr, gut umfriedigt ist. Die Gemächer haben gar keine Außenthüren und statt der Fensteröffnungen nur kleine Löcher, die im Nothfall als Schießscharten benutzt werden können. Das Harem bildet eine besondere Abtheilung; die Sklaven wohnen in einer Art Kaserne oder in Nebenhäusern.

Solch ein Tembe ist eine äußerst unzweckmäßige Wohnung; der Hofraum schmutzig und zur Regenzeit eine große Pfütze; das Innere dunkel und unheimlich, das Dach selten wasserdicht; in den Wänden und im Holzwerk hausen Skorpione und Spinnen, Wespen und Kakerlaken. Auch ist der Aufenthalt schon deshalb ungesund, weil die Araber ihre Schlafstätten nicht so hoch anbringen, daß die Malaria unschädlich für sie wäre. Keiner von diesen Kaufleuten kann sich einer kräftigen Gesundheit rühmen; wer aber längere Zeit im Lande ist, hält sich im Essen und Trinken sehr mäßig, und speist nur zwei Mal: bald nach Sonnenaufgang und Mittags; nachher kauet man Tabak, oder getrocknete Kaffeebohnen aus Karagwah. Rindfleisch und Wildpret vermeidet man, weil sie für erhitzend und die Galle erregend wirken, und zieht leichte Speisen vor. Dahin gehören Harisah, ein Pudding aus fein geschabtem Fleisch mit Weizenmehl, Reis oder Durra; man genießt dazu Zucker oder Honig. Firni (das Wort stammt aus Indien) ist eine Art Gallerte von Milch und Wasser, Honig, Reismehl und Gewürz. Der Gesundheitszustand hat sich etwas gebessert, seitdem man von der Küste her allerlei Gewächse hierher verpflanzt hat, Weizen, weißen Reis statt des einheimischen rothen, Bananen, Limonen, Papaws, Gurken, Paradiesäpfel &c. Die Zwiebel gedeiht besser in Centralafrika als auf Zanzibar, wo sie rasch entartet und zu einer Art von Lauch wird. In Kazeh wird sie ziemlich groß und schmeckt

recht gut; man hält sie auch für wirksam gegen das Fieber und verwendet sie bei vielen Gerichten. Knoblauch kommt nicht so gut fort und gilt außerdem für erhitzend. Die Araber haben noch manche andere Pflanzen eingeführt; einer steckte auch Dattelkerne, als dann aber die Stämme emporgewachsen waren, schnitten die Wanyamwezi sie ab, um sie als Wanderstäbe zu benutzen. Zucker gedeihet in diesem dürren Lande nicht, sondern wird eingeführt; man hat aber Honig in Menge. Das gewöhnliche Getränk ist Wasser; einige Araber trinken auch Togwa, die aus Durra bereitet wird und süß schmeckt, andere ziehen Pombe vor.

Die Marktpreise wechseln, je nachdem mehr oder weniger Regen fällt oder unvermuthet mehrere Karawanen zusammentreffen; dann steigen sie manchmal auf das Dreifache. Seitdem die Araber im Lande wohnen, sind die Lebensmittel viel theurer geworden, aber noch immer ist, in Jahren mit guter Ernte, Unyanyembe der billigste Platz in ganz Ostafrika. Man zahlt für einen Stier vier Domestics, für eine Kuh sechs bis zwölf.

Von Unyanyembe bis Udschidschi am Tanganyika-See hat der Reisende zwanzig Märsche, die gewöhnlich in fünfundzwanzig Tagen zurückgelegt werden. Die fünfte Station ist Msene, der große Bandari im westlichen Unyamwezi, die man in acht Tagen erreicht; die zwölfte befindet sich am Malagarazifluß, welcher die westliche Gränze der vierten Region bildet. In Kazeh kann man sich alles Nöthige verschaffen, wenn man gute Einführungsbriefe an den Vorsteher der arabischen Kaufleute mitbringt; man bekommt landesübliches Geld, nämlich Baumwollenzeuge, Glasperlen und Draht eben sowohl wie Pulver, Kugeln, Arzeneien und andere nothwendige Sachen. Freilich kosten sie fünfmal mehr als in Zanzibar, und Zucker wird mit Elfenbein aufgewogen; aber dagegen hat der Käufer nicht nöthig gehabt, beim Transport aller dieser Waaren eine Gefahr zu laufen.

Gebahnte und geebnete Wege, durch Arbeit und Kunst hergestellte Straßen sind in Ostafrika durchaus unbekannt. Man hat nur schmale Pfade, die wenige Spannen breit durch den Fuß der Menschen und Thiere in den Boden getreten werden. Während der Regenzeit verschwindet ein solcher Pfad, „er stirbt aus“ wie die Afrikaner sagen, indem er von Gras überwuchert wird. In den Wüsten und offenen Gegenden laufen oft mehrere solcher Pfade neben einander her; in Buschwäldern sind sie eigentlich nur

Gänge, Tunnels unter Dornen und Baumzweigen, und der Träger hat große Noth, mit seiner Ladung hindurch zu kommen. In angebaueten Gegenden findet man sie zuweilen durch eine Art von Hecken, Baumstämme, die querüber gelegt werden, und dann und wann durch eine Art Pfahlwerk versperrt. Etwa ein Fünftel der Wegstrecke muß man in offenen Gegenden auf die Krümmungen rechnen, auf anderen Strecken manchmal zwei Fünftel oder die Hälfte. In Uzaramo und Khutu gehen die Wege durch hohes Gras, das nach Regengüssen sich niederlegt und in der trockenen Jahreszeit versengt am Boden liegt. Andere Pfade ziehen den bestellten Feldern entlang, oder durch Flüsse, deren Wasser dem Wanderer zuweilen bis an den Leib und an die Brust reicht, durch Moräste oder tiefe Wasserlöcher. In Usagara ist das Erklimmen der Bergstufen ungemein schwierig, wegen der tiefen Betten trockenliegender oder nasser Gießbäche, steiler Anhöhen, die wie Leitern ansteigen und an denen der Fuß auf Steingeröll oder verflochtenen Wurzeln ausgleitet; dort müssen die Esel allemal entlastet werden.

Nicht minder unangenehm und beschwerlich sind solche Wege, welche an den Ufern der zahlreichen Flußbetten und durch Dornengestrüpp am Fuße der Hügel hinlaufen. Von Usagara bis zum westlichen Unyamwezi zieht der Pfad hauptsächlich durch solche Dorngebüsche und dünne Wälder, in welchen die Bäume am Wege angebrannt oder entrindet worden sind. Hügel kommen auf dieser Strecke nicht vor, aber nach langen Regen hat sie überall Moräste. Als Wegweiser dienen Pfähle, zerbrochene Töpfe und Kalebassen, Hörner und Schädel von Thieren, Nachahmungen von Bogen und Pfeilen, die dorthin zeigen, wo Wasser ist, und ausgehülsete Durrakolben. Manchmal wird auch ein junger Baumstamm über den Pfad hin gebogen, oder ein anderer eingegraben, den man mit einem Graswische, Schneckenhäusern oder dergleichen verziert. Wo mehrere Straßen zusammentreffen, werden die, welche man nicht einschlagen soll, mit einem Baumzweige oder Strichen bezeichnet, die man mit dem Fuße zieht. Am allerschlechtesten sind die Wege im westlichen Uvinza und in der Nähe von Udschidschi, denn sie führen abwechselnd und oft beinahe gleichzeitig durch Schlamm und Morast, Flüsse und Bäche, Dorngestrüpp und Gras, über unebenen Boden und an steilen Abhängen hinauf oder hinab. Die Furten sind selten mehr als brusttief. Nur über zwei Flüsse, den Mgeta und den Ruguwu, sind Baumstämme gelegt, die ganz rohe Brücken

bilden; etwas weiter aufwärts kann man aber beide durchwaten. Nur allein der Malagarazi ist auch in der trockenen Jahreszeit so tief, daß man nur vermittelst einer Fähre hinübersetzen kann. In den bevölkerten Gegenden hat man Kreuzwege, und wo sie nicht vorhanden sind, ist das Gebüsch oft so dicht, daß nur Elephant und Rhinoceros hindurchdringen können. Eine Schaar tüchtiger Arbeiter würde dort eine Woche lang vollauf zu thun haben, um einen Weg für einen einzigen Tagemarsch zu bahnen.

In Zanzibar wird behauptet, im Innern gebe es keine Karawanen. Das ist ganz richtig, wenn man damit den Begriff von Kameelen und Maulthieren verbindet, wie in Arabien und Persien, paßt aber nicht, wenn man eine Schaar von Leuten, welche des Handels wegen reisen, als Karawane bezeichnet, und das Letztere muß man doch, denn Kameele sind ja nicht etwa die Hauptsache. Die Wanyamwezi kommen seit undenklichen Zeiten an die Küste hinab; manchmal und zeitweilig ist eine Straßenlinie durch Krieg oder in Folge von Blutfehden verschlossen gewesen, dann aber wurde stets eine andere geöffnet. Ehe die Zunahme des Verkehrs die Leute bewog, als Träger in den Dienst von Handelsleuten zu treten, und das geschieht erst seit wenigen Jahren, mußten die Kaufleute ihre Waaren durch Sklaven befördern lassen, welche sie an der Küste mietheten, und auf der nördlichen und südlichen Route, also nach dem Nyanza- und Nyassa-See, geschieht das auch noch jetzt. Die Wanyamwezi betrachten gegenwärtig das Lasttragen bei einer Karawane als einen Beweis männlicher Tüchtigkeit, Knaben trinken die Lust zu diesem Gewerbe gleichsam mit der Muttermilch ein, Jungen von sechs oder sieben Jahren nehmen einen kleinen Elephantenzahn auf die Schulter, und man sagt von einem jungen Menschen, der nicht Lust hat, Träger zu werden, er sitze in der Hütte und brüte Eier aus. Der Pagazi ist ein merkwürdiger Mensch; beim Vermiethen wird er vom Kaufmann so hohen Lohn als irgend möglich herauszudrücken suchen; dann arbeitet er um seinen Sold Monate lang; trifft er aber unterwegs in einer heimziehenden Karawane einen Freund, der ihn zum Ausreißen beredet, so wird er ausreißen und die Früchte seiner Anstrengungen, den Lohn, im Stiche lassen. Man muß darum bei solchen Gelegenheiten die Träger streng überwachen. Ohne Weiteres und ohne eine Veranlassung würden diese Wanyamweziträger nicht fortlaufen, weil dergleichen von der öffentlichen Meinung streng verurtheilt wird,

aber kein Kaufmann ist im Stande, sich die Zuneigung dieser Leute derart zu erwerben, daß nicht gelegentlich der eine oder der andere sich entferne. Manchmal hängt das Verbleiben der Trägerschaar wie an einem Haar; es ist vorgekommen, daß sie alle bei einem sehr geringfügigen Vorwande die Ballen weggeworfen haben und abgezogen sind. Unter Umständen empfiehlt es sich, ihnen ihre Kleider mit Beschlag zu belegen und sie namentlich bei Nacht von bewaffneten Sklaven bewachen zu lassen. Doch nützen auch diese Vorkehrungen nicht immer, und ist der Flüchtling einmal über die Lagerstätte hinaus, so hält es sehr schwer, ihn wieder zurückzubringen. Wir haben schon bemerkt, daß es bei ihm für einen Ehrenpunkt gilt, das Gepäck nicht mitzunehmen; dagegen stiehlt ein Sklav, der die Karawane heimlich verläßt, allemal.

In der Kisawahelisprache nennt man Karawanen Safári, vom arabischen Safar, eine Tagereise, im Innern Rugendo oder Lugendo, ein Gang. Auf den Hauptstraßen findet man fast immer dergleichen. Nach aufwärts gehen sie am liebsten in den Monaten, in welchen die große und die kleine Regenzeit schließen, also an der Küste im Juni und September, weil dann Wasser und Lebensmittel in Menge vorhanden sind. Wer in der trockenen Jahreszeit auszieht, hat auf größere Beschwerden zu rechnen, muß für den Proviant das Doppelte, vielleicht das Dreifache zahlen, und auch darauf gefaßt sein, daß viele Träger ihm entlaufen. Aus dem Innern nach der Küste hinab, gehen die Karawanen, mit Ausnahme der eigentlichen Regenzeit, immer; aber es hält schwer, die Leute von Unyanyembe zwischen Oktober und Mai zum Verlassen ihres Heerdes und ihrer Felder zu bewegen. Wenn sie ihr eigenes Elfenbein fortschaffen, machen sie sich ohne Weiteres auf den Weg, und die Sorge für das Feld bleibt den Weibern und Kindern, aber vom Kaufmanne verlangen sie in dieser Zeit übertrieben hohen Lohn und zaudern auch dann noch.

Die Löhnung ist verschieden und wechselt oft. An der Küste liegt manchmal eine sehr große Menge von Trägern, die alle gern so rasch als möglich in ihre Heimath zurückwollen. Dann bricht zwischen den verschiedenen Gruppen heftiger Streit aus, weil jede einzelne die anderen zurückdrängen und zuerst bei einer demnächst abziehenden Karawane in Dienst treten möchte. Als die Wanyamwezi erst anfingen sich als Lastträger annehmen zu lassen, forderten sie für eine Reise von der Küste bis in ihre Heimath den Werth

von sechs bis neun Dollars in Domestics, gefärbtem Baumwollenzeug, Messingdraht und Sungomadschi, das heißt einer Glasperle von der Gestalt eines Taubeneies. Bald nachher fielen die Löhne, stiegen aber wieder mit dem Anwachsen des Verkehrs bis auf zehn und zwölf Dollars im Jahre 1857. Dazu kommen dann noch die Lebensmittel, nämlich nach alter Sitte ein Kubabah, $1^1/_8$ Pfund Getreide täglich, oder in Ermangelung desselben Manioc, Bataten und dergleichen, und an der Gränze ein Ochse, der als Geschenk betrachtet wird. Der Lohn für eine Reise nach der Küste ist geringer, weil die Träger auf Rückfracht rechnen. Die Araber nehmen an, daß ein Träger vom Meeresgestade bis an den Tanganyika-See und wieder zurück auf etwa 20 Dollars zu stehen komme. Die Wanyamwezi lassen sich immer nur bis Unyanyembe annehmen, und dort muß man eine neue Schaar miethen. Die Stärke einer Karawane hängt natürlich von den Umständen ab; manche zählen nur ein halbes Dutzend, andere dagegen einige hundert Köpfe; sie stehen jedesmal unter einem Mudewa, Kaufmann. An gefährlichen Stellen wird still gehalten, damit mehrere Karawanen sich vereinigen und dann, fünfhundert bis tausend Mann stark, einem Feind erfolgreichen Widerstand leisten können. Aber in manchen Gegenden ist für eine so große Menschenmenge nicht genug Mundvorrath herbeizuschaffen, und starke Karawanen kommen immer nur langsam vorwärts; manchmal erschöpfen sie auch das Wasser ganz und gar, so daß die nachfolgenden Noth leiden.

In Ostafrika hat man dreierlei Arten von Karawanen. Die eine wird ausschließlich von Wanyamwezi gebildet, die zweite von freien Suaheli, oder Fundi, Sklavenfaktoren, im Auftrage ihrer Herren geleitet; an der Spitze der dritten stehen Araber. Der Träger, Pagazi, entspricht dem westafrikanischen Carregador. Die Wanyamwezi schaaren sich in möglichst großer Anzahl; einige tragen ihre eigenen Güter, andere werden von kleinen Eigenthümern gemiethet, und Alle zusammen wählen einen Mtongi, arabisch Ras Kafilah, das heißt Anführer, Obmann, Leiter. In einer solchen Unyamwezikarawane giebt es weder Ausreißer noch Mißvergnügte; sie kommt rasch vorwärts, die Träger sind von Sonnenaufgang bis gegen elf Uhr Morgens in Bewegung, machen zuweilen auch einen Nachmittagsmarsch, und schleppen ohne Murren schwere Lasten, namentlich Elephantenzähne, an denen manchmal zwei zu tragen haben; das Elfenbein wird dann an eine Stange

gebunden und das nennt man eine Mziga ziga. Oft sind die Schultern gedrückt, die Füße wund, und die Leute gehen halbnackt, um ihre Kleider zu schonen. Decken oder Zelte haben sie nicht, sondern schlafen auf der Erde, nehmen als Geld eiserne Hacken mit, wofür sie unterwegs Korn eintauschen, oder zahlen damit den Sultanen Zwangstribut. Nur wenige haben eine Ochsenhaut zum Lager, einen irdenen Topf, einen Stuhl und einen Kilindo, das heißt Koffer von Baumrinde, in welchem sie Zeuge und Glasperlen verwahren. Bei unkräftiger Nahrung leiden sie viel von den Beschwerlichkeiten der Reise und vom Klima, manchmal brechen unter ihnen die Blattern aus, aber trotz alledem kommen sie, wenn auch abgemagert, doch ziemlich wohlbehalten an der Küste an. Mit einer solchen Karawane kann ein Europäer nicht wohl reisen.

Die Träger, welche ein arabischer Kaufmann (im Kisawaheli Mtadschiri, arabisch Mundewa) miethet, werden viel besser gehalten, essen mehr, arbeiten weniger und verursachen vielerlei Umstände. Außerdem sind sie unverschämt, maßen sich an, die Zeit des Aufbrechens und der Rast zu bestimmen, und klagen stets über viele Arbeit; zu Hause müssen sie sich mit einem magern Brei begnügen, unterwegs dagegen ist ihnen auch das Beste kaum gut genug, und sie haben immer nur Essen im Kopfe und auf der Zunge. Manchmal sind sie auf Fleisch mit einer Art von Wahnsinn versessen. Vom geschlachteten Ochsen erhält der Kirangozi (Anführer der Träger) den Kopf, nachdem er Brust und Lende dem Mtongi (Haupteigenthümer der Waaren) gegeben; das Uebrige wird unter die verschiedenen Khambi, Tischgenossenschaften, vertheilt. Für einen Europäer ist es auch nicht räthlich, mit einer solchen Karawane der Araber zu reisen, weil sie viel Zeit vertrödelt, ohne eigentlichen Plan bald rasch, bald langsam vorwärts geht, und auch sonst noch mancherlei Uebelstände hat.

Anders verhält es sich mit den Handelskarawanen, welche von Suaheli, Wamrima und den Sklavenfaktoren (Fundi, etwa ähnlich wie die Pombeiros im portugiesischen Afrika) geleitet werden. Diese wissen mit den Pagazi umzugehen, und verstehen deren Sprache und Sitten. Solche Safari hungern nicht wie jene der Wanyamwezi, und prassen auch nicht wie die Araber. Unterwegs haben sie weniger Beschwerden, an den Halteplätzen richten sie sich gemächlicher ein und leiden wenig durch Krankheiten. Diese halbafrikanischen Mtongi hegen große Abneigung gegen die Araber und

alle anderen Fremden, legen ihnen möglichst Hindernisse in den Weg, verbreiten unter den Eingeborenen allerlei nachtheilige Gerüchte, verlocken die Träger und Sklaven zum Ausreißen, und geben sich die größte, obwohl vergebliche Mühe, ihr altes gewinnreiches Monopol des Handels mit dem Innern zu behaupten.

Wir schildern nun den Tagemarsch und die Rast der ostafrikanischen Karawanen. Um drei Uhr Morgens, schreibt Burton, ist noch Alles still wie das Grab, selbst der Unyamwezi-Nachtwächter nickt an seinem Feuer. Eine halbe Stunde später krähen die Hähne, deren manchmal ein halbes Dutzend vorhanden sind. Als entschiedene Lieblinge der Sklaven und Träger, werden sie in Käfigen an Stangen getragen und reichlich getränkt. Also ein Hahn schlägt mit seinen Flügeln und kräht; alle anderen antworten. Wenn es dämmert, werden unsere Goanesen gerufen, um ein Feuer zu machen und das Frühmahl zu bereiten, das in Thee oder Kaffee oder Milchreis oder in einem einfachen Brei besteht, je nach den Umständen. Die Beludschen haben gebetet, stimmen ein geistliches Lied an, setzen sich um einen brodelnden Kessel speisen Fleisch und geröstetes Korn, und erfreuen sich an Tabak.

Um etwa fünf Uhr ist Alles im Lager wach und man hört schon hin und her reden. Dieser Augenblick ist kritisch. Am Abend vorher versprachen die Träger, Morgens in aller Frühe aufzubrechen, und einen recht langen Marsch zu machen. Aber am kühlen Morgen sind sie andern Sinnes als am warmen Abend, und vielleicht hat einer von ihnen das Fieber. In jeder Karawane giebt es auch einen Taugenichts, der allerlei Unfug anrichtet, laut schreiet und das große Wort führt. So sitzen denn die Träger um ein Feuer herum, wärmen sich Hände und Füße und schlucken den Rauch mit Wonne ein. Da alle derselben Meinung sind, so ist mit ihnen nichts anzufangen, und uns bleibt gar nichts übrig, als nach unserm Zelte zurückzugehen. Walten aber verschiedene Ansichten ob, dann ist es schon eher möglich, die Leute in Bewegung zu bringen. Man vernimmt: Kwetscha, Kwetscha! Pakia, pakia! Hopa, hopa! das heißt: Sammelt, packt, brecht auf! Dann folgt ein: Safari leo! heute eine Tagereise! auch hört man wohl ein P'hunda, Ngami! ich bin ein Esel, ein Kameel! Nun schreien und brüllen die Stimmen durcheinander; es wird getrommelt und gepfiffen, und zwischen das Alles hinein schallen die Töne des Kuduhornes, Barghumi. Ramdschi's Söhne reißen unsere Zelte nieder und legen wohl auch

wohl kleines Gepäck für sich zurecht; manchmal erweist mir Kidogo die Ehre, Verabredungen für den Tag zu treffen. Die Träger bleiben aber beim Feuer hocken, bis man sie hinwegtreibt. Dann erst laden sie sich die Waaren auf, und ziehen aus dem Dorfe oder Lager ab. Wir Beiden, Speke und ich, besteigen die Esel, wenn wir die Kraft dazu haben; diese Thiere werden von unseren Waffenträgern geleitet. Manchmal sind wir krank und müssen uns in Hangematten tragen lassen. Die Beludschen treiben ihre Sklaven vor sich her, um desto rascher an einen Platz zu gelangen, an dem sie eine Stunde im Schatten ausruhen können; ihr Hauptmann jedoch schließt den ganzen Zug; er ist sehr mürrisch und sein Rohrstock immer in Thätigkeit. Ein halbes Dutzend Gepäckstücke sind liegen geblieben, weil einige Träger entliefen oder der und jener sich um die Obliegenheit hinwegschob sie aufzunehmen; diese Sachen müssen also vertheilt werden. Im Nothfall sucht man einige Träger aus dem nächsten Dorfe auf einen Tag zu miethen; das ist aber allemal eine schwierige Sache, weil die Glasperlen schon vorausgeschickt sind und der Afrikaner nur pränumerando sich zu etwas versteht.

Endlich ist Alles bereit. Nun schultert auch der Kirangozi, der Obmann der Unyamweziträger, seine allemal leichte Bürde auf, und entfaltet seine Flagge. Dieses Zeichen der aus Zanzibar kommenden Karawanen ist blutroth, und jetzt schon von Dornen zerfetzt. Dem Obmann folgt ein privilegirter Pagazi und paukt auf eine Kesseltrommel, der Kirangozi trägt ein schmales, sechs Fuß langes Scharlachtuch; es hat eine Oeffnung, damit er den Kopf hindurchstecken kann, und hängt vorne und hinten in Streifen hinab; auch trägt er einen seltsamen Kopfputz, das Fell eines schwarzen und weißen Affen, oder ein Katzenfell, das über die Schulter herabhängt, während das Haar mit Eulen- oder Kranichfedern verziert ist. Sein Amtszeichen ist ein Kipungo, Fliegenwedel, der aus einem mit Glasperlen besetzten Thierschwanze besteht. Dieser Kirangozi leitet die Karawane und Niemand darf ihm vorausgehen. Wer es thut, muß Strafe geben, und damit man am Ende des Marsches den Schuldigen gleich wieder erkenne, zieht man ihm einen Pfeil aus seinem Köcher. Nach dem Auszuge geht die Karawane in buntem Durcheinander zuerst einige hundert Schritte weit und hält dort an, um sich zu ordnen. Gewöhnlich sind vorher einige Hütten des Kraals in Feuer aufgegangen; namentlich im Winter

brennen diese Khambi wie Zunder hinweg, und die nächste Karawane findet nur einen Aschenhaufen. Während in dieser Beziehung der Pagazi sehr sorglos ist, giebt er sich anderseits die Mühe, den Nachkommenden anzudeuten, wo man Wasser finden könne. Er schneidet eine Art Mundloch in einen Baumstaum, steckt ein Holzstäbchen hinein, das eine Tabakspfeife bedeuten soll, und macht wohl auch andere weniger anständige Späße.

Nun windet sich die Karawane wie eine ungeheure Schlange über Hügel und Thal, durch Wald und Feld. Alle folgen dem Kirangozi, einer geht hinter dem andern. Zunächst hinter dem Führer schreiten die mit Elfenbein schwer Beladenen, als die Vornehmsten der Schaar. Vorne am Elephantenzahn hängt eine Kuhglocke, hinten das Privatgepäck des Trägers. Dann folgen die Männer, welche Zeug und Glasperlen tragen, Packen von sechs Fuß Länge und zwei Fuß Durchmesser, und nie schwerer als zwei Frassilah, also etwa siebenzig Pfund. In dritter Linie kommen andere Träger und die Sklaven mit allerlei leichteren Gepäckstücken, Rhinoceroszähnen, Salz, Häuten, Tabak, Messingdraht, eisernen Hacken, Kästen und Koffern, Bett- und Zeltgeräthen, Töpfen und Kalebassen, Matten und dergleichen mehr. Mit den Pagazi, aber in abgesonderten Gruppen, gehen die bewaffneten Sklaven, die niemals ihr Gewehr ablegen, die Frauen und die Kinder; auch diese letzteren tragen immer etwas. Auf den Eseln hängen Sattelranzen von Giraffen- oder Büffelhaut. Insgemein ist auch ein Mganga bei der Karawane, und der heilige Mann verschmähet es nicht als Träger zu dienen. Aber da er ein Geistlicher ist, so nimmt er kraft seiner Privilegien und seines heiligen Berufes allemal das leichteste Gepäck für sich in Anspruch; gewöhnlich ist er kräftig und wohlgenährt, weil er, wie manche seines Standes in allen Erdtheilen, viel ißt und wenig arbeitet. Hinter der Karawane her gehen oder reiten die Eigenthümer der Waaren.

Alle Leute tragen ihre schlechtesten Kleider. Nachdem für Märsche durch wüste Strecken die Mundvorräthe ausgetheilt worden sind, hängt sie der Wanderer auf den Rücken, und bindet wohl auch seinen dreibeinigen Schemel an den Vorrathssack, denn er ist sehr nothwendig, weil Niemand gern sich auf den feuchten Boden setzt. Daß diese schwarzen Barbaren sehr putzliebend sind, wissen wir schon. Abgesehen von den Glasperlen, den Messingreifen und Elfenbeinringen, haben einige eine N g a l a, d. h. eine Zebramähne, welche

rund um den Kopf emporsteht, wie die Glorie bei einem Heiligen; andere befestigen einen Ochsenschwanz auf dem Haupte, der lang hervorsteht, wie beim Einhorn; wieder andere schmücken sich mit Affen- und Ocelothäuten, und hängen Schellen an sich. Jeder führt Waffen, entweder Bogen und Pfeile, oder ein paar lange Speere, eine kleine Streitaxt oder auch nur eine Keule.

Unterwegs vertreibt man sich die Zeit mit Pfeifen, Singen, Schreien, Lachen, Hornblasen, Trommeln, Nachahmen von Stimmen der Vögel oder vierfüßiger Thiere und mit Schwatzen. Das Geräusch nimmt gar kein Ende, und gewaltig wird das Lärmen, wenn die Karawane vor ein Dorf kommt und die Flagge aufzieht. Dann rufen Alle durcheinander Hopa, Hopa! Vorwärts. Mgogolo! Ein Halteplatz! Zu essen, zu essen! Nur nicht müde, hier ist der Kraal, bald sind wir dort! Vorwärts, Kirangozi! O, wir sehen unsere Mutter und bekommen zu essen! — Während der Wanderung selbst gilt es für der Klugheit angemessen, so viel als möglich zu lärmen, damit ein Feind die Karawane für stark und furchtbar halte; im Kraal verhält man sich aus demselben Grunde möglichst still. Bei einem Angriffe, der das Fortlaufen unmöglich macht, wirft der Träger seine Last ab, bereitet sich zum Kampfe und thut schon der Selbsterhaltung wegen seine Schuldigkeit. Ein über den Weg laufendes Stück Wild wird allemal verfolgt. Bei zwei einander begegnenden Karawanen hat die von einem Araber geführte das Vorrecht auf den Weg; sind aber beiderseits die Führer Wanyamwezi, so kommt es wohl zu heftigem Zanken und zu Prügeleien. Blut wird selten dabei vergossen. Die Kirangozis freundlicher Karawanen wackeln einander im Trott entgegen, bleiben dann mit gespreizten Beinen stehen, werfen sich in die Brust, blicken beim Weitergehen stolz zur Seite; dann ducken sie sich plötzlich, und rennen gegen einander wie Widder, Kopf gegen Kopf. Diesem Beispiele folgen alle anderen, und wer dieses Kopfanrennen zum ersten Male sieht, muß glauben, es sei dabei auf Feindseligkeiten abgesehen; aber das Ganze endet mit allgemeinem Gelächter. Die schwächere Karawane muß übrigens der stärkern ausweichen und ein kleines Geschenk geben.

Wenn gegen acht Uhr die Sonne höher steigt und schon empfindlich wird, bläst man auf dem Barghumi, zieht die rothe Flagge auf und hält an einer schattigen Stelle kurze Rast. Die Träger legen das Gepäck ab, rauchen Tabak oder Hanf, und zanken wegen der besten Plätze. Liegt die Station so weit entfernt, daß der

Marsch bis gegen Mittag dauert, dann sieht es schlimm aus und die Leute haben viel auszustehen. Der Erdboden wird so heiß, daß er selbst die mit einer Art von Horn überzogenen harten Fußsohlen der Schwarzen wie Feuer brennt, auch hört man oft den Ausruf Miba hapa! Dornen hier. Die Araber und Beludschen halten oftmals an, um zu verschnaufen, Träger und Sklaven werfen sich wo sie können im Schatten hin, und manche stellen sich krank. Doch kommt es nicht oft vor, daß Jemand unterwegs zur Weiterreise unfähig wird. Die Afrikaner richten Alles gern so ein, daß der beschwerlichste Theil eines Tagemarsches nicht zu Anfang, sondern gegen das Ende desselben zu überwinden ist.

Ein lautes Geschrei, Schellengeläut, Trommeln, Pfeifen und Hörner, auch wohl ein paar Schüsse melden, daß der Vortrab die Lagerstelle erreicht habe, und nun rennt jede Abtheilung so rasch als möglich, um die besten Hütten im Kraal für sich in Beschlag zu nehmen. Dabei giebt es denn allemal auch Zank und Schlägerei. Einige hauen junge Bäume oder Büsche ab, um sich ein schattiges Dach zu bereiten, Andere suchen Reisig und Zweige zu demselben Zwecke, noch Andere Brennholz. Der Ostafrikaner ist nicht gern unter freiem Himmel, sondern macht sich, wo es einigermaßen angeht, eine Art von Häuslichkeit zurecht. Wir beiden Weißen breiten irgendwo im Schatten unsere Teppiche und Eselsättel aus und ruhen, bis die allezeit murrenden Söhne Ramdschi's mit den Zelten kommen; kein Schwarzer wird uns gutwillig eine Hütte einräumen, und deshalb müssen wir gelegentlich den einen oder den andern aus einer solchen wie einen Dachs herausziehen. Kaufleute halten der Sicherheit wegen lieber in einem Khambi als in einem Dorfe Rast; aber die letzteren sind trotz ihrer großen Unsauberkeit doch weniger ungesund, und haben den Vorzug, daß man sich mit geringeren Umständen Lebensmittel verschaffen kann. Das Zelt des Arabers, Chayma, besteht aus Domestics, die man über einige Stangen spannt, und schützt weder gegen Sonne noch Regen. Es gilt aber für anständiger, in einem solchen Zelte zu wohnen, als in einer Hütte.

Die Wamrima lassen Fremde in ihre Dörfer ein, und die Wazaramo würden dasselbe thun, wenn sie nicht in steten Fehden mit den Wanyamwezi lägen, denen also die Gastfreundschaft versagt wird. In Khutu nehmen die Karawanenleute die besten Wohnungen mit Gewalt für sich ein. Im östlichen Usagara schlagen

die Reisenden ihre Zelte mitten im Dorfe auf, und die Pagazi suchen unter den überhängenden Dächern der Bauernhütten Schutz. Weiter nach Westen hin, wo das viereckige Dorf, Tembe, vorkommt, rastet man Nachts in einem Kraal; in Ugogo geht man nicht in die Wohnorte, weil sie ungemein schmutzig und die Menschen sehr gefährlich sind. Im östlichen und mittlern Unyamwezi zieht man dagegen ohne Weiteres in ein Dorf ein; eine Abtheilung der Karawane nimmt das Iwanza, Gemeinde- und Versammlungshaus, in Besitz, eine andere bauet große Hütten aus Zweigwerk, und der Führer sucht ein Obdach für den Kaufmann. Im westlichen Unyamwezi wird der Fremde nicht allemal zugelassen; im östlichen Uvinza darf er wohl ins Dorf kommen, man räumt ihm aber keine Hütte ein. Das westliche Uvinza ist eine Wüstenei wie die Marenga- und Mgunda-Mkhali, in welcher jedoch die Karawanen in kurzen Zwischenräumen gute Khambi antreffen. In Udschidschi bietet der Sultan zu allererst sein Magubiko oder Geschenk dar, und nachher weist er den Fremden auf so lange Wohnungen an, bis sie sich Hütten gebaut haben. In den anderen Ländern am See hängt die Aufnahme davon ab, wie stark die Karawane bewaffnet ist, und wie der Obmann mit den Leuten umzugehen weiß.

Der Khambi oder Kraal ist nicht überall derselbe. In den östlichen Gegenden, wo Bäume selten sind, verfertigt man ihn aus beworfenem Flechtwerk, das mit Rinde bedeckt wird, und bildet einen Kreis; das Dach ist geneigt und besteht aus Rohr oder Stroh. In dem innern Raume, nach welchem die Thüren der verschiedenen Hütten hinausgehen, stehen einige Buden oder Verschläge für die Kaufleute und Obmänner; die Außenseite des Ganzen ist mit einer Hecke von lose aufeinander gehäuften Dornen umgeben. Manchmal ist eine Karawane genöthigt sich selber einen Kraal zu bauen, und dann werden nicht eher Lebensmittel ausgetheilt, als bis der äußere Kreis fertig dasteht, also das Vieh hinter demselben Schutz findet.

Die ständigen Kraals werden in Folge der Unsauberkeit bald so widerwärtig und ekelhaft, daß man sie schon nach einigen Monaten niederbrennen muß. Sogenannte Masika-Kraals werden nur während der Regenzeit benützt, wenn man überall Wasser findet; Kraale aus Birkenrinde findet man zuerst in Uvinza, wo viele Bäume wachsen, und dann weiter bis zum Tanganyika-See; einige gleichen Dörfern und haben eine Viertelmeile im Umfange. Die

Anwohner des Sees nehmen auf ihren Reisen steife Matten aus Karagwah mit sich, spannen dieselben über Busch- oder Baumzweige aus, und haben dann ein schirmendes Obdach. Zuweilen stellen sie auch starkes Rohr in der Art zusammen, wie unsere Soldaten ihre Gewehre. Die Afrikaner behelfen sich auf einem sehr engen Raume, und es liegt ihnen nichts daran, ob die Beine während der ganzen Nacht dem freien Himmel ausgesetzt sind.

Nachdem die Wohnungen im Kraal vertheilt worden, die Thiere abgepackt sind und Wasser herbeigebracht worden ist, denkt man ans Essen. Die Frauen zerreiben Korn, die Hähne krähen, die Sklaven arbeiten an den Mörsern und zerstampfen Kaffee. Der Feuerheerd besteht aus drei Steinen und hat immer guten Zug; den schwarzen irdenen Topf stellt man auf einen Dreifuß, und jede Gruppe setzt sich um denselben herum. Daheim müssen die Schwarzen sich meist mit dürftiger Kost begnügen und sind dabei auch zufrieden, unterwegs können sie dagegen nicht genug bekommen, essen so viel sie nur haben, verzehren rasch in ein paar Tagen Rationen, die auf eine ganze Woche ausreichen sollen, und klagen dann gar noch, daß sie hungern müssen. Mit den Worten Poscho, P'hamba! Essen, Rationen! kann man sie allezeit aus ihrer Trägheit aufrütteln. Wenn sie nicht essen, schmauchen sie Tabak oder Hanf, kauen Asche mit Tabak und einer Art rother Erde, die wahrscheinlich aus den Leichen weißer Ameisen besteht. Sie sind wie betrunken, wenn sie nach längerem Entbehren sich plötzlich mit Speise recht vollfüllen. Die Araber geben ihnen nicht gleichmäßig zu essen, sondern lassen die Träger zuweilen hungern, um ihnen dann recht viel auf einmal zu reichen; sie wissen, daß der Magen der Barbaren solche Extreme liebt. Der Tag wird mit Nichtsthun verbracht, und ein Mann beklagt sich bitterlich, wenn er sein Gepäck, aus dem wir das Eine oder das Andere nöthig haben, ins Zelt schaffen soll. Eine Musterung erregt allgemeines Mißvergnügen und die Träger schreien dagegen: sie seien keine Sklaven und ließen sich nichts befehlen. Dann kauern sie sich um das Feuer herum, kümmern sich nur um ihr Essen, und hören nicht eher auf, als bis ihr Bauch rund ist wie eine Kugel. An gezwungenen Fasttagen sitzen sie trübsinnig umher, rauchen und werfen neidische Blicke auf unsere Kochtöpfe.

Wir beiden Weißen vertreiben uns die Zeit, so gut es eben gehen will. Bald liegen wir unter zusammengebundenen Zweigen,

bald unter einem schattenspendenden Baume, seltner im Zelte, schreiben an unseren Tagebüchern, entwerfen Skizzen und besorgen, was sonst nöthig ist. Beim Schlachten eines Ochsen und beim Austheilen des Fleisches muß einer von uns zugegen sein; etwa ein Viertel bekommen die Träger, welche wie gierige Hyänen umhersitzen und schreien; manchmal bricht von Außen Jemand durch den Kreis, nimmt schnell ein Stück weg und entläuft. Um vier Uhr speisen wir, bald magern Brei und mageres Ziegenfleisch, bald junge Perlhühner und andere Delicatessen, je nachdem es sich trifft. Nach uns speisen unsere Diener, aber die beiden Goanesen wollen, als gute römische Christen und weil sie sich halb und halb für Europäer halten, mit der Heidenschaft nichts gemein haben; deshalb bilden Mabruki, Bombay und die Sklaven ihre besonderen Speisegesellschaften.

Abends werden die Ochsen und Kühe eingebracht und die Esel angebunden. Hat man keine ermüdende Tirikeza gehabt, reichlich gegessen, und scheint der Mond hell, (der auf diese Schwarzen einen eben so belebenden Eindruck zu machen scheint wie auf die Schakals,) dann wird nach Herzenslust getrommelt, man klatscht in die Hände, Jedermann fängt zu singen an, und man holt die Jugend beiderlei Geschlechts aus dem nächsten Dorfe; denn es soll getanzt werden, und man geht auch auf allerlei Liebeleien aus. Das Tanzen ist allerdings eine schwere Arbeit, aber sie macht den Afrikaner nicht müde. Die Sache selbst beginnt mit sehr ernsthafter, feierlicher Miene. Dann tritt ein Tänzer auf, gewöhnlich der Lustigmacher des Dorfes, tanzt allein, bewegt Hände, Arme und Beine, schwenkt seine mit Haar verbrämte Kuhhaut, springt umher, und verrenkt die Glieder. Dann bildet sich ein Kreis um das Feuer, ein Mann tritt aus demselben heraus, singt vor, und die anderen summen im Chore nach. Nachher stampfen alle Tänzer abwechselnd mit dem einen oder dem andern Fuße, bewegen die Beine, als ob sie in einer Tretmühle ständen, und plötzlich stampfen Alle gleichzeitig auf, denn sie halten vortrefflich Takt. Nun beginnt wieder ein anderer Tanz. Erst wanken sie mit dem Leibe von einer Seite nach der andern, anfangs gemessen, aber bald wird die Aufregung groß, sie neigen sich und richten sich wieder empor, und zuletzt schlenkern Alle die Arme wie Windmühlenflügel. Oft schließt diese Lustbarkeit mit einer großen Promenade, die dann in einen Höllengalopp ausartet; man glaubt einige hundert Teufel rasen zu sehen. Nun wird nicht mehr ge-

sungen, denn alle Tänzer werfen sich unter hellem Gelächter platt auf die Erde hin und schöpfen endlich wieder Athem. Die Alten blicken mit Entzücken auf dieses Schauspiel, gedenken der Tage, da sie auch dergleichen leisten konnten, und rufen laut: „Schön, sehr, sehr schön!“ Die Frauen tanzen für sich allein.

Aber sehr oft wird nicht getanzt. Dann setzen sich die Träger nach dem Essen um ein Feuer, rauchen, schwatzen und singen. Auch auf mich haben sie einen Gesang gedichtet, und mir die Ehre angethan, mich als Mbaya (böse, schlecht) poetisch zu verherrlichen. Der Gesang lautet:

Muzungu mbaya (der böse weiße Mann) geht von der Küste.
Nun fällt der Chor ein:
Pati, pati! (Der kleine Kerl.)
Wir wollen folgen dem Muzungu mbaya;
Puti, puti!
So lange er uns zu essen giebt;
Puti, puti!
Wir wollen über Berge und durch Flüsse gehen.
Puti, puti!
Mit der Karawane dieses großen Mundewa (Kaufmannes).
Puti, puti!

Und so weiter. Inzwischen zanken, schreien und brüllen die Beludschen und die Söhne Ramdschi's, und sprechen vom Essen und wieder vom Essen, bis um etwa acht Uhr der Ruf: Lala, Lala! Schlafen! gehört wird. Die Männer begeben sich sofort zur Ruhe, die Frauen aber schwatzen manchmal bis Mitternacht. Allmälig versinkt die Karawane in Schlaf, und nun bietet das Ganze ein eigenthümliches, ergreifendes Bild. Die halberloschenen Feuer flackern dann und wann auf und werfen in weitem Kreise einen seltsamen Schein auf den Gestrüppwald und die hohen Bäume im schwarzen Forst. Ueber mir am tiefblauen Himmel flimmern die silbernen Sterne, am westlichen Horizont steht ein glänzender Halbmond und über ihm strahlt Hesperus wie ein Diamant.

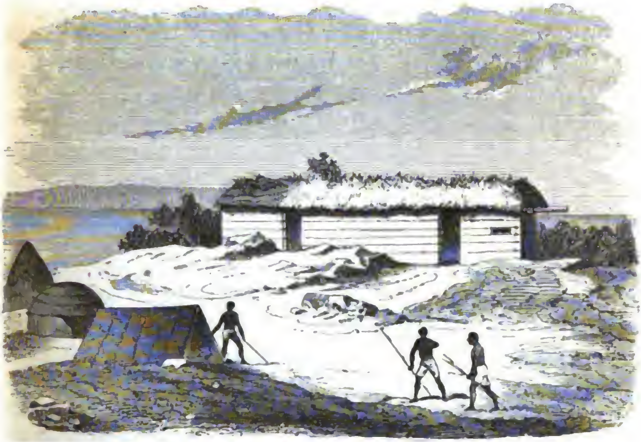
Die Strecke, welche eine Karawane im Laufe eines Tages zurücklegt, ist natürlich sehr verschieden. An einem kühlen, mondhellen Morgen kann ein Pagazi auf ebenem Pfade beinahe vier englische Meilen in der Stunde zurücklegen, im Durchschnitt aber nur drei Statutmeilen, und rechnet man, daß etwa 150 Mann im Gänsemarsch hinter einander gehen, so darf man etwa $2^1/_4$ Meile an-

nehmen. Aber die Straße macht 20 bis 40 und 50 Procent Windungen. Des Portugiesen Lacerda Träger in Ostafrika hielten eine Tagereise von $2\frac{1}{2}$ portugiesischen oder $9\frac{1}{3}$ englischen Statutmeilen für ein sehr schweres Tagewerk. Die Schwarzen im Norden des Aequators sind bessere Fußgänger als jene im Süden.

Wir schließen diesen Abschnitt mit einigen Bemerkungen über die ostafrikanischen Dörfer. An der Küste bestehen sie aus großen, meist länglichen Vierecken von beworfenem Flecht- oder Pfahl- und Lattenwerk; das Dach steht weit über und bildet eine Verandah; weiter landeinwärts tritt dagegen die Nyumba auf, das ächt afrikanische Wohngebäude, nämlich die runde Hütte, welche schon von so vielen Reisenden beschrieben worden ist. Livingstone äußert wohl ganz richtig, daß diese runde Form das Ergebniß eines Mangels an Erfindung bei diesen Barbaren sei. Man steckt junge Baumstämme in die Erde, bindet sie oben zusammen, und deckt Rohr oder Gras darüber. Fensteröffnungen kennt man nicht, und die einzige Oeffnung ist ein Thürloch an der Seite. Das ist die allereinfachste Hütte; jene, welche unsern Bienenkörben gleicht, ist schon ein Fortschritt. Sie sieht etwa aus wie eine umgestülpte Obertasse mit ausgebauchten Seiten und hat ein hübsches Dach, dessen einzelne Kreise wie Ziegel übereinander liegen; aus der Ferne gesehen hat eine solche Hütte Aehnlichkeit mit einem kolossalen Vogelneste. Das Gerüst stellt man aus Pfählen und rohen Stämmen junger Bäume her, flicht in die Quere Zweige, bewirft die Wände innen und außen mit Schlamm, der zuweilen abgeputzt und mit allerlei Figuren verziert wird. Solch eine Hütte hat 20 bis 25 Fuß Durchmesser und ist in der Mitte 7 bis 15 Fuß hoch; ein starker Baumstamm, gegen den alle anderen Stangen zusammenlaufen, bildet den Hauptträger des Ganzen. Das Dach, welches zuletzt aufgesetzt wird, besteht aus einem Flechtwerk von Zweigen, auf welches man Palmzweige und Gras legt; das Ganze wird dann mit Streifen von Baumrinde überzogen. Unter dem bis zu sechs Fuß weit vorstehenden Ueberhange, der gleichfalls von Pfählen und Querstangen gestützt wird, und Schatten giebt, hält sich die Familie am liebsten auf. Die Eingangsthür ist immer eng und klein, damit in der heißen Zeit die Hütte kühl bleibe und bei kaltem Wetter Rauch und Wärme nicht rasch abziehen. Man verstellt diese Oeffnung Nachts mit einer aus Rohr geflochtenen Platte; gewöhnlich hat die Hütte auch noch eine zweite Thür, die aber nur dann geöffnet wird,

wenn man die Flucht ergreifen will. In kalten und feuchten Gegenden haben die Hütten noch eine zweite Wand und auch ein zweites Dach.

Es ist schon bemerkt worden, daß im mittlern Usagara diese Bienenkorbhütte dem viereckigen Tembe Platz macht, das westlich bis über Unyanyembe hinauskommt. Es ist gleichfalls afrikanischen Ursprungs, gleicht aber den Hischam im Hedschas und jenen im Innern offenen Häuserquadraten, welche durch die Araber eine so



Ostafrikanische Häuser.

weite Verbreitung gefunden haben. In Ostafrika deutet es schon eine Art von Entwickelung und Fortschritt an, denn bei den wilden Stämmen kommt das Tembe nicht vor, und gleich westlich von Unyamwezi, in Uvinza und am Tanganyika-See findet man sofort wieder den Bienenkorb.

Das Tembe sieht von Weitem wie ein Erdaufwurf aus, und wenn man an jedem Winkel ein Blockhaus anbrächte, so wäre es für Afrika eine respektable Festung, die den Schwarzen erfolgreichen Widerstand leisten könnte. Es bildet, wie schon bemerkt, ein längliches, im Innern offenes, meist unregelmäßiges Viereck, mit Krümmungen, vorstehenden Ecken und Halbkreisen; im Hügellande ist es auch wohl oval. In der Gegend von Msene, wo viele schöne Bäume

wachsen, ist das Tembe oft mit einem Pfahlwerk, Boma, von jungen Stämmen umzogen, die man mit Thierschädeln und allerlei Talismanen verziert; in feuchten Gegenden pflanzt man noch einen dreifachen lebendigen Zaun ringsum und legt einen Abzugsgraben an. Der offene Raum vor dem Hauptwege, welcher durch diese Hecken führt, hat einen besondern Zierrath, nämlich ein Dutzend im Halbkreis aufgestellter Stangen, auf denen Menschenschädel hängen. In manchen Dörfern kann man nur durch einen langen, engen und finstern Pfahlgang kommen. Ein Tembe, das lediglich zur Vertheidigung gebaut ist, wird Kaya genannt, (der Obmann heißt Muinyi Kaya), aber man gebraucht das Wort auch manchmal für ein Mdschi oder Boma, das ein mit Pfahlwerk umgebenes Dorf überhaupt bedeutet. In einigen Theilen von Unyamwezi liegt eine Bandani, äußere Hütte vor dem Tembe; dort pflegen Männer und Frauen ihre Arbeiten zu verrichten.

Das Dachgerüst wird dick mit Gras und dieses gleichfalls sehr dick mit Schlamm und Thon belegt; es fällt nach beiden Seiten hin etwas ab, damit das Regenwasser hinunterfließe, ist aber doch so flach, daß man Korn, Kalebassen, Melonen, Manioc und viele andere Sachen dort hinlegen und trocknen kann. Einen schattengebenden Ueberhang hat es nicht; zum Hinaufsteigen dient eine sehr einfache Leiter, nämlich ein Baumstamm, in welchen man Trittstufen gehauen hat; in der Regenzeit ist es grün, und Burton bedauerte sehr, daß er nicht etwas Samen von Senf oder Kresse bei sich hatte. An jeder äußern Seite befinden sich einige Thüröffnungen, die man nach Sonnenuntergang schließt. Später darf Niemand mehr sein Tembe verlassen. Das Innere ist durch Wände in verschiedene Gemächer abgetheilt, die 20 bis 50 Fuß lang, 12 bis Fuß breit sind. Die gemeinschaftliche Mauer eines großen Tembe umschließt die Wohnungen mehrerer Familien, welche den innern Hofraum gemeinschaftlich benützen, und das Vieh melken. Es ist sehr unsauber, hoch mit Dünger bedeckt, der bei heißem Wetter sich in Staub auflöst und beim Regen einen Sumpf bildet. Manchmal stehen Bäume auf diesen Höfen, allemal aber sieht man dort die kleine Fetischhütte, Mzimu, vor welcher man opfert.

In manchen Gegenden, zum Beispiel in Ugogo, werden diese Wohnungen so unreinlich gehalten, daß man sie schon nach einem Jahre niederbrennen muß. Selbst die Schwarzen können es dann

darin nicht mehr aushalten. Das Innere ist wie eine Menagerie, beherbergt Hühner, Schweine und äußerst unverschämte Ratten; Skorpione und Ohrwürmer fallen aus dem Sparrwerke herab; der erstere heißt Nge, ist klein und gelb; sein Stich ist schmerzhaft, aber nicht gefährlich; der grüne, fünf Zoll lange Skorpion in Ugogo ist giftiger und sein Stich verursacht große Qualen. Die Araber sagen, ein Skorpion in Ostafrika müsse sterben, wenn er fünf Mal gestochen habe, und wenn man ihm einen Stecken auf den Rücken halte, tödte er sich selber. Der Ohrwurm kommt an allen feuchten Stellen vor und sucht die Hütte des Schattens wegen auf; der Aberglaube, welcher sich in Europa an dieses Thier knüpft, ist in Ostafrika nicht bekannt. Dieses Insekt häutet sich vor der Regenzeit. Ein kleiner Holzwurm mit schwarzem Kopfe arbeitet so fleißig, daß oft ein gelber Staubregen aus dem Sparrwerk herabkommt; Heimchen zirpen vom Abend bis zum Morgen, Kakerlaken sind in großer Menge vorhanden; eine Mauerwespe wird durch ihr Summen lästig, Eidechsen fehlen auch nicht, und in den Winkeln weben scheußlich häßliche Spinnen. Dazu kommen dann noch Fliegen aller Art, Mücken, Flöhe, Wanzen und die allerabscheulichste Plage, kleine Ameisen. Es giebt runde und ovale, flache und aufgeschwollene Wanzen; der Biß der größten verursacht Fieber.

In Unyamwezi findet man in jedem Tembe eine Kitanda, Bettstelle, oft auch mehrere; man legt ein paar Ochsenfelle, vielleicht auch eine Binsenmatte auf das rohe Gestell und das Bett ist fertig. Aber nur ein Afrikaner kann darauf schlafen; es ist zu kurz und zu hart und wimmelt von Wanzen; ein Stich dieses häßlichen Insektes gewährt indessen dem Afrikaner nur ein angenehmes Kitzeln, und der widerwärtige Geruch ist ihm angenehm. An den Wandpflöcken hängen vielerlei Hausgeräthschaften, z. B. hübsch geflochtene Seile, Kalebassen und walzenförmige Körbchen. Das Getreide wird in einem besondern Gemache verwahrt; man zerreibt das Korn auf einer Granitplatte; die Kochtöpfe stehen auf drei Füßen; der Besen ist ein Graswisch oder auch ein Bündel Bambusfasern, wird aber wenig gebraucht, weil man das Säubern lieber den Ameisen überläßt. Vom Sparrwerke hängen Trommeln und Kesseltrommeln, Häute und Felle herab, an den Wänden Bogen und Pfeile, Wurf- und Stoßspeere. Im innern Dache muß, des guten Glückes wegen, immer ein Pfeil stecken; Elfenbein wird gleichfalls im Sparrwerk aufbewahrt und dadurch angeräuchert; es verliert die bräunliche Farbe,

wenn es mit warmem Blute gewaschen wird. Den größten Putz bildet der Kiti, kleine Stuhl oder Schemel, der aus einem Blocke geschnitzt wird, nur einen Fuß hoch ist und sechs Zoll im Durchmesser hält; die Oberfläche ist etwas ausgehöhlt. Er hat gewöhnlich drei nach Außen gekrümmte Beine, manchmal auch vier. Sultane und Mganga halten es für ihrer unwürdig, auf der bloßen Erde zu sitzen.

Neuntes Kapitel.

Reise durch das westliche Unyamwezi. — Die Regenzeit. — Fieber und Heilkünstler. — Ein braver Araber. — Das östliche Wilyankuru; Kirira; der Marktplatz Msene und dessen Handelsverhältnisse. — Der Sultan Masanza. — Burton's schwerste Erkrankung. — Der Fluß Malagarazi.

Unter einer Menge von Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten aller Art wurden die Reisenden vom 8. November bis zum 14. Dezember 1858 in Kazeh zurückgehalten. Gewöhnlich bleiben die Karawanen, welche nach Udschidschi wollen, sechs Wochen bis zwei Monate in Unyanyembe, um auszuruhen und die nöthigen Vorbereitungen zur Weiterreise zu treffen.

Gleich nach der Ankunft in Kazeh lohnte Burton die Träger ab und sie zogen fort, ohne ihm auch nur ein Lebewohl zu sagen. Dann kamen wieder einmal Zerwürfnisse mit den Beludschen, die unter Vortritt ihres Hauptmannes und in Staatskleidern ihre Aufwartung machten, um ein Geschenk zu fordern, weil sie den Reisenden bis nach Kazeh sicher geleitet hätten; ohne Bakschisch könnten sie nicht weiter mitgehen. Das verstieß aber gegen die schriftliche Uebereinkunft, und als Speke dieselbe vorwies, schwiegen sie und bettelten um Salz und Gewürze, um Tabak und Ziegen, um Pulver und Kugeln. Sie betrugen sich eben so schlecht, wie Kidogo und der Kirangozi; auch mit diesen kam Burton wieder in allerlei Irrungen, weil sie es darauf abgesehen hatten, aus seiner

Verlegenheit Nutzen zu ziehen. Sie meinten, daß er ohne ihre Beihülfe sich keine neuen Träger verschaffen könne, obgleich der Kirangozi verpflichtet war, dafür zu sorgen.

Am 14. November setzte der Masika oder die nasse Jahreszeit ein; sie hatte sich schon seit einiger Zeit durch starke Regenschauer, die in Zwischenräumen eintraten und die trockene Hitze unterbrachen, deutlich angekündigt; jetzt öffneten sich die Wolken, es goß wie in Strömen herab, und auch „Regensteine" fielen, nämlich Hagel. Diese Regenzeit ist die eigentlich „gesunde" Jahreszeit in Ostafrika, und nach der Hitze, dem Staube und der Dürre der heißen Monate wirken die frische Luft und das neue Grün wahrhaft erquickend. Aber für Reisende bringt sie auch sehr viele Unannehmlichkeiten. Die Wanyamwezi bestellen dann ihre Felder, und wollen, wie schon früher bemerkt wurde, sich nicht als Träger anwerben lassen. Allerdings kamen viele Bauern vom Lande herein und machten Versprechungen, ließen sich aber nicht wieder blicken, nachdem sie das Vergnügen gehabt hatten, einmal weiße Männer zu sehen. Mit Mühe brachte Sney ben Emir zehn Männer zusammen, welche aber sofort Miene zum Fortlaufen machten. Die erste Zeit des Masika ist allemal ungesund, die Fremden leiden dann viel vom Fieber, der rasche Umschlag der Temperatur wird empfindlich. Speke befand sich ziemlich wohl, aber die goanesischen Diener bekamen die Mukurungu, die Eingewöhnungskrankheit von Unyamwezi, welche in einem abschwächenden Gallenfieber besteht, und selbst Mabruki und Bombay waren leidend. Bald kam auch die Reihe an Burton, und Sney ben Emir's „Kameeldoktern" mit gepulvertem Ingwer wollte nicht anschlagen. Da holte der Doktor eine Mganga, alte Hexe, herbei, die als Heilkünstlerin großen Ruf hatte. Nachdem sie ihre Vorausbezahlung bekommen hatte, untersuchte sie den Mund des Kranken und fragte, ob er nicht etwa Gift bekommen habe. Daraus geht hervor, daß Vergiftungen in jenem Lande nicht gerade selten sein müssen. Dann zog sie aus einem kleinen Zauberkürbiß ein grünliches Pulver, wahrscheinlich von Hanf, hervor, begoß dasselbe mit Wasser und gab es dem Kranken zum Einschnupfen. Natürlich erfolgte sogleich ein starkes Niesen, das von der Alten mit lautem Freudengeschrei begrüßt wurde. Nachher rieb sie ihm den Kopf mit einem andern Pulver und erklärte, daß nun ein tüchtiger Schlaf eintreten werde; am andern Morgen wolle sie wiederkommen. Allein sie erschien nicht, denn sie war nun reich

geworden und hatte genug, um sich eine Woche lang täglich in Pombe zu betrinken. Dieses Unyamwezifieber läßt große Schwäche, Leberleiden, Brennen in der Handfläche, Jucken auf den Fußsohlen, Kopfschmerzen und abwechselnd kalte und heiße Anfälle zurück. Burton hatte daran einen vollen Monat hindurch zu leiden.

Die Abreise mußte immer weiter hinausgeschoben werden, weil ein Hinderniß dem andern folgte. Die Beludschen behaupteten, sie hätten sich nur auf ein Jahr verpflichtet und jetzt das Recht umzukehren. Das war nicht richtig und ohnehin seit der Abreise von der Küste erst eine Zeit von sieben Monaten verflossen. Nachdem sie sich wieder einmal unverschämt benommen hatten, gaben sie scheinbar Reue kund, hetzten aber trotzdem einige Träger zum Entfliehen auf und verbreiteten allerlei böse Gerüchte auf Kosten der weißen Männer. Auch Seid ben Selim benahm sich äußerst schlecht und pochte auf seine Unentbehrlichkeit; er verzettelte ohne Erlaubniß Zeuge und Glasperlen, betrog, wurde heftig, als ihm seine Unredlichkeit nachgewiesen wurde, und kehrte überhaupt die rauhe und böse Seite heraus. Dagegen benahm sich der gute Sney ben Emir desto musterhafter und gab den weißen Männern unablässig Beweise seines freundlichen Wohlwollens. Er versorgte ihre Küche, ermahnte die Beludschen und die Söhne Ramdschi's zu anständigem Benehmen und gab sich alle Mühe Träger anzuwerben. Von großem Werth war es für Burton, daß der Araber den Reisenden in der Sprache von Unyamwezi unterrichtete und ihm gute Nachrichten über geographische Verhältnisse, insbesondere über die Lage des nördlichen Sees, des Nyanza, gab. Diese Angaben wiesen sich späterhin als richtig aus. Auch besorgte er die Papiere der Reisenden redlich nach Zanzibar.

Endlich konnte, trotz aller Ungunst der Verhältnisse, der Aufbruch nicht länger verschoben bleiben. Speke zog voraus und machte am 5. Dezember ein Khambi beim Hügel Zimbili, der als Landmarke dient und etwa zwei Stunden von den Tembe der Araber entfernt liegt. Am dritten Tage folgte ihm Burton, mehr todt als lebendig; er glaubte, Asrael's Fittig wehe schon über seinem Haupte. In einem Dorfe am Fuße des Zimbili fand er eine kalte Hütte, durch deren Dach das Wasser drang. Dort mußte er unter Regen und Gewitterstürmen liegen bleiben, bis es den Beludschen gefiel, sich nach und nach einzufinden, bis auch die Söhne Ramdschi's kamen und einige Träger sich zur Mitreise hatten bereit finden lassen.

Ein längerer Verzug war aber auch jetzt noch geboten, weil einige dieser Leute wieder entliefen, und zugleich die Nachricht eintraf, daß die längst erwartete Karawane, welche den Reisenden von der Küste her nachgesandt worden war, endlich in Rubuga eingetroffen sei. Speke ging deshalb nach Kazeh zurück, um die Vorräthe, welche sie mitgebracht hatte, in Empfang zu nehmen, während Burton sich Mühe gab, einige Träger aufzutreiben.

Am 15. Dezember begann er dann seine Weiterreise nach Westen, war aber so schwach, daß er sich tragen lassen mußte. Nach zwei Stunden erreichte er das Dorf Yombo, welches von Pisang und wilden Fruchtbäumen umgeben ist, z. B. vom Mkuba, der eine recht wohlschmeckende eßbare Pflaume trägt; der Metrongoma hat eine chocoladenfarbige Frucht von der Größe einer Kirsche. Hier trat auch die Palmyrapalme, Borassus, wieder auf; in der wenig fruchtbaren Tafelebene von Ugogo fehlt sie.

Yombo, wo Burton zwei Tage verweilte, liegt tief und ungesund, auch sind dort nur wenig Lebensmittel zu haben. Burton beobachtete die Weiber des Dorfes. Abends zogen sie unter Gesang vom Felde heim, wie denn überhaupt im Lande des Mondes der Abend die schönste Tageszeit ist, weil ein weicher, duftiger Wind in Wellen wie die Schläge eines Fächers über die Gegend hinweht. Dann wird Alles lebendig, die Vögel singen noch einmal, die Antilopen gehen in den Busch, das Vieh wird von der Weide hereingetrieben und tummelt sich in lustigen Sprüngen, und die Menschen treten zusammen, um sich miteinander zu unterhalten. Die Frauen setzen sich in einen Kreis auf kleine Stühle und rauchen Tabak nach Herzenslust, ziehen den Dampf tief ein und blasen ihn in Wolken aus den Nasenlöchern hervor. Dann und wann essen sie etwas Manioc oder gerösteten grünen Mais, um den Mund zu kühlen. Der Pfeifenkopf ist zwar nur von gebranntem Thon, aber seine Gestalt durchaus zweckmäßig, weil sie nach unten hin spitz zuläuft. Burton sagt: „Unter den Mädchen von Yombo waren drei, welche in der ganzen Welt für schön hätten gelten müssen. Ihr Antlitz war vollkommen griechisch.“ Daran zweifeln wir entschieden, weil kaukasische Gesichtsbildungen bei den Negroiden Ostafrikas eine Unmöglichkeit sind. Wohl aber glauben wir, daß diese Mädchen einen herrlichen Wuchs hatten; ob aber auch Arme und Beine in jener Rundung entwickelt waren, welche den Negern und Negroiden durchgängig fehlt, sagt der Reisende nicht. Sie trugen einen

Schurz von Baumfasern um die Hüften, und es ergötzte den Kranken sehr, daß sie ihn neben sich Platz nehmen ließen, wenn er ihnen Tabak geschenkt hatte.



Rauchende Frauen.

Nachdem er zwanzig Träger gemiethet hatte, von denen aber fünf sogleich wieder entliefen, und elf Beludschen bei sich sah, (die übrigen waren krank in Kazeh zurückgeblieben,) brach er am 18. Dezember von Yombo auf und kam nach dem kleinen Dorfe Pano, das etwa 4000 Fuß über dem Meere liegt, ging dann über die wellenförmige Ebene Mfuto, wo herrliche Tamarinden stehen, und nach einer dritten Tagereise langte er in Irora an. Dieses Dorf liegt im westlichen Mfuto und gehört einem Araber aus Mbuamadschi, Selim ben Saleh. Dieser Mulatte wollte vom zanzibarischen Sultan nichts wissen, erklärte barsch, daß er eben so gut Sultan sei, wie irgend Jemand, wurde aber bald ein wenig zahmer und gab frische Milch. Am 22. Dezember langte Speke an und brachte vier Ladungen Zeug, drei Ladungen Glasperlen und sieben

Trachten Messingdraht mit. Das erste war ganz schlecht und die Perlen waren zum Theil unverwendbar, weil die Hindu in Zanzibar nach Hamerton's Tode die Angelegenheiten der Reisenden schlecht besorgten. Sie hatten sogar die ganze Ladung zwei Sklaven anvertraut, die ihr Aufsichtsrecht benützten um recht nach Herzenslust zu stehlen; Arzeneien, die doch so nöthig waren, fehlten gänzlich.

Am 23. Dezember gingen die beiden Reisenden gemeinschaftlich weiter in den Distrikt, welchen sie als das östliche Wilyankuru bezeichnen, und dort trennten sie sich auf einige Tage. Burton begab sich nach Muinyi Schandi, wo einige Araber aus Oman große Tembe gebaut haben. Von dort aus werden die umliegenden Gegenden mit Gelbwurzeln versorgt. Die Träger der Hangmatte, in welcher der Kranke lag, waren, wie er sagt, störrig wie wilde Esel und verlangten von früh bis spät zu essen; Seid ben Selim und die Beludschen kamen an ihm vorüber, würdigten ihn aber keines Wortes, denn sie waren fest überzeugt, daß seine letzte Stunde bald schlagen werde. Aber am Weihnachtstage bestieg er wieder einen Esel, ritt durch das westliche Drittheil des Wilyankuru-Bezirkes und wurde von einem reichen Grundbesitzer, Seid ben Selim, gastlich aufgenommen. Dieser gutmüthige Araber führte den Beinamen Simba, der Löwe, und hatte vom Landessultan Mrorwa Erlaubniß erhalten, ein großes Tembe zu bauen. Er wies dem Europäer ein kühles Gemach an und benahm sich vortrefflich. Burton gelangte dann über Masenge noch am 26. Dezember bis Kirira, wo er abermals bei zwei Arabern gastliche Aufnahme fand. Eine Menge Waschenzi drangen in das Haus, um den Muzungu zu sehen, auch der Sultan Kafrira stellte sich ein. Die Araber bezeichnen das Klima von Kirira als eine Arzenei, und das ist im Vergleich zu der ungesunden Luft von Kazeh auch ganz richtig. Burton hatte eine ruhige Nacht, fühlte sich am nächsten Morgen sehr gestärkt, und auch die goanesischen Diener erholten sich.

Am 30. Dezember erreichte er den Distrikt von Msene, wo die Wald- und Buschgegend plötzlich einer weiten, äußerst fruchtbaren Ebene Platz machte. Dort fand er in dem Tembe eines Suaheli, Namens Saadullah, seinen Gefährten Speke in sehr angegriffenem Zustande.

Msene ist der wichtigste Marktplatz (Bandari) im westlichen Unyamwezi und gleichsam Hauptstadt der Suaheli und arabischen Mischlinge von der Küste, welche von den reinen Arabern aus Oman

nicht für voll angesehen werden. Diese letzteren wohnen vorzugsweise in Unyanyembe und den benachbarten Distrikten, doch halten sich zuweilen auch einige wenige in Msene auf. Hier besteht die Mehrzahl der Einwohner aus Wasumbwa, die ein Unterstamm der Wanyamwezi sind; neben ihnen wohnen Angehörige des Hirtenvolkes der Watosi und Flüchtlinge aus Uhha. Im Jahre 1858 hieß der Sultan von Msene Masanza, sein Bruder Funza, und Beide waren den Fremden freundlich gesinnt, insbesondere den Arabern, welche schon einmal wirksamen Beistand gegen die räuberischen Watuta geleistet hatten. Dieser Sultan übt eine große Macht aus, und die vielen Schädel, welche auf Pfählen stecken, liefern den Beweis, daß er mit den Verbrechern kurzen Proceß macht. Seine Unterthanen klatschen mit den Händen und knien nieder, wenn er sich nahet, beweisen ihm also königliche Ehren. Dieser Sultan trägt keine Glasperlen, die ja seiner Würde nicht angemessen wären, sondern Ringe von Kupfer und Elfenbein.

Msene ist, gleich Unyanyembe, nicht eine Stadt oder zusammenhängende Ortschaft, sondern besteht aus einer Anzahl von zerstreut umherliegenden Weilern und hat keine regelmäßige Straße. Nach Norden hin liegen zwei Dörfer des Sultans, Kwihanga und Yovu, beide mit Pfahlwerk, Euphorbienzäunen und einem Graben umzogen. Im Innern befinden sich runde Hütten, die auch ihrerseits durch viereckige Plätze, Pfahlwerk und Hecken von einander getrennt sind. Die übrigen Dörfer von Msene, nämlich Mbugani, d. h. in der Wildniß, und Mdschi Mpia, Neustadt, wo die Suaheli wohnen, liegen in einem Kreise, und sind durch einen in der Regenzeit sehr schlammigen Weg von dem Dorfe der arabischen Mulatten getrennt, welches Schyambo heißt. Dasselbe bestand 1858 aus neun großen Tembe und ungefähr 150 Hütten, und hier war auch eine Art Bazar, Soko, wo Ochsen geschlachtet, Gemüse, verschiedene Getreidearten und andere Lebensmittel verkauft werden. In Msene kann man sich, zu etwas höheren Preisen als in Unyanyembe, mit Zeug, Glasperlen und Messingdraht versorgen; auch führen die Kaufleute einige Droguen, Gewürze, Thee, Kaffee und Zucker; der letztere wird aus körnigem Honig bereitet und heißt deshalb Sukari ya asali. Das Klima ist sehr feucht und äußerst ungesund; der Gombe Nullah, welcher etwa sechs Stunden weit von Msene durch den Distrikt fließt, tritt in der Regenzeit aus und läßt in der sumpfigen Gegend viele Lachen und Tümpel zu-

rück. Der ohnehin an sich fruchtbare Boden wird durch den nassen Monsun, der vom Oktober bis Mai anhält und oft von heißen Tagen unterbrochen ist, nur noch ergiebiger, namentlich gedeiht der rothe Reis ganz ausgezeichnet, und Durra, Hirse, Mais und Manioc werden in so großer Menge geerntet, daß Msene davon sehr viel ausführen kann. Einen wahren Schmuck der Landschaft bilden prächtige Palmyrapalmen, Bauhinien und Sykomoren, Pisang, Papaws und Tamarinden. Nicht minder gedeihen Zwiebeln, Bataten, Eierpflanzen, Paradiesäpfel und Vogelpfeffer, die alle wild wachsen; sodann Melonen, Gurken und eßbare Pilze; Milch, Hühner, Honig und Tabak sind in Menge vorhanden und sehr wohlfeil. In Ostafrika erleidet das Haupttauschmittel bekanntlich oftmals einen Wechsel, durch welchen die Kaufleute, die gerade viele Perlen in Vorrath haben, zuweilen großen Schaden haben, wenn diese plötzlich aus der Mode kommen. Im Jahre 1858 standen weiße und blaue Porzellanperlen hoch in Gunst; auf den Strang gezogen hießen sie Sofi, einzeln Msaro, und von den letzteren waren zehn so viel werth wie ein Pfund Ochsenfleisch. In Nachfrage waren auch Sungomadschi oder Taubeneier, rothe Korallen, Rosa-Porzellan und Muschelverzierungen, die Kiwangwa genannt werden. Die weniger gangbaren Sorten konnte man gegen Korn und Früchte vertauschen, beim Verkauf von Hühnern, Milch und Eiern wurden sie jedoch nicht in Zahlung angenommen. In Msene zapft man die Palmyrapalme an, um Wein aus ihr zu gewinnen; in anderen Theilen Ostafrikas versteht das Volk nicht diesen Baum zu erklettern.

Auf dem Markt von Msene sind die Preise gewöhnlich etwas wohlfeiler als in Unyanyembe, manchmal erreichen sie aber auch eine ungewöhnliche Höhe. Die Einwohner weben etwas Baumwollenzeug, verfertigen Matten, thönerne Pfeifenköpfe und einige Eisengeräthe. Die Bewohner leben sehr ausschweifend; alle, vom Sultan bis zum Sklaven, sind so oft es irgend angeht betrunken, und der Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern könnte nicht zügelloser sein. Die Trommel ruhet nie und getanzt wird immer. Solch lustiges Leben ist verlockend und deshalb reißen hier den Karawanen allemal viele Leute aus; selbst Haussklaven können den Verlockungen nicht widerstehen.

In diesem Orte blieb Burton zwölf Tage liegen. Er wurde einige Male vom Sultan Masanza besucht, der ihn, als Einleitung zur ersten Besprechung, in folgender Weise anredete: „Weißer Mann,

was hast Du mir von der Küste zum Geschenk mitgebracht?" Nachdem er einen Ochsen geschickt hatte, bekam er einige Stücke Zeug und einige Stränge Glasperlen; nachher stellte er sich mit einer Anzahl von Prinzessinnen ein, welche sich die Huldigungen der Beludschen gefallen ließen. Den Neujahrstag feierten die Weißen mit einem Gastmahl; am 10. Januar 1858 konnten sie Msene verlassen; aber es hatte große Mühe gekostet, die Leute zusammen zu bringen, weil Alle sich fürchteten, weiter nach Westen vorzudringen. Nach Norden hin liegen blaue Hügel, in denen die räuberischen Watuta hausen, und in Gegenden, wo verschiedene Stämme unter einander wohnen, sind diese sämmtlich den Fremden abhold. Karawanen dürfen nicht in die Dörfer, sondern sind auf Hütten außerhalb derselben angewiesen, und die Gegend, ohnehin ungesund, ist während der Regenzeit überall schlammig.

Nach einem anderthalbstündigen Marsch kamen die Reisenden nach Mkhali, einem ächten ostafrikanischen Bauerndorfe. Ein Haufen kleiner Hütten, die wie umgestülpte Vogelnester aussehen, umgiebt einen runden offenen Raum, und ist auf der Außenseite dicht mit Euphorbien umzogen. Von dort führte der Weg durch einen Wald nach Sengati und am 12. Januar nach Sorora oder Solala, das zu den allerungesundesten Ortschaften in Unyamwezi gehört. Dort mußten die Reisenden zwei Tage bleiben, um für die nächsten acht Wochen Reis zu kaufen, denn weiter nach Westen hin kommt diese Getreideart nicht mehr vor. Nach vielen Aergernissen mit den Söhnen Ramdschi's, die verabschiedet wurden, ging die Reise nach Ukungwe und Panda, zwei kleinen schmutzigen Dörfern, die jenseit des Gombe Nullah lagen, den man durchwatete.

Am 18. Januar war Burton in Kadschschandscheri, dessen Klima berüchtigt ist, und gerade dort erkrankte er. Schon seit Sorora, wo die giftige Luft auf ihn eingewirkt hatte, fühlte er sich wieder sehr unwohl; als er jetzt an seinem Tagebuche schrieb, überfiel ihn plötzlich eine große Nervenreizbarkeit, der ein Schauder und ein kalter Fieberparoxysmus folgte. Dann wurden ihm alle seine Glieder schwer und fingen zu brennen an, als ob sie in einem glühenden Ofen lägen. Bei Sonnenuntergang litt er furchtbar. „Ich sah," schreibt er, „den Tod vor Augen; mein ganzer Körper war gelähmt und bewegungslos, und es war mir als ob die Glieder abstürben; in den Füßen war kein anderes Gefühl als ein Pochen und Prickeln wie von vielen Nadeln; die Arme konnte ich nicht

nach meinem Willen bewegen, und es war einerlei, ob ich mit der Hand einen Stein oder ein Stück Zeug anfühlte. Der Anfall ging bis an die Rippen hinan, aber weiter kam er nicht. Da lag ich nun, zwei Monate weit von jeder ärztlichen Hülfe, und die Hauptarbeit der Expedition sollte erst noch gethan werden! Aber ich tröstete mich. Die Araber sagen: Hoffnung ist ein Weib, Verzweiflung ein Mann. Ging einer von uns Beiden zu Grunde, so kam wohl der andere mit dem Leben davon und konnte die Ergebnisse unserer Forschungen nach Europa bringen. Als ich die Reise unternahm, war ich entschlossen, das Problem zu lösen oder zu sterben. Ich hatte gethan, was ich vermochte, und jetzt schien mir nichts übrig zu bleiben, als wie ein Mann zu sterben. Ich schickte nach Seid ben Selim; er erklärte, daß er nicht helfen könne. Ich hatte in Folge der giftigen Luft eine theilweise Lähmung bekommen. Die üblichen Gegenmittel versuchte ich ohne Erfolg. Meine Muskeln über und unter den Knieen waren zusammengezogen, fast ein Jahr lang konnte ich keine irgend beträchtliche Strecke weit gehen; und die Betäubung in Händen und Füßen hielt noch länger an. Ein Suaheli, der einmal ähnlich gelitten hatte, erklärte übrigens, daß ich nach zehn Tagen wieder Bewegung verspüren würde, und richtig, am zehnten Tage konnte ich wieder einen Esel besteigen."

Am 21. Januar ließen sich einige Träger aus der Umgegend bereit finden, den Kranken zu tragen, aber nach acht Tagen rissen sie aus. Unter solchen Umständen kam Burton nach Usagozi, das ehemals die Hauptprovinz von Unyamwezi war. Jenseit derselben, nach Westen hin, sind die Wanyamwezi nur theilweise im Besitz des Landes, das eine Abwechselung von Grasebenen, dichten Wäldern und fruchtbaren Aeckern darbietet. Die Einwohner bauen viel Getreide und Tabak, Bienenkörbe hängen in allen großen Bäumen, und am Eingange der Dörfer stecken Schädel auf hohen Stangen, als Warnungszeichen, daß man den Karawanen nichts zu leide thun dürfe. Reyombo, Sultan von Usagozi, war Herrscher über die Wakalaganza, einen vorzugsweise für edel geltenden Stamm der Wanyamwezi, die aber mit Watosi gemischt sind, hübschen Leuten, welche in schmutzigen Hütten und offenen Dörfern wohnen. Die Wakalaganza kleiden sich in Zeug aus schwarz gefärbter Baumrinde. An der westlichen Gränze des Usagozidistriktes, wo die Reisenden drei Tage verweilten, wurde Speke, der durch öftere Fieber sehr geschwächt war, heftig krank, und erblindete beinahe;

ein gleiches Schicksal hatte der Goanese Valentin; bei Burton war das Augenleiden schwächer. Später, in Udschidschi, bekam Speke eine gefährliche Augenentzündung.

Von Usagozi führte die Straße nach dem großen Dorfe Masenza, in welchem Wagara oder Wagala wohnen. Sie sind ein zahlreicher Stamm an der Süd- und Südostgränze von Unyamwezi. Am 27. zog Burton durch den Mukozimodistrikt, welchen Wanyamwezi, Wagara und Wawindi gemeinschaftlich bewohnen. Dort wollte ein Dorfhäuptling keine Leute einlassen, welche auf Eseln reiten. Die nächste Station war Uganza, ein stark bevölkertes Dorf der Wawindi, welche keine Lebensmittel verkaufen wollten. Dann folgte die große Lichtung von Usenye, das zwischen dem Lande des Mondes und Uvinza liegt, und wo die den Reisenden äußerst gefährlichen Wavinza wohnen.

Jenseit Usenye lag wieder dichter Wald; man sah dort viele Spuren von Dörfern, welche durch die Wawindi und Watuta niedergebraunt waren. Am 31. Januar wurde in Rukunda oder Lukunda übernachtet; dann kam die Flußebene des Malagarazi in Sicht. Nordwärts von der Straße zog sich der Strom durch eine sumpfige Gegend hin. In Wanyika mußte ein Tag gerastet werden, um über die Kuhonga, den Tribut, mit den Abgesandten des Sultans Mzogera von Uvinza zu verhandeln, denn diesem Häuptling, dem Herrn des Malagarazi, ist jeder Fremde preisgegeben, weil er dem Fährmann gebietet. Er erpreßte Sachen im Werthe von 50 Pfd. Sterling. Damit war der Einlaß erkauft, und nachdem die Reisenden in einem kleinen Dorfe, Unyanguruwwe, Halt gemacht hatten, kamen sie am 3. Februar an den Malagarazi, der etwa 50 Yards breit war. Dann gab es neue Verhandlungen mit dem Fährmanne in Ugaga.

Der Malagarazi, unrichtig auf verschiedenen Karten Mdschigidgi, Magrassie oder Magozi genannt, kommt nicht, wie man bisher wohl meinte, aus dem See von Udschidschi, sondern hat seine Quellen in den Gebirgen von Urundi, nicht weit von jenen des Kitangure oder Flusses von Karagwah. Aber dieser letztere entspringt auf dem obern entgegengesetzten Abhange und fällt in den Nyanza oder nördlichen See, während der Malagarazi von dem niedrigern Abhange der Aequatorialkette herabkommt und nach Südosten fließt, bis er in die große centralafrikanische Depression gelangt. Dann strömt er rund um die südliche Basis von Urundi,

biegt nach Westen hin ab und ergießt sich in den Tanganyika-See. Seine Mündung ist im Lande Ukaranga und man sieht von Kawele aus deutlich die Landspitze, hinter welcher er sich mit dem See vereinigt. Er ist nicht schiffbar und hat Stromschnellen. Unterhalb der Fähre wird sein Fall stärker, er hat viele Inseln und man kann ihn nicht durchwaten; wenigstens liegen bei jedem Dorfe Kähne. Er hat sehr viele Krokodile.

Am 4. Februar war man mit dem Fährmann einig; er bekam vierzehn Stücke Zeug und eine Lage Messingdraht, außerdem aber noch für jede einzelne Ueberfahrt bis zu fünf Strängen Glasperlen, je nach dem Betrage der Last, welche über den Fluß geschafft wurde. Als die Reisenden vom Tanganyika-See zurückkehrten, betrug er sich nicht minder unverschämt, denn er verlangte sieben Stücke Zeug, einen großen Krug voll Palmöl und wenigstens dreihundert Stränge Perlen. Endlich war die ganze Karawane auf der andern Seite des Flusses und kam nach dem Distrikte Mpete. Die Araber in Kazeh hatten die Kähne des Fährmannes als geräumige Barken geschildert, in denen wohl fünfzig bis sechszig Leute gleichzeitig übergeschifft werden könnten. Burton war deshalb nicht wenig erstaunt, als er armselige Nachen aus Baumrinde fand, etwa sieben Fuß lang und aus Rindenstreifen zusammengenäht. Der Kiel war scharf, das Vordertheil und Hintertheil etwas erhöht. Wenn solch ein Baumrindenkahn auf dem trockenen Ufer liegt, sieht er aus wie ein kolossaler abgetragener Schuh. Doch es blieb keine Wahl; die Reisenden mußten sich diesen armseligen Fahrzeugen anvertrauen, welche beladen nur vier Zoll Bord über Wasser hatten. Im Innern reichte ihnen das Wasser bis an die Fußknöchel und sie mußten unaufhörlich ausschöpfen. Der Fährmann stand vorne und ruderte und schob den Kahn mit einer Stange, je nachdem das Wasser tief war. Dabei ging er allerdings ganz geschickt zu Werke. Die Esel wurden ins Wasser geworfen und schwammen glücklich hinüber; auch wurde, zu nicht geringem Erstaunen der Reisenden, kein Ballen beschädigt. Der Fährmann setzte seine Leute trocken ans Land, verlangte aber auch dafür eine besondere Belohnung.

Zehntes Kapitel.

Das Land Unyamwezi und dessen Bewohner. — Das Land des Mondes und dessen Abtheilungen. — Gestaltung der Oberfläche. — Bodenerzeugnisse und Thierleben. — Klima und Krankheiten. — Erdbeben. — Sitten und Lebensweise der Wakimbu und Wanyamwezi. — Stellung der Frauen. — Barbarei und Menschenopfer. — Das Gemeindehaus. — Speisen und Getränke. — Handel. — Häuptlinge und Beamten. — Sultan Fundikira. — Zauberei und Folter.

Burton bezeichnet Unyamwezi, die „vierte Abtheilung“, als ein hügeliges Tafelland, das sich vom westlichen Rande der Wüste Mgunda Mk'hali in 33° 57′ östl. L. bis zum östlichen Ufer des Malagaraziflusses, 30° 10′ östl. L. erstreckt; es hat demnach in der Diagonale eine Ausdehnung von 155 engl. geographischen Meilen. Im Norden wird es von Usui und dem Nyanza-See begränzt, im Südosten von Ugala, im Süden von Ukimbu, im Südwesten von Uwinde, und hat eine Tiefe von 25 bis 30 Tagemärschen. Beträchtlichste Höhe, welche Burton nach Thermometermessungen bestimmte, 4050 engl. Fuß, niedrigste Höhe 2850 Fuß. Diese Region zerfällt in zwei Unterabtheilungen, Unyamwezi und Uvinza.

Der Reisende geht ausführlich auf die Bedeutung des Namens Unyamwezi ein und wir wollen einige seiner Bemerkungen mittheilen. Botero zufolge hörten die Portugiesen zuerst diesen Namen um 1589. Pigafetta legte 1591 das Reich „Monemugi“ oder Munimigi in ein großes Dreieck, als dessen Gränze er Monomotapa, Congo und Abyssinien angab. Aus seinen Schilderungen ergiebt

sich, daß die Bewohner dieses Centralreiches mit den Städten an der Ostküste in lebhafter Handelsverbindung standen. Dapper, 1671, sagt, daß sechszig Tagereisen vom atlantischen Meer entfernt das Königreich Monemugi liege, welches Andere Nimeamaye nennen; dieser Namen kommt noch auf manchen Karten corrumpirt als „Nimeyae“ vor. Alle portugiesischen Schriftsteller nennen das Volk Mohemugi oder Mono-emugi; Desborough Cooley zieht die Schreibart Monomoezi vor und leitet dasselbe ab von Munha Munge, „Herr der Welt.“ Das war der Titel eines großen Königs im Innern, von welchem Barros spricht. Macqueen, der auch die Benennung Mammoise anführt, erklärt, daß „Mueno-muge, Mueno-muize, Monomoise und Uniamese“ eine und dieselbe Oertlichkeit und dasselbe Volk bezeichnen, meint aber irrthümlich, daß sie so viel sagen wollen als die „großen Moises oder Movisas“. Erhardt behauptet, die Kaufleute an der Küste hätten, der leichtern Aussprache wegen, den Namen „Wanamesi“ in Waniamesi verwandelt, aber auch das ist unrichtig. Livingstone fällt in denselben Irrthum wie Macqueen und Erhardt, wenn er sagt: „Die Benennungen Monomoizes, Monomuigis und Monomuizes oder Monomotapistas kann man nicht auf Völkerstämme anwenden; das würde etwa derart sein, als wenn man die Schotten Lord Douglases nennen wollte. Monomoizes wurde gebildet von Moiza oder Muiza, dem Singular des Wortes Babisa oder Stiza, und dieses ist der eigentliche Name für ein großes im Norden wohnendes Volk.“ Livingstone verwechselt hier das Land der Wanyamwezi, das auf gleichem Parallel mit dem Tanganyika-See liegt, mit den Wabisa (Singular Mbisa; sie sind Rebmann's Wavisa), einem handeltreibenden Volke, das am Nyassa- (Maravi-), See, südwestlich von Kilwa wohnt, und dessen Namen die alten Portugiesen in Movizas verderbt haben. Guillain giebt den Volksnamen richtig als Oua-nyamouezi an, er zeigt aber seine geringe Kunde der zangischen Mundarten, wenn er von einem „Lande Nyamonezi“ spricht. Krapf und Rebmann übersetzen das Wort Unyamwezi (Uniamesi) als „Besitzungen des Mondes.“ Der Anfangsbuchstab U, als causales und locatives Präfixum, bezeichnet das Land; nya ist des; mwezi, ausgesprochen m'ezi, mit weggeworfenem w, bedeutet Mond. Die Einwohner nennen ihr Land auch wohl Unyamiezi, das eine Pluralform sein und Monde oder Monate bedeuten würde. Die Araber und die Leute auf Zanzibar werfen die beiden Anfangsworte fort und bezeichnen der Kürze

wegen Land und Volk als Mwezi. Als richtige Bezeichnung der Bewohner von Unyamwezi stellt sich also heraus: Mnyamwezi in der Einzahl und Wanyamwezi in der Mehrzahl; Kinyamwezi ist die Adjektivform. Die Griechen haben ihr Mondgebirge, die Hindus, wahrscheinlich in der Uebersetzung aus dem Griechischen, ihr Soma Giri, in die Nachbarschaft des afrikanischen „Mondlandes" verlegt. Wie alt diese Bezeichnung in Afrika selbst ist, läßt sich nicht ermitteln, aber so viel bleibt ausgemacht, daß die Portugiesen dieselbe schon vor vierthalbhundert Jahren im westlichen Afrika kennen lernten.

Der Ueberlieferung zufolge war Unyamwezi vor Zeiten ein großes Reich, das von Einem Despoten beherrscht wurde. Als der Urvater des Volkes starb, wurde er in einen großen Baum verwandelt und gewährte Schatten für alle seine Abkömmlinge. Die Araber sagen, das Volk pilgere noch jetzt zu einem heiligen Baume und glaube, daß Jeder, der einen Zweig davon abschneide, eines plötzlichen und geheimnißvollen Todes sterbe. Alle sind der Ansicht, Unyamwezi habe in alten Zeiten nur einen einzigen Gebieter gehabt, welcher dem Stamme der Wakalagansa angehörte; dieser letztere bewohnt noch jetzt den westlichen Bezirk, Usagosi. Das größte Maaß für Zeitrechnung, welches die Leute dort haben, ist eine Masika, Regenzeit. Nun sagen sie, der letzte Kaiser der Wanyamwezi sei gestorben, als die Großväter ihrer Großväter lebten; seine Kinder und Edelleute hätten die Besitzungen unter sich getheilt, dann sei weitere Zerstückelung gefolgt und auf solche Weise das alte Reich in den Besitz einer Menge kleiner Häuplinge gekommen. Das Ereigniß mag also vor etwa anderthalbhundert Jahren stattgefunden haben.

Jene Ueberlieferung wirft auch einiges Licht auf die Berichte der Portugiesen, die von einem großen Reiche wissen.*) Reisende, welche Afrika im siebenzehnten Jahrhundert besuchten, stimmen dahin

*) „Civilisirt", wie Burton meint, kann dasselbe nicht gewesen sein, sondern höchstens ein Conglomerat von barbarischen Stämmen unter einem Despoten, der über Viele herrschte; etwa eine Art von Reich, wie das des Kasembe, nur ausgedehnter. Der Schwarze in Afrika zeigt aus sich selbst heraus nirgends auch nur Ansätze zu einer regelrechten Entwickelung oder höherer Gesittung, von der auch nirgends eine Spur nachzuweisen ist; er bleibt in der urwüchsigen Barbarei stecken, die ein Erzeugniß seiner immanenten Anlage und Begabung ist.

überein, daß vor nur etwa dritthalb bis dreihundert Jahren die Barbaren in Masse und in Menge vom Herzen Aethiopiens und den Gestadeländern des centralen Sees nach den östlichen und südlichen Küsten des Continents ausgeströmt seien. Damals sei große Verwirrung und ein Hin- und Herziehen der Völker gewesen. Dadurch entstand in geographischer und ethnologischer Beziehung eine große Verwirrung, viel Kampf, Zerrüttung, Zerstückelung der Stämme und Abänderung in den Sprachen. Um jene Zeit soll auch das Königreich Mtanda, mit dem ersten Kasembe, entstanden sein. Die Kaffern im Kaplande sagen, ihre Wanderung von Norden her bis an die Ufer des Keï habe vor etwa anderthalb hundert Jahren stattgefunden.

Gegenwärtig finden wir Unyamwezi in eine Menge kleiner Abtheilungen zerklüftet, deren jede ihren eigenen Tyrannen hat. Die Gewalt eines solchen erstreckt sich aber höchstens bis auf fünf Tagereisen hinaus, und viele kleinere Häuptlinge sind obendrein noch ganz unabhängig von ihren angeblichen Beherrschern. Durch das ganze Land des Mondes wird Eine Hauptsprache geredet, aber in so verschiedenen Mundarten, daß die Stämme im Westen sich mit ihren Brüdern im Osten nur mühsam verständigen. Die Hauptprovinzen sind: Usukuma, ganz im Norden, Utakama im Süden;*) Unyanyembe in der Mitte, Usyoma und Utumbara im Nordwesten, Unyangwira im Südosten, Usagozi und Usumbwa im Westen. Das Volk zerfällt in drei Gruppen, nämlich in die Wanyamwezi; die Wasukama oder Nördlichen und die Watakama oder Südlichen.

Im Allgemeinen ist Unyamwezi ein gewelltes Land, durchschnitten von niedrigen kegel- oder tafelförmigen Hügeln, die sich nach allen Richtungen hin verzweigen; Berge oder Gebirge fehlen gänzlich. Thon lagert auf Sandstein, dieser auf Granit, welcher manchmal zu Tage steht; Eisenstein findet man in einer Tiefe von fünf bis zu zwölf Fuß. In der Regenzeit ist das Land mit Grün überzogen, in den trockenen Monaten hat der Boden ein graues Ansehen. Auf den Aeckern, die manchmal eingezäunt oder mit einem Graben umzogen sind, findet man viele halbverbrannte Baumstümpfe, und im freien Felde dünne Wälder von Dornbäumen.

*) Im Kinyamwezi bedeutet Sukama, Nord; Takama, Süd; Kiya, Ost; Mwere, West.

Zwischen den einzelnen Gebieten liegen nicht selten als Scheidegränze Urgestrüppe von 2 bis zu 12 englischen Meilen lang. Weit und breit erblickt man kleine Hügel an Stellen, wo einst Bäume standen, die nun längst verrottet sind, und Reste von Ameisenbauten; dort ist der fruchtbare Boden immer sorgfältig bebaut und giebt die Einsaat sechszigfach zurück.

Man kann das Land des Mondes als den Garten Innerafrikas zwischen den Wendekreisen bezeichnen. Es ist eine friedlich schöne Landschaft, welche das Auge doppelt angenehm erquickt, wenn man aus dem öden Ugogo kommt, wo Einem rother Sand entgegenstarrt, oder aus den westlichen Gegenden, deren einförmiges Grün ermüdet. Die Dörfer sind ziemlich stark bewohnt und liegen in mäßigen Zwischenräumen über einer undurchdringlichen Umgebung von „Milchbüschen", deren Verästelung scharfe korallenartige Arme zeigt. Die Felder werden mit der Hacke wohl bearbeitet, und auf den Weiden ergeht sich das Vieh, schwer, rundbäuchig, mit hohem Höcker wie beim ostindischen Schlage; dazwischen sieht man Heerden von Schafen und Ziegen über die Landschaft zerstreut, und das Ganze trägt den Charakter des Ueberflusses und eines Wohlstandes, wie Barbaren ihn lieben. Ein Frühlingsabend in Unyamwezi ist wahrhaft köstlich und entzückt selbst die Afrikaner, welche doch nur eine schwache Phantasie haben.

Wasser liegt durchgängig sehr nahe an der Oberfläche und bildet in der Regenzeit große seichte Pfützen, nach deren Abtrockenung man Reis bauet. Diese kleinen Ziwa und Mbuga, Teiche und Sümpfe, liegen nur zwei bis fünf Fuß tiefer als das Land, und man erkennt sie auch in der trockenen Jahreszeit schon aus der Ferne an dem hellen Grün ihrer Pflanzen, das gegen die übrige Ebene freundlich absticht. Die Araber finden beim Brunnengraben schon bei sechs Fuß Wasser, klagen aber, daß dasselbe nicht aus Felsen hervorspringe wie in ihrem heimathlichen Oman. Allerdings sind nur wenige Quellen vorhanden. Im Allgemeinen hat das Wasser in Unyamwezi einen Beigeschmack von Stahl.

Das östliche Drittel des Landes hat eine südöstliche Abdachung und seine Gewässer fallen in den Rwahafluß, also in den indischen Ocean. Jene in der Mitte scheinen ohne Abfluß zu sein; die im westlichen Drittel strömen nach Norden und Nordwesten zum Gombe, der in der trockenen Zeit eine Reihenfolge von Wasserlöchern bildet, aber während der Regenmonate nicht durchwatet werden kann. Durch

ihn werden sie in den großen Malagarazi abgeleitet, diesen Hauptstrom, welcher von Osten her in den Tanganyika-See mündet. Alles deutet an, daß die große Einsenkung Centralafrikas in Unyamwezi und zwar im Distrikt Kigwa beginnt.

Zanzibar und die gegenüberliegende Küste haben zwei Jahreszeiten, die aber große Unregelmäßigkeiten zeigen; in Unyamwezi und Uvinza ist dagegen das Klima sehr regelmäßig und man kennt nicht, wie dort, in den zwei Jahreszeiten acht verschiedene Abtheilungen, sondern nur einfach Sommer und Winter, trockene und nasse Zeit. Im Jahre 1857 begann der Masika im östlichen Theile am 14. November; in den nördlichen und westlichen Provinzen setzt dieser nasse Monsun früher ein und hält länger an. Zu Msene hat man ihn etwa vier Wochen früher als in Unyanyembe und in Udschidschi; Karagwah und Uganda fast zwei Monate eher; hier dauert also die Regenzeit von Mitte Septembers bis Mitte Mais. Die Feuchtigkeit kommt in diesem Theile Afrikas durch den steifen Südostpassat, der, wie im großen Mississippithal und auf Ceylon, in einen periodischen Südwestmonsun abgebogen wird.

Der Regenfall beginnt, wie gesagt, in Centralafrika viel früher als auf der Ostküste, von wo er langsam mit der nach Norden gehenden Sonne nach Nordost herumgeht, bis er an den Abhängen des Himalaya sein Endziel findet. Der Regenmonsun setzt mit Stürmen ein, die bis zu seinem Ende andauern und häufig von Gewittern und Hagel begleitet sind. Blitz und Donner sind ganz fürchterlich; während eines leichten Sturms kann man bis zu fünfunddreißig Blitzen in einer Minute zählen, und mehrere Donnerschläge toben gleichzeitig aus verschiedenen Richtungen her. Ein Gewittersturm jagt den andern, der Wind schlägt häufig um, und verschiedene Luftströmungen kämpfen mit einander. Man fühlt sich dann matt und unbehaglich wie beim Scirocco auf dem Mittelmeere. Der Regen hält in einem Striche selten über zwölf Stunden an und ist manchmal wochenlang regelmäßig, indem er sich zu einer bestimmten Zeit einstellt, gewöhnlich Nachts; um Mittag pflegt es trocken zu sein. Nach langem Regen ist die Abnahme der Wärme sehr bemerkbar. Der Sonnenschein ist sehr stechend und die ganze Erde dampft. Aber diese Jahreszeit gilt nicht für ungesund, weil das Wasser noch nicht so niedrig ist, daß die Verdunstung schädliche Luft entwickeln könnte. Das ist erst nach der Regenzeit der Fall, hauptsächlich in den Wochen zwischen der Mitte des Mai bis zum

Ende des Juni. Dann tritt an die Stelle des Kosi, Südwest, der Kaskasi, Nordost, etwa im April; von da an wirken die brennende Sonne und der kalte Wind auf das Wasser; die Flüsse treten zurück, die Lachen trocknen aus, der Schlamm wird bloßgelegt. Der Sturm heult Tag und Nacht über das Land und jagt den Leuten Verkältungen, Katarrhe, Rheumatismen, Durchfall und tödliche Fieber in den Leib. Indessen sind manche Anfälle, die in Indien und Sind tödtlich wären, hier von nicht so verzweifelter Art.

Die heiße Jahreszeit dauert vom Ende des Juni bis etwa in die Mitte des Novembers. Dann ist die Luft gesund, rauher Wind ist selten, die Kranken erholen sich. Manchmal fällt ein Regenschauer, meist beim Neumond, nicht wie auf Zanzibar beim letzten Viertel. Die Araber, gleich manchen anderen afrikanischen Reisenden, behaupten, daß auch aus heiterm Himmel Regen falle. Im August, wo der Wind zuweilen Staubwolken aufwirbelt, ist das Klima sehr angenehm, die Sonne häufig mit einem Ringgewölk, der Mond mit einem Hof umgeben. Im September, also im hohen Sommer jener Gegend, stieg der vor Wind geschützte Thermometer in einem arabischen Zelte Mittags nicht über 113 ° F. Vor dem Thau fürchten sich die Leute nicht, halten aber bethauetes Gras nicht zuträglich für das Vieh. Für einen Europäer, der einen Winter haben muß, bietet das Klima zu geringe Abwechselung. Fliegen und Moskitos, die in so vielen afrikanischen Gegenden eine unerträgliche Plage bilden, sind nicht sehr beschwerlich.

Burton verspürte dreimal leichte Erdbeben, (die keineswegs selten vorkommen,) am 14. Juni 1858 Mittags, am 13. Juni und 22. November Morgens. Die Bewegung war nicht stark, aber doch deutlich zu verspüren; bei den Eingeborenen heißt sie Tetemeka, das Zittern; 1852 war dasselbe in Unyanyembe sehr stark. Nach dem September treiben die Bäume Blätter aus, die Thiere paaren sich, die Vögel nisten. Die allmälige Abnahme der Hitze, eine Folge der Declination der Sonne nach Süden, wirkt ähnlich wie bei uns in Europa der Frühling. Da alle plötzlichen Uebergänge von Trockenheit zu Feuchtigkeit nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit haben, so fehlt es nach dem Eintreten des Regens auch nicht an Fiebern.

Unyamwezi ist manchmal von Reisenden, welche von dort zurückkamen, als das gesundeste Land in Ost- und Central-Afrika ge-

rühmt worden; als Beweis dafür berufen sie sich auf ihren Appetit und daß sie viel essen können. Wer aber länger im Lande verweilt, verdauet schlecht und behält in Unyamwezi eben so wenig eine gute Gesundheit wie in anderen heißfeuchten Ländern. Die Nachwehen der Krankheiten sind allemal sehr bedenklich; die meisten Leute gebrauchen keine Arzneien gegen Krankheitseinflüsse, deren Ursachen sie nicht kennen; die Wiedergenesung ist unsicher, schmerzhaft und langwierig; die Menschen sind und bleiben invalide. Das Klima macht schlaff, und träg, und man wird wohlbeleibt; die regelmäßige Wärme erzeugt Kahlköpfigkeit, verdünnt den Bart, und so wird der Fremde einigermaßen den Eingeborenen assimilirt. Die Araber heben als eine bemerkenswerthe Thatsache hervor, daß das Klima „die Feuchtigkeiten und Säfte des Körpers verderbe." Männer, welche lange in diesen Gegenden verweilt haben und dann nach Oman in Arabien zurückkehren, werfen dort alles irgend Entbehrliche, das sie aus Afrika mitgebracht haben, ins Meer, verbrennen Kleider nebst Bettzeug, und meiden zwei bis drei Monate lang jede Gesellschaft, weil eine eigenthümliche Hautausdünstung sie ihren asiatischen Landsleuten unausstehlich macht. Das gefährlichste Klimafieber, Mukungura, ist ein remittirendes Gallenfieber, das gewöhnlich drei Tage anhält, in dieser kurzen Zeit den Kranken ganz ungemein mitnimmt und schwächt; in schweren Fällen folgt dem täglichen Fieber ein sehr hartnäckiges Tertianfieber, von dessen Nachwehen auch sehr nervenstarke Leute sich nie ganz erholen. Der brennende Augenschmerz, Hitze auf Handfläche und Fußsohlen, Anfälle von Frost und Fieberhitze, mit bald eiskalten, bald glühheißen Extremitäten, Unverdaulichkeit, Mangel an Schlaf, Hautausschläge, Geschwüre, Abspannung und Trübsinn zeigen genugsam, wie tief das Klimagift sich eingefressen hat. Manchmal verläuft dieses Fieber sehr rasch; einige bekommen gleich anfangs das Delirium und sterben am ersten oder zweiten Tage.

Die Fauna in Unyamwezi, der „vierten Abtheilung" Burton's, ist so ziemlich dieselbe wie in Usagara und Ugogo. In den Strauch- und Baumwäldern sind Affen, Löwen, Leoparden, Hyänen und wilde Katzen sehr häufig; auf den Ebenen streifen Elephant, Rhinoceros, Giraffe, Kapbüffel und Kuduantilopen umher, vielleicht auch das Quagga; in allen Gewässern findet man Krokodile und das Flußpferd. Der Nyani oder Kynokephalos in den Strauchwäldern von Usukuma wird so groß wie ein Windhund, kommt in

drei Arten vor, einer rothen, schwarzen und gelben, und wird von den Menschen so sehr gefürchtet, daß namentlich Frauen sich gar nicht in die Gegend wagen, wo diese Thiere hausen. Vor dem Leoparden fürchtet sich dieser hundsköpfige Mandrill-Pavian nicht, und in Rudeln greift er sogar den Löwen an. Der Colobus guereza, Affe mit dem Pelzkragen, ist Livingstone's Polume und wird hier Mbega genannt; er hat glänzend schwarzes Haar, eine schneeweiße Mähne, ist sehr sauber, putzt immer an sich herum, und die Araber sagen, er reiße seinen schönen Pelz in Stücke, damit derselbe dem verfolgenden Jäger nichts nütze. Er kommt nur selten von den Bäumen herab und nährt sich von Früchten und jungen Blättern. Die Araber erzählen auch von wilden Hunden, die in der Umgegend von Unyanyembe sehr häufig seien; sie werden etwa anderthalb Fuß hoch, haben rauhen, braunschwarzen Pelz, langen buschigen Schweif, streifen in großen Rudeln von zwanzig bis mehr als hundert Stück umher, bellen nicht, sondern heulen nur und greifen sowohl den Menschen, wie große Thiere an.

In den Monaten, welche unsern europäischen Herbst bilden, erscheinen viele Wasservögel auf den stehenden Gewässern, z. B. die Pfeifente, eine kleine plumpe Kriekente, Schnepfen, Brachvögel und Kraniche; der Reiher, welchen man in Indien als weißen Paddyvogel bezeichnet, und Parra africana sind über das ganze Land verbreitet; zuweilen, aber nicht oft, erscheinen auch die gemeine ägyptische Gans und Balearica pavonina, ein Kranich, dessen Fleisch die Araber sehr gern essen. Sakidornis melanota, eine Gans mit schwarzem Rücken, kommt in den nördlichen Theilen vor; ferner findet man einige Varietäten des bekannten Sekretärvogels, Serpentarius reptilivorus, und große Geier. Sehr häufig ist der Cuculus indicator, der in der Kisawahelisprache Tongue genannt wird; er findet jedoch hier weniger Beachtung als in den südlicheren Gegenden, weil man die Bienen in Stöcken hat. Grillivoren und eine Drossel von der Größe einer Lerche mit schwefelgelbem Flecke unter dem Auge und zwei schwarzen Streifen auf der Kehle, sind hier Zugvögel und verzehren viele Heuschrecken. Eine Art Loxia bauet Nester, die manchmal in Bündeln an den unteren Zweigen der Bäume hängen. Der Mtiko, eine Art Wasserbachstelze, ist so dreist wie unser Sperling, kommt in die Hütten und man thut ihm nichts zu Leide. Schwalben verschiedener Art, zum Theil sehr schlank und anmuthig, wandern beim Eintritt des Winters ganz regelmäßig

fort; eine Varietät gleicht der europäischen Schwalbe. Die Afrikaner behaupten, eine Species, wahrscheinlich die Sandwasserschwalbe, baue in den steilabfallenden Ufern der Nullahs, und nicht unter den vorspringenden Hüttendächern wie in Südafrika. Ferner kommen vor: einige Strauße, sodann Habichte, Raben, Kibitze, Ziegenmelker, rothe und blaue Elstern mit glänzendem Gefieder, Fliegenschnäpper, Schwarzplättchen, verschiedene Sperlingsvögel, Hoopus, Bulbuls, Zaunkönige, Lerchen und Fledermäuse. Burton sah nur wenige giftige Thiere; außer der Baumschlange bemerkte er eine Schlange mit schieferfarbigem Rücken und silberglänzendem Bauche, welche der harmlosen Mas oder Hanasch im Somalilande, Psammophis sibilaris Linn., ähnelt; C. moniliger soll nicht giftig sein, ist häufig in den Hütten und stellt dort den Ratten nach. In den Sümpfen sind Frösche, Chura, sehr häufig, und am Tanganyika ist ihr Gequak fast unerträglich. Den größten Frosch, welcher in Südafrika Matmalelo heißt, essen die Wagogo und andere Stämme sehr gern; auch ein kleiner grüner Laubfrosch fehlt nicht; den Blutegel findet man in Seen und Flüssen des Innern eben sowohl wie auf Zanzibar und an der Küste. Die Schwarzen treffen keine Vorkehrungen gegen das Einschlürfen dieser Thiere, während die Somal beim Wassertrinken sehr vorsichtig zu Werke gehen. Den officinellen Nutzen der Blutegel kennt man nicht, und kein Msawahili wird sich herbeilassen, dieselben zu sammeln, denn sie gelten für P'hepo, und bringen dem, welcher sie fängt, viel Unglück. Eine sehr unangenehme Erscheinung bilden die Dsch'ongo oder Tausendfüße, die bis zu einem halben Fuß lang werden; sie sind während der Regenzeit in Feldern und Wäldern sehr häufig, haben glänzend schwarze Farbe und rothe Füße, und man findet sie in ekelhafter Weise mit Schmarozerthieren bedeckt. Während der heißen Jahreszeit scheinen sie abzusterben. Schmetterlinge und Libellen erfreuen das Auge; Heuschrecken, hier Nzige genannt, erscheinen in unregelmäßigen Zwischenzeiten in großer Menge. Im Frühjahr steigt eine rosa- und grünfarbige Art, P'hanzi, auf; diese höchst schädlichen Insekten erheben sich von der Erde wie eine glühende Wolke, verheeren das Land und sterben bei Eintritt der Regenzeit. Die schwarze lederartige Varietät, welche der Araber als Satansesel bezeichnet, wird gegessen. In den Wäldern soll, wie die Araber sagen, eine Fliege schwärmen, die so groß ist wie eine kleine Wespe; ihr Stich wird dem Rindvieh verderblich, und man schlachtet dasselbe sofort,

nachdem es von einem so gefährlichen Thiere heimgesucht worden ist. Wäre dasselbe etwa eine Art Tsetse? Mit Ameisenhügeln ist das Land weit und breit gleichsam übersäet; gewöhnlich liegen sie unter einem schattigen Baume und werden mit der Zeit so hart wie Stein.

Wir gehen zur Schilderung der beiden Völkerschaften über, welche Unyamwezi bewohnen. Die Wakimbu sind aus der Gegend eingewandert, welche sich im Süden des Landes bis Khororo erstreckt. Sie wollen von edler Abkunft sein. Vor etwa zwanzig Masika verließen sie gemeinschaftlich mit ihren Nachbarn, den Wakonogo und Wamia, die Landschaften Nguru, Usanga und Usenga, weil sie wiederholt von den Warori mit Krieg überzogen wurden, und gingen nach Kipiri, einer südlich von Tura liegenden Landschaft; jetzt haben sie sich auch bis nach Mgunda Mk'hali und Unyanyembe verbreitet, wo sie nun mit Erlaubniß der Wanyamwezi Acker besitzen. Man legt Einwanderern keine Hindernisse in den Weg. Wer zum Sultan geht und demselben ein kleines Geschenk macht, erhält Erlaubniß zur Ansiedelung, aber das Anrecht auf Grund und Boden bleibt dem ursprünglichen Besitzer vorbehalten. Die Wakimbu umgeben ihre Dörfer mit starken Umfriedigungen, bauen Durra, Mais und Hirse, einige Hülsenfrüchte, Gurken und Wassermelonen. Sie sind arm und kleiden sich in Felle, verkaufen einige Sklaven und etwas Elfenbein, einzelne gehen auch wohl an die Küste. Bei ihren Nachbarn gelten sie für verrätherisch. Als Stammesabzeichen haben sie eine Anzahl kleiner eingeschnittener Streifen, die vom Haar der Schläfen quer bis zu den Augenbrauen laufen. Sie sehen sehr dunkelfarbig und häßlich aus, haben Bogen, Pfeile, Speere und Messer, welche sie in einem Ledergürtel tragen; einige hängen Bänder von Strohgeflecht um den Hals, andere tragen einen weißen Lederstreifen vor der Stirn. Ihre Sprache ist vom Kiniamwezi verschieden.

Die Wanyamwezi, die eigentlichen Besitzer dieses Landes, kann man als die typische Rasse in diesem Theile Centralafrikas betrachten. Sie haben insgemein eine dunkel-sepiabraune Hautfarbe, und eine Negerphysiognomie, die weniger an das Semitische streift, als bei den Völkern an der Ostküste. Die unangenehme Hautausdünstung ist auch bei ihnen sehr stark; das Haar wird vier bis fünf Zoll lang, ehe es sich an der Spitze spaltet; man legt es in kleine Ringellocken oder in Knäuel zusammen, und es hängt

dann wie eine Franze nach hinten hinab; auf dem Vorderkopfe wird es so gekämmt, wie einst bei den alten Aegyptern und jetzt bei den Hottentotten. Der Bart ist dünn und kurz; der Backenbart fehlt ganz, der Schnauzbart wird gewöhnlich, gleich den Augenwimpern, ausgerissen. Der Wuchs ist schlank und kräftig; die Weiber haben außerordentlich lange Brüste. Diesem Volke fehlt es nicht an wildem Muth; das Stammesabzeichen besteht in einer doppelten Linie kleiner Einschnitte, welche der Schläfe entlang vom äußern Ende der Augenbrauen bis in die Mitte der Wange oder bis zum Unterkiefer reichen; manchmal zieht man auch eine dritte Linie oder einen aus drei kleinen Linien bestehenden Streifen von der Stirn bis auf die Nase. Bei den Männern sind diese Linien schwarz, bei den Frauen blau; die letzteren machen sich auch wohl kleine Einschnitte unter den Augen. Die Zähne werden nicht, wie bei den südlicheren Völkern, derart ausgefeilt, daß sie sägenartig aussehen, sondern man entfernt die inneren Winkel der beiden vorderen Oberzähne so, daß dieselben ein offenes Dreieck lassen; die Frauen reißen die beiden unteren Mittelzähne aus. Beide Geschlechter verlängern die Ohrlappen. In manchen Gegenden benützt man zur Kleidung vorzugsweise Thierfelle; Zeug tragen dort nur die Sultane und die reichen Leute. Mädchen verhüllen die Brust nicht, Kinder laufen nackt umher; Säuglinge werden auf dem Rücken der Mutter festgebunden. Den Lieblingsschmuck bilden Glasperlen, von denen die korallenartigen, die rosarothen und vor allen die „Nürnberger Taubeneier“ den übrigen Sorten vorgezogen werden. An die Perlenhalsbänder hängt man Kiwangwa, Muscheln, die von der Küste gebracht werden, und Hippopotamuszähne; wer etwa einen nicht sehr dürftigen Bart hat, schmückt denselben mit Glasperlen. Dazu kommen dann noch massive Reifen von Kupfer oder Messing an den Hand- und Armgelenken, am Vorderarm Ringe von geflochtenem Draht, und auf dem Oberarm Reifen von Elfenbein, und ein Scheermesser in einem Gehäuse von Elfenbein. Um den Gürtel schlingt der Mann einen geflochtenen Draht, den er mit einem Haar- oder Bastseil umwickelt, und an die Fußknöchel kleine eiserne Schellen und dünne Ringe von Messing-, Kupfer- oder Eisendraht; diese nennt er Sambo. Auf der Reise hängt er über die rechte Schulter ein Ziegenhorn, das er als Trompete zum Zeichengeben benützt; zu Hause hat er ein ähnliches, ganz ausgehöhltes Horn, in welchem er allerlei Zauber aufbewahrt. Ueber die Waffen die-

ses Volkes ist in einem spätern Abschnitte: „Leben und Treiben in einem ostafrikanischen Dorfe" ausführlich die Rede.

Die Wanyamwezi haben wenige Feste oder Feierlichkeiten. Eine Frau, welche Wehen verspürt, geht ins Gebüsch und kommt von dort nach einigen Stunden mit einem in Ziegenfell gehüllten Kinde auf dem Rücken wieder in die Hütte, bringt auch wohl obendrein eine Ladung Brennholz auf dem Kopfe mit. Zwillinge sind nicht häufig, aber einer davon wird allemal getödtet. Anstatt des gemordeten Kindes legt die Mutter eine mit Fell umbundene Kalebasse neben das lebendige und giebt dem hölzernen Wechselbalg auch Nahrung! Nach der Geburt veranstaltet der Vater ein Zechgelag; die Kinder werden volle zwei Jahre lang gesäugt, Knaben lernen schon nach dem vierten Jahre mit dem Bogen umgehen. Bei der Namengebung findet keine Feierlichkeit statt; manchmal nehmen diese Heiden arabische Namen an, etwa nach einem Kaufmanne, den sie gerade kennen. Beschneidung findet nicht statt. Die Kinder sind nicht, wie bei manchen schwarzen Völkern, Eigenthum des Oheims, sondern des Vaters, der sie, ohne Anstoß zu erregen, verkaufen oder auch todtschlagen kann. In Usukuma, also im Norden des Landes, machen aber die Neffen eines Mannes, seiner Schwester Söhne, Anspruch auf Nachfolge und Erbschaft. Bei den Wanyamwezi herrscht die eigenthümliche Sitte, daß den Vater diejenigen Kinder beerben, welche er mit Sklavinnen erzeugt hat; die, welche ihm seine eigentlichen Frauen gebaren, werden ausgeschlossen. Als Grund führt man an, daß die letzteren nicht so hülfsbedürftig seien, weil sie sich an Freunde und Verwandte halten können. Der Knabe hütet schon sehr früh die Heerde; nach dem zehnten Jahre wird er ein selbständiger Hirt, ist unabhängig von seinem Vater, bepflanzt ein Stück Feld mit Tabak und bauet sich eine eigene Hütte.

Eigenthümlich ist auch die Stellung der Warara, das heißt der noch unverheiratheten Frauenzimmer. Bis zur Mannbarkeit bleiben sie in der väterlichen Hütte; dann aber bauen sich die Jungfern, deren gewöhnlich sieben bis zwölf von gleichem Alter vorhanden sind, gemeinschaftlich eine eigene Behausung, in welcher sie ihre Liebhaber empfangen, ohne daß die Aeltern etwas darein zu reden hätten. Wenn solch eine Mhara, d. h. Mädchen, Aussicht hat, Mutter zu werden, muß der Liebhaber sie heirathen oder eine Strafe zahlen und, wenn sie im Kindbett stirbt, dem Vater eine Buße geben, weil er seiner Tochter das Leben genommen habe. Ein jun-

ger Mann nimmt sich eine Frau, sobald er Mittel genug besitzt, um den Kaufpreis zahlen zu können, der je nach Umständen dem Werth von einer Kuh bis zu zehn Kühen entspricht. Sie ist des Mannes Eigenthum; er kann von einem Ehebrecher Schadenersatz verlangen, darf aber die Frau nur im äußersten Nothfalle verkaufen. Die Reichen haben mehr als eine Frau, aber die Familienanhänglichkeit ist bei diesem Volk überhaupt äußerst schwach. Ein Mann, der z. B. von der Küste her mit einer Ladung Zeug zurückkommt, wird seiner Frau davon auch nicht das Geringste geben; sie ihrerseits giebt ihm von einer Erbschaft nichts, und wenn er auch verhungern müßte. Er besorgt Rindvieh, Ziegen, Schafe und Geflügel, sie hat die Aufsicht über Getreide und Früchte; Tabak bauet jeder Theil für sich selbst, und hat der Mann etwa nichts von diesem Kraut, so wird ihm seine Frau von ihrem Vorrathe ganz gewiß nichts borgen.

Die Leichen wurden ehemals in das erste beste Gestrüpp geworfen und dort von den Fisihyänen gefressen; deshalb giebt es auch im Lande keine Todtenäcker. Die Wanyamwezi wollten anfangs den Arabern kein Begräbniß erlauben, weil dadurch die Erde verunreinigt werde, doch haben die Kaufleute endlich ihren Willen durchgesetzt. Mit einem Mnyamwezi, der auf fremdem Boden stirbt, verfahren seine Landsleute, wenn sie es überhaupt der Mühe werth halten ihn beizuscharren, in folgender Weise. Sie richten den Kopf so, daß er nach dem mütterlichen Dorfe hinschauet, stellen den Leib aufrecht, oder binden ihn in einen Knäuel zusammen, oder setzen ihn so, daß die Kniee von den Armen umschlungen werden. War er ein angesehener Mann, dann schlachten sie einen Stier und ein Schaf zum Leichenschmause, legen dem Todten das Fell über Gesicht und Kopf, und wickeln den Leib in die Haut ein. Ein Sultan, der in fremdem Lande stirbt, wird an Ort und Stelle begraben; nur den Kopf bringt man in seine Heimath.

Bei der Leichenbestattung der Häuptlinge in Unyamwezi finden gräßliche Gebräuche statt. Man gräbt ein tiefes Loch und daneben ein Gewölbe; in dieses letztere bringt man die Leiche in sitzender Gestalt, umwickelt sie mit Häuten und Fellen, giebt ihr einen Bogen in die Hand und stellt neben sie einen kleinen Schemel mit einer Schale Pombe hin. Dann müssen drei Sklavinnen in die Grube

steigen; eine bekommt ihren Platz zur linken, eine andere zur rechten Seite des Leichnams, die dritte steht ihm gegenüber, und dann wird das Grab verschüttet. Der Todte hat nun Bier und Weiber und ist gegen Langweile gesichert. Die Ueberlebenden halten auf dem Grabhügel über den lebendig eingescharrten Sklavinnen ein Trinkgelag. Die Wasukuma verscharren ihre Häuptlinge in einem Walde nördlich von Unyanyembe, und die Landleute der Umgegend legen vor der Zeit der Einsaat eine aus Getreide bestehende Opfergabe in die Fetischhütte, Mzimo, nieder, welche dann das Grab bezeichnet.

Charakteristisch für jedes Mnyamwezidorf ist die Iwanza, das öffentliche allgemeine Gesellschaftshaus. Es giebt eins für die Männer, ein anderes am entgegengesetzten Ende für die Frauen, denn beide Geschlechter halten sich gern getrennt. Der Hofraum wird von einem Mrimbabaume beschattet. Burton war in keiner Weiber-Iwanza; das, wie wir sagen könnten, Männercasino beschreibt er in folgender Weise. Es ist eine große Hütte, deren Wände mit Thon beworfen sind; das Dach steht etwa einen Fuß über den Wänden, so daß ein freier Raum für die Lüftung bleibt; der Hofraum ist mit Baumstämmen abgepfählt, damit das Vieh nicht hineinkomme. Dort sitzen, schwatzen und rauchen die Leute und vergeuden den Tag in einer Weise, die der Leser in einem spätern Abschnitt über das Dorfleben der Ostafrikaner beschrieben findet. An den beiden Eingangsthüren hängen vom Oberbalken herab allerlei Zauber, z. B. Hasenschwänze, Zebramähnen, Ziegenhörner und dergleichen mehr. Das Innere der Hütte wird ungefähr zur Hälfte vom Ubiri eingenommen, einem großen Gerüst, das etwa den Pritschen in unseren Wachtstuben gleicht. Der Boden besteht aus festgestampftem Lehm; ein Heerd und Steine zum Zerreiben von Korn fehlen niemals, an dem Gebälk hängen Speere, Stecken, Pfeile und Keulen, um geräuchert und dadurch dauerhaft zu werden; in den Winkeln stehen Blasebälge, Speere zur Elephantenjagd und dergleichen Sachen. Die Iwanza scheint außerhalb Unyamwezi nicht vorzukommen.

In diesem Lande speisen die beiden Geschlechter nicht gemeinschaftlich; ein Knabe wird nie mit seiner Mutter essen. Die Männer sättigen sich gewöhnlich in der Iwanza; Morgens nehmen sie ein Frühstück und etwa um drei Uhr ein Mittagsbrod ein. In der Zwischenzeit kauen sie Tabak und in dessen Ermangelung etwas Thon,

wo möglich von einem Ameisenhügel, weil er süßer schmecke als andere Erde. Er ist eine Art Ersatz für den Tabak, oder, um andere Gegenden zu erwähnen, des Mastix von Chios, des Kat in Yemen, des Betel oder der gerösteten Getreidekörner in Indien, der Asche in Somalilande. Bevor Araber ins Land kamen, mochte Niemand Hühnerfleisch essen, und Eier verschmähen diese Schwarzen auch jetzt noch; dagegen verzehren Manche das Fleisch von gefallenen Thieren, von Löwen und Leoparden, Elephanten und Rhinoceronten, Eseln, wilden Katzen, Ratten, und obendrein Käfer und weiße Ameisen, während sie Schöpsenfleisch und auch Wassergeflügel unberührt lassen, weil das nicht herkömmlich sei. Fleisch wird nicht häufig genossen; nachdem sie einen Stier geschlachtet, trocknen und räuchern sie das Fleisch. Ihre gewöhnliche Nahrung besteht in Ugali, einem Brei von Mehl, und in eßbaren Kräutern, die wild wachsen; auch lieben sie Honig und sauere Milch, vor allen Dingen aber Pombe. Die Häuptlinge rühmen sich, daß sie nur Fleisch und Pombe genießen.

Die Wanyamwezi haben gern mit dem Handel zu schaffen; sie sind in dieser Gegend Ostafrikas so ziemlich die einzigen, welche aus dem Tragen von Handelswaaren ein besonderes Gewerbe machen, aber auch unter ihnen besuchen nur Leute aus drei Stämmen regelmäßig die Küste, nämlich die Wakelangasa, Wasumbua und Wasukuma. Die Berührung mit der Halbcivilisation hat nachtheilig auf diese Leute gewirkt, aber gelernt haben sie nur wenig von den Arabern. Ihr ganzer Handel ist noch in der äußersten Kindheit; von Credit haben sie keinen Begriff, während doch in Karagwah, überhaupt im Norden, Zahlungen zwei Jahre lang gestundet werden. Auch auf das Markten verstehen sie sich nicht; der Schwarze nennt eine Waare, die er haben will; ist sie gerade nicht vorhanden, so wird gar kein Geschäft gemacht. Die Wanyamwezitäger, welche sich auf Zanzibar oder an der Küste herumtreiben, schneiden dort Gras für die Esel, tragen Steine und Mörtel zur Stadt, und bekommen einen Tagelohn von zwei bis acht Pice, dürfen auch wohl einen Fleck Landes mit Gemüse und Manioc bebauen.

Eigentliche Gesänge und Erzählungen, die bei manchen anderen Barbaren vorkommen, haben sie nicht; manchmal halten sie wohl eine Rede, doch Beredsamkeit fehlt ihnen. Auf der Reise singen sie gern stundenlang immer und immer wieder nur ein halbes Dutzend

Worte oder Wörter. Ihre Sprache ist reich, aber verwirrt, und einfache Sylben, die jedoch gar keine Bedeutung haben, spielen als Interjectionen eine große Rolle. Ihre Gewerbsamkeit beschränkt sich auf das Weben grober Baumwollenzeuge, das Verfertigen hübscher Korbgeflechte, hölzerner Milchgefäße, der Sattelgestelle für ihre Esel und ihrer Waffen. Sie züchten Esel und treiben sie mit einer leichten Last an die Küste, aber nie haben sie daran gedacht, den Esel als Zugthier zu benützen. Sie zäunen ihre Felder ein, und bearbeiten den Boden mit einer Hacke, denn bis zur Erfindung oder Anwendung des Pfluges haben sie es nicht gebracht. Unter einander verkaufen sich die Wanyamwezi nur ausnahmsweise, muntern auch die Sklaven, welche durch ihr Land geführt werden, nur selten zum Entfliehen auf. Wer einen entlaufenen wilden Mann einfängt, eignet sich denselben an und behält ihn, entlaufene Haussklaven werden indeß nach Verlauf einiger Wochen dem Eigenthümer zurückgegeben.

Wir haben schon bemerkt, daß Unyamwezi viele kleine Häuptlinge zählt. Die herrschenden Klassen sind, nach Burton, folgende: Mtemi oder Mwame ist der Häuptling oder „Sultan“; Mgawe ist der Rath (Plural Wagawe); Manacharo oder Munyapara, (Plural Wanyapara,) ist ein Aeltester, Vorsteher. Die Unterthanen bezeichnet man mit dem Gesammtausdruck Wasendschi. Die mächtigsten Häuptlinge waren 1858 Fundikira von Unyanyembe, Masanga von Msene und Kafrira von Kirira. Die Würde eines Mtemi ist erblich; er hat Recht über Leben und Tod; sein Einkommen besteht, außer vom Privatvermögen, in Geschenken, die er von Reisenden erhält, und in Confiscationen, Verkauf von Unterthanen und allerlei Heimfall. Ein Mann kann seinen eigenen Sklaven tödten, aber der Nachlaß des letztern gehört dem Häuptling, welcher auch Anrecht auf alle Schätze hat, die Jemand findet. Zu diesen gehört das herrenlose Elfenbein, das etwa in den Wäldern liegt; im Uebrigen hat der Jäger ein Anrecht auf die Zähne des Thieres, welches er getödtet; aber manche verwundeten Elephanten verlaufen sich und werden erst nach langer Zeit zufällig aufgefunden. Dann gehören die Zähne dem Häuptling.

Die Lebensgeschichte Fundikira's, der 1858 Sultan von Unyamwezi war, ist sehr bezeichnend für die dortigen Verhältnisse. Der Mann war eben als Lastträger in einer Karawane unterwegs,

als er Nachricht vom Tode seines Vaters bekam. Sofort kehrte er heim, um die Herrschaft anzutreten. Seine bisherigen Gefährten riefen nun, theils im Scherz, theils im Ernst: „Jetzt gehörst du noch zu uns, aber bald wirst du uns martern, todtschlagen, peitschen und unser Eigenthum nehmen!“ Fundikira erbte seines Vaters Habe und Wittwen, schlug seine Residenz zu Jtitenya auf, und besaß, als Burton ihn sah, zehn Frauen, die ihm aber nur drei Kinder geboren hatten, dreihundert Hütten für seine Sklaven und ein paar tausend Stück Rindvieh. Er lebte mit einer Art von Staat, war zu stolz, einen Fremden zu besuchen, forderte keine Geschenke, nahm aber dergleichen gern an. Im Herbst 1858 wurde er in Folge seines Wohllebens krank und seine Verwandten kamen, wie sich von selbst versteht, in den Verdacht, ihn behext zu haben; es hieß, sie hätten ihm ein Uchawi, einen Zauber, angethan. Also wurde der Mganga herbeigeholt, um der Sache auf die Spur zu kommen. Zuerst gab er einem Huhn ein geheimnißvolles Mittel ein, brach ihm den Hals ab und riß das Thier der Länge nach auseinander, um die Eingeweide zu beschauen. Ist unter den Flügeln ein Fehler, etwa ein schwarzer Fleck, dann haben Kinder oder Verwandte ein Verbrechen verübt; ein Fehler am Rückgrat deutet an, daß der Frevel von Mutter oder Großmutter herrühre; am Schweife kann man abnehmen, ob die Frau, an den Schenkeln, ob ein Kebsweib an dem Zauber schuld sei; Fehler an den Schenkeln oder Füßen liefern Schuldbeweise gegen die Sklaven. Der Mganga ruft nun die Klasse, in deren Reihen der Verbrecher sich befinden soll, zusammen, giebt abermals einem Huhn ein geheimnißvolles Mittel ein, wirft das Thier in die Luft, und nimmt die Person, auf welchen die Henne gefallen ist, aus dem Haufen heraus, um ein Geständniß zu erwirken. Der Beschuldigte läugnet gewöhnlich; dann foltert man ihn derart, daß der Daumen nach hinten gebogen wird, bis er den Armknöchel berührt, oder in einer andern eben so schmerzhaften Weise. Er muß eingestehen und wird sofort hingerichtet. Die Art des Todes bestimmt der Mganga; er läßt ihn speeren, köpfen oder mit Keulen erschlagen, oder, was eine beliebte Hinrichtung zu sein scheint, den Kopf zwischen zwei Stücken Holz derart zusammenpressen, bis das Gehirn aus den Schädelnähten hervordringt. Frauen pfählt man in einer Weise, die wir nicht näher schildern dürfen. Diese Abscheulichkeiten werden fortgesetzt, bis der Häuptling stirbt oder wieder gesund wird. Als Fundikira erkrankte,

waren gleich zu Anfang in einem einzigen Haushalt achtzehn Menschen umgebracht worden.

Missethäter und Gefangene werden in der Regel als Sklaven verkauft, im Nothfall aber auch Frauen, Kinder und, wenn Jemand etwas dafür geben will, sogar die Aeltern. Die Wanyamwezi kaufen übrigens ihre Sklaven aus Udschidschi und manchen anderen Landschaften.

Elftes Kapitel.

Von Unyamwezi bis an den Tanganyika-See. — Beschwerliche Reise durch Uvinza. — Der Rusugifluß. — Salzhandel. — Der Rugurufluß. — Das Land Ukaranga. — Ankunft am Tanganyika-See. — Eindrücke und Empfindungen. — Der Ruchefluß. — Kamele in Udschidschi. — Charakter der Region zwischen Unyamwezi und dem See. — Eigenthümlichkeiten des Klimas. Krankheiten. — Ukaranga, das Land der Erdnüsse. — Udschidschi. — Die Araber auf und an dem See. — Der Sklavenhandel. — Landeserzeugnisse. — Die Völkerschaften am See; Wadschidschi, Wakaranga und Wabuba.

Am 5. Februar brachen die Reisenden auf, um die noch vor ihnen liegende Strecke bis zum Ufer des Sees zurückzulegen. Der Weg führte durch eine vormals sehr volkreiche und angebauete, nun aber von den Watuta gänzlich verheerte Gegend. Mpete, der District am Malagarazi, ist ungesund, und die Stechmücken werden zu einer fast unerträglichen Plage. Der Weg führte nun am rechten Ufer dieses Stromes nach Westen hin und war im höchsten Grade beschwerlich; Burton schildert ausführlich, welche Anstrengungen es kostete, sich durch Gebüsche oder tiefen Schlamm hindurch zu arbeiten, steile Hügel zu erklimmen und auf der andern Seite hinabzusteigen. Dann und wann traf er ein Dorf, aber an irgend welche Behaglichkeit war weder bei Tage noch bei Nacht zu denken. Der kranke Mann mußte auf einem störrigen Esel reiten und wurde bald vom Regen durchnäßt, bald von der stechenden Sonne gepeinigt. Dazu kam, daß er nur dürftig mit Lebensmitteln versehen

war. So wanderte er durch den Distrikt Kinawani, und bog etwas vom Malagarazi ab, der mit heftiger Strömung in seinem Felsenbette sich den Weg zum See bahnte. Am 7. Februar befand er sich dem Distrikt Dschambeho gegenüber, der auf dem linken Ufer liegt und für die am besten angebaute, aber gleichfalls ungesunde Gegend in Uvinza gilt; die Felder waren wohl bestellt. Weiterhin mündet auf der rechten Seite der Rusugi, welcher die Gewässer des nördlichen Hochlandes in den Malagarazi führt. Jener Zufluß war etwa einhundert Schritte breit und strömte heftig.

An der Furt theilt sich die Straße; die eine Abzweigung geht nach Süden, die andere nach Norden. Parugerero am linken Ufer ist eine aus etwa fünfzig Hütten bestehende Niederlassung der Wavinza, die hier nach Salz graben; sie dampfen die Soole ab und geben dem Salz eine kegelförmige Gestalt. Dieses Erzeugniß bildet den Reichthum des Landes, und nicht weniger als drei Sultane beziehen Einkünfte davon; es ist weit besser als das bittere, salpeterartige Salz von Ugogo, geht bis tief ins Innere und wird am Tanganyika wie am Nyanza allgemein gebraucht. Im Rusugi halten sich viele Krokodile auf, werden aber an der Furt von den Schwarzen durch großes Geräusch für den Augenblick vertrieben, so daß man beim Uebersetzen vor den gefräßigen Thieren sicher ist. Der Reisende bewerkstelligte den Uebergang in der Art, daß zwei Schwarze den Oberkörper trugen, während die Füße auf den Schultern eines Dritten ruheten. Auch hier hatte Burton viel Aerger über seine Leute; seine fünf Wakhututräger waren mit einigen Waarenladungen, dem Zelte und den Betten zurückgeblieben, und fanden sich erst eine Woche später in Udschidschi ein; auch der Goanese Gaetano und ein Eseltreiber fehlten.

Am 10. Februar erreichte man den Ruguvu- oder Luguvu-Fluß, der die westliche Gränze von Uvinza, die östliche von Ukaranga bildet. Während der trockenen Jahreszeit kann man ihn durchwaten, jetzt aber hatte er das Uferland unter Wasser gesetzt. Etwas weiter nach Westen hin kam Burton an den Unguwwe oder Uvungwe, einen seichten, schlammigen Fluß. Dann mußte er sich durch Gestrüpp, Schilf und Binsen einen Weg zu den Hügeln bahnen. Hier traten zuerst Farrnkräuter auf, und in den Vertiefungen standen in großen Klumpen Bambus und Rattan, aber beide von ärmlichem Wuchs, Bauhinien und Sassaparille; an den Hügeln ranken Weinreben, deren Beere klein und sehr herb ist.

Am 13. Februar führte der Weg erst durch hohes Gras, dann durch einen dünnen Wald. „Als wir, schreibt Burton, jenseit desselben auf eine kleine Wiese gelangten, schlug der Fundi, welcher sich uns angeschlossen hatte, plötzlich eine andere Richtung ein. Ich folgte ihm auf einen steilen Hügel, wo wir einige Minuten Halt machten. Ich fragte ihn: „was für ein heller Streifen ist denn das da unten?" Sidy Bombay entgegnete: „Ich meine, das da unten ist das Wasser." Ich stand ganz erschrocken und bestürzt da. Meine Augen waren noch leidend, die Bäume gestatteten keine freie und volle Aussicht, ein heller Sonnenschein fiel nur auf einen Theil des Sees, während der andere im Dunkel blieb. Da begann ich, etwas voreilig, mir Vorwürfe über meine Thorheit zu machen; ich hatte mein Leben aufs Spiel gesetzt und meine Gesundheit verloren, und das eines so unbedeutenden Ergebnisses halber! Die Araber, meinte ich, hätten auch hier wie gewöhnlich übertrieben, und ich dachte daran umzukehren und sofort den Nyanza, den nördlichen See, zu erforschen. Als ich aber dann einige Schritte weiter vortrat, lag der See in seiner ganzen Pracht vor mir, und nun war ich voll Bewunderung und Entzücken."

In der That läßt sich auch nichts denken, das malerischer wäre als eine Ansicht des Tanganyika-Sees, wie er sich spiegelte zwischen den Bergen und nun auch ganz und voll im blendenden Schein tropischer Sonnenstrahlen. Vor mir lag ein rauher, steilabfallender Hügel, an welchem der höchst beschwerliche Pfad im Zickzack sich hinabwand; dann folgte ein schmaler Streifen prächtigen Grüns, ungemein fruchtbar und üppig; er dacht sich sanft ab zu dem gelben Sande des Ufers, das theils nackt daliegt und dem Schlage der Wellen freien Zugang gestattet, theils mit Schilf oder Binsen bewachsen ist. Gerade vor mir dehnte sich der Wasserspiegel aus mit seinem hellen sanften Blau, dreißig bis fünfunddreißig Meilen breit, und vom Ostwinde, der schneeigen Wogenschaum auftrieb, leicht gekräuselt. Den Hintergrund bildete eine hohe, unterbrochene Mauer des stahlfarbenen Gebirges, hier mit perlendem Nebel gleichsam besprenkelt, dort von demselben umhüllt, während an anderen Stellen die Höhen sich auf dem azurnen Himmel scharf abhoben. Die gähnenden Schluchten, Abgründe und Bergspalten waren durch eine tiefere, braunblaue Färbung bezeichnet, und das Hochland fiel zu abgerundeten Hügeln ab, deren Fuß von den Wellen benetzt wurde.

Nach Süden hin, gegenüber der langen flachen Landspitze,

hinter welcher der Malagarazi sein lehmiges Wasser dem See zuführt, gewahrte ich die Vorgebirge von Uguhha und am Kimm eine Gruppe vorliegender Inseln. Am Strande lagen Dörfer von wohlbebaueten Feldern umgeben, Fischerkähne belebten das Wasser, und als ich näher kam, hörte ich, wie die Wellen murmelten. Das Ganze war mannigfaltig und bewegt; es fehlte nur ein wenig Nachhülfe durch die Kunst, etwa Moscheen und Kioske, Paläste, Landhäuser und Gärten, damit zu der unendlich üppigen Pracht der Natur ein Gegensatz hervorgebracht würde; dann könnte die Landschaft am Tanganyika sich mit den berühmtesten und schönsten Gegenden anderer Länder vollkommen messen. Mir erschienen die lachenden Gestade dieser gewaltigen Vertiefung doppelt schön und anmuthig, nach den öden mit Mangrovegebüsch eingesäumten Küstenflüssen, nach der melancholischen Wüstenei und den einförmigen Gestrüppwäldern, braunen Felsen, ausgedörrten Flächen und widerwärtigen Sumpfmorästen. Wahrlich, dieser Anblick erquickte Seele und Augen! Ich vergaß alle Mühseligkeiten und Gefahren, dachte nicht daran, wie zweifelhaft die Heimkehr war, und hätte gern doppelt so viele Beschwerden auf mich genommen. Alle schienen meine Freude zu theilen; mein kurzsichtiger Gefährte fand gar nichts zu tadeln als den Nebel und den Glanz vor seinen Augen. Seid ben Selim blickte freudig um sich, denn diese Wonne hatte er mir verschafft."

Durch den Jundi wurde Burton nun nach Ukaranga hinabgeleitet. Zu seiner unangenehmen Ueberraschung fand er, daß der Ort nur aus wenigen Grashütten bestand, in welchen Karawanenleute, die von den Inseln an der gegenüberliegenden Küste dann und wann sich einfinden, ein Obdach suchen. Sie stehen neben einem einzigen Tembe, in welchem ein arabischer Handelsmann, Hamed ben Sulayyam, wohnte. Von Burton war, nach Sney ben Emir's Rath, Befehl gegeben worden, daß seine Karawane geraden Weges nach Kawele im Distrikt Udschidschi gehen solle; allein der Jundi hatte, wie wir weiter oben bemerkten, eine andere Richtung eingeschlagen und ihn in betrügerischer Absicht nach Ukaranga geführt. Zwischen diesem Platz und dem etwas weiter nach Norden liegenden Kawele mündet der Ruche in eine tiefe Bucht, deren Sehne von N.-W. zu S.-O. etwa fünf bis sechs Meilen lang ist. Die zwischen beiden Plätzen liegende Strandfläche erhebt sich nur wenige Fuß über den See, ist morastig, ungesund, und Reisende wagen sich auch der Flußpferde und Krokodile wegen nicht gern

dorthin. Burton mußte also dort ein Boot miethen, und das eben hatte der gaunerische Fundi gewollt; er sandte sofort einen Mann zu Mnya Mtaza, den Oberhäuptling von Ukaranga, der, wie alle Häuptlinge der Stämme am See, sein Dorf im Hügellande hatte, und ließ ihn holen, damit er ein Zwangsgeschenk von Burton in Empfang nehme. Dieser aber war glücklich genug ein arabisches Boot, das zweitgrößte auf dem See, vorzufinden; es gehörte einem abwesenden arabischen Kaufmann, konnte mehr als dreißig Mann fassen, und wurde mit Einlegerudern fortbewegt.

In diesem Fahrzeuge gelangte er am Morgen des 14. Februar binnen ein paar Stunden nach Kawele in Udschidschi. Er schiffte an der Mündung des Ruche vorüber, sah an den Ufern dann und wann einige armselige Hütten, Felder, die mit Durra oder Zuckerrohr bestellt waren, Pisangbäume und Oelpalmen. Aus den Schilderungen der Araber glaubte er abnehmen zu dürfen, daß Kawele eine große Stadt, ein belebter Hafenplatz, etwa wie Zanzibar, sei, und auf der Karte der deutschen Missionäre von Mombas hatte er die Stadt Udschidschi verzeichnet gefunden. Aber er fand nur einige Fischerkähne, ausgehöhlte Baumstämme, und um elf Uhr Morgens wurde sein Schiff mit Stangen durch Schilf und Binsen ans Land geschoben. Der Ort bestand aus wenigen, bienenkorbartigen Hütten. Einige hundert Schritte entfernt lag auf einer etwas höhern Stelle der arabische „Bazar“, ein freier Platz, wo zwischen elf und drei Uhr die Neger kaufen, verkaufen, schreien, zanken und gelegentlich auch mit einander fechten. Auf diesem „Bazar“ findet man Ziegen, Schafe, Früchte, Geflügel, Fische, Bananen, Melonen, Palmwein, manchmal auch Elfenbein und Sklaven. Fleißige Leute entkörnen dort auch wohl Baumwolle, aus der sie vermittelst einer möglichst rohen Art von Spindel ein sehr grobes Garn spinnen. Burton wurde in ein verfallenes Tembe geführt, das einem Araber gehörte, und dermalen von Sklaven und Ungeziefer bewohnt war. Es lag etwa eine Viertelstunde von dem kleinen Dorfe Kawele, und man hatte von ihr aus einen sehr hübschen Anblick. Eine Abbildung dieser Wohnung ist weiter oben S. 69 gegeben worden.

Burton entwirft eine Schilderung seiner „Fünften Region“, welche das alluviale Stromthal des Malagarazi umfaßt. Dasselbe dehnt sich von den niedrigen Ausläufern der Hochlande von Karagwah und Urundi hin, dieser westlichen Verlängerung der Kette, welche man wahrscheinlich nach irgend einer afrikanischen Ueberlieferung

als Mondgebirge bezeichnet. Diese Region erstreckt sich von der Fähre über den Malagarazi 13° 10′ östl. L. nach Osten hin bis an den Tanganyika-See, 30° 1′ östl. L., und von 3° 14′ nördl. Br., der nördlichen Gränze von Urundi, bis 5° 2′ südl. Br. Eine mittlere Höhe über der Meeresfläche läßt sich bei einer Gegend, deren Bodengestaltung so mannigfach wechselt, nicht bestimmen; der Tanganyika-See ist auf Burton's Karte mit 1844 Fuß Meereshöhe verzeichnet.

In dieser Region liegen von Osten nach Westen die Landschaften Uvinza, Ubuha und Udschidschi, am nördlichen Rande ist Uhha, am südwestlichen Ende Ukaranga. Der Charakter der Gegend ist ähnlich wie in den Alluvialthälern der Flüsse Kingani und Mgeta, die schon früher geschildert worden sind. Das Klima ist heiß und feucht und der Boden wunderbar ergiebig. Wo er nicht bearbeitet wird, ist er von üppig wucherndem Gestrüpp bedeckt, das einen widerwärtigen Geruch verbreitet und die Luft ungesund und sehr gefährlich macht. Die Regen theilen das Jahr in zwei ungleiche Theile von je acht und vier Monaten; der nasse Monsun setzt mit großer Heftigkeit im September ein und endet im Mai; die übrigen Monate sind heiß und trocken. Die Schauer fallen, wie in Zanzibar, nicht unaufhörlich herab, sondern mit Unterbrechungen, manchmal von einigen Tagen, und sind hier oft von Gewittern begleitet. Blitze im Norden, insbesondere bei Nacht, gelten für Vorboten schlechten Wetters. In diesen Gegenden von Innerafrika fehlen der Kaskazi und Kosi, die regelmäßigen Monsune aus Nordost und Südwest, die örtlichen Modifikationen der Passatwinde, welche man in ihrem regelmäßigen Fortschreiten von der Mitte des äquatorialen Afrika bis zum Himalaya verfolgen kann. Die Luftströmungen, welche durch die Wärmeausstrahlung der Küstenregionen und der dürren Gegenden in Südafrika vom atlantischen Ocean abgebogen werden, erhalten eine andere hygrometrische Beschaffenheit; durch die kalten bewaldeten Höhen am Tanganyika und die niedrigen, kühlen, von Flüssen durchzogenen Ebenen im Westen werden sie gezwungen die Feuchtigkeit abzugeben, welche sie in dem breiten, sehr feuchten Gürtel, der sich zwischen dem Ngami-See und dem Aequator ausdehnt, aufgenommen haben. Wenn nun das Land übersättigt ist, dann treibt der kalte nasse Wind die kalten, mit Elektrizität überladenen Wolkenmassen in Einem fort nach Osten, um in den noch von Hitze dampfenden Gegenden, in welchen die

Atmosphäre durch vier- bis sechsmonatlichen Sonnenbrand verdünnt worden ist, das Gleichgewicht wieder herzustellen.

Bei Msene im westlichen Unyamwezi bricht der Regen im Oktober aus; von dort nimmt der nasse Monsun seine Richtung nach Osten wieder auf, geht über das Mondland langsam weiter, und kommt zu Anfang Aprils an der Küste an. Dann folgt er dem Laufe der Sonne nach Norden, wird durch die von dem heißen, trocknen Boden des großen ostafrikanischen Horns verdünnte Atmosphäre nach Nordosten abgebogen, und so langt der Regen im westlichen Indien im Juni an, wo er in reichlicher Fülle am Südabhange des Himalaya fällt. Die allmälige Abkühlung des Bodens und der Gang der Sonne nach Süden bewirkt dann in umgekehrter Weise einen andern Proceß, durch welchen der Nordost-Monsun entsteht. Aber am Tanganyika herrscht keine Gleichförmigkeit. Die große Wassermasse in diesem centralen Becken behält so ziemlich dieselbe Temperatur, allein die Luftströmungen in dem dasselbe einschließenden hohen, vielfach gebrochenen Lande sind wegen der Abwechselung von Hitze und Kälte höchst unregelmäßig. In der Regenzeit des Jahres 1858 waren sehr verschiedene Luftströmungen vorherrschend; Morgens wehete fast immer ein kühler Nordwind, welchen das Wasser von den Höhen Urundi's heranzog, und der im Laufe des Tages nach Süden herumging. Die heftigsten Stürme kamen aus Südost und Südwest heraufgezogen. Durch den langanhaltenden nassen Monsun, der nur zuweilen von sonnigen Tagen unterbrochen ist, wird das Klima ungemein feucht, und hinterher folgt dann ein so heftiger Sonnenbrand, daß in wenigen Tagen das Gras verdorrt. Trotz dieser Extreme gilt das Klima von Udschidschi vergleichsweise für gesund, wahrscheinlich weil Nächte und Morgenstunden erfrischend kühl sind. Das Mukurungu oder Eingewöhnungsfieber in dieser Region wird von den Fremden weniger gefürchtet als das von Unyanyembe, aber keiner bleibt von demselben verschont. Es hat einen galligen, kaltfieberigen Typus, und hält drei bis vier Tage an; nur mit Mühe kann man Schweiß hervorrufen; auch kehrt es einmal im Monate zu regelmäßiger Zeit wieder.

Die Landschaft Ukaranga (d. h. Land der Erdnüsse, Arachis hypogaea) erstreckt sich vom Rugufa oder Unguwwesluße bis an den See, gränzt im Süden an die Landschaft Uthongwe und im Norden an den Fluß Ruche, welcher an seiner Mündung etwa vierzig Yards breit ist und keine Furt hat. Deshalb sind einige

Fähren in Thätigkeit. Die Dörfer oder richtiger bezeichnet armseligen Weiler liegen in Klumpen auf der Ebene umher, umgeben von Sümpfen; die sogenannte Rhede von Ukaranga ist ungeschützt, wird aber manchmal von Kaufleuten, welche sparen wollen, jener von Kawele vorgezogen, und von Reisenden besucht, die nach Ugubha gehen. Aber das Volk ist so träg, daß es kaum genug Getreide für sich selber baut und sich nicht einmal bemüht, Netze zum Fischfang auszuwerfen. Man verkauft Bambus und Bauholz nach Kawele, aber die beim Fällen beschäftigten Arbeiter sind gewöhnlich aus Udschidschi.

Die Landschaft Udschidschi gränzt im Norden an die Höhen von Urundi, hat im Süden Ukaranga, im Osten Ubuha, im Westen den See. Im Nordosten liegt das Land Uhha, welches durch die räuberischen Watuta in eine Wüstenei verwandelt worden ist. Der Hauptort war im Jahre 1858 Kawele; westlich von demselben ist, der Felseninsel Bangwe gegenüber, der Bezirk Gungu; nach Südosten hin ist der Distrikt Ugoyye, welchen die Araber besuchen. Von Kawele aus überblickt man die Besitzungen von vielleicht sechs unabhängigen Stämmen. Karawanen lagern sich gewöhnlich auf einige Tage in den Dörfern am Ruche. Das geschieht einem alten Herkommen gemäß. In Ostafrika gilt jeder Fremde so lange für einen Feind, bis er freundliche Absichten kund gegeben hat, und manche Dörfer kann er, wie schon mehrfach bemerkt worden ist, ohne ausdrückliche Einladung gar nicht betreten. Auch heute noch muß der Reisende bei den Somal und den Galla, den Wamasai und Wakuafi sich unter einen Baum setzen, und dort abwarten, bis die Dorfältesten sich nach seinem Begehren erkundigen; dann erst wird er in den Ort geleitet. Dieser Brauch gilt sowohl an der Küste wie am See und hat jetzt einen commerciellen Grund. Die Karawane macht auf einem neutralen Platze Halt und die Sultane oder Häuptlinge der verschiedenen Dörfer senden dann besondere Boten mit Geschenken, im Innern Elfenbein und Sklaven, in den Küstengegenden Zeug und Lebensmittel. Der Ausdruck dafür ist Magubiko, und die Geschenke dienen als Beweis, daß man den Handel eröffnen wolle. Man giebt gute Worte, macht Versprechungen; der Mtongo, das Oberhaupt der Karawane, hält vielleicht eine Woche lang ernsthafte Berathschlagungen mit allen Genossen, wählt dann seinen Gastfreund, die übrigen Karawanenleute finden gleichfalls ein Unterkommen. Dafür entschädigen sich dann die

Ortsbewohner und der Häuptling durch Zwangsgeschenke und Zölle. Ein ähnliches Verhältniß kannte man auch in Südafrika, und bei den Arabern in Zanzibar so wie bei den Somal heißt solch ein Zwangsgast Nesil.

Die fünfte Region endigt in Udschidschi (Kawele); sie hat zwölf Stationen, welche von den Karawanen gewöhnlich in vierzehn Tagen zurückgelegt werden. Von der Küste an hat dort der Reisende 85 lange oder 100 kürzere Stationen zurückgelegt, wofür er mit den nothwendigen Rasttagen, aber mit Ausschluß der Aufenthalte und längeren Verzögerungen, etwa 150 Tage Zeit gebraucht. Die direkte Längenentfernung von der Meeresküste beträgt 540 englische geographische Meilen; aber mit Hinzurechnung der Krümmungen und Umwege kommen in runden Zahlen 950 Statutmeilen heraus. Burton hatte gerade 100 Tagemärsche von zusammen 420 Stunden; die Zeit, welche er unterwegs war, vom 27. Juni 1857 bis 18. Februar 1858, betrug achtehalb Monate. Arabische Karawanen gebrauchen durchschnittlich sechs volle Monate, um bis an den Tanganyika-See zu gelangen; leicht beladene kommen wohl auch in dritthalb bis drei Monaten nach Unyanyembe und von dort in 25 Stationen nach Udschidschi, so daß sie also im Ganzen nur etwa vier Monate Zeit nöthig haben.

Udschidschi wird auch Manyofo genannt, doch bezeichnet dieser letztere Name eigentlich einen gewissen Distrikt, und der erstere eine Landschaft, nicht eine Stadt. Die Araber sind erst um das Jahr 1840 dorthin gekommen, nachdem sie etwa 10 Jahre früher bis Unyamwezi gelangt waren. Sie hielten Udschidschi für einen zum Waarenaustausch wohlgelegenen Punkt am Tanganyika-See, wo sie ihre Handelsartikel niederlegen und ihre Faktoren und Sklaven zum Einsammeln von Elfenbein und Sklaven aussenden könnten. Aber das Klima ist ungesund, die Menschen sind wild und unfreundlich; die Reisen an der Küste mißglückten mehrmals und deshalb konnte Udschidschi nicht dieselbe Bedeutung erlangen wie Unyanyembe oder Msene. Jetzt kommen vom Mai bis September einzelne Karawanen, die möglichst bald wieder nach Unyanyembe zurückgehen. Der Bazar ist übrigens ganz wohl versorgt; man findet Fische, nach dem nassen Monsun guten Honig, kann jeden Tag Milch und Butter kaufen, versteht sich wenn der Häuptling nichts dagegen hat; aus der Umgegend kommen langschwänzige Schafe, hübsche Ziegen, Hühner und Eier, welche beide letzteren auch hier die Eingeborenen niemals essen. Die Araber

züchten Manila-Enten, das Volk hat Tauben, verkauft sie aber nicht. Das Rindvieh hat sehr lange Hörner; eine Kuh steht mit einem Sklaven in gleichem Preise, sie liefert aber nur etwa ein Viertel so viel Milch wie eine „civilisirte" Kuh und obendrein nur während der ersten Monate, nachdem sie gekalbt hat. Man füttert sie nie mit Getreide, hat auch keine Stallungen, und die Euter sind nur schwach ausgebildet.

Seitdem Sklaven und Elfenbein theurer geworden sind, gehen die Araber über den Tanganyika-See hinaus ins Innere, um dort diese Waaren einzuhandeln, doch ist Udschidschi immer noch der große Sklavenmarkt, wohin die Sklaven aus den umliegenden Landschaften Urundi, Uhha, Uvira und Marungu gebracht werden. Die einheimischen Sklavenhändler richten aber ihr sehr einträgliches Geschäft selber zu Grunde, indem sie zwar wohlfeil verkaufen, sich aber dadurch zu entschädigen suchen, daß sie den Sklaven veranlassen, dem Käufer so bald als möglich zu entlaufen. So kommt es, daß Handelsleute, welche ihre „Waare" nicht aneinander ketten, wohl an zwanzig Procent derselben einbüßen, bevor sie über den Malagarazi zurückgegangen sind. Die Verkäufer rechnen darauf, die entflohenen Sklaven wieder einzufangen und dann noch einmal loszuschlagen, aber dadurch ist Udschidschi in schlechten Ruf gekommen. Der Preis für Sklaven ist sehr unbestimmt und wechselt zwischen zwei bis zehn Doti oder Toben von amerikanischem Domestic; in Zanzibar verkauft man sie dann den Kopf zu 14 bis 15 Dollars, macht also einen Profit von mehreren hundert Procenten.

Burton's „Fünfte Abtheilung" begreift, wie schon gesagt, die Region zu beiden Seiten des untern Malagarazi bis zu dessen Mündung in den Tanganyika-See; am linken Ufer also die Landschaften Uvinza und Ukaranga, am rechten Ubuhha, Uhha und Udschidschi. Das letztere zeichnet sich ganz besonders durch Fruchtbarkeit aus, hat große Waldbäume und mächtige Farrnkräuter. Am Seeufer haben Araber Reis gebaut, der eine Höhe von acht bis neun Fuß erreicht; die Landeseinwohner ziehen indessen Durra vor und wenden keine Sorgfalt auf die feineren Getreidearten, weil ohnehin Affen, Elephanten und Hippopotamus auf den Feldern große Verwüstungen anrichten. Außer Holcus und dem indischen Nagli oder Nachni, (Eleusine caracano), hat man verschiedene Arten von Bohnen, Erdnüsse, Manioc, Eierpflanzen, süße Kartoffeln; Yams, Gurken, einen eßbaren Schwamm und eine Artischockenart; Zucker-

rohr, Tabak und Baumwolle kann man auf dem Bazar in jeder größern Ortschaft kaufen. Von großer Bedeutung ist die Oelpalme und der Pisangbaum. Dieser, Mdizi genannt, ist offenbar in dieser Gegend einheimisch; in manchen Gegenden, z. B. Usumbara, Karagwah und Uganda, bildet seine Frucht das Hauptnahrungsmittel, in dem Hügellande giebt es nicht weniger als zwölf Varietäten, und nicht selten bildet ein einzelner Büschel volle Ladung für einen Träger. Der Baum wächst auch auf der Insel Zanzibar und an der Küste, bei Khutu da wo das Alluvialthal beginnt; aber die beste Frucht liefert er unter der Pflege der Araber zu Unyanyembe, wo sie freilich auch noch grob und nicht besonders schmackhaft ist. Am See wird eine Varietät als Mikono thembu, d. h. Elephantenhand, bezeichnet; sie ist größer als der sogenante Roßpisang in Indien. Die Oelpalme, Elaeis guineensis, hier Mschikischi genannt, wächst auf den Inseln Zanzibar und Pemba; in den Gebirgen von Usagara ist sie schon seltener, aber hier tritt sie, namentlich am Tanganyika-See, ohne Anbau oder Pflege, freiwillig auf, bildet schattige Haine, reicht aber nicht weit ins Innere, sondern bleibt ganz in der Nähe der Küste. Die hellgelbe Frucht mit der dunkelpurpurnen Spitze hat einen ekelerregenden Geschmack, wird aber von den Eingeborenen gegessen, und das Mawesi, Palmöl, welches man in sehr kunstloser Weise auspreßt, bildet eine belangreiche Handelswaare. Der Preis stellt sich für fünfunddreißig Pfund Oel auf ein Doti weißen Baumwollenzeuges, doch verlangen die Leute von den Karawanen zumeist Salz für Oel. Trotz seines unangenehmen Geschmackes wird es beim Kochen gebraucht und ein anderes Lampenfett kennt man nicht. Man zapft die Palme an und bereitet aus dem Saft ein sehr berauschendes Getränk, das in großer Menge getrunken wird.

In dieser Region ist jeder Mann auch Jäger, und man verzehrt Fleisch aller Art, von der weißen Ameise und von Elephanten. Diese letzteren findet man in den Bambusgebüschen am See in Menge, aber die Massen Elfenbein, die auf den Markt nach Udschidschi kommen, werden zum Theil aus beträchtlicher Ferne hergebracht. In allen Gewässern trifft man Hippopotamus und Krokodil und auf den Ebenen wilde Büffel. Die Hyänen und die halbwilden Pariahunde machen sich durch ihre Raubsucht in sehr unangenehmer Weise lästig; die letzteren hört man nur selten bellen. In den Hütten halten sich die graue Ratte und die Moschusratte

auf. Auf den Bäumen, welche über das Seeufer hinaushängen, sitzt oftmals ein sehr schöner Fischadler, mit weißem Kopf und chokoladebraunen Schultern; er ist etwa so groß wie ein Haushahn. Eine Seemöwe mit röthlichen Beinen kommt in kleinen Gesellschaften vor; der gewöhnliche „Königsfischer“ ist ein großer Eisvogel mit weißem und grauem Gefieder, großem, sehr starkem und schwarzem Schnabel und einem Kamm, wie etwa beim indischen Bulbul; er sitzt auf Baumzweigen am Wasser, lauert auf Beute und gleicht den übrigen Vögeln aus der Familie Alcedo. Weiter findet man Taucher, Strandläufer, eine Krähe mit weißer Brust, Repphühner und Wachteln in Urundi, durchziehende Schwalben, Schnepfen, Motacillen, Fliegenschnäpper und verschiedene Sperlingsvögel. Dazu kommen noch Termiten, Frösche, die einen entsetzlichen Lärm machen; Schlangen, Skorpione und auch in den Wohnungen Ameisen, und letztere manchmal in solchen Schaaren, daß der Mensch die Hütte räumen muß. Die Balken werden durch holzfressende Insekten ausgehöhlt, die Wände werden von sogenannten Maurerbienen durchlöchert, an Bedachung und in den Ecken weben ekelhafte Spinnen ihre dicken Netze, das Heimchen zirpt unaufhörlich, die unverschämten Kakerlaken (Cockroaches) fressen alles Genießbare auf und beschädigen die Lebensmittel; braune Mücken und zudringliche Fliegen sind eben so lästig wie Zecken und Wanzen.

Wir wollen nun die verschiedenen Stämme, welche die Region am Tanganyika-See bewohnen, etwas näher betrachten, zunächst die Wadschidschi. Sie sind Barbaren von knochigem Wuchs, weit kräftiger als alle anderen, welche Burton bisher gesehen hatte, sehr dunkler Haut, plattem unschönem Antlitz und derben Gliedmaßen, auch weit größer als die Wanyamwezi und mehr negergleich als negerartig. Füße und Hände sind groß und platt, die Stimme ist rauh und zischend, Blick und Benehmen sind unverschämt. Die Weiber spielen eine nicht geringe Rolle; sie betragen sich oft noch roher und gewaltthätiger als die Männer, und sind dabei äußerst diebisch. Unter beiden Geschlechtern sieht man viele, welche durch Blattern verunstaltet sind, denn sie haben sich um die Weisungen der Araber, welche ihnen zeigten, wie man impfen könne, nicht gekümmert; viele haben Beulen, Schwären, und als arge Plage haben sie eine hartnäckige Krätze, die von häufigem Genusse fauler Fische herrühren soll. Sie tättowiren sich sehr stark, wie Burton meint zum Schutz gegen die feuchte Luft und die Kälte in dieser

Seeregion. Außer den großen Mustern, welche sie in die Haut tättowiren, haben manche Häuptlinge auch große Narben, welche sie durch Brennen hervorbringen; Linien, Kreise, Streifen auf Rücken, Magen und Armen, ähnlich wie die Wagindo bei Kiloa. Beide Geschlechter triefen förmlich von Oel, und Reinlichkeit gilt offenbar nicht für eine Tugend. Zuweilen wird das Haar abgeschoren, lang wachsen läßt man dasselbe niemals; als Schmuck des Hauptes betrachtet man kahle Stellen, welche durch Büschel, halbe Monde oder Kämme in bunter Reihe unterbrochen werden, sowohl auf dem Vorderkopfe wie am Hinterhaupte und an den Seiten. Männer wie Frauen binden ein Büschel von weißem Baumbast um den Kopf; Schnauzbart oder Backenbart kommen im ganzen Lande nicht vor, denn man reißt das Haar mit Zangen aus; die Araber wollen wissen, daß das Klima, gleich jenem in Unyamwezi, dem Bartwuchs hinderlich sei. Den Kopf beschmiert man mit Kreide, das Gesicht mit einer rothen Erde; dadurch werden diese Menschen noch viel häßlicher. Die Häuptlinge tragen Zeuge, die sie von den Karawanen erhalten, reichere Frauen kleiden sich, wie die im Küstenlande, in Toben von Baumwolle oder rothem, auch wohl blauem Tuch. Aermere Männer bereiten sich eine Art Mantel aus dem gar gemachten Felle von Ziegen, Schafen, Hirschen, Leoparden oder Affen, und zwar so, daß die Enden als Klappen vorstehen, während Schweif und Beine hinten herabhängen. Aermere Frauen begnügen sich statt aller Kleidung mit einem Rock aus Baumbast oder Thierhaut, manche sogar mit einem Quast von Baumfasern oder einem Baumzweige, der an einem um die Hüfte geschlungenen Faden befestigt ist. Diese Tracht ist so einfach wie das bekannte Feigenblatt. Burton fand zuerst in Udschidschi Kleider aus macerirtem Baumbast allgemein im Gebrauch; dieses tritt auch in Urundi, Karagwah und den nördlichen Landschaften als Ersatz an die Stelle der Baumwolle. Dieser Artikel heißt Mbugu und wird aus der innern Rinde verschiedener Bäume, namentlich der Mrimba oder der großen Mwale (Raphiapalme), bereitet; man streift von einem völlig ausgewachsenen Baume die Rinde ein paar Mal ab und bindet um den Stamm Pisangblätter, unter welchen er dann eine feinere Rinde ansetzt. Diese wird sorgfältig abgenommen, ins Wasser gethan, damit sie macerire, dann geknetet und mit Keulen oder Latten so lange geschlagen, bis sie etwa die Festigkeit grober Baumwolle erhält; nachher speiet man aus dem Munde Palmöl auf diese Masse, welche

dadurch eine kameelgelbe Farbe erhält. Die Wadschidschi beziehen ihre Mbugu zumeist aus Urundi und Uvira und betupfen sie gern mit schwarzen Flecken oder Streifen, so daß solch ein Baumrindenmantel wie ein Fell von Leoparden oder von der wilden Katze aussieht; auch wird ein Schwanz daran gemacht. Dieser Stoff ist dauerhaft, wird aber niemals gewaschen; nachdem man ihn Monate lang getragen, reinigt man ihn mit — Butter. Als Zierrath dienen, wie bei anderen schwarzen Völkern, Messingreifen, Ringe von Kupfer- und Eisendraht, und Glasperlen; außerdem aber tragen die Wadschidschi, als Unterscheidungszeichen von anderen Stämmen, ein Halsband von rosafarbenen Muscheln. Die Verfertigung des Messings haben sie von den Arabern gelernt; Zink kommt von der Küste, sehr feines Kupfer aus dem Lande des Kazembe. Gleich anderen Stämmen am See tragen sie um den Hals Schnuren, an welchen runde Scheiben, Halbmonde und sechs oder sieben kleine Kegel befestigt sind, die auf die Brust herabhängen. Diesen Zierrath verfertigt man aus dem weißesten Elfenbein oder aus den inneren Zähnen des Hippopotamus, und er sticht scharf ab gegen die schwarze Negerhaut.

Eine andere Eigenthümlichkeit ist folgende. Jeder Mann trägt eine kleine eiserne Zange oder ein klammerartig gespaltenes Stück Holz am Halse. Die Stämme am See machen sich nichts aus Tabakrauchen, sie schnupfen oder kauen, und tragen einen kleinen schwarzen irdenen Topf oder einen kleinen Kürbis mit Tabak. Gelegentlich, je nach Belieben des Mannes, füllt er Wasser hinein, drückt den Tabakssaft heraus, nimmt davon eine Handvoll und schlürft die Brühe in die Nase. Dann kneipt er diese letztere mit der eisernen Zange oder der Holzklammer zu, damit der Saft nicht gleich wieder herausfließen könne; erst nach einigen Minuten nimmt er die Zange wieder fort. Als Waffe führen die Wadschidschi Streitart, Dolche, Speere und große Bogen mit ungewöhnlich schweren Pfeilen; vor Flinte und Säbel haben sie Furcht, gehen aber doch ins Gefecht. Die Araber sind so klug, ihnen kein Schießgewehr oder Pulver zu geben; deßwegen haben denn auch mächtige Häuptlinge höchstens ein paar Flinten.

Die Stämme am See sind wie Amphibien, schwimmen und tauchen vortrefflich, verstehen sich auf den Fischfang, verfertigen eine rohe Art von Angeln, Netze und Reusen, z. B. ein Dreieck aus starken Binsen, und Körbe mit zwei Eingängen; größere Fische fan-

gen sie in einem Seilnetze, das sie zwischen zwei Kähnen ziehen. In Uzaramo und an der Küste betäubt man die Fische mit dem Safte von verschiedenen Arten Asclepias oder Euphorbien; das ist am Tanganyika nicht üblich. Hier verbinden die Schwarzen mit dem Fischfang an heiteren Tagen allerlei Lustbarkeiten; am kühlen Morgen schiffen sie hinaus, stellen sich in den ausgehöhlten Baumstämmen aufrecht, schaukeln hin und her, bespritzen einander, rudern vorwärts und zurück, lassen den Kahn umschlagen, drehen ihn rundum, schwimmen und steigen wieder ein. Alle diese Leute sind starke Ichthyophagen, und allerdings ist der See ungemein fischreich. Der Mvoro ist sehr knochig und gleicht einer großen Makrele, eben so der Sangale, dessen Kopf jedoch dicker ist; der Mgege hat einen vortrefflichen Geschmack, aber viele Gräten; der Mguhe wird fünf bis sechs Fuß lang und ist für die Zunge eines Europäers unbedingt der angenehmste. Am größten ist der Singa; er hat keine Schuppen, schwarzen Rücken, silberfarbigen Bauch, kriecht am Boden und kann weder springen noch sich rasch fortbewegen. Diesen sehr fettigen Grundfisch lieben die Schwarzen ganz besonders, aber dem Europäer war er, gleich dem Pallu in Sindh, bald zuwider. Die Araber klagen, daß die Fische aus dem Tanganyika-See nicht schmackhaft seien; um ihnen die wässerigen Theile zu benehmen, hängen sie die auseinander gespalteten Thiere erst an ein langsames Feuer und legen sie eine Nacht lang in einen irdenen Topf.

Die Wadschidschi gelten bei den Arabern für die unverschämtesten Schwarzen; ihre Häuptlinge geben ihnen ein schlechtes Beispiel, die Leute sind in der That alle sehr rohe, suchen zu erpressen, wo sie irgend können, zeigen dem Fremden nicht einmal den Weg, wenn er sie nicht dafür bezahlt, verhöhnen ihn, indem sie seine Stimme und Manieren nachäffen; zanken fortwährend, sind mit einem Schlage so rasch bei der Hand wie mit dem Worte, und man sieht sehr häufig, daß sie selbst in den Kähnen miteinander raufen. Ein Mdschidschi macht sich wenig daraus, auf seinen Gastfreund mit dem Speer oder Dolche loszugehen, bedenkt sich aber wohl, ehe er Blut vergießt, weil dann eine Blutfehde nicht ausbleibt. Gegen dieses plumpe und rohe Benehmen bildet eine gewisse Feierlichkeit im Umgang einen merkwürdigen Gegensatz. Der Sultan erscheint und klatscht in seine Hände; sogleich bildet das Volk einen Kreis um ihn und klatscht auch; die Frauen beugen das rechte Knie bis nahe zur Erde. Zwei Männer, die einander

begegnen, klatschen sich gegenseitig auf die Arme, reiben an denselben die Hände auf und ab, und wiederholen Minuten lang die Worte: Nama san ga, nama san ga? Befindest Du Dich wohl? Dann reiben sie den Vorderarm und rufen: Wakhe, wakhe? Wie geht es Dir? Nachher schlagen sie die flachen Hände gegeneinander, und das ist ein Zeichen der Achtung in diesen Gegenden. Die Kinder sind eben so widerwärtig und mürrisch wie die Alten, werden grob, wenn man sie freundlich behandelt, zanken untereinander, kratzen und beißen sich wie wilde Katzen, und Familienzuneigung ist unter diesen Schwarzen kaum vorhanden. Höchstens thun Vater und Sohn einander den Gefallen, sich gegenseitig die Haut zu kratzen und einander, gleich Affen, das Ungeziefer abzusuchen. Auf dem See ruft der Mdschidschi bei gefährlichem Sturmwetter wohl dann und wann: Ya mguri wandse, o mein Weib! damit will er aber nur ausdrücken, daß er lieber in seiner Hütte als auf dem wogenden Wasser wäre. Wenn er betrunken sein kann, ist er gewiß nie nüchtern, und in keinem Lande der Welt wird der Fremde so viele gemein schimpfende und gewaltthätig sich gebehrdende Menschen sehen, wie in den Dörfern dieser Schwarzen. Am liebsten berauschen sie sich mit Tembo, Palmwein; fast Alle rauchen Hanf, versetzen sich dadurch in Aufregung, und ihr Benehmen ist dann nicht menschlich, sondern sie betragen sich wie das wilde Vieh. Außer Fischen, welche sie erst verzehren, wenn dieselben faul geworden sind, genießen sie vorzugsweise Manioc und Durra.

Im Jahre 1858 hieß der große Wmami oder Sultan von Udschidschi Rusimba; unter ihm standen als Distrikts- oder Ortshäuptlinge mehrere Mutware, (Mutwale), z. B. Kannena in Kawele und Lurinda in Gungu. Er schickt durch seine Verwandten einer eben angekommenen Karawane einen Elephantenzahn, auch wohl zwei, und deutet damit an, daß er ein Gegengeschenk, die Zwangsabgabe, erwarte; am liebsten nimmt er Glasperlen und Kitindi, gewundene Armbänder, richtet aber seine Anforderungen nach den größeren oder geringeren Mitteln des Handelsmannes ein. Nachher sendet der Mutware sein Geschenk, das sogleich erwiedert werden muß. Außerdem hat der Fremde für jeden Kahn, welchen er miethet, eine Abgabe zu erlegen; von jedem Sklaven beträgt die Kiremba, Accise, den halben Kaufpreis; für jeden eingehandelten Elephantenzahn hat man ein oder zwei Stücke Bauwollenzeug zu erlegen; selbst beim Einkauf von Lebensmitteln erzwingt der Häuptling we-

nigstens einige Glasperlen. Die kleineren Häuptlinge machen mit dem Fremden gern Brüderschaft, Sare, damit derselbe, falls er einmal wiederkommt, abermals bei seinem „Bruder" wohne. Die Unterthanen sind äußerst unbändig, und der Häuptling vermag über sie nur etwas, wenn er stark von Körper, heftig und gewaltthätig ist, überhaupt sich durch seine persönlichen Eigenschaften Geltung zu verschaffen weiß. Ein Häuptling, der ursprünglich Sklave war, kann sich Ansehen erwerben, wenn er sich in der Trunkenheit wilder benimmt als alle Anderen, den Dolch schwenkt, mit dem Speer um sich sticht und wie toll auf alle Anderen einrennt, als wolle er sie erwürgen. Angelegenheiten, welche den ganzen Stamm betreffen, ordnet der Mmawi, Sultan, in der Art, daß die Unterhäuptlinge und die Wateko, Aeltesten, von ihm zu einer allgemeinen Berathung herbeigezogen werden. Ihr ohnehin schwachgeistiger Kopf ist obendrein stets vom Rausch umnebelt; nachdem sie stundenlang hin und hergeredet haben und zu einem Entschlusse gekommen sind, mit dem Alle sich einverstanden erklären, kann der Einwurf eines Jungen oder eines alten Weibes wieder Anlaß zu unendlichem Palavern geben. Diese Leute sind dem Fremden gegenüber im höchsten Grade ungeduldig, sie bestürmen ihn an einem Tage wohl ein halbes Dutzend mal um Glasperlen, während sie hingegen ihn Wochen lang auf Erledigung der wichtigsten Sache warten lassen und sich um dieselbe gar nicht kümmern. Die Sitte erfordert, daß der Häuptling außer seinem ersten Geschenk, Magubiko, einer abreisenden Karawane, die ihm keinen Anlaß zu Mißhelligkeiten gab, ein halbes Dutzend Masuta verehre, Mattensäcke, die mit Getreide gefüllt sind. Außerdem erhält der Karawanenführer noch einen Sklaven, der sich aber gewöhnlich bald wieder aus dem Staube macht. Diese Abschiedsgabe heißt Urangosi, Leit- oder Führerlohn.

Der Handel ist überhaupt bei den Wadschidschi in den rohesten Anfängen stecken geblieben; von eigentlichem Kaufen und Verkaufen und von Credit wissen sie nichts; sie geben keine ihrer Waaren fort, wenn sie nicht dafür irgend einen bestimmten Gegenstand bekommen, den sie sich einmal in den Kopf gesetzt haben, und sie stellen den Preis nicht nach dem Werthe eines Artikels, sondern so wie es ihnen gerade paßt oder einfällt. Der Marktpreis schwankt je nach der Anzahl der Karawanen, welche gerade anwesend sind, nach der Jahreszeit, dem Betrage der Vorräthe und dergleichen mehr. Außer Elfenbein, Sklaven, Baumrinde, Baum-

wollenzeugen und Palmöl verkaufen sie eiserne Sicheln, welche unseren europäischen gleichen, Kengere, Kiugi oder kleine Glocken und Sambo (Tambi), kleine Drahtringe, die als Zierrath um die Fußknöchel getragen werden, lange, zweischneidige Messer in hölzernen Scheiden, die zierlich mit Rattanstreifen beflochten sind. Roheisen kommt aus Uvira; Reis wächst nicht überall in Udschidschi, das Zuckerrohr ist sehr wässerig, Tabak verhältnißmäßig theuer; süßen Palmwein giebt es nicht, da die Leute ihre Töpfe niemals reinigen. Ein Reisender büßt am Baumwollenzeug ein, weil die Schwarzen meist Felle und Baumrinde tragen, und Glasperlen, Schmucksachen und dauerhafte Waaren vorziehen; dagegen macht er Nutzen, wenn er Salz und starken Draht mitbringt. Glas- und Porzellankugeln sind für Jeden, der Elfenbein oder Sklaven kauft, unumgänglich nöthig, aber auch in Bezug auf diese Waaren zeigen sich diese Neger eigensinnig und wetterwendisch; die Wadschidschi wollten 1858 von schwarzen Porzellanperlen, Ububu, nichts wissen, anfänglich auch die weißen, Khangera, nicht nehmen; als dann aber Burton mit großem Verlust für diese beiden Perlensorten Langiyo, kleine blaue Kugeln, eingewechselt hatte, verlangten sie schwarze und weiße; damals standen große blaue Glasperlen, Mzizima genannt, in großer Gunst, und für diese mußten Samesame, rothe Korallen, ausgetauscht werden; Maguru nzige, rosafarbene Porzellanperlen, standen al pari, Sofi, Tabaksstengel-Perle, die in Msene vorkommt, war begehrt. Wer künftig diese Gegenden besuchen will, muß derartige Verhältnisse wohl beachten, denn in dieser Region von Innerafrika stellt sich dem Vordringen des Reisenden kein Hinderniß entgegen, wenn ihm die Handelswaaren nicht ausgehen.

Aber die Wanyamwezi-Pagazi, die Träger, welche er in Unyanyembe miethen muß, bereiten dem Unerfahrenen große Verlegenheiten. Als Lohn erhalten sie Perlen und Zeug, wofür sie am See Elfenbein oder Sklaven einhandeln. Wer Elephantenzähne gekauft hat, bleibt wohl noch eine Weile in Udschidschi, aber unter täglichem Klagen und Drängen zur Abreise, weil Keiner, der werthvolle Sachen besitzt, gern in kleinen Abtheilungen durch Uvinza zieht, um nicht beraubt zu werden. Wer Sklaven hat, weiß, daß sie ihm entlaufen, wenn er auch nur kurze Zeit in Udschidschi verweilt, und schließt sich deshalb der ersten besten Karawane an. Der Reisende ist dadurch zum Bleiben gezwungen, weil er seine Pagazi eingebüßt und die Wadschidschi sich niemals als Träger verdingen; er muß also

warten, vielleicht Monate lang, bis wieder eine Karawane aus Osten anlangt, bei welcher er dann vielleicht Träger für die Rückreise erhält. Die Araber aus Oman vermeiden alle diese Uebelstände, indem sie eine beträchtliche Anzahl von Haussklaven mitbringen, die ein Interesse daran haben, ihren Herrn nicht zu verlassen.

Südlich von den Wadschidschi wohnen die Wakaranga, die auf einer eben so niedrigen Stufe sich befinden und wo möglich noch roher sind. Die Wavinza vereinigen in sich die schlechten Eigenschaften der Wanyamwezi und der Udschidschi; sie sind ein sehr schwarzes, mageres, widerwärtig aussehendes Volk. Zur Abwehr der Insekten stecken sie hinten in den Gürtel ihres Kleides eine Fliegenklatsche, Chauri, so daß es aus der Entfernung aussieht, als trügen sie Schwänze, etwa wie bei den Hottentotten. Sie tragen sechs Fuß lange, zwei Fuß breite Schilde von Flechtwerk, und unterscheiden sich dadurch von den übrigen Stämmen. Ihre Häuptlinge stammen aus dem Volke der Watosi, und sie nennen deshalb alle Fremden, die ihnen nicht mißfallen, Mtosi, nehmen dieselben in ihren Dörfern, nicht aber in ihren Hütten auf. Einen offenen Angriff auf eine Karawane wagen die Wavinza äußerst selten, fangen aber Alle ab, die sich vereinzeln oder zurückbleiben. Sie haben viel Vieh, Getreide, Früchte, Hühner; Pisang wächst bei allen Dörfern und wird im Uebermaße geraucht.

Die Watuta sind sehr gefürchtete Leute, ein Räubervolk, das ursprünglich am südlichen Ende des Tanganyika-Sees wohnte, das Land der Marungu und Ufipa ausplünderte, die Heerden fast ganz ausrottete und an der Ostseite des Sees nach Norden hinwanderte. Vor einigen Jahren rief Ironga, der verstorbene Sultan von Uungu, sie gegen Mui Gumbi, den mächtigen Häuptling der Warori, zu Hülfe. Diese unterlagen nach langem Kampfe und nun siedelten sich die Watuta in Ironga's Lande mit Gewalt an, wurden aber von dessen Sohn, allerdings nur nach hartem Kampfe, vertrieben. Sie zogen dann aus Uungu nach dem südlichen Ufer des Malagaraziflusses, und wurden vor etwa drei Jahren von Mzogera, Sultan von Uvinza, herbeigerufen, um demselben Beistand zu leisten; er wollte sich die Landschaft Uhha aneignen, deren Häuptling Thare gestorben war. Die Watuta gingen über den Malagarazi und verheerten Uhha und Ubuha, überhaupt die Gegend im Norden des Flusses. Bald nachher griffen sie sogar Msene an, wurden aber von den mit Feuergewehr bewaffneten Arabern nach mehrtägigem Kampfe

zurückgeworfen. Im Frühjahr 1858 erschlugen sie Ruhembe, Sultan von Usui, das nördlich von Unyanyembe auf der Straße nach Karagwah liegt, drangen einige Monate später in Udschidschi ein, plünderten Gungu aus und wollten auch Kawele angreifen. Hier aber stellten sich Araber, welche dort eben beträchtliche Waarenmengen liegen hatten, mit ihren musketentragenden Sklaven den Räubern entgegen und trieben sie fort. Das Land der Watuta wird nun begränzt im Norden von Utumbara, im Süden von Msene, nach Osten hin etwa von dem Meridian von Wiliankuru und im Westen von den Bergen Urundis. Sie werden von den Arabern als ein Hirtenvolk geschildert, das, wie die meisten Somal und die Wamasai, weder Häuser hat, noch das Feld bebaut; sie ziehen von einer Stelle zur andern, lagern unter Bäumen, an welchen sie ihre Matten ausspannen, und suchen sich die üppigsten Weidegründe aus. Höchstens tragen sie ein Mbugu, einen Mantel von Baumrinde, gewöhnlich gehen sie aber mehr als halbnackt. Auf ihren häufigen Raubzügen sind immer große Schaaren beisammen, die Weiber werden mitgenommen, Kinder und Habseligkeiten auf Ochsen geladen, auf deren Hörner man die hochgeschätzten Drahtringe hängt. Die Frauen sind Waffenträger und sollen auch an Gefechten theilnehmen. Der Watuta hält in jeder Hand einen kurzen Speer und einen großen Schild, verachtet Bogen und Pfeil, sucht den Kampf Mann gegen Mann, und gebraucht den Speer niemals zum Werfen. Den Arabern zufolge „manövriren sie wie die Franken.“ Ihre Krieger, sagt man, zögen zu Tausenden (?) in vier oder fünf langen Reihen und sähen es darauf ab, den Gegner gleichsam zu umwickeln; Kriegsgeschrei haben sie nicht; Befehlszeichen geben sie mit eisernen Pfeifen. Des Sultans Ehrenabzeichen besteht in einem Schemel von Messing; auf diesem sitzt er, von etwa einem halben Hundert Aeltesten umringt, hinter der Schlachtlinie, aber seine Gewalt über diese unbändigen Menschen ist nur gering. Die Watuta weichen nur selten zurück und kümmern sich nicht um ihre Todten oder Verwundeten; eben so wenig nehmen sie erschlagenen Feinden einen Körpertheil, ein Glied, als Siegeszeichen ab, was bekanntlich die Abyssinier thun; ein solcher Brauch scheint südlich vom Aequator unbekannt zu sein. Diese wilden Nomaden haben jetzt noch eine heilsame Furcht vor Feuerwaffen und reißen allemal aus, sobald sie die rothe Fahne einer Karawane sehen. Sie sind nicht ungastlich und empfangen Gäste mit Ehrenbezeigungen. Die erste Frage an einen Fremden

lautet allemal: „Hast du mich von Weitem gesehen?“ was so viel heißen soll als: hast du nicht vernommen, wie bedeutend ich bin. Eine verneinende Antwort würde Feindseligkeiten im Gefolge haben.

Die Wabuha (in Ubuha) sind ein unbedeutender Stamm, der zwischen der Landschaft Uhha und dem Malagarazi wohnt; ihr Gebiet ist nur drei Tagereisen breit, die Länge vom Rusugi im Lande der Wavinza bis zu den Gränzen von Udschidschi und Ukaranga beträgt vier Tagereisen. Ihr Hauptdistrikt ist Unyonwa, der Bezirk des Sultans Mariki, aber auch hier besteht die Ortschaft nur aus zerstreueten Hütten mit Feldern, die man dem Gestrüpp abgewonnen und mit Bataten bepflanzt hat. Die Wabuha sind ungefährlich und arm.

Uhha, (Oha,) dessen Bewohner Wahha heißen, hatten früher eine größere Ausdehnung; das Volk ist in Folge der von den Watuta unternommenen Raubzüge zumeist verjagt worden und hat sich nun über die weite Strecke zwischen Unyanyembe und dem Tanganyika zerstreut, während ihr eigenes sehr fruchtbares Land zu einer Einöde wurde. Ein Theil dieses Stammes hat unter der Anführung Kanoni's, der ein Sohn des verstorbenen Thare ist, im Hochlande von Urundi eine Zuflucht gefunden, nicht weit von der Niederlassung des Königs Mwesi, der im Gebirge herrscht; dort haben sie Weide für die Heerden und können sich in einem von der Natur geschützten Bergland auch ihrer Feinde erwehren. Sie sind verhältnißmäßig von heller Hautfarbe und weniger häßlich als ihre schwärzeren Nachbarn, gelten aber bei diesen für ein niedrig gestelltes Sklavenvolk. Den Arabern zufolge sind sie aus südlichen Gegenden gekommen. Ihre Häuptlinge sind von fürstlicher, Wahinda-, Abkunft, und stammen wahrscheinlich von den Häuptlingen in Unyamwezi. Wahha-Sklaven werden in Msene theuer bezahlt; ein junger Mann kostet fünf bis sechs Doti Merkani, ein Mädchen einen Gora Merkani oder Kaniki.

Zwölftes Kapitel.

Die Erforschung des Tanganyika-Sees.

Die Reisenden hatten endlich das langersehnte Ziel, den großen Binnensee Tanganyika erreicht. Das Tembe, die Hütte, welche Burton bezog, war in kläglichem Zustande, das Dach halb eingestürzt, der Boden mit Wassertümpeln bedeckt, und das Ganze im höchsten Grade unsauber. Sofort wurden die nöthigen Ausbesserungen vorgenommen, aber die Wohnung blieb auch dann noch so feucht, daß fortwährend ein Feuer unterhalten werden mußte. Als Burton's Diener während der Abwesenheit ihres Herrn sich in dieser Beziehung eine Nachlässigkeit zu Schulden kommen ließen, verrotteten die englischen Bücher dermaßen, daß sie unleserlich wurden, und auch die Pflanzensammlungen vermoderten gänzlich.

Der kühne Entdecker hatte in Kawele und während der Fahrt auf dem See eine Reihe von Widerwärtigkeiten zu ertragen, die einen weniger willensstarken Mann zur Verzweiflung gebracht hätten. Zuerst stellte sich Kannena bei ihm ein, Häuptling von Kawele und dort als Stellvertreter des Oberherrschers oder Mwami von Udschidschi thätig. Dieser hieß Rusimba. Kannena's Vorgänger war vor einigen Monaten gestorben und hatte einen minderjährigen Sohn hinterlassen, als dessen Vormund nun Kannena auftrat, weil es ihm gelungen war, sich bei den Wittwen einzuschmeicheln. Dieser Mann hatte sich mit einem Turban angeputzt und trug ein Kleid

von Wollenzeug; trotzdem machte er einen höchst widerwärtigen Eindruck; er hatte plumpe Gliedmaßen und einen durchaus gemeinen Gesichtsausdruck; von der gequetschten Nase war kaum ein Ansatz vorhanden, die Haut auf Stirn und Wangen zeigte viele narbige Auswüchse, die ihr Inhaber als Zierde betrachtete; ursprünglich war er Sklav gewesen. Jetzt kam er nun in Begleitung zweier schmutzigen Männer, welche bloß einen Schurz von Bastgeflecht um die Hüfte geschlungen hatten, und verlangte eine Zwangsabgabe für seinen Fürsten, den großen Rusimba, die ohne Widerrede zu leisten war. Als Gegengeschenk wurde eine Kleinigkeit Getreide geliefert, welche höchstens den zehnten Theil der Abgabe werth war.

Kannena wollte dann mit dem Fremden einen Tauschhandel eröffnen und sandte demselben einen prächtigen, etwa siebenzig Pfund schweren Elephantenzahn. Diesen schickte Burton nach zwei Tagen zurück und ließ sagen, er sei nicht als Kaufmann an den See gekommen, sondern als Sarkal, als ein Mann, der keine Handelsgeschäfte treibe. Daß er damit einen großen Fehler beging, gesteht er selber ganz offen ein, und räth künftigen Reisenden dringend an, nur als Kaufleute aufzutreten. Diese schwarzen Wilden begreifen nicht, was ein Fremder in ihrem Lande zu suchen habe, wenn er nicht des Handels wegen kommt, und verlieren sich dann in allerlei wunderlichen Vermuthungen. Als Kaufmann mag es dem Forscher wohl gelingen, in unbekannte Gegenden vorzudringen und dort eine gute Aufnahme zu finden; die Eingeborenen werden ihn mit nicht allzuschweren Abgaben belasten, weil sie hoffen, daß er wiederkomme. Dagegen nehmen sie einem Manne, der keinen Handel treibt, wo möglich auch das Letzte ab und bereiten ihm alle möglichen Ungelegenheiten. Diese blieben auch dem Weißen nicht erspart, er hätte sie aber vermieden, wenn er als M u n d e w a, als T a s c h i r, d. h. als Handelsmann aufgetreten wäre, denn das ist der höchste Titel, welchen jene Schwarzen kennen. Den Neid der Araber kann man unschädlich machen, sobald man ihnen das Elfenbein gegen Lebensmittel verkauft. Die Wadschidschi wußten nicht, was sie aus dem weißen Sarkal machen sollten. „Das sind ja Leute, die von Nichtsthun leben!“ sprachen sie, und ließen deutlich merken, daß solche Gäste wohlthun würden, sich möglichst rasch wieder zu entfernen. Burton mußte einlenken und versprechen, daß sie von ihm eben so viel Nutzen haben sollten, wie von einem Kaufmanne. Kannena erklärte, er habe als Häuptling einen wohlbegründeten Anspruch auf Kiremba,

nämlich auf eine Abgabe von Allem, was gekauft und verkauft wird; sie betrage von jedem Sklaven oder Elephantenzahne zwei Stück Zeug; da nun eine solche Mäklergebühr von Burton nicht zu hoffen sei, so müsse derselbe den Verlust durch Erlegung von sechs Stücken Zeug und einer Anzahl gewundener Armbänder ausgleichen. Das geschah, aber die Schwarzen waren damit nicht etwa begütigt, sondern zeigten sich übelwollend und bösartig, versetzten den Eseln der Fremden Speerwunden, stahlen, wo sie konnten, und die Frauen wollten keine Kuhmilch liefern, weil sie von den Weißen gekocht werde; dadurch komme Hexerei über das Vieh. Die Beludschen (d. h. die aus Zanzibar mitgekommenen Söldner) wurden ganz offen beraubt und man sagte ihnen rund heraus, das sei eine wohlverdiente Strafe, weil sie Weiße ins Land geschafft hätten. Eines Tages erschien Kannena unangemeldet in der Hütte; er trug keinen Turban, hatte Katzenfelle um den Unterleib geschlungen und zwei Speere in der Hand. Burton erkannte den Häuptling nicht, wies ihn zum Tembe hinaus und beleidigte dadurch seine Würde.

Auch mit seiner Dienerschaft hatte der Reisende manche Widerwärtigkeiten zu bestehen. Das Betragen der meisten Leute war schlecht gewesen; trotzdem verlangten sie nun außer ihrem Solde noch eine außerordentliche Belohnung, ein Backschisch, das ihnen auch gewährt wurde. Sie kauften dafür Sklaven ein, welche ihnen aber schon nach Verlauf einer Woche sämmtlich davon gelaufen waren.

Das kalte und feuchte Klima der Seegegend wirkte auf die Reisenden sehr nachtheilig und die Fischkost sagte ihnen nicht zu. Burton berichtet: „Alle Energie war von uns gewichen. Ich lag vierzehn Tage am Boden und war so erblindet, daß ich nur selten ein wenig lesen oder schreiben konnte; ich befand mich zu unwohl, um auch nur eine kurze Unterhaltung zu beginnen oder mir Bewegung zu machen. Mein Gefährte Speke kam mit eben so steifen Beinen wie ich selbst am See an; jetzt hatte er eine Augenentzündung und sein Gesicht war so verzerrt, daß er beim Essen seitwärts kauen mußte wie ein Rind. Valentin, der eine von meinen Dienern aus Goa, war fast erblindet und sein Mund war schief; der andere Diener Gaetano kam am 17. Februar halbverhungert an und litt an heftigem Fieber, die Beludschen schleppten sich mit Influenza und Katarrh umher."

Unter so ungünstigen Verhältnissen beschloß Burton aufzubrechen, um den Tanganyika-See näher zu erforschen. Einigen Angaben zu-

folge strömte aus demselben ein großer Fluß nach Norden ab; aber wie sollte er dorthin gelangen? Am entgegengesetzten Ufer, also an der westlichen Küste, hielt sich ein arabischer Kaufmann auf, der eine Dau besaß, ein Segelschiff, und dieses war überhaupt das einzige auf dem Tanganyika. Dieses wollte Burton miethen, allein der Araber, welchem er dazu Auftrag geben wollte, war widerspänstig, und jetzt erhielt Speke die Weisung, sein Heil zu versuchen und dann das Segelschiff mit Vorräthen für etwa einen Monat auszurüsten.

Die Eingeborenen widersetzten sich einer Fahrt auf dem See; Kannena forderte ganz unverschämte Summen für Lebensmittel, am Ende aber ließ sich doch ein Häuptling in der Nachbarschaft, Namens Lurinda, bereit finden, einen Schiffsführer und zwanzig Mann zu stellen. Am 2. März konnte Speke abfahren, mußte aber des sehr schlechten Wetters halber in der Mündung des Flusses Ruche einlaufen, der nur etwa einen Kanonenschuß weit von Kawele liegt. Diesen Umstand benützte der habgierige Kannena, um abermals Abgaben zu erpressen. Er verbot die Fahrt auf dem See, wollte sich ihr mit Gewalt widersetzen, und gab erst nach, als er vier Armbänder und acht Stücke Zeug bekommen hatte. Zwei Tage später hatte Speke die nöthigen Vorräthe an Bord, zwei Diener aus Zanzibar und zwei andere aus Indien waren bei ihm in dem Nachen, und nachdem er an der Bucht von Ukaranga vorüber gesteuert war, befand er sich in offenem Wasser.

Speke war siebenundzwanzig Tage lang abwesend, während der kranke Burton in Kawele blieb. Die Zeit verging ihm einförmig in folgender Weise. Nachdem der Hahn gekräht hatte und die Sonne aufgegangen war, erschien der Diener Valentin und brachte zum Frühstück eine Schüssel mit Suji, gesottenem Reis und vielleicht etwas Milch. Nachher trat der Haussklav Muhabanya ein, fegte mit einem Baumzweige die Hütte aus und schlug die großen Wespen todt; dann zündete er ein Feuer an, das wegen der starken Feuchtigkeit ganz unentbehrlich war, und räucherte sich Hände und Gesicht. Ein solches Rauchbad liebt der Schwarze. Etwas später machten Seid ben Selim und der Schemadar einen Besuch und wunderten sich, daß es mit Burton's Auflösung immer noch nicht vorwärts wolle! Inzwischen mußte Valentin allerlei kleine Geschäfte besorgen, z. B. Kleider ausbessern und Gewehre reinigen; Burton schrieb an seinen Tagebüchern und Vocabularien, und rauchte

Tabak, bis zum zweiten Frühstück, das wieder aus Suji und etwas Milch bestand, denn von Thee, Kaffee und Zucker war schon seit Monaten keine Rede mehr. Darauf folgte ein Schlaf, oder der weiße Mann rauchte eine Pfeife nach der andern und lag fest wie ein Klotz; dabei konnte er sich ungestört seinen Träumereien hingeben. Um vier Uhr Nachmittags hielt er die Hauptmahlzeit, welche zumeist in Fischen oder Geflügel bestand; die ersteren waren entweder unschmackhaft und sehr weichlich, oder grob und äußerst fett. An Zuspeise war kein Mangel, denn es giebt in Kawele Tomatos, Artischocken, süße Kartoffeln, Yams und einige Arten Bohnen, die einen guten Brei liefern; auch Bananen fehlen nicht. Das einzige Getränk war Wasser, da der Palmwein wie Essig schmeckte. Gegen Abend begab sich Burton unter das überhängende Dach des Tembe und erfreuete sich an der prächtigen Aussicht, die ihn an die lieblichsten Küstengegenden des mittelländischen Meeres erinnerte. Um sieben Uhr war es dunkel; dann wurde die Lampe angezündet, die sehr einfach war, nämlich ein zerbrochener Topf voll Palmöls, in welches ein Docht gelegt wurde. Gewöhnlich kam Selim um allerlei Tegesklatsch zu erzählen.

Am 29. März kehrte Speke von seinem Ausfluge zurück, ohne auch nur das Geringste ausgerichtet zu haben. Die Regenzeit (Masika), so schreibt Burton, hatte ihm arg mitgespielt; er war in der That bis auf die Knochen durchnäßt und erschien in einem äußerst kläglichen Zustande mit verrostetem Gewehr und unbrauchbarem Pulver, da die Monsunregen sein angeblich feuerfestes und wasserdichtes Pulverhorn nicht verschont hatten. Meine Enttäuschung war groß, denn S e k e h a t t e b u c h s t ä b l i c h g a r n i c h t s e r r e i c h t. Zehn Tage vor seiner Rückkunft war ein arabischer Kaufmann bei mir gewesen, um von Seiten des Besitzers der Dau mir zu melden, daß wir sein Segelschiff nach Belieben haben könnten. Ich kann mir nicht erklären, wo die Schuld liegt; es scheint indessen, daß der verschmitzte „Sohn Suleyyam's" den Reisenden Speke einfach deshalb bei sich festhielt, um von ihm etwas Schießpulver umsonst zu bekommen. Mein Gefährte hatte sich mit dem Bescheid zufrieden gegeben, daß nach Ablauf von d r e i M o n a t e n uns das Segelschiff für eine Summe von fünfhundert Dollars überlassen werden könne! Er kam nun ohne Boot und ohne Vorrath an Lebensmitteln, um ein solches Resultat zu melden! Ich tröstete ihn und mich, so gut es gehen wollte, und machte mich daran, einige Mängel in Betreff der

Rechtschreibung und des Satzbaues in einem Tagebuche (Speke's) zu verbessern, das in Blackwood's Magazin, September 1859, unter dem Titel: Journal of a cruise in the Tanganyika Lake, Central-Afrika, erschien. Ich muß indeß gestehen, daß ich äußerst überrascht war, als ich, abgesehen von anderen Sachen, den großen Halbbogen hoher Gebirge erblickte, welchen Speke auf der seinem Tagebuche beigefügten Karte eingetragen hat, und zwar gerade dorthin, wo Sir R. Murchison eine Depression annimmt. Ich hatte gesehen, wie unter Speke's Hand auf dem Papiere der schmale Höhenzug, welcher den Tanganyika-See einfaßt, zu den erstaunlichen Dimensionen anwuchs, welche sie auf der Karte in Blackwood's Magazin und in Petermann's Mittheilungen, Nr. 9, 1859, angenommen hat. Das Ganze beruhet aber auf einer bloßen Vermuthung, oder ist vielmehr rein erfunden. Speke gab diesem phantastischen Gebirgszuge die Gestalt eines Halbmondes und ließ ganz ernsthaft nun mit allem Pomp, als ob er Entdecker sei, mit großen Buchstaben daneben drucken: „Ich halte diese Gebirgskette für das wahre Mondgebirge." So wird Geographie fabricirt; so geht man mit Entdeckungen um!" —

Speke litt an den Nachwehen der Nässe und mußte auch große Schmerzen ertragen, weil ihm ein Insekt ins Ohr gekrochen war. Burton sann inzwischen auf Mittel, um das nördliche Ende des Sees zu erforschen. Speke hatte von dem Araber Hamed ber Suleyyam die Mittheilung erhalten, daß derselbe jene Gegend besucht habe; dort sei er von dreißig bis vierzig Kähnen angegriffen worden und habe die Wirkungen eines großen Stromes verspürt, dessen Wasser nach Norden hin abziehe. Dieser Araber erzählte jedoch lediglich eine Lüge mit Umständen. Es war ein seltsames Zusammentreffen, daß Seyfu, der Msawaheli von Chole, erklärte, er wisse, daß ein Fluß aus dem nördlichen Ende des Sees abströme; das war eine direkte Lüge. Dieser Mann erbot sich zum Führer dorthin und wollte Dolmetscher sein. Als wir, sagt Burton, diese Angaben mit einander verglichen, sahen wir wohl, daß es sich um ein Unternehmen handelte, das aller Anstrengungen und Lebensgefahren wohl werth war.

Die Regenzeit ging zu Ende und die Schifffahrt konnte beginnen. Kannena beabsichtigte einen Zug nach Norden hin zu unternehmen, und war geneigt, die Weißen zu geleiten. Als ihm aber Burton die Frage vorlegte, welchen Lohn er verlange, wenn er ihm

den Mtoni, den Fluß, zeige, sprang er auf und lief aus dem Hause wie ein wüthender Pavian. Er fürchtete sich vor den Stämmen an den nördlichen Ufern, weil dieselben keinen Handel dulden. Allmälig ließ er doch mit sich reden, aber seine Willfährigkeit mußte mit großen Opfern erkauft werden. Allein in Anbetracht der wichtigen Sache, um welche es sich handelte, durfte dergleichen nicht weiter beachtet werden. Araber, welche Uvira, die äußerste Thule der Seeschifffahrt, besuchen, zahlen für jeden Kopf der Mannschaft ein Stück Zeug, und der Fahrpreis besteht in einem Paar gewundener Armbänder. Burton dagegen mußte für zwei Nachen, deren größter sechszig Fuß lang und vier Fuß breit war, dreiunddreißig gewundene Armbänder geben, deren dortiger Werth auf etwa sechszig Dollars veranschlagt werden kann; ferner hatte er zu erlegen: zwanzig Stück Zeug, sechsunddreißig Khete blaue Glasperlen, und 770 dergleichen von weißem Porzellan und von grünem Glase. Außerdem versprach er dem Häuptlinge noch eine reiche Belohnung, wenn dieser sein Wort gehalten habe, und warf ihm überdies ein sechs Fuß langes Stück Scharlachtuch über die Schultern. Vor Freude darüber zitterte der Schwarze mit den Lippen, obwohl er seine innere Bewegung zu verbergen suchte. Der Nachoda (Kapitän) und seine Schiffsleute bekamen Lebensmittel, achtzig Stücke Zeug und viele Glas- und Porzellankorallen, auch der Dolmetscher mußte überreich bezahlt werden. Die Bemannung bestand aus 55 Mann, wovon 22 auf den kleinern Nachen kamen; die Reisenden durften ihre beiden Diener aus Goa, zwei schwarze Flintenträger und drei Männer aus Zanzibar mitnehmen.

Die Fahrzeuge waren sehr einfach. Kähne von Baumrinde kennt man am See nicht; die kleineren sind dort aus einem einzigen Stamme verfertigt und am Vordertheile gewöhnlich durch das Feuer beschädigt, welches die Fischer in denselben anzünden. Die größeren, lange schmale „Matumbi", sind ganz roh mit der Axt ausgehöhlt, da man das Ausbrennen gar nicht kennt, und bestehen auch nur aus dem Stamm irgend eines großen Baumes, der gleich an Ort und Stelle im Walde ausgehöhlt, zurecht gemacht und dann ans Ufer geschleppt wird. Die allergrößten Fahrzeuge werden aus rohen, plumpen Planken derart zusammengefügt, daß sie eine Art von Kiel und zwei Borde bilden; diese letzteren befestigt man mit Palmenfasern an das Mittelstück, weiß aber nichts von Kalfatern, und dehalb leckt der Kahn fortwährend. Die Bemannung ist der

Reihe nach beim Ausschöpfen thätig. Die Baumstämme werden sehr unregelmäßig ausgehöhlt und liegen deshalb meist schräg oder schief im Wasser; Masten oder Segel hat solch ein afrikanischer Nachen nicht; am Hintertheil ist ein eiserner Ring für ein Steuerruder angebracht, aber nur bei solchen Kähnen, in welchen Araber fahren; denn die Schwarzen lenken das Schiff mit einem freien Ruder. Die Ladung wird auf Palmenrippen gelegt, damit sie vom Kielwasser nicht beschädigt werde; diese Rippen dienen auch als Brennstoff. Die Leute sitzen auf schmalen Bänken, welche querüber gelegt und mit Stricken in Löchern an den Seitenbrettern befestigt sind, je zu zweien nebeneinander; zur Unterlage haben sie nur steife dichte Karagwahmatten, die man am Lande auseinander nimmt und zum Bedecken einer Hütte oder als Bettlager benützt. Die Schwarzen haben keine Einlegeruder, sondern sie paddeln, d. h. rudern aus freier Hand. Unter den Bänken werden allerlei Gegenstände geborgen; in der Mitte des Schiffes bleibt eine etwa sechs Fuß lange Stelle frei von Bänken, und dort sind Waaren, Fahrgäste, Vieh und Sklaven zusammengedrängt; dorthin wirft man auch Ruder, allerlei Geschirr und schöpft das Leckwasser mit Kalebassen aus. Dasselbe steht manchmal einen halben Fuß hoch und man kann sich deshalb nicht niederlegen; ein Platz am Bug oder am Stern ist etwas weniger unangenehm. In der Mitte werden auch die Speere aufgestellt; jeder Mann trägt einen Dolch im Gürtel und hat auf längeren Reisen auch Bogen und Pfeile. Rudern können, wie schon bemerkt, diese Schwarzen nicht, sie paddeln mit einem sechs Fuß langen Stabe, in welchen sie ein Blatt von der Größe einer Mannshand einlassen. Das letztere ist mit schwarzen dreieckigen Flecken bemalt, nicht fest an den Stab angebunden und bricht fast alle Tage einmal ab. Bei dem ungeschickten Paddeln kommt viel Wasser über Bord, und dabei ist solch ein Rudern anstrengend, ohne viel Wasser zu bewältigen.

Man sieht, daß diese Schifffahrt völlig in ihrem Urzustande geblieben und noch so ist, wie sie in den ältesten Zeiten gewesen. Die Leute von Udschidschi haben drei Hauptreviere, welche sie mit ihren Kähnen besuchen. Das erste nach Norden hin bis zum Elfenbein- und Sklavenmarkte von Uvira; das zweite oder westliche begreift die westliche Küste und die Inseln nach Südwesten hin, und das dritte geht bis Marunga. Sie fahren an der Küste hin und trotzdem ist es ein Wunder, daß diese elenden Fahrzeuge nicht

allesammt verunglücken. Die Araber kennen aus Erfahrung die Tücke dieses „Sees der Stürme“ und senden deshalb, wenn immer thunlich, weit lieber betrügerische Handelsagenten und Sklaven ab, als daß sie ihr eigenes Leben gefährden. Wer aber von ihnen selber auf dem See fahren will oder muß, zieht es vor, mit großer Mühe und vielen Kosten ein immerhin sehr mangelhaftes Segelschiff bauen zu lassen und Sklaven im Gebrauch der Einlegeruder zu unterweisen. Man braucht sechs Monate Zeit, um solch eine Dau zu Stande zu bringen.

Burton legte nun allerlei Vorräthe, Tabak und vier halbe Lasten Salz ein, von welchen bald nachher zwei verloren gingen; dazu kamen noch Zeuge, Armbänder, Glas- und Porzellanperlen, rothe Korallen und noch einige „Reserve,“ die so verpackt wurde, daß sie sich verheimlichen ließ. Mit dem unverschämten Kannena gab es auch jetzt noch vielerlei Zank; oft kam er betrunken in das Tembe, schrie, trieb Unfug und hieb auch wohl in Wuth ein Zelt nieder. Gewiß hätte er sich besser betragen, wenn Burton über ein paar hundert bewaffnete Männer hätte verfügen können.

Am 9. April Nachmittags erschien dieser widerwärtige Häuptling mit einem rothen Turban aufgeputzt in Begleitung seines Mündels, der die Reise mitmachen sollte; mit ihm kamen die Schiffsleute und trugen Salz; hinterher zogen ihre Weiber und Töchter, deren Musik das Ohr zerriß. Am meisten Lärm machten sie mit einer Schaum, einer langen Holzröhre, die eine Oeffnung wie eine Clarinette hat; an der Seite befinden sich Löcher, aus welchen ein schrillender Ton kommt. Ein Getöse anderer Art brachten sie mit zwei dünnen Eisenplatten hervor, die mit umwickelten Stäben geschlagen wurden.

Die Nachen waren eine halbe Stunde weit von Burton's Tembe an den Strand gelegt worden; dorthin mußte er sich begeben, um eine äußerst unbehagliche Nacht zu verbringen. Es regnete stark, die Schwarzen waren alle betrunken, lärmten ununterbrochen, und es kostete am Morgen große Mühe, sie in die Schiffe zu treiben. Endlich wurde ein Granitblock, welcher die Stelle des Ankers vertrat, emporgezogen und das Rudern begann. Man fuhr nach der fast wüsten Insel Bangwe, die etwas nach Norden hin dicht vor dem Strande liegt, und wo die Nachen ohne allen Grund in eine Bucht einfuhren, um dort bis zum 11. April Nachmittags liegen zu bleiben. Als sie dann weiter fahren wollten, ergab sich,

daß sie zu schwer beladen waren; in der Nacht riß ein Sturmwind das Zelt Burton's fort, und er mußte ohne Obdach, nur in seinen Gummirock gehüllt, am nassen Strande schlafen. Erst am 12. April früh konnte er die Bangwebucht verlassen und nun endlich nach Norden hin steuern, an der Ostküste hin. Diese bestand aus rother Erde, aus welcher Sandsteine zu Tage traten; hin und wieder gewahrte man an den Schluchten, durch welche die Regenbäche sich einen Weg zum See bahnen, kleine Fischerdörfer; es sind armselige Ortschaften, welche fast im Schlamme liegen. Die Hütten gleichen Bienenkörben, in der Nähe stehen Palmen, Pisang und andere Bäume, an welchen Netze zum Trocknen hängen und unter denen auch die aus einem Baumstamme ausgehauenen Kähne stehen, damit die Fluth der Brandung sie nicht in den See reiße. In Kigari waren nur wenig Lebensmittel zu haben.

Am 13. April gelangte Burton nach einem andern schmutzigen Fischerdorfe, Nyasanga, wo etwas Fischrogen, aber kein Getreide zu haben war. Dort ist die Gränze von Urundi, und die Wadschidschi nahmen Abschied von ihren Stammgenossen, weil sie von nun an unter ein fremdes Volk kamen.

Diese schwarzen Anwohner des Tanganyika-Sees haben allesammt keinen Begriff davon, was es heißt, ruhig und anhaltend zu arbeiten. Ihr Rudern begleiten sie mit einem langgezogenen kläglichen Geheul, in welches der Chor mit Kreischen und Geschrei einfällt; manchmal erhebt sich auch aus den Kehlen der Knaben ein wildes Geschrill des Beifalls, an welchem die Männer Wohlgefallen haben. Im Vordertheile des Kahns nimmt das Blasen auf den Hörnern und das Schlagen auf die Eisenplatten kein Ende; in anderen Theilen des Schiffes beeifern sich Liebhaber diese Töne mit ihren Kehlen nachzuahmen, die Jüngeren üben ihre Diskantstimme, und dieser wahrhaftige Heidenlärm wird nur unterbrochen, wenn einmal Furcht oder Schrecken in diese Leute fährt; dann erst schweigen sie.

Alle diese Wana Madschi, das heißt Söhne des Wassers, arbeiten ruckweise, bis der Schweiß über ihre schwarzen Leiber hinabrinnt. Aber sie zitterten wie Hunde, wenn ein Hagelwetter kam, und wimmerten, wenn sie sich unwohl fühlten. Nach einem kurzen Ruck angestrengter Arbeit waren sie abgemattet und ruheten aus, um miteinander zu zanken, oder bei ganz langsamem Rudern neue Kräfte zu sammeln. Sehr oft legen sie die Ruder bei Seite,

um zu essen, zu trinken und zu rauchen; die Bhangpfeife kommt jede Stunde einmal zum Vorschein. Sie halten an, wenn es ihnen gerade einfällt, und kümmern sich nicht im Mindesten um den, welcher sie gemiethet hat; vernünftigen Vorstellungen und Mahnungen sind sie durchaus unzugängig. Sie haben einen Aberglauben, der es räthlich macht, keine Frage an sie zu richten; sie schöpfen kein Wasser mit einem Topf aus dem See, weil sie dann von einem Krokodile verfolgt würden, und dieses fürchten sie wie der weiße Matrose den Haifisch. Deshalb darf kein eßbarer Gegenstand ins Wasser geworfen werden; selbst der Unrath muß an Bord bleiben. Es wäre ein ganz ungeheures Verbrechen, wenn einer mit einem Messer an einem Holzstabe schnitzeln oder von irgend einem gar nicht mehr brauchbaren Holzgefäß ein Stückchen abbrechen wollte. Burton besaß eine Lothleine, um die Tiefe des Sees zu messen, durfte aber keinen Gebrauch von derselben machen; die wilden Menschen hätten es nicht gelitten. Sie vertrödeln eine halbe Stunde Zeit, wenn diese auch noch so kostbar ist, lediglich, um einen todten Fisch in ihre Netze zu bekommen. Vor jedem Dorfe erhebt sich ein Zank, weil einige ans Land gehen wollen und andere Einspruch erheben. Der Schiffsführer hat nicht viel zu sagen, und berührt einmal der Nachen die Küste, so springen seine Leute hinaus, ohne sich um ihn oder um einander zu kümmern. Am Halteplatze zerstreuen sie sich; einige sammeln Brennholz, andere suchen nach Lebensmitteln, noch andere schlagen Hütten auf, indem sie ein Dutzend Stäbe von verschiedener Länge in den Boden stecken und dieselben oben mit Bast und Wurzelfasern zusammenbinden, so daß sie eine Kuppel bilden; über diese wirft man Karagwahmatten und dann ist die Behausung wasserdicht, so daß sie vier bis fünf Menschen Obdach gewährt; freilich liegen die Füße unter freiem Himmel. Diese Menschen gehorchen nur dem augenblicklichen Antriebe, wissen nicht, was Vorsatz, Plan und Ordnung ist, und machen sich die Reise so unbequem als möglich. Sie haben nicht einmal bestimmte Ruhepunkte und Anhaltestätten; vertrödeln die kühlen Morgenstunden und rudern in der Mittagshitze; manchmal fällt es ihnen ein, mitten in der Nacht aufzubrechen, man hört den Ruf: Pakira baba! Packt auf, lieben Jungen, und dann stürzen sie in den Kahn. Auf der Heimfahrt zeigen sie dagegen große Hast.

Am 14. April erreichte Burton nach vierstündiger Fahrt Wasanya, wo noch Wadschidschi, aber untermischt mit Warundi, woh-

nen; es ist ein elender Ort, aber im Lande Urundi der einzige, wohin Reisende kommen dürfen. Auch dort ist das Volk unverschämt und dem Trunk ergeben, wird aber vom Unterhäuptling Kanoni, im Namen des Sultans von Urundi, einigermaßen im Zaume gehalten. Diesem bejahrten Manne schritt ein Aeltester voraus, der als Fahne einen langen Büschel weißer Bastfasern an einem Speere trug; hinter dem Häuptlinge gingen etwa vierzig junge Krieger mit Speeren zum Werfen und Stechen, geraden zweischneidigen Dolchen, strammen Bogen und schweren Pfeilen. Kanoni erhob eine Zwangsabgabe an Zeug, Armbändern und Korallenperlen und schenkte hingegen eine Ziege. Durra und Manioc sind billig, manchmal kann man auch Milch haben; mit Schickischi, Palmöl, wird ein nicht unbeträchtlicher Handel getrieben; auch verfertigt man hier die besten Ruder, und das Mbugu, Zeug aus Baumrinde, ist billiger als in Udschidschi. Salz kommt von Uvinza, ist theuer und selten, und steht als Tauschwaare oben an; in zweiter Linie kommen Glasperlen. Das Land Urundi hat fast das ganze Jahr hindurch Regen. Nördlich von Wafanya kann man weder reisen noch Handel treiben, weil die ungastlichen Bewohner die Schiffe plündern oder ganz unerschwingliche Abgaben verlangen. Deshalb schifft man von diesem Punkt nach der Westküste hinüber und legt unterwegs bei der Insel Ubwari an.

Von diesem Eiland scheinen die Portugiesen schon sehr früh eine allerdings nicht genaue Kunde gehabt zu haben. Burton erblickte Ubwari zuerst in der Richtung nach Nordwesten, aber etwas undeutlich, weil die Luft außerordentlich feucht war; von Wafanya aber liegt sie nur etwa achtzehn bis zwanzig englische Meilen nach Nordwesten; die Breite des Wassers auf der westlichen Seite der Insel beträgt zwischen dieser und dem Festlande nur sechs bis sieben Meilen. Der nördlichste Punkt liegt unter 4° 7′ südlicher Breite. Ubwari ist die einzige Insel, welche nicht unmittelbar vor der Küste, sondern einigermaßen nach der Mitte hin liegt, ein schmaler Felsenklumpen, 20 bis 25 geographische (englische) Meilen lang, höchstens vier bis fünf breit; auf derselben läuft eine Landhöhe, einem Schweinsrücken vergleichbar, die zu beiden Seiten nach dem Meere hin sich senkt und in Steilklippen abfällt. Diese sind an manchen Stellen durch breite Schluchten zerklüftet. Die Insel ist vom Wasser bis zum Gipfel mit üppigem Pflanzenwuchse bedeckt. Schiffe

können nur an einigen Orten anlegen, weil an allen übrigen Stellen wilde Männer auf Menschenbeute lauern.

Burton mußte zwei Tage in Wafanya liegen; während derselben machten sich zwei seiner Beludschen aus dem Staube und ließen ihren Herrn völlig in der Gewalt der Wadschidschi. Am 19. April wurde die Ueberfahrt nach der Insel gewagt; sie dauerte neun Stunden bis zu einem Halteplatz beim Orte Mzimu, wohin die Einwohner kamen, um Elfenbein und Sklaven, Lebensmittel und Vieh gegen Salz, Glasperlen, Draht und Zeuge feil zu bieten. Diese, die Wabuari, sind ein eigenthümlicher häßlicher Menschenschlag; die Männer tragen um Gürtel und Hand- und Fußgelenke, an Keulen, Speeren und Dolchen nicht, wie andere Stämme, Draht, sondern Rattanrinde, und die Frauen flechten ihr wolliges Haar in solcher Weise, daß es an beiden Seiten des Kopfes in einem Büschel hervorsteht; sie sehen damit aus, als hätten sie Bärenohren. Den Busen schnüren sie in höchst widerwärtiger Weise möglichst tief nach unten hin; um die Hüften schlingen sie ein Ziegenfell. Die Weiber der Häuptlinge haben, gleich denen in Wafanya, einen langen Stab mit einem Knopfe.

In Mzimu auf Ubwari, wo die Reisenden einen Tag still lagen, verlangte Kannena hohen Lohn dafür, daß er sie bis dorthin geleitet habe, und brach dann urplötzlich gegen Abend auf; die Wasserfahrt wurde bei hellem Mondschein fortgesetzt, ging um die Nordspitze der Insel herum nach der Haltstelle Mtuwwa, und dort wurde, am 22. April, abermals Halt gemacht. Der dortige Sultan Kisesa erhob eine Zwangsabgabe, lieferte aber nur wenig Lebensmittel, weil Burton keine weißen Porzellanperlen mit sich führte, welche man dort verlangte. Auch Kannena erpreßte wiederum blaue Porzellanperlen. Am 23. wurde nach der etwa fünfzehn Meilen entfernt liegenden Westküste gerudert, und die Fahrt nach dem in nordwestlicher Richtung liegenden Muriwumba dauerte neun Stunden. Dieser Ort ist berüchtigt wegen der ungesunden Luft, der Stechmücken, Krokodile und vor Allem wegen seiner Bewohner. Das Land gehört den Wabembe, welche auf der „Mombas Missions-Karte" ganz richtig als Menschenfresser bezeichnet werden. Diese wilden Leute verzehren außer Menschen auch alle Arten von Aas und Ungeziefer, Larven und Insekten, während sie in einer unbeschreiblich üppigen und fruchtbaren Gegend wohnen. Sie essen Menschenfleisch roh, während die Wadoe an der Meeresküste dasselbe

nur gebraten verspeisen. So befand sich Burton unter Kannibalen; sie waren sehr dunkelfarbig und von gedrungenem Körperbau, machten den Eindruck eines tief herabgekommenen Volkes, schienen sich zu fürchten und sind wohl den Lebendigen weniger gefährlich als den Todten.

Am 24. April wurde die Reise ganz in der Nähe der Küste nach Norden hin fortgesetzt, und man sah deutlich, daß die Gestade immer näher zusammenrückten. Nach zehnstündigem Rudern landete Burton an der südlichen Gränze von Uvira bei einem Orte der Mamaletua, Ngovi, an. Dort zeigte sich der Einfluß des Handelsverkehrs, denn die Bewohner benahmen sich einigermaßen höflich, reinigten eine alte Hütte für die Fremden, und brachten Schafe, Ziegen, Fischrogen, Eier, Getreide, Manioc und rothen Pfeffer, wofür sie nur mäßige Preise forderten. Nach einer weitern Fahrt von fünfzehn Stunden gelangten dann die Kähne bis zur Ortschaft Muikamba (?) in Uvira, wo auf dem Strand übernachtet wurde; am 26. April ruderte man vierthalb Stunden bis zu einer sandigen Bucht, wo der Handel von Uvira vermittelt wird. Dort hatte Burton das Endziel seiner Fahrt auf dem See erreicht, denn ein weiteres Vordringen nach Norden hin war unmöglich. Die Bewohner hatten sich am Ufer versammelt, um die fremden Kaufleute mit Geschrei und dem Lärm ihrer musikalischen Instrumente zu begrüßen. Diesen freundlichen Empfang mußten die beiden Schiffsführer freundlich erwiedern und tanzten deshalb auf den mit Matten belegten Bänken der Schiffe eine Art von Bärentanz, bei welchem sie die Arme weit ausstreckten, sich auf den Hacken herumdreheten, niederkauerten und rasch wieder emporsprangen. Das Schiffsvolk grinsete dazu so freundlich wie nur irgend möglich, zeigte die schneeweißen Zähne und schlug mit den Rudern an die Seite der Kähne. Das bedeutet einen Gruß und ist wahrscheinlich davon entlehnt, daß die Stämme am See als Zeichen feierlicher Begrüßung mit ihren Elbogen gegen die Rippen pochen. In Udschidschi stellten sich den Reisenden zwei junge Araber vor, welche für ihren Brodherrn Seyd ben Medschid Elfenbein eingesammelt hatten und am andern Morgen abreisen wollten. Jene Landestelle liegt am Rande der sanftabfallenden Ebene, die nach Westen hin bis zu den Hügeln reicht, welche den See gleichsam einsäumen. Kannena besuchte den Mwami oder Sultan Maruta, von welchem Burton eine Einladung erhielt; dieser folgte er

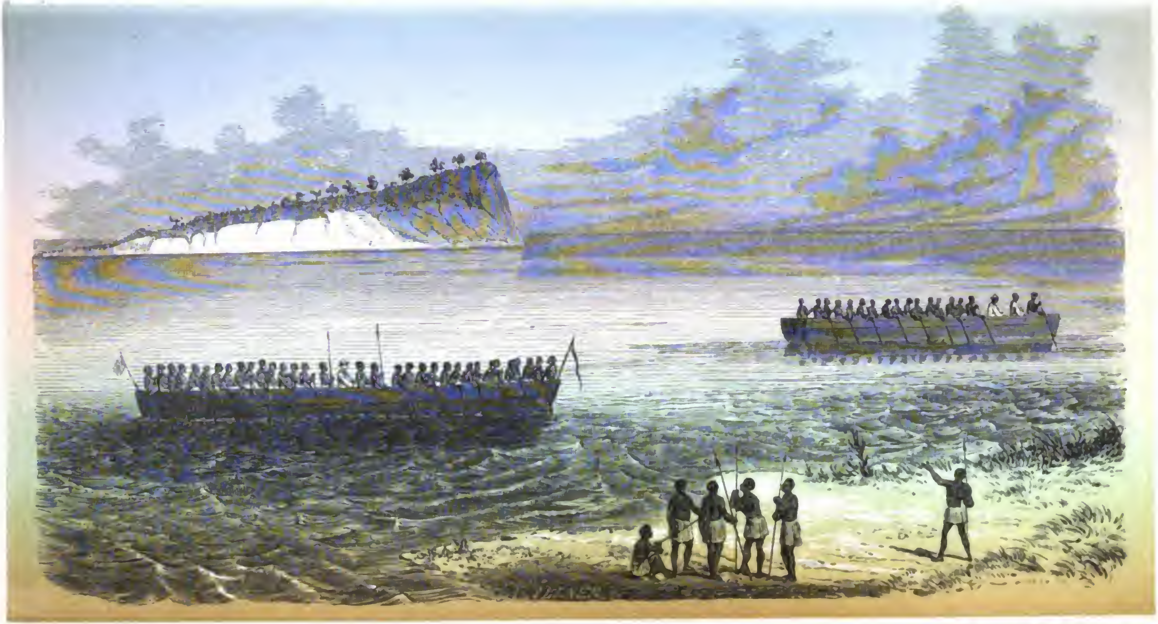
[illegible]

[illegible]

[illegible] bedeutet [illegible]

[illegible] daß die [illegible]

[illegible]



Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Boote auf dem Tanganyika-See.

jedoch nicht, weil seine Mittel beschränkt waren, und Geschenke hätte er doch geben müssen; ohnehin wollten die Schwarzen sich nicht von ihren Kähnen trennen.

Die Reisenden schlugen nun ihre Zelte am Strande auf und trafen Vorbereitungen, um die nördliche Spitze des Sees zu erforschen. Sie waren an dem Punkte, über welchen hinaus noch kein Handelsmann gekommen ist. Die Stämme im Norden stehen in schlechtem Einvernehmen mit den Wavira, und in jenen barbarischen Gegenden gilt ein Reisender, der unmittelbar aus dem Gebiete eines feindlichen Volkes kommt, auch für feindselig und verdächtig. Darin liegt denn eine große Schwierigkeit für das Weiterkommen. Vom Lagerplatz Uvira aus sah Burton, wie auf der entgegengesetzten, östlichen, Küste in einer hohen gebrochenen Linie die Berge des ungastlichen Landes Urundi erhoben, welche sich offenbar über das nördliche Ende des Sees weiter hinaus erstreckten. Die Spitze des Sees, wohin von der Ebene aus der Blick nicht dringen konnte, nimmt den Aussagen der Leute zufolge eine Richtung gen Nordnordwest; einige äußerten, man habe bis dahin zwei Tagereisen, andere wollten nur von sechs Stunden Fahrzeit wissen. Bei Uvira ist der Tanganyika sieben bis acht englische Meilen breit.

Burton mag selber erzählen, wie nun alle seine Hoffnungen gleichsam ins Wasser fielen. „Am 28. April machten mir die drei Söhne des Sultans Maruta einen Besuch, kräftige junge Leute und die schönsten Urbilder der Negerrasse am See, welche mir überhaupt vorgekommen sind. In ihrer Kopfbildung lag Ebenmaß, die Gesichtszüge waren regelmäßig und der Ausdruck war nicht unangenehm; ihre kräftigen, wohlgestalteten Gliedmaßen paßten zu dem athletischen Rumpfe; die Hautfarbe war rabenschwarz und glänzend. Sie hatten ein roth und schwarz gefärbtes Stück Zeug von Bast über die Schultern geworfen; das Weiße im Auge spielte ins Opalgelb, während die Zähne schneeweiß waren; an den Armen trugen sie eine Menge massiver Elfenbeinringe und um den Hals einen aus Hippopotamuszähnen bestehenden Schmuck. Mit ihnen begann ich über den geheimnißvollen Fluß zu reden, welcher aus dem See hinausfließe. Alle Drei erklärten, sie seien am Flusse gewesen, und erboten sich, mich dorthin zu bringen, aber eben so einmüthig bekräftigten sie auch, unter Bestätigung aller Anwesenden, daß der Rusizifluß nicht etwa aus dem Tanganyikasee abströme,

sondern in denselben hineinfalle. Das war ein harter Schlag. Ich hatte allerdings auf dieser Reise mir meine Leute nicht genau genug angesehen und war von dem niederträchtigen Scheich, wie von den falschen Msawahili betrogen worden. Nun hatte ich die Bescherung! Ich nahm Bombay vor, der jetzt erklärte: mein Reisegefährte (Speke) habe die Worte Hamed ben Suleyman's mißverstanden, denn dieser habe nicht von einem Flusse gesprochen, der aus dem See abströme, sondern in denselben hineinfalle; er sprach als seine Ueberzeugung aus, daß noch nie ein Araber den See von Ubwari aus weiter nach Norden hin befahren habe. Seyfu, der in Udschidschi als angeblicher Augenzeuge erzählt hatte, der Fluß ströme aus dem See, und er habe dessen Lauf zwei Tagereisen weit verfolgt, gestand nun ein, daß er nie über Uvira hinausgekommen sei, und auch nicht darüber hinausgehen wolle. Kurzum, ich war durch ein merkwürdiges Zusammentreffen von Lügen und Täuschungen selber getäuscht worden."

Wir können uns vorstellen, in welcher Gemüthsverfassung der unternehmende Reisende sich befand. Unter vielen Widerwärtigkeiten aller Art mußte er neun Tage lang bei Regen und Wind unter einem mehr als dürftigen Obdach liegen; dasselbe bestand aus einem alten Segel und ein paar Bambusstäben. Mit Speke scheint er gar keinen Verkehr gepflogen zu haben. Die Schiffsleute fürchteten sich vor den Menschenfressern und wollten nicht einmal Milch aus dem nächsten Dorfe holen. Aber trotz aller Widerwärtigkeiten und des schlechten Wetters hatte er gesunden Schlaf und seine Eßlust steigerte sich. Auch gab er anfangs die Hoffnung nicht auf, einen Ausflug bis zum Nordende des Sees unternehmen zu können, und wandte sich deshalb zunächst an die beiden schon oben erwähnten arabischen Kaufleute, Medschid und Bekkari, die als Agenten des Seyd ben Medschid in Uvira sich aufhielten, und bot ihnen eine große Summe; sie erklärten aber, daß sie nicht für zehn Mal so viel das Wagniß unternehmen wollten. Kannena wurde an sein Versprechen und den schon vorneweg erhaltenen Lohn erinnert, lief aber aus dem Zelte und wollte von nichts hören. Späterhin sagte er, es sei anfangs sein Wille gewesen, mit nach Norden zu fahren, aber seine Leute hätten sich dagegen erklärt, und das mochte wohl richtig sein. Maruta's Söhne hatten sich zur Begleitung erboten, zogen aber ab, als Burton sie beim Worte halten wollte. Und zu noch weiterem Mißgeschick bekam Burton ein Zungengeschwür, konnte kaum

ein Wort sprechen, und somit war von dem Unternehmen keine Rede mehr. Es ist, sagt er, charakteristisch für Reisen in Afrika, daß der Forscher gerade dann nicht weiter kommt, wenn er sein Ziel ganz nahe vor sich hat, wenn er den Erfolg beinahe mit Händen greifen kann. Aber dann will ein Mißgeschick, daß er plötzlich so entfernt von demselben ist, als läge ein Ocean dazwischen.

Maruta und dessen Söhne erhoben natürlich eine Zwangsabgabe, und reichten als Gegengeschenk unter anderen Kleinigkeiten auch etwas Milch, die dem Kranken um so willkommener war, da er keine andere Nahrung bewältigen konnte. Die Rückfahrt sollte am 6. Mai angetreten werden.

Uvira gilt für einen wohlfeilen Platz, wird deshalb viel besucht und ist der große nördliche Stapelplatz für Sklaven, Elfenbein, Getreide, Bastzeuge und Eisen. In den Monaten, welche der Schifffahrt günstig sind, laufen beinahe täglich Kähne ein. Sie bringen Kitindi, Salz, Glasperlen, Tabak und Baumwollenzeuge; und kaufen Durra und Mais ein; Reis wird dort nicht gebaut. Andere Handelswaaren sind eine grobe Art von Pisang; Elfenbein, von welchem der Kaufmann für tausend Dollars Werth einhundert Farassila (3500 Pfund) in lauter großen Zähnen erhält; er würde also einen sehr beträchtlichen Nutzen haben, wenn er nicht so großes Risico liefe und der Transport nicht so theuer wäre. Der Preis für die Sklaven ist sehr schwankend. Bei schwachem Absatz giebt man für einen Knaben unter zehn Jahren vier Stücke Zeug und fünf Fundo weißer und blauer Porzellanperlen; Mädchen bekommt man für sechs Schukkah. Auf den entlegenen Märkten, wie Uvira, Udschipa und Marunga, sind die Sklaven viel billiger als in Udschidschi; erwachsene gelten fast gar nichts, weil sie äußerst schwer zu behandeln sind und bei der ersten Gelegenheit entlaufen. Sehr gesucht werden Bastzeuge und Eisenwaaren; das Eisen gräbt man im Inlande, in einiger Entfernung vom See, und verfertigt daraus Beile, Griffe und Hacken, die halb so theuer sind als in Udschidschi. Auch werden hübsche Körbe geflochten und Näpfe aus verschiedenen weichen Hölzern geschnitten.

Am 6. Mai wurde die Rückfahrt angetreten. Der Regenmonsun wollte zu Ende gehen, im Norden brauete ein Sturm, die „Regensonne“ brannte scharf herab. Am 10. Mai gegen Abend stachen die Schwarzen, trotz Burton's Warnung, in See. Weit und breit herrschte eine unnatürliche Stille; es war die Ruhe vor dem

Sturm. Als die Kähne sich noch nicht in der Mitte zwischen der Insel Ubwari und der Ostküste befanden, brach schon der sichere Vorbote des Sturmes über sie herein, ein kalter Windstoß. Die Wolken zogen schwer über den See daher, bald zuckten einzelne Blitze und gleich nachher folgten sie so ununterbrochen, daß sie das Auge blendeten und die Nacht in Tag verwandelten. Dann und wann entstand eine Pause und Alles ringsum war rabenschwarz. Der Donner tobte fürchterlich; es war, als ob hundert Batterien schweren Geschützes abgefeuert würden. Die Schwarzen hatten ihre Speere in der Mitte der Kähne aufgestellt, so daß dieselben wegen ihrer Eisenspitzen als Anziehungspunkte für die elektrische Flüssigkeit dienten; von einer solchen haben freilich jene Wilden keine Ahnung. Die Wellen gingen hoch, der Regen fiel anfangs in einigen dicken Tropfen, gleich nachher in Strömen herab, und bei anhaltendem Sturmwind wären gewiß die armseligen Kähne umgeschlagen. Das Schiffsvolk arbeitete nach Kräften, trotz Regen, Gewitter und gelegentlicher Windstöße, gegen die kurzen und schweren Wellenschläge an; hin und wieder vernahm man den stöhnenden Ausruf: „O mein Weib!"

Am 11. Mai früh 7 Uhr wurde zu Wafanya in Urundi gelandet und Burton legte sich zum Schlafen nieder. Nach einer Weile kam sein Diener Mabruki ins Zelt, gab ihm den Säbel in die Hand und rief: „das Schiffsvolk stürzt in die Kähne." Alles war in wilder Verwirrung; die Leute warfen Matten und Kochgeräth in die Fahrzeuge, einige zankten mit Kannena, und ein tödtlich verwundeter Mann wurde an den Strand getragen. Die Sache war allerdings gefährlich, denn unter derartigen Umständen denken die Udschidschi immer zuerst an Flucht und kümmern sich wenig darum, ob sie Jemanden zurücklassen.

Auf dem Wasser besannen sich die Schwarzen eines Andern, weil sie von keinem Feinde verfolgt wurden. Auf Kannena's Zureden kehrten sie um, gingen wieder ans Land und verlangten vom dortigen Häuptling Kanoni Genugthuung für den Unfug, welchen einer seiner Unterthanen getrieben hatte. Die Sache verhielt sich folgendermaßen. Als die Reisenden schliefen, war aus einer Gruppe von Warundileuten ein betrunkener Mann hervorgestürzt, und hatte mit einer Keule nach allen Seiten hin Schläge ausgetheilt. Darauf entstand ein allgemeines Handgemenge; Bombay bekam einen Hieb und rief zu den Waffen; der Goanese Valentin nahm einen

Revolver Burton's, feuerte in den Menschenknäuel hinein und traf einen Schwarzen unter der Brustwarze, so daß die Kugel hinten hinausging. Zum Glück war der Mann nur ein Sklav, sonst wären die Weißen in eine verzweifelte Lage gerathen. Einer zuckte mit dem Dolche gegen Valentin, und Kannena wollte diesen auf der Stelle umbringen; Burton konnte ihn nur mit Mühe davon abhalten, mußte aber ruhig geschehen lassen, daß man ihm drei Ziegen nahm, die er als Lebensmittel für die Rückreise nach Udschidschi gekauft hatte. Man schnitt ihnen die Kehle ab, zerlegte das Fleisch in Stücke und spießte diese auf die Lanzen. Während Kannena dann bei Kanoni war, um Genugthuung zu verlangen, sorgte Burton für den Verwundeten, der sich am folgenden Tage etwas besser befand und sogar aufstehen konnte. Derlei Vorfälle haben bei den Schwarzen viele Weitläufigkeiten im Gefolge. Kannena erhielt vom Sultan Kanoni als Blutgeld für den vom Keulenschläger angerichteten Schaden eine kleine Sklavin und ein großes Schaf, erklärte dann, es sei ihm einerlei, ob der Verwundete sterbe, wiewohl in Voraussicht eines solcher Falles Burton acht Stücke Zeug als Buße bei ihm niederlegen mußte. Diese solle er zurückbekommen, wenn der Mann gesund werde; doch das war natürlich nur eine Redensart, denn was ein Schwarzer einmal in Händen hat, giebt er gewiß nicht wieder heraus. Als Burton Udschidschi verließ, verlangte Kannena abermals für den Lebensunterhalt des Verwundeten vierzig Stücke Zeug oder als Aequivalent drei Sklaven und sechs Stücke Zeug. Es blieb nichts übrig als den unverschämten Mann zu befriedigen, und so kostete der übereilte Schuß Valentin's dem Reisenden den Preis von etwa achtundvierzig Dollars, die dort zu Lande so viel werth waren, als hundert Pfund Sterling in England. Und doch mußte Burton sich glücklich schätzen, so wohlfeilen Kaufes wegzukommen. Denn wäre der Verwundete ein freier Mann gewesen, so hätte Burton sich mit bewaffneter Hand bis zu den Kähnen durchschlagen müssen, und der Krieg würde sich bis nach Udschidschi ausgedehnt haben.

Am 11. Mai verließ er Wafanya, war am 12. in Nyasanga, und in der folgenden Nacht in der Bangwebucht, von wo die Kähne erst am Morgen nach Kawele ruderten, um bei hellem Tage mit Sang und Klang ihren Einzug zu halten. Die Einwohner hatten sich am Strande versammelt, viele gingen bis an den Leib ins Wasser, um den Ankommenden zu begrüßen. Der Jubel war groß;

auch die Wagunga, Weißen, wurden gerufen; aber Burton entzog sich den ihm zugedachten Huldigungen und drängte sich durch die lärmende, von Schweiß triefende und übelriechende Masse von Schwarzen bis zu seiner alten Wohnung durch, wo Seyd ben Selim und der Dschemadar der Beludschen ihn erwarteten.

Dieser Ausflug auf dem Tanganyika hatte den Zeitraum vom 10. April bis 13. Mai 1858 in Anspruch genommen; davon kamen fünfzehn Tage auf die Ausfahrt, neun auf Uvira und gleichfalls neun Tage auf die Rückreise. Er war mit großer Beschwerde verbunden; man konnte sich im Kahne nicht mit dem Rücken anlehnen, der Raum war kniehoch mit Wasser gefüllt, Alles gedrängt und vollgepackt, die Fahrzeuge selbst oben schwerer als unten, weil sie zu viele Menschen an Bord hatten; Salz, Korn und Mehl wurden durchnäßt, die Gewehrläufe rosteten ein, das Pulver verdarb. Die ungeschickten Ruderer warfen viel Wasser ins Schiff; es regnete alle Tage, und die Sonne stach heftig. An den Rastorten war es eben so schlimm; man mußte die Zelte gewöhnlich auf verfaultem Gras aufschlagen; die Zeltpflöcke wurden gestohlen, und man schlief buchstäblich auf Schlamm. Die Temperatur war bald so niedrig, daß die Glieder in der nassen Kälte fröstelten, bald so heißfeucht wie in einem Dampfbade. Die Einwohner der Ortschaften waren zudringlich und unverschämt; es war nicht möglich sie fortzuschaffen, und Burton zog es am Ende vor, lieber im nassen Kahne zu bleiben, wo er wenigstens vor den unwillkommenen Gaffern sicher war.

Trotz alledem besserte es sich mit der Gesundheit der weißen Männer. Speke blieb freilich immer noch etwas taub, war aber doch von seiner Erblindung so ziemlich geheilt. Burton hatte, wegen der Geschwüre im Munde, siebenzehn Tage lang seine Nahrung, meist Milch und Wasser, nur einsaugen können; jetzt genoß er wieder feste Speisen und kam zu Kräften. Seine Füße waren freilich in der Folge der Nässe immer noch geschwollen, und die Würmer, welche sich eingefressen hatten, verursachten ihm Schmerzen, aber er konnte doch nun einigermaßen die Hände rühren und zeichnen oder schreiben. Seit er in den nassen Kahn gegangen war und Nachts im Schlamm am Tanganyika-See geschlafen, ging es besser mit ihm! Seine Stimmung mag wohl auch das ihrige beigetragen haben; eine große Aufgabe war erfüllt und das befriedigte ihn.

Am 14. Mai ging, nach ununterbrochenen Regengüssen und

Stürmen, die volle sechs Monate angehalten hatten, der Regenmonsun zu Ende. Nebel und Wolken verschwanden; die Nacht- und Morgenstunden waren heiter und kühl, die Sonne schien warm, das Klima wurde prächtig, aber die Landschaft büßte Einiges von ihrem frühern Reize ein. Die regelrechte, gleichmäßige, ganz untadelhafte Schönheit dieser mit ewigem Grün bedeckten Gegend, welche so wenig belebt und so still war, brachte auf Burton jene melancholische Wirkung hervor, und machte auf ihn jenen ganz eigenthümlichen Eindruck, dessen die Reisenden in tropischen Gegenden sich nicht erwehren können. In einer solchen Natur ist Alles, was das Auge sieht, schön, Alles schmeichelt den Sinnen und doch wird man dieser Sirene bald überdrüssig. Der Geist ist durch den entnervenden Einfluß des Klimas wohl etwas abgeschwächt und die Eintönigkeit der Reize, welche den Menschen bezaubern, ermüdet ihn. Burton hat einen solchen Ueberdruß in Arabien und Aegypten niemals, wohl aber stets in Indien, auf Zanzibar und am Tanganyika verspürt.

Mit seinen Vorräthen war es nun schlimm bestellt; sie gingen völlig auf die Neige. Sein Agent zu Kaseh, Sney ben Emir, hatte auf alle Zuschriften nicht geantwortet. Die Araber sagen: Reichthum hat einen Teufel, aber Armuth hat ein Dutzend Teufel. Nirgends kann eine Karawane so leicht Hungers sterben als in dem üppigfruchtbaren Centralafrika. Dort ist Gepäck gleichbedeutend mit Leben; die herzlosen, ungastlichen Leute geben nicht eine Handvoll Getreide ohne eine Gegenleistung. Nun verlangten die Beludschen mehr Rationen und obendrein einen Ochsen, um ihr Jid, das große Fest, würdig zu begehen. In Kawele befanden sich zwar einige arabische Kaufleute, die aber selber über nichts mehr verfügen konnten, weil sie Alles beim Einkauf von Sklaven und Elfenbein verausgabt hatten. Die europäischen Reisenden besaßen nur noch zehn Schukkah, zehn Fundo Korallenperlen und eine Tracht schwarzer Porzellanperlen, die dort nicht anzubringen waren. Damit sollten sie Führer zahlen, fünfundsiebenzig Menschen speisen, verschiedenen Sultanen Zwangsabgaben entrichten, mit einem Worte den Rückweg von 260 Meilen bis Unyanyembe zurückmachen!

Inzwischen meinte Seyd ben Selim, die Reisenden würden wohl nach Kaseh gelangen, ohne zu verhungern. Sie trafen also Vorbereitungen zum Aufbruch, flickten Zelte und Regenschirme aus,

zerrieben Korn für einen monatlichen Marsch, mietheten Träger, vertheilten Schießbedarf an die Beludschen, welche aber dafür sogleich Sklaven eintauschten, und handelten etwas Palmöl ein, um damit die Fähre über den Malagarazi zu bezahlen. Inzwischen verbreitete sich das Gerücht, eine große Karawane sei im Anzuge, und am 22. Mai verkündeten Flintenschüsse, daß sie sich eingefunden habe. Sie brachte für Burton Briefe und Zeitungen aus Zanzibar, Indien und Europa, die ersten seit elf Monaten. Am Tanganyika-See erfuhr er, daß in Indien eine große Meuterei ausgebrochen sei. Fünfzehn Träger waren mit allerlei Gegenständen für ihn beladen; nicht weniger als zwölf trugen Schießbedarf, dessen er nicht bedurfte, und mit allerlei Speisewaaren; aber Flaschen mit Cognac, Gewürzpulver und dergleichen waren zerbrochen; von Thee, Kaffee, Zucker und Reis war Vieles gestohlen worden. Die drei übrigen Trägerladungen bestanden aus sechszig Schukkahs amerikanischen Baumwollenzeuges (Domestic), Armbänder von Korallen und weißen Glasperlen. Das Alles war von schlechter Beschaffenheit, denn die Hindus in Zanzibar hatten die gute Gelegenheit wahrgenommen, ihre alte verlegene Waare loszuwerden. Die Reisenden konnten indessen damit die Strecke bis Unyanyembe bestreiten. Leider reichten sie nicht aus, um Mittel für die Erforschung der südlichen zwei Drittel des Tanganyika-Sees zu gewähren, und eben so wenig für eine Rückreise nach Zanzibar über den Nyassa- oder Marawi-See, von welcher Burton einst geträumt hatte.

Wir folgen ihm in seinen Betrachtungen über den Tanganyika-See, welcher vor 1858 kein Europäer besucht hatte. Aber die Portugiesen hörten schon vor einigen hundert Jahren, sowohl in Congo an der Westküste, wie in Sofala an der Ostküste, von einem großen See im Innern. Barros hatte erfahren, daß derselbe etwa hundert portugiesische Legoas lang und schiffbar sei; in ihm liege eine große Insel (Ubwari). Pigafetta, 1591, vernahm von Portugiesen, daß auf der Gränze zwischen Angola und Monomotápa nur ein See liege (der Nyassa); aber zwei andere Seen (Nyanza und Tanganyika) lägen nicht, wie Ptolemäus angegeben, östlich und westlich von einander, sondern nördlich und südlich etwa vierhundert englische Meilen von einander entfernt, und aus ihnen komme der Nil. Seitdem herrschten Ungewißheit und Verwirrung in unseren Ansichten über die innerafrikanischen Seen. Bald warf man den Tanganyika und Nyassa in Eins zusammen, bald trennte man

sie wieder, und zuletzt kam, auf der Karte der Missionäre zu Mombas, ein ungeheures Binnenbecken zum Vorschein.

Der hypothetische Eine See wurde anfangs als Zembere, Zambre ꝛc. bezeichnet, wahrscheinlich als Anklang an den Zambesi, welcher angeblich aus demselben abströme. Das Wort Moravi oder Maravi, welches noch jetzt auf manchen Karten gefunden wird, ist der Name eines herrschenden Volkes, das südöstlich und südwestlich vom Nyassa wohnt. Im siebenzehnten Jahrhundert bezeichnete ein zu Sena am Zambese lebender Missionär, Luigi Mariano, das große Binnenwasser als See von Hemosura; seine Beschreibung paßt auf den Nyassa (Maravi- oder Kilwa-See), und das Wort selbst ist wohl verderbt aus Rusuro oder Lusuro, das in der Sprache von Ubiao einen Fluß oder strömendes Wasser bedeutet. Auf der Karte der deutschen Missionäre zu Mombas heißt er „See von Uniamesi“ und das ist eine falsche Bezeichnung, da er vom „Lande des Mondes“ Hunderte von Meilen entfernt liegt; der nördliche Theil wird dort als Ukerewe bezeichnet; darin liegt eine Verwechselung mit dem Nyanza; der südliche Theil als Nhanja, statt Nyassa. Livingstone sprach von einem Tanganyenka und Tanganyenko, den er bald mit dem Nyanza bald mit dem Nyassa zu verwechseln scheint.

Diese Schreibart ist unrichtig, denn die Afrikaner bezeichnen den centralen See als Tanganyika. Das Wort bedeutet so viel als Zusammenmündung, eine Stelle, wo sich etwas begegnet, nämlich Gewässer; ku kanganyika heißt zusammenkommen; der Anfangsbuchstabe T wird oft in Ch verwandelt und daher rührt wohl Cooley's Zanganyika. Tanganyika ist der gang und gebe Ausdruck bei den Wadschidschi und anderen Völkern, die am See wohnen. Die Araber und die fremden Afrikaner bezeichnen ihn als Bahari, also See im Allgemeinen, Ziwa oder Teich, auch wohl als Mtoni, Fluß. „See von Udschidschi“ würde nach örtlicher Ausdrucksweise nur das Wasser in der Gegend jenes Landes bezeichnen.

Der Tanganyika-See liegt im Centrum der Länge von Afrika, das von 32° nördl. Br. bis zum 33° südl. Br. reicht; er liegt am westlichen Ende des östlichen Drittels der Breitenausdehnung dieses Continents. Im Allgemeinen ist seine Richtung parallel mit der Linie vulkanischer Thätigkeit, welche in Innerafrika von Gondar

in Abyssinien nach Süden hin durch die Region am Kilimandscharo bis zum Berge Ndschesa, dem östlichen Wall des Nyassa-Sees, läuft. Man denkt beim Tanganyika, wie beim todten Meer, an einen Depressionsvulkan, nicht, wie beim Nyanza, an ein großes Becken, das durch die von den Gebirgen herabströmenden Gewässer entstand. Dem Auge erschienen die Gebirge, welche diesen See einschließen, wie eine zusammenhängende Bastion; sie sind nur selten eingebogen, geschwungen oder durchbrochen, und steigen bis zu zwei- oder dreitausend Fuß über den Wasserspiegel empor. Die unteren Abhänge sind gut bewaldet; ganz oben sollen keine starken Bäume wachsen, was sich auch aus dem Mangel tiefer Dammerde und dem Vorwalten heftiger Winde leicht erklärt. Die Gestalt dieses fast gerade von Norden nach Süden sich erstreckenden Gewässers ist ein langes Oval, das nach der Mitte hin breiter ist, nach beiden Seiten hin sich systematisch verengt. Die gesammte Länge von Uvira im Norden (3° 25′) bis Marunga im Süden (7° 20′ südl. Br.) würde in gerader Linie etwas weniger als 250 englische geographische Meilen betragen (60 auf 1°). In der Gegend von Udschidschi wechselt die Breite zwischen 30 bis 35 Meilen; an einzelnen Stellen beträgt sie dort nur etwa 24, also eben so viel wie der Meeresarm zwischen der Insel Zanzibar und dem afrikanischen Festlande; bei Uvira, ganz im Norden, nur 8 Meilen. Nimmt man die Längenerstreckung zu 250, die durchschnittliche Breite zu 20 engl. geographischen Meilen an, so beträgt der Umfang etwa 550, der Flächenraum 5000 englische Geviertmeilen. Die Wasserläufe, welche von 33° 58′ östl. L., vom Anbeginn der großen centralafrikanischen Depression in Unyamwezi, dem Tanganyika-See zufließen, reichen vom Ufer 240 Meilen weit nach Osten.

Die Barometermessungen ergaben, daß der Tanganyika-See 1850 Fuß über der Meeresfläche und demnach etwa 2000 Fuß niedriger als das anliegende Plateau von Unyamwezi und als der Nyanza-See liegt. Schon allein dieser Unterschied im Niveau würde, ganz abgesehen von den zwischenliegenden hohen Hügelketten, jene Wasserverbindungen unmöglich machen, von welchen die Araber und manche Geographen gefabelt haben. Der Tanganyika ist das Centrum einer tiefen muldenförmigen Einsenkung im Continente, ein langer schmaler Trog in den südlichen Vorsprüngen von Urundi, welche, nebst dem benachbarten Karagwah am Aequator, den innerafrikanischen Theil des „Mondgebirge“ bilden. Die Breite der

Nordspitze des Tanganyika liegt mit dem südlichen Ende der Nyanza fast auf gleicher Breite; beide sind durch einen Meridianbogen von etwa 343 Meilen von einander getrennt.

Das Wasser des Tanganyika schmeckt köstlich süß und rein, wenn man vorher das salzige, bittere, schmutzige Naß aus Brunnen, Gruben und Sümpfen unterwegs genossen hat. Die Schwarzen trinken es an Bord gern, ziehen aber am Lande Quellwasser vor, weil, wie sie sagen, jenes den Durst nicht lösche; das an dem Nyanza sei besser; auch scheint es, als ob Metall und Leder stark von ihm angegriffen würden. Die Farbe hat zwei regelrechte Verschiedenheiten; sie ist mattgrün da, wo das reflectirte Blau des Himmels auf gelben sandigen Grund fällt, und klar sanftblau, aber selten so tief und gesättigt wie das Ultramarin des mittelländischen Meeres; es gleicht mehr dem hellen milchigen Blau der tropischen Oceane. Bei starkem Winde schäumen die grünen Wellen sehr heftig.

Wir haben schon weiter oben bemerkt, weshalb Burton keine Tiefenmessungen veranstalten durfte; die Araber sagten ihm, daß der See rasch in die Tiefe abfalle. Unweit vom Ufer kommen Riffe und seichte Stellen vor, und dort liegen auch kleine Inseln. Die Zuflüsse, welche der See erhält, sind nicht zahlreich und beträchtlich genug, um an der Tiefe oder Gestalt des Beckens etwas zu verändern. Die Ufer, zumeist flach und niedrig, sind dicht mit Schilf und Binsen bewachsen; weiter hinauf ist die obgedachte Ebene, auf welcher die Ortschaften und die Getreidefelder liegen. Der Boden ist bald hartes Thonconglomerat, bald fruchtbarer rother Lehm mit Eisenoxyd, oder Sand, aber durchgängig äußerst fruchtbar und mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckt. Weiter aufwärts, wo der Anbau aufhört, stehen auf den Hügeln verschiedene Cacteen, an den Abhängen Riesenbäume, namentlich Mulwe, Tamarinden und die Bauhinia. Die Abfälle sind steiler als die Terrassen in der Schweiz; dort wachsen Manioc und Getreide, im Flachlande stehen Pisang und Guineapalmen.

Eine sorgfältige Vergleichung aller vorhandenen Angaben berechtigt zu dem Schlusse, daß der Tanganyika sämmtliche Wasserläufe aus jener Gegend der centralen Einsenkung empfängt, welche nach diesem großen Becken hin abdacht. Man wird fragen, wie es zugehe, daß eine Wassermenge auf so beträchtlicher Höhe ihr Niveau behalten könne, ohne einen Abfluß zu haben, oder wo die Salztheile bleiben, welche durch die Zuflüsse einströmen? Aber kann

man nicht den Tanganyika als ein Sammelbecken betrachten, welches die Winde mit Feuchtigkeit versorgt, nachdem diese sie in den dürren Gegenden des Südens verloren haben, und daß Zufluß und Verdunstung in genauem Verhältniß zu einander stehen. Kann den abgelagerten Salztheilchen nicht irgend etwas mangeln, was sie verhindert, dem Geschmacke bemerkbar zu werden? So viel ist ausgemacht, daß der See einen Abzug nach Osten durch eine ihm Bahn öffnende Gebirgskette nicht hat. Livingstone ließ sich durch eine Analogie mit dem Zambesi zu einer solchen Annahme verleiten. Er erzählt auch, nach Aussagen von Arabern, der Tanganyika bilde ein großes seichtes Wasserbecken, eine Art von Rückstand eines Sees, der in früheren Zeiten noch viel größer gewesen sei. Auch das paßt nicht.

Auf dem Tanganyika ist der Temperaturwechsel eben so gering wie in Zanzibar. Die heftigen Ostwinde, welche von den kalten Höhen Usagaras herabwehen, strömen über Ugogo, Unyamwezi und Uvinza hin, markiren sich aber hier nicht so genau. Die regelmäßigen, aber nicht permanenten, periodischen Winde auf dem See sind der Südost und Südwest, und beide bringen schlechtes Wetter; Land- und Seebrisen verspürt man fast so genau wie an den Küsten des indischen Oceans. Der Morgenwind, welchen die Araber el Barad nennen, setzt von Norden her ein; am Tage folgen schwache, veränderliche Luftströmungen und völlige Windstille; Abends kommt der Wind vom See her. In der trockenen Jahreszeit ist der letztere ein förmlicher Windfang und wälzt schwere Wellen gegen die Küste; in der Regenzeit ist das Wasser nicht so unruhig; dann aber bringen plötzlich einfallende Stürme Gefahr. Windströmungen in verschiedenen Richtungen sind häufig; an einzelnen Stellen treibt der Sturm die Wellen 15 bis 20 Fuß über die gewöhnliche Wassermarke hinaus. Daraus erklärt sich wohl, daß die Araber eine regelmäßige Mad wa Jarr, Ebbe und Fluth, zu erkennen glauben.

Die Wadschidschi nehmen, von ihrem Hauptort Kawele aus, auf der Fahrt bis zum Runangwa oder Marungaflusse, welcher am Südende des Sees einmündet, zwölf Halt- oder Ruhepunkte an, mit 120 Khambi oder Stationen; nur an wenigen dieser letzteren kann man Lebensmittel kaufen.

Burton weist am Tanganyika-See sechszehn Volksstämme und Landschaften nach. Zwei der letzteren, Ukaranga und Udschidschi, sind schon erwähnt worden. Nördlich von dem letztern liegt

Urundi mit einer schmalen, äußerst fruchtbaren Seeküste von etwa fünfzig Meilen. Dieses Land steigt nach Nordosten hin an und culminirt in der unter dem Aequator liegenden Hochlandmasse, welche als Karagwah bezeichnet wird und die westliche Verlängerung der Mondgebirge bildet. Die Residenz des Muami oder Hauptsultans Muesi liegt am Hauptquellflusse des Kitangure oder Flusses von Karagwah, welcher sechs Tagereisen (60 Meilen) von dort nach Nordosten hin entspringt. Die Araber sagen, jene Ortschaft sei ausgedehnt und habe Hütten, die aus Rattan (indischem Rohr) gebaut werden; in der Umgegend sind viele Löwen. Urundi unterscheidet sich von den übrigen Seedistrikten dadurch, daß es streng monarchisch regiert wird; die Ortsverwaltung wird von Watuare, Unterhäuptlingen, Vorstehern, besorgt, welche zu bestimmten Zeiten die eingesammelten Zölle und Abgaben an ihre Oberherren übermitteln. Der Muami kann in kurzer Frist eine große Menge von Kriegern auf die Beine bringen, und diese sind ein Schrecken der benachbarten Stämme. Die Warundi stammen offenbar aus einem kalten Hochlande und sind vielleicht „das nächste Volk, welches den Abyssiniern gleicht"; von einem solchen haben Reisende in Zanzibar sprechen hören. Die Hautfarbe wechselt von Lohgelb, das bei den Frauen häufig vorkommt, bis zu einem klaren Dunkelbraun; man beschmiert aber die Haut mit einer Mischung von Oker und Palmöl derart, daß die Grundfarbe der Haut verdeckt wird. Die Männer tättowiren sich Kreise und Striche in die Haut, die wie Narben von Schröpfköpfen aussehen, manche brennen sich so, daß glänzende Fleischklumpen von einem Zoll im Durchmesser gebildet werden und dicken Schwären gleichen; andere brechen, gleich den Wanyamwezi, die Vorderzähne aus. Sie haben gedrungene, wohlgebildete Glieder; manche Männer sind sechs Fuß hoch, und der ganze Stamm sieht männlich und kriegerisch aus. Ihre Tracht besteht aus Mbugu, Zeug vom Baumrinde; als Waffen haben sie Speere, Sime, d. h. Messer mit Doppelschneide, und sehr starke Pfeile; als Zierrath benützen sie Glasperlen, Messingdraht, und ziehen über Kopf und Stirn Streifen mit einer karminrothen Substanz. Die Waganga oder Priester von Urundi tragen eine ganz eigenthümliche Kappe, nämlich eine Art Dach von langem weißem Gras oder Baumbast, das über die Schultern herabhängt, vor dem Gesicht aber abgestutzt wird. Sie gehen halbnackt, rasseln oft mit Holzklappern, springen ohne alle scheinbare Veranlassung wie toll

umher, und sehen erschrecklich wild aus. Achtbare Frauen haben lange Toben von amerikanischem Baumwollenzeug, lassen sich von Sklavinnen begleiten und benehmen sich, was in diesen Ländern eine Ausnahme bildet, anständig und bescheiden. Dünne, sechs Fuß lange Stäbe legen sie gar nicht ab; ihr Gesicht ist rund, Hals und Busen werden in verschwenderischer Fülle mit Glasperlen geschmückt; den Vorderkopf zieren sie mit Stirnbändern, auf welchen Korallen- und Porzellanperlen befestigt sind.

Nach Norden hin wird Urundi vom Lande Uzige begränzt, wohin nur Handelsleute kommen, weil das Volk des Verkehrs doch nicht völlig entbehren kann. Diese ungastlichen Leute haben sich mehr als einmal gegen arabische Fahrzeuge feindlich bewiesen; schwarze Kaufleute würden wohl besser aufgenommen werden. In dieser Landschaft fallen, wie die Führer sagten, sechs Flüsse in den See; es sind, von Osten her der Reihe nach: der Kuryamavenge, Molongue, Karindira, Kariba, Kibaiba und zuletzt der am weitesten nach Westen liegende Rusizi oder Lusizi. Dieser bildet die Hauptabzugsrinne für die Gegend im Norden, und alle Leute, welche die Oertlichkeit genau kannten, bekräftigten einstimmig, daß derselbe in den See falle, nicht etwa ein Ausfluß desselben sei.

Der Wavira und der menschenfressenden Wabembe ist schon früher gedacht worden; sie wohnen an der Nordwestecke des Sees. Im Hügellande der Wabembe und westwärts wohnen die Wasinzi, und weiter südlich, dem Ort Kawele in Udschidschi gerade gegenüber gleichfalls am westlichen Ufer, die Wagoma in der Landschaft Ugoma, zumeist im Gebirge. In ihrem Flachlande stehen riesige Mvulebäume, aus welchen man, wie schon mehrfach hervorgehoben wurde, Kähne verfertigt.

An Ugoma stößt nach Süden hin die Landschaft Uguhha, die Bewohner heißen Waguhha. Den Arabern zufolge liegt in ihrem Gebiete der See Mikiziwa, dessen Anwohner Wamikiziwa heißen. An der Küste von Uguhha liegt die Insel Kivira, wohin Speke kam; am Strande der Landeplatz Kassange. Durch das Land der Waguhha führt die Straße nach Uruwwa, über welches hinaus der Handel Zanzibars bisher nicht ging. Unterwegs hat man neun lange oder sechszehn kurze Ruheplätze; und die Richtung geht nach Südwesten. Der gegenwärtige Sultan Kivombo stand mit den Arabern in gutem Einvernehmen und ver-

kaufte ihnen Elfenbein, Sklaven und etwas Kupfer aus Katata oder Katanga, einer Landschaft, die fünfzehn Märsche nordwestlich von Usinda liegt, der nun wohlbekannten Hauptstadt des großen Häuptlings Kasembe. Der Großvater des gegenwärtigen Kasembe, der „Vicekönig“ des Landes, welches südwestlich vom Tanganyika liegt, und Lehnsträger des Muata ya Nvo, Souverains von Uropua, wurde zuerst 1788—99 von dem portugiesischen Doctor Lacerda besucht, der als Gouverneur von Rios de Sena am Zambesi einen Ausflug in diese bisher unbekannte Region machte. Lacerda blieb dort neun Monate, starb im Lande des Kasembe, und so erfuhr man weder den Namen noch die Lage dieser afrikanischen Hauptstadt. Der erstere wurde durch die vom Major Monteiro und Hauptmann Gamitto 1831—32 unternommene Reise bekannt. Er lautet Lucenda oder Luenda, und die Araber sprechen Usenda. Ihnen zufolge starb derjenige Kasembe, welchen 1831 die Portugiesen besucht hatten, im Jahre 1837, und ihm folgte sein Sohn, der jetzige Häuptling, der als ein Mann von mittleren Jahren mit ziemlich heller Hautfarbe beschrieben wird. Er trägt eine Suratekappe, seidenes Gewand und verzierten Lendenschurz; sein Reichthum ist beträchtlich und besteht in Kupfer, Elfenbein, Sklaven, Zeug, allerlei Geräth, Musketen und Schießpulver. Es heißt, er habe viele Araber, wahrscheinlich Mischlinge, um sich, die er sehr ehre; das Kisawaheli diene als vermittelnde Sprache. Der Kasembe hat für seine Person viele Frauen, aber ein Unterthan darf nur eine einzige Frau haben. Ehebrecher werden derart mit dem Tode bestraft, daß man ihnen beide Augen ausquetscht.

Auf der Handelsstraße, welche durch Uruwwa führt, bestehen die Karawanen nur aus Sklaven, welche den Kaufleuten zugehören; die Stämme am See kann man zum Lasttragen nicht bewegen, und die Wanyamwezi haben eine große Furcht vor dem Wasser und gehen niemals weiter als bis Udschidschi.

Südlich von Uguhha wohnt der nicht zahlreiche Stamm der Wathembue, deren Gebiet (Uthembue) man von Kawele aus erblickt. Neben ihnen hausen die Wakadete, deren Land die Araber als Awwal Marungu, d. h. nördliche Gränze von Marungu, bezeichnen. Marungu ist eine der bedeutendsten Landschaften am See. Ein alter Kaufmann aus Oman, der einst an der Küste Schiffbruch litt, verweilte dort fünf Monate; er theilte mit, daß

das Land in drei besondere Abtheilungen zerfalle: Marungu im Norden, Kurungu in der Mitte und Urungu im Süden. Andere sprechen von einem westlichen Marungu, welches von dem östlichen durch den Fluß Runangwa geschieden werde, und bezeichnen das erstere, nach dem dortigen Sultan, als Marungu Tafuna. Das westliche Marungu erstrecke sich landeinwärts von Uthembwe bis zu den Wabisa, einem Volke, das im Westen des Nyassa-Sees große Besitzungen hat. Reisende, die aus Unyamwezi nach K'hokoro gehen, treffen unterwegs bei Ufipa mit Karawanen der nördlichen Wabisa zusammen, die nach Kilwa (Q'uilon) bestimmt sind. Zwischen Marungu und Usinda führt die Straße durch die Landschaft Kavvire, die sieben Märsche entfernt ist; von dort bis zum Ziel der Reise hat man noch neun Ruheplätze. Es ist aber auch eine obere Straße für die, welche von Udschidschi durch Uruwwa nach Usinda gehen, und von Unyanyembe sind manche Karawanen direkt durch K'hokoro und Ufipa nach der Hauptstadt des Kasembe gezogen. Desborough Cooley stellt (in seiner „Geographie des N'yassi") die Vermuthung auf, daß die Ambios oder Imbies, Zimbas oder Muzimbas, welche um 1570 von Norden her bis an den Zambezi vordrangen, nichts Anderes gewesen, als die M'Biza oder Moviza, welche noch jetzt die Südwestgestade des Nyassi inne haben." Burton bemerkt darüber Folgendes. Man nennt diesen wohlbekannten Stamm Wabisa, Singular Mbisa; das ist die richtige Schreibart, nicht Wabischa, wie man in Zanzibar spricht, wo man auch oft von „Bischa-Elfenbein" reden hört. Den Arabern zufolge dehnen sich die Wabisa vom Westen des Nyassa- oder Kilwa-Sees nach Nordwesten hin bis in die Nähe der südlichen Gestade des Tanganyika aus. Sie tragen Zeug aus Baumrinde, bringen ihr schönes Elfenbein nach Tete und Kilimani am Zambesi, und alle vier oder fünf Jahre kommen sie mit einer Karawane nach Kilwa, wo sie jeden Araber, wie jeden Portugiesen auch als Mnzungu, weißen Mann, bezeichnen. Man kann sie halb und halb als ein Hirtenvolk bezeichnen; dem Handel sind sie sehr zugethan und deshalb gastlich gegen Fremde. Mit den Wanyamwezi haben die Wabisa keinen Zusammenhang; beide sind in der äußern Erscheinung, Sitten, Gebräuchen und Sprache verschieden. Als Stammesabzeichen haben die Wabisa einen helmartigen Haaraufputz, die Wanyamwezi punktiren die Haut, und Lacerda bezeichnete die „Moviza" ganz richtig als ein Volk, das Perrücken trage oder vielmehr des Haar perrückenartig aufputze.



Ostafrikanischer Haarputz und Kopfschmuck.

Marungu ist, der Aussage der Araber zufolge, ein Hügelland wie Udschidschi und Uvira, doch ist das Gelände, welches dort den See einfaßt, nicht so steil als an der gegenüberliegenden Küste. Vor dem Gestade liegen vier oder fünf Inseln, von denen zwei einen ziemlichen Umfang haben sollen. An der Nordwestgränze von Marungu, drei Tagereisen vom See entfernt, ist die Landschaft Utumbara, so benannt nach ihrem Sultan Mtumbara; man darf dieselbe nicht mit einem gleichnamigen Bezirk im nördlichen Unyamwezi verwechseln; jene soll etwa fünfzehn bis zwanzig Tagereisen von Usinda entfernt sein. Nach Marungu wagen sich manchmal Araber, welche das Volk Wambosua nennen. Diese Leute haben keinen König, sondern Ortshäuptlinge, leben fast immer in Krieg mit ihren Nachbarn, sind dunkelfarbig, häßlich und sehr wild. Man findet bei ihnen einen Brauch, der auch bei den Wangindo, Wahiao und den Sklavenracen landeinwärts von Kilwa vorkommt. Sie durchbohren nämlich die Oberlippe und erweitern allmälig die Oeffnung, bis die Spitze schnabelartig über Nase und Kinn hervorsteht,

wie ein Entenschnabel. Die Araber haben bei ihren Marungusklaven keinen Gefallen an solcher Schönheit; sie schneiden deshalb den Rand des Loches auf, legen das rohe Fleisch bloß, reiben dasselbe mit Steinsalz ein und heilen es dann zusammen. Die Marungusklaven taugen aber nichts, weil sie verdrossen, steifnackig und widerborstig sind, auch so bald als irgend möglich entlaufen.

Der Runangwa oder Marungu-Fluß bildet den Wasserabzug für die Gegend im Süden des Tanganyika und soll so wasserreich sein wie der Malagarazi. Wer ihn von Westen nach Osten überschritten hat, kommt durch die Distrikte Marungu Tafuna, Ubeyya und Iwemba, und dann nach Norden hin in das Land der Wapoka, nämlich Upoko. Zwischen diesem und dem See wohnen die Wasowwa in der Landschaft Usowwa, und die Wafipa in Ufipa. Von dieser Küste bis zum jenseitigen Ufer dauert die Ueberfahrt vierzehn Stunden; die Eingeborenen sagen, dort schwärmten die Menschen umher wie Ameisen. Unweit von der Küste liegt die Gruppe der Mvuma- (auf Burton's Karte steht Mirima-) Inseln, sieben Felseneilande, von welchen drei einen ziemlichen Umfang haben sollen.

Ufipa ist eine ausgedehnte Landschaft mit vielen Gesliessen, reich an Getreide und sehr wohlschmeckendem wilden Reis; auch war der Rindviehstand beträchtlich, bevor die Watuta ein System der Plünderung und Verwüstung begannen, welches dann ihre Auswanderung nach Uvinza zur Folge hatte. Die Wafipa werden als wild, aber friedlich geschildert; sie tragen nur selten Waffen, stehen unter vier oder fünf Häuptlingen und sind freundlich gegen die Kaufleute. Burton sah Leute von diesem Stamm in Unyanyembe; sie erinnerten ihn mehr an die Racen, welche in den Dschengeln des Dekkan in Ostindien wohnen, als an Afrikaner; er schildert sie als klein gewachsene, zusammengeschrumpfte, rußfarbige Leute, die sich so schüchtern und argwöhnisch zeigten, daß er nicht einmal einige wenige Proben ihrer Sprache von ihnen erhalten konnte. Einige hatten, gleich den Wanyoro, alle ihre unteren Schneidezähne ausgerissen.

Die Araber sagen, nördlich von den Wafipa wohne ein Stamm, den sie Wat'hembe nennen, und welcher von dem gleichnamigen Volk an der gegenüberliegenden Küste sich abgezweigt habe. Der kleine Fluß Murunguru falle dort in den See; doch sind beide

Angaben unsicher. Unsere Rundreise um den Tanganyika schließt mit den Wathongwe, deren Landschaft Utongwe sich nach Norden hin bis Ukaranga und an den Malagarazifluß erstreckt.

Das sind die Nachrichten, welche Burton aus dem Munde von Arabern vernommen hat, denen natürlich die Verantwortlichkeit dafür anheimgestellt bleiben muß.

Dreizehntes Kapitel.

Die Rückreise vom Tanganyika-See nach Unyanyembe. — Aufenthalt in Kazeh. — Speke's Zug nach dem Nyanza-See. — Die Landschaften im Norden, insbesondere Karagwah, Uganda und Unyoro.

Burton hatte den 26. Mai 1858 zur Abreise aus Kawele in Udschidschi anberaumt, und sein Aufbruch war einer Flucht vergleichbar. Alle möglichen Widerwärtigkeiten trafen zusammen; Seid ben Selim, der von seinen beiden afrikanischen „Brüdern", Lurinda und Kannena, zwei Sklaven zum Abschiedsgeschenk erhalten hatte, wollte dieselben so rasch als möglich sicher außer Landes schaffen; die Beludschen hatten ihre Löhnung zum Ankauf von Sklaven verwandt und überwachten dieselben; die Wadschidschi wurden wo möglich noch unverschämter als seither; nach der Rückkehr aus Uvira hatte man ein großes Trinkgelage veranstaltet und Kannena war seit vierzehn Tagen nicht nüchtern geworden. Zum Glück bekam er ein Fieber, das ihn ein wenig zahmer machte. Bald nach Burton's Abreise wurde sein Land von den räuberischen Watuta überzogen, und der tapfere Kannena floh in die Berge, während der wilde Feind von den arabischen Kaufleuten zurückgetrieben wurde.

Unser Reisender warf am Morgen des 26. Mai einen letzten Blick auf den prächtigen, von ihm entdeckten Binnensee, den die aufgehende Sonne mit Licht übergoß. Wir begreifen die Gefühle, welche ihn überwältigten, aber er konnte sich seinen Empfindungen

nicht lange hingeben, weil eine Rotte schreiender und singender Menschen heranzog. Es waren die Träger, welche er für die Rückreise angenommen hatte. Diese zeigten sich im höchsten Grade ungeduldig; einige standen, gleich den Kranichen, auf dem rechten Fuße und stämmten die Sohle des linken Fußes auf das rechte Knie, andere hielten sich gegenseitig umschlungen, indem sie ihren Arm auf den Nacken des Nachbars legten; noch andere hatten sich in ächt asiatischer oder afrikanischer Weise niedergekauert, so daß ihre Posteriora auf Waden und Hacken, die Elbogen auf den Oberschenkeln ruheten und das Kinn in beide Hände gestützt wurde. Seid ben Medschid's Karawane, welcher Burton sich anschließen wollte, feuerte Schüsse ab, und setzte sich in Bewegung, ohne ihn davon benachrichtigt zu haben. Darüber geriethen die Pagazi außer sich; Alles war in Verwirrung; die Europäer mochten selber sehen, wie sie zurecht kamen, und Burton mußte sich ohne Führer auf den Weg machen. Gegen Abend setzte er auf einer Fähre über den Ruchefluß, fand aber dort kein Lager; seine Leute schlugen den Weg nach den schon früher von uns geschilderten Sümpfen von Ukaranga ein, wo die Moskitos wie Wespen stachen, die dort sehr angriffslustigen Flußpferde ihr Grunzen vernehmen ließen und die Krokodile sich bemerkbar machten. Bis an den Gürtel wateten die Träger durch den Schlamm. Als die Dunkelheit einbrach, traf man an einer trockenen Stelle einige elende Hütten. Burton hüllte sich in seine Decken, schlief im Freien bei Mondschein ein paar Stunden und wurde vom Thau durchnäßt. Sein Diener Gaetano war mit dem Küchengeschirr vorausgegangen, selbst Tabak war nicht vorhanden, und der größte Theil derer, welche bei Burton gewesen, hatte sich ohne Weiteres aus dem Staube gemacht, so daß er fast allein blieb. Er reinigte eine Hütte, brachte sein Bettzeug hinein und schlachtete eine Ziege. Bei ihm war ein Hermaphrodit, eine Androgyne; sie hatte Stimme, Blick und Brust wie ein Mann, Kleidung und Benehmen wie eine Frau. „Dies war die einzige Annäherung zu dem zweifelhaften Geschlecht, welche ich in Ostafrika gesehen habe."

Am 28. Mai wurde Burton aus seiner unangenehmen Lage erlöst, weil Seid ben Selim mit Trägern anlangte, und nun ging die Reise bis Unyanyembe ziemlich ohne erhebliche Zwischenfälle vor sich; während der ersten Stationen, so lange sich der Einfluß des „Aeolusschlauches", nämlich der Tanganyika-Mulde, noch fühlbar machte, wechselten Sturmwind, heftiger Regen, Donner und

Blitz mit einander ab; nach dem 5. Juni verschwanden die drohenden Wolken, der Thau war weniger heftig, das Wetter wurde klar und heiß, nur fegte manchmal ein rauher und kalter Ostwind in die warmen Lüfte hinein und verursachte Krankheiten. Am 29. Mai wurde bei Uyonwa, einem kleinen Dorfe bei Wabuha gerastet. Diese Leute hatten schon süße Kartoffeln geerntet. Von da führte der Weg über Hügel, sumpfige Zwischenthäler, Bäche mit dunkelem Wasser, durch Gras und Gestrüpp, über Flächen, wo wilder Pfeilwurz, Akazien, Bambus und hin und wieder auch Palmyrapalmen standen. Am 1. Juni wurde der Rusugi bei der obern, Parugerero-, Fuhrt überschritten, und auf die bisher regelmäßige Abwechselung von Hügel und Sumpfgrund folgte nun ein trockener, steiniger und mit Dornpflanzen bestandener Abhang nach Osten hin. Bei einem Salzplatze, wo eine Stunde Halt gemacht wurde, entliefen wieder einige Leute, und manche Sklaven ergriffen die Flucht. Auch ereignete sich eine ächt afrikanische Gräuelthat. Der Kirangozi oder Mnyamwezifführer, welcher die Expedition von der Küste herauf begleitet hatte, blieb zurück, weil eine von ihm gekaufte Sklavin wunde Füße bekommen hatte und nicht vorwärts konnte. Da schlug er ihr den Kopf ab, damit kein Anderer von ihr profitire. Der ochsenköpfige Mabruki hatte einen Knaben von etwa sechs Jahren gekauft, der längere Zeit tapfer neben den Trägern herlief und dabei eine Haut, die ihm als Decke diente, und einen mit Wasser gefüllten Kürbis trug. Anfangs hatte sein mürrischer Gebieter ihn gut behandelt, wenn der Kleine müde war, ihn auf den Rücken genommen, bald nachher prügelte er das unglückliche Kind so arg, daß Burton ihm dasselbe vorläufig wegnahm und einem seiner indischen Diener anvertrauete. Die unverschämten Träger verlangten unterwegs höhern Lohn, und Burton mußte sie mit seinem Säbel zur Vernunft bringen. „Sie machten eine Stunde lang Rast, um ihre süßen Kartoffeln zu kochen; wenn aber ich einmal einen Halt von fünf Minuten verlangte, oder ein paar Schritte weiter vorwärts wollte, geberdeten sie sich wie halb toll. Sie schrieen, lärmten, waren so ungebunden, unverschämt, zudringlich und mürrisch, und dabei so habgierig, wie nur irgend ein anderes Specimen vom Genus homo, Species Africanus, das ich jemals gesehen habe; selbst die „Söhne des Wassers“ in den Schiffen von Udschidschi waren nicht so arg. Aber ein Reisender wird in diesen Ländern nicht weit kommen, wenn er nicht auch ein so rohes Material zu verwenden weiß.“

Am 2. Juni kam Burton wieder auf seinen frühern Weg bei Jambeho im Alluvialthale des Malagarazi. An den höher gelegenen Stellen war der Boden schon trocken, die Vegetation gelb geworden, und an den Hügeln gewahrte er Wald- und Gestrüppbrände. Am 4. Juni erreichte er die schon früher mehrmals erwähnte Fähre über den Malagarazi, der auch jetzt, nachdem der Regen aufgehört hatte, stark angeschwollen war und das niedrig liegende Land am Ufer überschwemmte. Der Besitzer der Fähre verlangte im Voraus einen Topf mit Oel, sieben Stücke Zeug und 300 Khete blauer Porzellanperlen. Am 4. Juni, $11^1/_4$ Morgens, verspürte Burton dort ein leichtes Erdbeben. Abermals viel Aerger und Verdruß mit den unverschämten Trägern.

Endlich kamen die Reisenden auf das linke Ufer hinüber, nach Ugogo (Ugaga), und gelangten von dort in zwölf Tagen nach Unyanyembe, indem sie diesmal nicht den Umweg über Msene machten, sondern die gerade südliche Straße einschlugen. Unterwegs konnte man an vielen Stellen Reis, Durra, Hirse, Manioc, Gurken, süße Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Erdmandeln und Tabak haben. Arrowroot (Pfeilwurz) und Bhang wuchsen wild, Pisang und Palmyra waren über das Land zerstreut. Am 8. Juni hatte Burton das ungastliche Uvinza im Rücken und war auf neutralem Boden; am folgenden Tage wurde er zum ersten Male wieder in ein Dorf eingelassen. Drei Tage später trennte sich Seid ben Medschid von ihm; am 17. Juni gelangte die Karawane nach Irora, dem Dorfe des Selim ben Selih, welcher die Reisenden gastlich aufnahm. Von dort konnten sie schon die blauen Hügel von Unyanyembe erblicken. Am andern Tage, in Yombo, wurde ihnen ein Paket mit Briefen eingehändigt, das ein Araber überbracht hatte; es war das zweite, welches sie im Laufe des Jahres erhielten. Darauf gelangten sie wieder nach Kazeh, wo der gastliche Sney ben Emir sie freundlich willkommen hieß. Nachdem er sie mit Kaffee bewirthet, geleitete er sie in ihre frühere Wohnung, welche sie sorgfältig gereinigt und gut hergerichtet fanden. Höchst willkommen war ihnen eine gute Mahlzeit von Reis und Hühnern, Manioc mit Creme von Erdmandeln, und Pfannkuchen mit einem Guß von Zucker, Butter und Zwiebelschnitten.

Die Rückreise von Udschidschi nach Unyanyembe war in zweiundzwanzig Stationen zurückgelegt worden, welche, mit Einschluß der Rasten, sechsundzwanzig Tage in Anspruch nahmen, vom 26. Mai

bis zum 20. Juni 1858. Die Länge des Weges beträgt etwa 265 Statutmeilen.

Am nächstfolgenden Tage machten die in Kazeh anwesenden arabischen Kaufleute dem Reisenden einen Besuch; manche andere waren auf Handelsexpeditionen unterwegs. Der Anstrengung folgte Ermattung. Die Wanderung war in der ungesundesten Jahreszeit durch Gegenden gegangen, in welcher eine brennend heiße Sonne stehende Gewässer austrocknete und ein heftiger Ostwind blies. Burton litt wieder an geschwollenen Füßen, welche wie abgestorben schienen; nur sehr langsam kam er wieder einigermaßen zu Kräften. Speke war halbtaub und halbblind und dadurch unfähig zum Lesen, Schreiben oder Beobachten. Die Diener aus Goa lagen am Fieber danieder und klagten über Rheumatismen und Schmerz in der Leber. Bei Valentin wollte Chinin nicht wirken, das eintägige Fieber wurde dadurch nur in ein dreitägiges verwandelt, aber die warburgische Tinctur half und die Wirkung war fast wunderbar. Die Anfälle kehrten nicht wieder, das schmerzhafte Erbrechen hörte auf, die Augen schmerzten nicht mehr und der peinigeude Durst machte einer starken Eßlust und gesunder Verdauung Platz. Auch die übelen Folgen des Fiebers wurden durch jene Tinctur beseitigt, und spätere Anfälle waren unbedeutend. Burton kann die wohlthätige Wirkung derselben nicht genug rühmen. Die Beludschen verspürten den Einfluß der schlechten Luft, klagten über Geschwüre und Jucken, und wurden nur langsam hergestellt, weil sie sich mit Speisen überfüllten. Burton selbst fühlte sich gestärkt und gehoben, seitdem er wußte, daß er ein großes Ziel erreicht hatte, und nicht mehr von Sorgen und Zweifeln gepeinigt war. Er hatte das stolze Bewußtsein, nach besten Kräften seine Schuldigkeit gethan zu haben unter Verhältnissen, die von Anfang an in hohem Grade ungünstig waren.

Einige arabische Kaufleute wollten nach der Küste, um den „Mausim“ (Monsun), die „indische Handelszeit,“ zu benützen, welche in Zanzibar die Monate December, Januar und Februar umfaßt. Sie wären gern mit Burton gereist, aber dieser zog es vor, noch einige Zeit in Kazeh zu verweilen und gemächlich seine Vorkehrungen für die weite Reise nach der Küste zu treffen; auch hatte er den Plan, nach Kiloa zu gehen, noch nicht aufgegeben. Sodann wollte er von den Arabern nähere Kunde über die Landschaften einziehen, welche im Süden und Norden des von der Expedition

eingeschlagenen Weges lagen. Schon bei dem frühern Aufenthalte Burton's in Kazeh hatten Kaufleute ihm von einem großen Bahr, See, gesprochen, der fünfzehn oder sechszehn Tagereisen von Kazeh nach Norden hin liege, und nach ihren Mittheilungen hatte Speke dieses Wasser auf einer Karte eingetragen, welche er an die geographische Gesellschaft nach London schickte. Alle Araber sagten, jener See im Norden sei viel größer als der Tanganyika. Burton sah wohl, daß das Auffinden eines solchen bisher unbekannten Wasserbeckens viele Ungewißheiten und Widersprüche beseitigen würde. Es blieb also zu ermitteln, ob nicht die Araber die Ausdehnung dieses nördlichen Sees nach orientalischer Weise stark übertrieben. „Mein Gefährte (Speke), der sich erholt hatte, erschien mir als der geeignete Mann, sich einer solchen Obliegenheit zu unterziehen; auch war seine Anwesenheit in Kazeh durchaus nicht wünschenswerth. Zu gleicher Zeit mit Arabern zu verkehren und mit Anglo-Indiern, die sich beleidigt glauben, wenn dazu gar kein Grund vorliegt, die knechtischen Gehorsam als etwas sich von selbst Verstehendes verlangen, die, im Stolz auf ihre weiße Haut, Jeden, der eine etwas dunklere Hautfarbe hat, als „Nigger" behandeln, — das ist noch schwieriger als einen Bruch zu vermeiden, wenn man sich zwischen zwei Freunde gestellt sieht, die einen Streit miteinander gehabt haben. Im vorliegenden Falle wurde die Schwierigkeit noch dadurch vergrößert, daß der Anglo-Indier nichts von orientalischen Sitten und Gebräuchen verstand und eben so wenig etwas von einer orientalischen Sprache, einige Wörter des englisch-indischen Jargons abgerechnet."

Der Plan zu einem Zuge nach dem nördlichen See wurde am 30. Juni in Gegenwart Seid ben Selim's und der Beludschen erörtert. Der erstere gab ausweichende Antworten, Speke scheint rauh mit ihm umgegangen zu sein, um ihn einzuschüchtern, und der Araber sich bemüht zu haben, das Unternehmen zu vereiteln. Doch wurde nach und nach Alles ins Gleiche gebracht und Speke konnte am 10. Juli von Kazeh nach dem großen See im Norden aufbrechen. Burton blieb zurück und sammelte eine Menge wichtiger Nachrichten aus dem Munde von Arabern und Afrikanern; namentlich gab Sney ben Emir ihm manche Auskunft.

Die bisher noch unbekannten Landschaften im Norden werden ganz despotisch regiert, etwa wie Aschanti oder Dahome in Westafrika, während in Unyamwezi und Urundi die Häuptlinge keine

große Gewalt besitzen, und Uvinza und Udschidschi als eine Art ganz roher, barbarischer Republiken zu bezeichnen sind. Burton kann nur die Ergebnisse seiner Nachforschungen geben; sie sind allerdings sehr interessant, aber die Bestätigung oder Berichtigung bleibt künftigen Reisenden vorbehalten.

Den Berichten der Araber zufolge sind die nördlichen Stämme etwas weniger uncivilisirt und in ihren gesellschaftlichen Verhältnissen mehr entwickelt als die übrigen im östlichen und centralen Afrika. Sie haben, gleich den Unterthanen des Kasembe, große und regelmäßige Ortschaften, und verehren einen Despoten, der mit barbarischer Strenge herrscht; auch haben sie nicht die persönliche Gleichheit Aller, wie ihre Nachbarn, sondern Rangunterschied; man findet bei ihnen eine gewisse Ordnung und selbst eine Art von Schambegriff bei den Frauen. Im Handel wissen sie, was Credit bedeutet, und gegen Fremde benehmen sie sich gastlich. In Unyanyembe sah Burton Sklaven beiderlei Geschlechts aus Karagwah und Uganda, und fand, daß sie in mancher Beziehung sich von den südlichen Stämmen unterscheiden. Ihr Kopf war anders gebildet, die reflectiven Eigenschaften und das Organ des Wohlwollens waren am Schädel entwickelt, die Nase war nicht stark gequetscht, sondern näherte sich dem kaukasischen Typus an; die übermäßig starke Entwickelung der Kauwerkzeuge, welche dem Neger und den niedrigeren Typen der Negroiden ein besonderes thierisches Gepräge aufdrücken, sind bei diesen Nordleuten stark modificirt; der Gesichtsausdruck ist weich, gutmüthig und nicht ohne Intelligenz.

Von Unyanyembe bis Kibuga, der Hauptstadt von Uganda, sind 53 Stationen, die in vier Kreuzstationen: Usui, Karagwah, das abhängige Unyoro und Uganda abgetheilt werden. Zwischen Unaynyembe und Usui zählt man 16 lange oder 19 kurze Stationen, deren Länge etwa 115 englische geographische Meilen betragen wird; Burton legt die Südgränze von Usui in 3° 10′ südl. Breite. Die Straße von Kazeh nach Usui geht westlich von jener, welche zum Nyanza-See führt; anfangs zieht die eine wie die andere durch die kleinen Landschaften Ulikampuri, Unyambewa und Ukuni. Usonga, das man in fünf Tagereisen durchwandert, ist der erste beträchtliche Distrikt nördlich von Unyanyembe. Darauf gelangt man in die Provinz Utumbara; diese gränzt im Osten an Usambiro, im Westen an Uyungu, welches letztere der Muhinda, Sultan, Kanse beherrscht. Wir haben schon erwähnt, daß Utumbara

vor einigen Jahren von den Watuta verheert wurde. Die Mehrzahl der Bevölkerung in dieser Landschaft, wie in Usambiro, besteht aus Wasyoma; sie sind ein Stamm der Wanyamwezi, treiben Handel mit eisernen Hacken und Elfenbein, und ihr gegenwärtiger Sultan, Mutawazi, ist oft von Arabern besucht worden. Ugofu bildet die Nordgränze von Unyamwezi; dann zieht die Straße durch die berüchtigte Landschaft Usui, durch welche man sieben Tagereisen hat, zusammen also von Kazeh deren 26, oder 156 geographische Meilen, so daß die Südgränze von Karagwah in etwa 2° 40′ südl. Breite zu liegen käme. Auf dem Wege hat man zuweilen einen Blick auf den Nyanza-See. Usui wird als eine Art von neutralem Grunde geschildert zwischen der wellenförmigen Hochebene von Unyamwezi und dem Hochlande von Karagwah. An zwei Stellen, bei der vierten Station Nyakasene und der siebenten Station Ruhimbe, wird es von Ketten unterbrochen; dort soll auch ein kleiner Strom sein. Aus dieser Gegend kommt eine Art wilder Muskatnüsse nach Kazeh, den Arabern zufolge wächst sie auf den bewaldeten Hügeln; Burton sah eine Probe, die sehr schwer war, gut schmeckte und welche er den auf Zanzibar wachsenden Muskatnüssen bei weitem vorzog.

Die Wasui gehören nicht zum Stamme der Wanyamwezi, gelten für sehr gefährliche Leute und haben den aus Karagwah kommenden Karawanen schon manchmal den Weg verlegt. Ihr Oberhäuptling oder Sultan, ein Muhinda, Namens Suwarora, verlangt und erpreßt eine übertrieben hohe Zwangsabgabe, und die Unterhäuptlinge folgen seinem Beispiele.

Das Königreich Karagwah, welches man in zwölf Tagereisen durchwandern kann, wird im Norden vom Kitanguri oder Kitanguli begränzt, der vom Westen her in den Nyanza-See mündet und ein beträchtlicher Fluß ist. Die nördliche Gränze würde etwa in 1° 40′ südl. Br. zu legen sein; aber den Arabern zufolge fällt der Kitanguri in der Diagonale von Südwesten nach Nordosten in den Nyanza, und demgemäß würde seine Mündung nicht weit vom Aequator entfernt liegen. Den Straßenzug beschreiben die Araber in folgender Weise: Man steigt erst die Hügel von Ruhimbe hinan, wendet sich dann nach Osten und zieht drei Tage lang über die Sumpfebene des Nyanza. Bei der vierten Station, Tenga, kommt man auf die erste Abfallstufe der Karagwahberge, wahrscheinlich über irgend einen niedrigen Ausläufer derselben, der sich bis in die Nähe des Sees erstreckt. Kafuro

ist ein großer Bezirk, in welchem die Kaufleute, unweit der königlichen Residenz Weranhandscha, Halt machen, um zu handeln; von dort hat man eine Fernsicht auf den Nyanza. Bei der achten Station, Uyakahanga, hat man eine ähnliche Gebirgsstufe wie bei Tenga, und auf der zehnten Station, Magugi, kommt der Reisende an die nördlichste Bergkette von Karagwah. Die Gebirge fallen steil ab, sind schwierig zu begehen, aber doch von beladenen Eseln zu passiren. Sie werden von den Arabern mit der Rubehokette von Usagara verglichen und liegen demgemäß etwa 4000 Fuß über der mittlern Höhe des Plateaus von Unyamwezi und des Nyanza, also etwa 8000 Fuß über der Meeresfläche. Theils sind sie kahl, theils mit hohen Waldbäumen und Pisang bewachsen; Ebenen, Gebüsche oder Strauchwälder kommen in ihnen nicht vor; die Schluchten und die Tiefthäler zwischen den verschiedenen Ketten sind gut bewässert und haben üppigen Pflanzenwuchs. Die Bewohner von Karagwah sind zu träg, um Bäume niederzuschlagen und sich Brennholz zu verschaffen, sie behelfen sich, wie die Eingeborenen von Usukuma, mit Kuhdünger. Von Katanda, nördlich von Magugi, zieht sich eine weite Fläche nach Osten; von dort geht dann der Weg auf dem entgegengesetzten Bergabhange nach Norden hin in die Alluvialebene des Kitunguri-Flusses.

Karagwah besteht demnach in einer Masse von Hochlanden; es wird begränzt im Norden von dem abhängigen Unyoro, im Süden von Usui, im Osten von den Wahayya- und Wapororostämmen, welche die Ebene am Nyanza-See bewohnen; im Südwesten reicht es nach Urundi, der Landschaft, welche im Nordosten des Tanganyika-Sees liegt, hinein. Bei seiner äquatorialen Lage und seiner Höhe kann es recht wohl die centralafrikanische Verlängerung des Mondgebirges bilden. Ptolemäus, welcher diese Kette beschreibt, nimmt an, daß in ihr der weiße Nil seinen Ursprung habe, und bemerkt, sie erstrecke sich zehn Längengrade weit in den Continent hinein. Seit langer Zeit hat man auf diese Ueberlieferung keinen besondern Werth gelegt; einige Geographen haben die Richtung der Linie, welche gleich dem Himalaya die Grundlage oder Grundlinie des südafrikanischen Dreiecks von Osten nach Westen bildet, in eine Richtung von Norden nach Süden verlegt, und somit in eine Gebirgsformation verwandelt, welche den Ghats oder Seitenketten in Indien entspräche. Andere haben die Mondgebirge überhaupt für etwas Fabelhaftes erklärt. Aber aus den Erforschungen

der deutschen Sendboten von der Mission zu Mombas in Usumbara, Dschagga und Kitui, und aus den Berichten von Arabern, welche Umasai und Karagwah besucht haben, geht hervor, daß vom fünften Grade südlicher Breite bis zum Aequator eine hohe Masse von Granit und Sandstein, von den Küsten des indischen Oceans bis in das Centrum des tropischen Afrikas sich erstreckt. Der ausgedehnte Streifen von Kalkstein, welcher von den Ufern des Brahmaputra in Indien bis zum Tajo sich ausdehnt, scheint nach Süden hin bis zum östlichen afrikanischen Horn eine Verlängerung zu haben und in der Nähe des Aequators Sandsteinformationen Platz zu machen. Die Linie ist aber nicht, wie man aus der Analogie mit dem Himalaya schließen könnte, eine ununterbrochene, zusammenhängende Kette, sie besteht vielmehr aus vereinzelten, offenbar vulkanischen Bergen, die von Hochebenen emporsteigen und zuweilen durch unterbrochene Höhenzüge in Verbindung stehen.

Die südöstliche Schwelle der Mondcordilleren wird gebildet von Usambara, einer Hochlandregion, die etwa drei- bis viertausend Fuß über den Meeresspiegel sich erhebt. Sie zieht vermittelst einer Reihenfolge von Berg und Thal nach Dschagga, wo sie im „äthiopischen Olymp," dem Kilima Ngao (Kilimandscharo) gipfelt. Von diesem Eckpfeiler geht die Linie nach Westen, und die Straße nach Burkene zieht der Basis der Haupterhebungen Doengo Engai und Endia Siriani entlang. Jenseit Burkene liegt der Nyanza-See in einer großen Kluft, durch welche der Zusammenhang der Linie unterbrochen wird; dorthin fallen die Gewässer aus den Gegenden ab, welche im Westen des Kilimandscharo liegen; während jene auf der Ostseite, z. B. der Pangani und andere Ströme, nach Südosten in den indischen Ocean strömen. Karagwah wäre dann die Fortsetzung der Linie nach Urundi am Tanganyika-See, wo die südwestlichen Ausläufer oder Vorsprünge einen hohen zusammenhängenden kranzartigen Gürtel (Belt) bilden. Petherick, der englische Consul in Chartum, der 25 Tagereisen, jede von 20 (?) Meilen, in südwestlicher und ganz südlicher Richtung vom Bahr el Ghazel reiste, fand nahe beim Aequator eine Granitkette, die sich, wie er annimmt, 2000 bis 2500 Fuß über ihre Grundfläche erhob; sie lag so ziemlich auf einem und demselben Breitengrade, in etwa 27° östl. Länge. Ueber diesen Punkt hinaus ist das Land noch nicht erforscht worden. Es wäre möglich, daß die Gebirge dort zu der großen centralafrikanischen Depression abfallen oder nordwärts von der Landschaft

Uropua abbiegen, sich mit der Kette berühren, welche die nördlichen negroiden Völker des islamisirten Afrika von den Negern im Süden trennt und, wie Denham und Clapperton sagen, vom Volke als Dschebel Kumr, Dschebel Kamar, Mondgebirge, bezeichnet wird.

Die hohen bewaldeten Hügel von Karagwah ziehen eine nicht unbeträchtliche Menge von Feuchtigkeit an. Der langdauernde sehr feuchte Monsun dauert sieben bis acht, der Sommer nur vier oder fünf Monate. Die kleine Regenzeit (Vuli) beginnt, wie in Zanzibar, mit dem Neyruz (29. August) und dauert mit geringer Unterbrechung, bis der Masika einsetzt, der in Karagwah vom Oktober bis Mai oder Juni anhält. Die vorherrschenden Winde sind, wie in Unyamwezi, der Kaskazi oder Nord und Nordost, welcher bei sehr starkem Regenfalle in den Kosi, West und Südwest, umschlägt. Donner und Blitz sind häufig; die Zeit der Aussaat beginnt, wie zu Msene und in Udschidschi, mit dem Vuli; nachdem man den Boden sorgfältig mit Hacken umgewühlt hat, bestellt man ihn mit Mais und Hirse, Voandzeia und anderen Hülsenfrüchten. Reis kennt man nicht, das Hauptgetreide ist Durra, die im Osten gesäet wird, damit sie gleich die Novemberregen bekomme; sie soll im Gebirge nur kurze Stengel treiben und ihr röthliches Korn nicht besonders schmackhaft sein. Aus diesem bereitet man Pombe; aus dem Pisang, der sehr häufig ist, wird der Mawawein verfertigt. Ob eine kleine wilde Kaffebohne, Mwami, in Karagwah wächst oder aus nördlicheren Gegenden dorthin eingeführt wird, ist noch nicht ermittelt worden. Sie ist, weil wild, etwas verbuttet, nicht entwickelt und kaum stärker als ein großer Nadelknopf. Man trinkt keinen Aufguß davon, sondern wirft die unreife Beere in heißes Wasser, damit sie nicht verfaule oder allzurasch trockene; dann bekommt die Hülse eine dunkelbraune Farbe. Die Landeseinwohner kauen diese Beere, wie andere Völker den Tabak, und man reicht jedem Gast eine Handvoll. Den Arabern zufolge hat sie, gleich dem Kischr in Yemen, stimulirende Eigenschaften, nimmt den Kopf ein, erhält wach und munter, macht das Wasser süß und angenehm von Geschmack, giebt ein erfrischendes Getränk, erinnert aber nicht an den Aufguß der Mokkabohne. In Karagwah kauft man ein Kubaba, also ein bis zwei Pfund dieser Beere, für ein Khete Glaskorallen; in Kazeh und Msene, wohin manchmal Partien durch Karawanen gebracht werden, ist der Preis unbestimmt. Ein anderes Erzeugniß jener Gegenden

ist Mthipithipi, Abrus precatorius, dessen scharlachrothe Samenkörner zum Kopfputz verwandt werden.

Das Rindvieh bildet einen hübschen Schlag mit kleinen Höckern und großen Hörnern, wie in Udschidschi und Uvira. Man berechnet die Heerden nach Gundu, Bullen, deren einer auf hundert Kühe angenommen wird. Der verstorbene Sultan Ndagara soll 200 Gundu oder 20,000 Kühe besessen haben, die aber in Folge eines Bürgerkrieges um beinahe die Hälfte vermindert wurden. In Karagwah besteht der Hauptreichthum in den Heerden. Junge Bullen, welche man nicht zum Züchten verwenden will, schlachtet man; ihr Fleisch, und Milch in verschiedenen Zubereitungen, nebst feinem weißen Berghonig, bilden vorzugsweise die Nahrung der höheren Klassen.

Das Volk in Karagwah (das nicht, nach der sonst in Ostafrika üblichen Weise, mit dem Präfixum Wa bezeichnet wird, also nicht Wakaragwah genannt wird) zerfällt in zwei Klassen, die Wahuma und Wanyambo, deren gegenseitige Stellung etwa mit jener des Patrons zum Clienten, des Patriciers zum Plebejer, verglichen werden kann. Die Wahuma sind die Reichen, von denen mancher bis zu tausend Stück Hornvieh besitzt. Die Krieger erhalten ihren Sold in Milch und zwar in der Art, daß der König den Einzelnen Kühe zu zeitweiliger Benutzung überläßt. Die Wanyambo, welche Burton mit den ägyptischen Fellahs oder indischen Reyots vergleicht, werden von den Wahuma wie Sklaven behandelt. Die Leute von Karagwah wohnen in reiner Bergluft, genießen viel thierische Nahrung und sind ein schlanker, kräftiger Schlag. Wohlbeleibtheit gilt für schön; die Mädchen werden mit Milchbrei förmlich gemästet und bekommen Schläge, wenn sie denselben nicht in großer Menge verschlingen wollen. So werden sie denn nicht selten ganz unförmlich dick. Die Männer trinken frische Milch, die Frauen nur saure. Die Hautfarbe ist gelblich-braun wie bei den Warundi. Jedermann, die Häuptlinge eingeschlossen, trägt einen Schurz von Mbugu, Baumrindenzeug, das man durch Oel geschmeidig gemacht und mit Franzen verziert. Die Häuptlinge fügen zu dieser äußerst einfachen Tracht noch ein Languti, eine T-Bandage, welche um die Hüften geschlungen wird. Viele gehen ganz nackt, mannbare Mädchen fast ohne alle Bedeckung und legen erst nach der Verheirathung nebst einer kurzen Schürze auch ein kleines Stück Fell als Brustbedeckung an. Beide Geschlechter

tragen als Schmuck in Gestalt einer Kopfbinde die rothen Samenkörner von der Abruspflanze, welche sie auf Fäden ziehen; diese bereiten sie aus den feinen Fasern der Mwale, Raphia-Palme. Außerdem haben sie als Schmuck allerlei Glasperlen und Armbänder, die nebst dem Hornvieh beim Abschluß von Ehen eine große Rolle spielen. Die Hütten sind rund und kegelförmig und ihre Dächer so sorgfältig gearbeitet, daß kein Regen durchdringt; die Dörfer liegen, wie in Usagara, auf den Hügelkämmen und Ketten zerstreut umher.

Im Jahre 1858 wurde Karagwah von dem Mkama (Sultan) Armanika beherrscht. Er ist ein Sohn Ndagara's, hatte Anspruch auf den Thron, weil in jenem Lande Erbrecht gilt, wurde aber von einem jüngern Bruder, Rumanika, befehdet. Diesen Rebellen schlug aufs Haupt Suna, der jetzt verstorbene Despot von Uganda, der eine sehr große Menge Elephantenzähne zum Geschenk erhalten hatte. Diese gab Musa Mzuri von Kazeh her, welcher mit Armanika in Handelsverbindung stand und mit einer beträchtlichen Streitmacht ins Feld rückte. Rumanika wurde geblendet und etwa im Jahre 1854 der Friede hergestellt. Armanika hat seine Residenz in dem centralen Bezirke W e r a n h a n d s c h a, und sein Dorf, in welchem nur Mitglieder der königlichen Familie wohnen dürfen, besteht aus 40 bis 50 Hütten. Die Araber schilderten ihn als einen Mann von etwa 35 Jahren, schlankem und kräftigem Bau; er gleiche einem Somali. Am liebsten trägt er Mbugu, ein Kleid aus Baumrinde, obwohl er eine ganze Sammlung hübscher Gewänder besitzt, welche die Araber ihm geschenkt, sein Schmuck besteht vorzugsweise in Schnuren von Glasperlen, mit denen er die Beine vom Knie bis zum Fußknöchel umwindet. Er lebt von Milch, Fleisch, Honig, Pisang und Getreide, und zeichnet sich vor seinen Unterthanen dadurch aus, daß er die geistigen Getränke, also Mawa und Pombe, verschmäht; auch begnügt er sich mit der für einen afrikanischen Häuptling äußerst geringen Anzahl von nur einem Dutzend Frauen, mit denen er zehn oder elf Kinder gezeugt hatte. Man sagt, daß alle Mitglieder der Familie ein hohes Alter erreichen; sie werden in sitzender Stellung, die Waffen in der Hand haltend, mit ihrem Schmucke begraben. Nach des Königs Tode wird ein großes Leichenfest veranstaltet.

Der Mkama, S u l t a n, hat nur einen Minister mit dem Titel Muhinda. Dieser ist Vorsitzender und Obmann über die Wakundu

Aeltesten und Häuptlinge, welche allmonatlich dem Könige die Abgaben an Sklaven, Elfenbein, Rindvieh und verschiedenen Lebensmitteln einzuliefern haben. Die Heerdenbesitzer müssen selbst aus einem Umkreise von drei Tagereisen Milch an den Hof bringen. Armanika gebietet unumschränkt und streng. Ehebrecher müssen schwere Buße in Vieh zahlen. Mörder werden gespeert und nachträglich geköpft; Aufrührern und Dieben drehet man mit den Fingergelenken der rechten Hand die Augen aus. Die Unterthanen dürfen Keinem, der Bohnen oder Salz genießt, Milch verkaufen, weil dadurch die Kühe verhext würden. Der Sultan entfaltet weder Pomp noch Glanz, und bezeigt sich gegen Reisende sehr höflich. Nachdem ihm gemeldet worden, daß dergleichen in der Nähe seien, gebietet er seinen Sklaven, Zelte für sie aufzuschlagen, und sendet Lebensmittel in großer Menge; auch verlangt er keine Zwangsabgabe, nimmt aber Geschenke an, nach deren Betrag er dann seine Gegengeschenke einrichtet. Er hat einmal einem Araber für Glasperlen, welche seinem Geschmacke ganz besonders zusagten, fünfzig Sklaven und vierzig Kühe geschenkt. Der Preis für einen ausgewachsenen Sklaven beträgt acht bis zehn Fundo weißer, grüner oder blauer Porzellanperlen; ein frisches Mädchen kostet zwei Kitindi, das heißt so viel, als an der Küste zwei Dollars werth sind, und fünf oder sechs Fundo gemischter Perlen; in Zanzibar werden solche Mädchen, besonders jene von hellerer Haut, manchmal mit 60 Dollars bezahlt.

Die Araber geben die Versicherung, daß ein Europäer in Karagwah eine sehr freundliche Aufnahme erwarten dürfe; freilich müsse er sich auf beträchtliche Auslagen gefaßt machen, um die Würde seiner weißen Haut nach Gebühr aufrecht zu erhalten. Die arabischen Kaufleute gehen zum Sultan Armanika, um Sklaven, Vieh und besonders Elfenbein einzuhandeln, denn in jenen Theilen Centralafrikas sind die Elephantenzähne aus Karagwah bei weitem die vorzüglichsten, ungemein weiß und weich und dabei sehr groß und schwer. Das Land hat viel Eisen, und die Speere von Karagwah, welche einigermaßen gehärtet sind, werden dem rohern Erzeugnisse der Wasyoma weit vorgezogen. Auch Schwefel findet man neben heißen Quellen im Gebirge. Die Araber wollen wissen, daß eine Art Manatus (Flußkuh) vorhanden sei, dessen weiche Haut man zur Bekleidung verwende. Die Simbi, (Kaurimuschel, Cypraea moneta), bildet die Scheidemünze und wird von den aus Wanyamwezi zurückkehrenden Karawanen mitgebracht.

Im Lande Karagwah haben die Watosi eine ihrer Hauptlagerstätten. Sie sind ein in den Seeregionen weit verbreitetes Hirtenvolk und, den Ueberlieferungen zufolge, aus Usingo, einer im Norden von Uhha liegenden Gebirgsgegend, gekommen. Diese Watosi dienen nicht als Träger, verkaufen einander nicht und bestellen niemals Grund und Boden. Sie greifen keine anderen Völker an, gehen unbewaffnet, werden von anderen Stämmen oft geplündert, aber nicht erschlagen, und suchen sich dadurch einigermaßen zu schützen, daß sie den Landeshäuptlingen Abgaben in Vieh entrichten. Ueber dieses Volk erfuhr Burton von den Arabern noch Folgendes. Wenn die Wahinda (von welchen späterhin ausführlich die Rede sein wird) als Sultane betrachtet werden können, so darf man die Watosi als Aelteste und Räthe bezeichnen; es läßt sich aber nicht ausmachen, ob sie diese Rangstellung einer fremden und höhern Abstammung verdanken, oder ihren Geschenken an die Sultane. Sie sind ein hübscher, vergleichsweise hellhäutiger Menschenschlag, und deshalb wird in einigen Gegenden jeder „ausgezeichnete Fremde" der Höflichkeit wegen als Mtosi angeredet. Sie leiten sich von einem Stammvater ab, betrachten die Stämme, unter denen sie wohnen, als von niederer Art, und nehmen aus denselben wohl Beischläferinnen, geben ihnen aber ihre Töchter nicht. Burton sah einige Hütten dieser Watosi bei Unyanyembe und Msene; dort verkauften sie Vieh, Milch und Butter. Ihre Dörfer sind unsauber und nicht mit Pfahlwerk umgeben; die armseligen runden Hütten liegen zerstreut umher. Einige Gebräuche sind ganz eigenthümlich. Die Watosi genießen außerhalb ihrer eigenen Hütte keine Speise; wer von einer Reise heimkehrt, prüft auf eine ganz besondere Art seine Frau, ob sie treu geblieben; erst nachher salbt er sich und betritt die Hütte. Die Araber sagen, man könne die Watosi an ihrem schwarzen Zahnfleisch erkennen, was sie für schön halten.

Wir müssen noch einmal des Kitanguri erwähnen, der an Karagwahs Nordgränze strömt; er wird nach einer großen Ortschaft an seinen Ufern benannt. Einige Araber sagten, er fließe durch eine felsige Thalmulde, andere behaupten, er ziehe durch eine Ebene, und sei 30 oder 600 Yards oder eine halbe englische Meile breit. Diese verschiedenen Angaben lassen sich sehr wohl vereinigen. Der Fluß entspringt im obern Urundi, seine Quellen liegen nicht weit von jenen des Malagarazi. Dieser letztere fließt zur centralafrikanischen Senke hinab und mündet in den Tanganyika; der Ki-

tanguri dagegen strömt gen Nordosten, nach der entgegengesetzten Seite hin, und fällt in den Nyanza-See. Sein Lauf führt demnach erst durch ein Gebirgsthal und dann fällt er in eine sumpfige Ebene, nämlich das Tiefland von Unyoro und Uganda. Sein Wasser ist dunkel, seine Strömung rasch, und selbst in der trockenen Jahreszeit kann man ihn nicht durchwaten, sondern muß sich zum Uebersetzen der Kähne bedienen. Im Juni, also gegen Ende der Regenzeit, überschwemmt er, gleich dem Malagarazi, die niedrigen Gegenden an seinem untern Laufe.

Vom Kitanguri gelangt der Reisende in fünfzehn Stationen nach Kibuga, dem Hauptdistrikt von Uganda, wo auch des Landes mächtiger Gewaltherrscher wohnt. Rechnet man sechs Meilen auf den Tag, so erhält man in gerader Richtung 90 geographische englische Meilen. Hügel kommen nicht vor, aber die vielen, angeblich mehr als hundert, Geflieſſe erschweren ein rasches Fortkommen ungemein. Burton nimmt für den Punkt, wo man den Kitanguri überschreitet, die Lage von 1° 14′ s. Br. an, für Kibuga 0° 10′ s. Br. Ueber Weranhandscha hinaus hat kein glaubwürdiger Reisender den Nyanza gesehen; nördlich von Kibuga ist demnach Alles ungewiß; der verstorbene Despot Suna litt nicht, daß die Araber weiter nach Norden vordrängen.

Die beiden ersten Tagereisen von Kitanguri nach Norden hin führen durch das „abhängige Unyoro“; es wird so bezeichnet, weil es in der jüngsten Zeit vom Sultan von Uganda bezwungen worden ist. Früher war Uganda von Unyoro halbmondförmig umschlossen, so daß die Spitzen nach Osten und Westen standen. Aus dem abhängigen Unyoro führt der Wanderpfad durch eine niedrige Gestrüppgegend nach Uganda hinein und zwar auf der concaven Seite jenes Halbmondes. Die tributpflichtigen Wahayya leben unter ihrem Sultan Gaetawa an der östlichen Seite; über ihr Land weiß man wenig. Im Norden desselben liegt „Kittara“ in Kinyoro (oder Kiganda?); dieses Wort soll Markt oder Platz der Zusammenkunft bedeuten. Aus dieser Region kommt der weiter oben erwähnte wilde Kaffee nach Karagwah; man pflanzt den Strauch durch Aussaat der Bohne fort; er wird fünf Fuß hoch; auf der halben Höhe breiten sich die Zweige aus; nach dem dritten Jahre bringt er schon Früchte, nach dem fünften steht er in voller Kraft. Vor jeder Hütte befinden sich solche Kaffeepflanzungen, welche diesem Hügellande einen eigenthümlichen Charakter geben; die Gegend ist

von einem Geflecht von Rinnsalen durchzogen, der Boden mit schönem Grün bedeckt, von welchem sich die rothen Beeren anmuthig abheben. Bei Kitutu kommt man über den Katonga-Fluß; man nimmt an, daß dieser in den Nyanza münde; er fließt ungemein langsam, hat eine beträchtliche Breite und hemmt bei hohem Wasserstande die Karawane am Weiterkommen. Die Araber behaupten, man überschreite an einigen Stellen den Katonga derart, daß man über eine dichtverwachsene Masse von Wasserpflanzen, die gleichsam eine Mattenbrücke bilden, hinweggehe; sie sei so stark, daß sie einen Mann tragen könne; dem Rindvieh bindet man Seile um die Hörner und zieht dasselbe durchs Wasser.

Vom Katongaflusse gelangt man in vier Stationen nach Kibuga, dem Hauptdistrikt von Uganda. Dort wohnt der große Mkama oder Oberherrscher von Uganda. Die Araber, welche sich bekanntlich in Uebertreibungen gefallen, erzählen Folgendes. „Die Ortschaft Kibuga ist wenigstens eine Tagereise lang; die Wohnungen sind aus Rohr und Rattan gebaut. Der Palast des Sultans ist wenigstens eine halbe Stunde lang; die runden Hütten stehen in gerader Linie und sind von einem starken Zaun eingefaßt, der nur vier Eingänge hat. An diesen hängen Schellen, mit welchen das Herannahen Fremder gemeldet wird; den ganzen Tag stehen Hunderte von Wächtern bereit. Sie werden von vier Häuptlingen befehligt, die man je am zweiten Tage ablöst; diese Leute müssen Nachts unter ausgespannten Kuhhäuten liegen, und, bei Todesstrafe, jeden Augenblick für des Königs Dienst bereit sein. Das Harem enthält etwa 3000 Köpfe, Frauen, Sklavinnen und Kinder; kein Mann, nicht einmal ein Thier männlichen Geschlechts darf, ohne das Leben zu verwirken, über den Barsah hinaus in den Palast eindringen. Der Barsah ist eine große Halle, in welcher der König Gehör giebt, Recht spricht und die Abgaben in Empfang nimmt. Dieser Palast ist mehrmals vom Blitz entzündet worden; bei solchen Feuersbrünsten müssen sich die Krieger versammeln und, indem sie sich mit ihren Leibern ins Feuer wälzen, die Flammen auslöschen. Wer zum Könige von Uganda kommt, wird von ihm mit zwei Anliegen behelligt; der Herrscher verlangt erst eine Arzenei gegen den Tod und dann einen Zauber gegen den Blitz."

Suna, der große Despot von Uganda, war sehr kriegerisch, eroberte Unyoro und herrschte bis 1857. Als er einst nach Landessitte auf dem Rücken eines seiner Räthe ritt, wurde er, noch in der

Fülle seiner Kraft, von einem Speerträger ermordet. Die That selbst wurde einige Monate lang verheimlicht, wie das auch in andern Despotien Brauch ist; dann erst wurde einer seiner vielen Söhne König. Er muß, der Hofsitte gemäß, zwei Jahre lang in der Verborgenheit leben, und während dieser Zeit regieren die Räthe in seinem Namen.

Die Araber erzählen, wie gewöhnlich mit Uebertreibungen, Folgendes: Das Heer von Uganda ist 300,000 Mann stark; jeder bringt zur Musterung ein Ei mit, und auf diese Weise wird eine Art von Volkszählung veranstaltet. Der Krieger führt einen Speer, zwei Wurfspieße, einen langen Dolch und einen Schild; Bogen und Schwerter kennt man nicht. Mit dem Heere ziehen Weiber und Kinder, welche Lebensmittel, Wasser und Waffen für die Männer tragen. Während des Gefechts werden die Trommeln mit Stöcken, wie bei den Europäern, gerührt; wenn die Trommeln schweigen, ergreifen Alle die Flucht. Die Leute von Uganda haben fast ununterbrochen Krieg mit den Wanyoro, den Wasoga und anderen Nachbarstämmen. In Ermangelung auswärtiger Feinde greift der König, um seinen Schatz zu füllen, unter irgend welchem Vorwande, eine seiner eigenen Provinzen an, läßt die Vorsteher todtschlagen und verkauft die Bauern. Hinrichtungen sind an der Tagesordnung, nicht selten werden mehr als ein Dutzend Menschen gleichzeitig abgethan. Die Araber machten dem Könige Vorstellungen dagegen, Suna entgegnete aber, es gebe kein anderes Mittel, um die Unterthanen in Furcht zu erhalten und den Verschwörungen vorzubeugen. Der König geht zuweilen mit seinen Kriegern auf die Jagd und sie müssen dann unbewaffnet auf die wilden Thiere einen Angriff machen, und versuchen, ob sie durch große Ueberzahl einen Elephanten bewältigen können. Wenn der Herrscher durch ein Dorf kommt und nach landesüblichem Brauch einen lauten Schrei erhebt, antworten die Bewohner mit Hörnern, Rohrpfeifen, eisernen Pfeifen und anderen derartigen Instrumenten. Suna hielt manchmal große Musterung über seine Soldaten. Er setzte sich vor das Thor seiner Palasthütte und hatte in der rechten Hand einen Speer, in der linken einen langen Riemen, an welchem sein großer Lieblingshund befestigt war. Der Hundemeister spielte ein wichtige Rolle. Suna ließ auch zu seiner Belustigung Männer mit einander ringen; sie mußten sich schlagen und stoßen, bis einer zu Boden fiel; auch hatte er eine Menagerie von Elephanten, Löwen, Leoparden und anderen Thieren,

denen er zuweilen einen Verbrecher vorwarf; außerdem hielt er mehr als ein Dutzend Kakerlaken (Albinos), und war so versessen auf neue oder seltene Dinge, daß man ihm selbst einfarbige Hähne brachte. Die Araber schilderten ihn als einen „rothen Mann“ von etwa 45 Jahren, schlankem, kräftigem Wuchs und königlicher Haltung. Er hatte sein Haupt derart geschoren, daß er nur, wie die Araber in Oman sich ausdrücken, el Kischasch stehen ließ, nämlich einen schmalen Haarstreifen, der wie ein Hahnenkamm aussieht und vom Nacken bis zur Stirn läuft; in diesen flocht er eine Menge von Glasperlen und Porzellankugeln, und der Kamm bewegte sich von einer Seite zur andern. Das gab dann dem Manne etwas eigenthümlich Wildes. Diese Art das Haar zu scheeren bildet ein Vorrecht der Angehörigen des königlichen Palastes, und ist allen anderen Leuten verboten. Die Bauern dürfen sich nach Belieben Haarflecke auf dem Kopfe stehen lassen, aber den letztern, bei Todesstrafe, nicht abscheeren, falls nicht ausnahmsweise ein königlicher Befehl sie auf eine gewisse Zeit dazu ermächtigt. Suna erschien öffentlich nie ohne einen Speer in der Hand, und trug ein langes Stück Baumwollenzeug über der Schulter; die Kleider, welche er von den Arabern zum Geschenk erhielt, gab er seinen Frauen, und diese konnten sich zum Nähen eines Zwirns von Baumwolle bedienen, während das übrige Volk, bei schwerer Strafe, nur mit Fasern vom Pisang nähen durften. Auch war jedem gemeinen Manne verboten, sich mit amerikanischem Baumwollenzeuge oder anderen derartigen Luxusstoffen zu bekleiden.

Suna führte, gleich anderen Herrschern in den nördlichen Gegenden, verschiedene Namen, die alle etwas Herbes, Mächtiges oder Schreckliches bedeuten, z. B. Labare, der Allmächtige (?), Mbidde und Purgoma, ein Löwe; er begriff nicht, daß der Sultan von Zanzibar seinen Unterthanen gestatten könne, dieselben Namen zu führen wie der Herrscher. Die Araber nahmen großes Aergerniß an dem Uebermuthe dieses Heiden, der sich in ihrer Gegenwart rühmte, daß er selber Gott der Erde, wie ihr Allah Gott des Himmels, sei. Er fluchte dem Blitz, welcher so viel Schaden anrichte, und verlangte, gleich den römischen Imperatoren, von seinen Unterthanen göttliche Verehrung. Kein Mganda würde gestattet haben, daß Jemand Zweifel an der Allmacht des Sultans äußere, und auch ein Fremder würde dadurch sein Leben auf das Spiel gesetzt haben. Suna hatte mehr als hundert Söhne, die alle von früher

Jugend an eingesperrt und mit eisernen Halsbändern und Ketten an einen Pfahl derart befestigt waren, daß sie niemals sitzen und ohne Unterstützung weder liegen noch aufstehen konnten. Der Kronprinz wurde aus dem Kerker auf den Thron gehoben; seine Brüder blieben im Gefängnisse. Auch die Töchter waren unter strenger Aufsicht; nur eine derselben, welche er besonders lieb hatte, durfte in seiner Gesellschaft vor allem Volk erscheinen.

Unter den Beamten des Despoten von Uganda nimmt der Kimaro Weiona, „der alle Dinge fertig macht", die erste Stelle ein; unter ihm stehen die Kabaka, Vorstände oder Häuptlinge der Dörfer, auch ordnet er die Angelegenheiten der Hauptstadt. Man könnte ihn als Minister des Innern bezeichnen, als Kriegsminister dagegen den Sakibobo; dieser ist Oberbefehlshaber der Streitkräfte, der Leibwache, der Sklaven und der Bauleute im Palast. In der Hauptstadt selbst übt der Sultan die Rechtspflege aus; die Araber sagen, er sei wohl sehr streng gewesen, habe aber nie gegen das Gesetz, das heißt altes Herkommen, verstoßen. Jede Ortschaft hat als Richter einen Mhozi, dessen Amtsbefugnisse etwa den eines mohammedanischen Kadi entsprechen. Es scheint als ob man nur zweierlei Strafen kenne: Tod oder Einbuße am Eigenthum. Schwere Verbrecher werden geköpft oder verbrannt; in einzelnen Fällen schindet man ihnen auch wohl lebendig die Haut ab und zwar dergestalt, daß man beim Gesicht anfängt. Für das Entrinnen eines Verbrechers ist das ganze Dorf verantwortlich; die Männer werden dann ohne Unterschied hingerichtet, die Frauen verkauft. Bei Streitigkeiten um Mein und Dein legt jede Partei vor dem Richter einen Betrag nieder, welcher an Werth jenem des streitigen Gegenstandes gleichkommt; man will damit der Prozeßkrämerei einen Riegel vorschieben. Suna strafte je nach dem Vermögen des Beklagten; ein reicher Mann z. B. mußte zwanzig Sklaven, eben so viele Sklavinnen, Kühe, Ziegen, Hühner und Eier geben. Zu seinen Günstlingen gehörte Isa ben Hossein, ein Beludsche und einst Söldner des Sultans von Zanzibar, er war Schulden halber entflohen und nach und nach weit ins Innere bis Uganda gekommen. Dort beschenkte ihn der Herrscher mit Elfenbein und mit mehr als zweihundert Frauen für sein Harem; Isa mußte als Wächter, mit dem Luntengewehr in der Hand, stets neben dem Herrscher sitzen. Die Eingeborenen bezeichneten diesen Abenteurer als Msagayya, d. h. den Behaarten, weil er langes Kopfhaar und starken Bart hatte. Er

wollte bei Suna bleiben, der ihm wahrscheinlich auch nicht erlaubt hätte Uganda zu verlassen; nach dessen Tode entfloh er aber in das unabhängige Unyoro.

Suna begünstigte den Handel mit den Arabern, die er mit Aufmerksamkeit und Geschenken überhäufte. Kibuga liegt weit von der Küste und es waren dorthin nur erst etwa ein halbes Dutzend Karawanen gekommen, die aber alle ihre gute Aufnahme rühmten. Einem armen Handelsmanne hatte Suna Sklaven und Kühe geschenkt und dafür nur eine äußerst geringe Gegengabe angenommen. Sney ben Emir war 1852 an seinem Hoflager gewesen. Als er in die Nähe desselben gekommen war, ließ der Sultan sogleich Zelte für ihn aufschlagen; dort wurde er von einer freudig erregten Menge begrüßt, mit Kühen, Getreide, Pisang und Zuckerrohr beschenkt und, nachdem er ausgeruhet hatte, am vierten Tage in den Barsah, Gehörhalle, geleitet, vor welcher etwa zweitausend nur mit Stäben bewaffnete Leibwächter am Boden hockten. Der Araber durfte seine Waffen behalten, wurde von einem Dolmetscher eingeführt, begrüßte den Sultan, der sich nicht erhob und seinem Gaste einen Wink gab, Platz zu nehmen. Neben Suna lagen zwei Speere und sein Hund. Der Araber kniete, beugte seinen Rücken, sah auf die Erde, nicht ins Antlitz, des „Gottes auf Erden“, und legte die Hände in den Schooß. Es war ein feierlicher Empfang; in einer Entfernung von etwa fünfzig Schritten, zwischen dem Sultan und der Leibwache, saßen die Minister, und auf der innern Seite des Palastes die Hauptfrauen derart, daß sie nur die Rückseite des Arabers sehen konnten. Ringsum brannten Fackeln von einer an Gummi reichen Holzart.

Der Herrscher, welcher starke Getränke verschmähete, fand an solchen feierlichen Audienzen großen Gefallen und verlängerte sie manchmal bis zum späten Abend. Er fragte den Araber nach Zanzibar, über die Wege dorthin und viele Dinge, welche einen Barbaren interessiren; manchmal mußte ein Minister an der Unterhaltung theilnehmen. Beim zweiten Gehör überreichte Sney ben Emir sein Geschenk, nämlich zehn Stück Baumwollenzeug, einhundert Fundo Korallen und andere Glasperlen, und erhielt dagegen zwei Elephantenzähne und ein Paar Sklaven. Man gab ihm täglich Fleisch und Getreide, Früchte und Milch in beliebiger Menge, und that „dem Fremden des Königs“ zu wissen, er möge nur seine Hand auf Alles legen, was ihm gefalle, gleichviel ob es belebt oder

nicht belebt sei. Snay war aber klug genug, von diesem Anerbieten keinen Gebrauch zu machen. Er hatte noch vier weitere Audienzen, und fand in dem Herrscher einen ganz intelligenten Mann; dieser erkundigte sich nach den Wasungu, Europäern, und wünschte in engere Verbindung mit dem Sultan von Zanzibar zu kommen. Beim Abschied erhielt Snay die üblichen Reisegeschenke, auch wurden ihm zweihundert Krieger als Geleit angeboten, doch lehnte der Araber diese Ehre ab. Auch Elephantenzähne, welche Suna ihm als Geschenk für den Sultan von Zanzibar übergeben wollte, mochte er nicht mitnehmen, weil die Gefahr auf der Reise durch Usui zu groß sei.

Suna betrachtete, wie überhaupt die afrikanischen Häuptlinge, die Besuche der arabischen Kaufleute als Ehrenbezeigungen, die seiner Person erwiesen würden, und deshalb duldete er nicht, daß sie weiter nach Norden gingen; in solchem Falle hätten kleinere oder feindliche Häuptlinge sich ja rühmen können, ihnen sei die gleiche Ehre zu Theil geworden. Snay meint, ein Europäer, der Mittel genug besitze, um seine Würde aufrecht zu erhalten, würde mit Auszeichnung empfangen werden; sein Weiterkommen hänge von seinem Scharfsinn oder gutem Glück ab; vielleicht sei es zur Erforschung der Gewässer im Norden des Nyanza-Sees am besten, mit Erlaubniß des Herrschers irgendwo an der Westküste Boote zu kaufen oder zu bauen. Suna selbst habe eine kleine Flotte von Matumbi gebaut, unbedeckten Fahrzeugen, welche Aehnlichkeit mit den Mtope hätten, oder den Montafiyeh, welche an der Sawahelíküste von Lamu bis Kiloa in Gebrauch sind, und die Ploearia Rhapta des Alterthums ersetzen.

Die Waganda, das gemeine Volk in Uganda, sind, wie schon bemerkt, ein weit hübscherer Menschenschlag als die Wanyamwezi, besser von Charakter und gelehriger; sie haben schon eine gewisse Zucht und werfen sich dankbar nieder, wenn sie ein kleines Geschenk erhalten. Doch standen jene, welche Burton als Sklaven in Kazeh fand, hinter den Gebirgsbewohnern von Karagwah zurück, und sahen dunkler, überhaupt afrikanischer aus. Ihre Sprache gleicht, um einen Ausdruck der Araber zu gebrauchen, jener der Vögel, ist weich und rasch, und gehört zu dem großen zangischen Sprachstamme. Sie tragen Zeug von Baumrinde und unter demselben den Languti, die T-Binde von Ziegenfell; die Frauen haben kurze Röcke und bedecken den Busen; beide Geschlechter haben als Kopfputz die schon

bei Karagwah erwähnte, mit rothem Abrussamen verzierte Binde. Das gemeine Volk darf, was wir bereits hervorhoben, kein Baumwollenzeug tragen, die Karawanen bringen deshalb vorzugsweise nur Glas- und Porzellanperlen, Kauris, Kupfer- und Messingdraht. Dagegen verkauft man Rindvieh, Elfenbein und Sklaven, von letzteren das Stück für nur zehn Fundo Glasperlen. Der Elephant kommt in Uganda nur in geringer Menge vor; der Tabak ist gut, Bataten und Pisang sind vortrefflich, Milch trinken nur die Weiber, und Schibutter wird mehr zum Salben der Haut, als zum Kochen benützt. Starke Getränke sind die Mawa und Pombe; letztere schlürft man durch ein Binsenrohr.

Die Araber haben gehört, daß man in fünfzehn bis zwanzig Tagereisen von Kibuga an den Kivirafluß gelange, der größer sei und rascher fließe als der Katonga, welcher die Nordgränze von Uganda und die Südgränze von Unyoro bildet; die einzelnen Stationen wissen sie nicht zu benennen. Südlich von Kivira ist Usoga, ein niedriges, von vielen Bächen und Lagunen durchschnittenes Alluvialland, mit dichtem Wald oder Gestrüpp bedeckt; deshalb suchen dort die Leute, welche von plündernden Horden der Wasanga heimgesucht werden, eine Zuflucht. Die Wasoga stehen nicht unter einem Sultan und haben weiter nichts als Elfenbein in den Handel zu liefern.

Im Norden, Nordwesten und Westen von Uganda liegt, den Arabern zufolge, das unabhängige Unyoro. Die Sklaven, welche aus diesem Lande stammen, sagen, es sei im Nordwesten von dem Stamme der Wakede begränzt, bei denen Kauris gelten; auch verfertigen sie aus diesen Muscheln einen Kopfputz. Die Araber haben gehört, daß nach Nordosten hin „ein Volk mit langen Dolchen wie die Somal" wohne. Ob diese Gallas sind, wissen wir nicht.

Ob der Nyanza-See nach Norden hin über den Aequator hinausreicht, das ist eine Frage, welche noch auf Antwort harrt. Leute, welche Burton in Kazeh befragte, hatten nie etwas von den Nyam Nyam (den angeblich mit Schwänzen versehenen Menschen) gehört; sie kannten diesen Namen eben so wenig wie jenen der Bari und Berry, oder der Schilluks im Westen, der Dinkas im Osten des weißen Nils.

Die Wanyoro sind ein besonderer Stamm, sprechen aber eine zangische Mundart; sie haben viel von den kriegerischen Waganda auszustehen, von welchen sie schimpflicher Weise als Widdu oder Sklaven-

volk bezeichnet werden, und an welche sie den südlichen Theil ihres Landes verloren. Vor etwa zehn Jahren starb ihr Despot Chawambi und hinterließ drei Söhne; den einen nahmen die Waganda gefangen, die beiden anderen regieren noch als unabhängige Fürsten. Das Land ist fruchtbar; Elfenbein soll in so großer Menge vorhanden sein, daß man es zu Zäunen gebraucht; Sklaven sind wohlfeil und werden nach den südlichen Märkten gebracht; Burton sah dergleichen in Kazeh und Kivira; sie standen den übrigen aus dem Norden nach. Die Hautfarbe war ein mattes Schwarz, der Kopf flach und zurücktretend, Augen und Unterkiefer waren vorstehend. Rund um den Vorderkopf hatten sie sich große runde Flecke eingebrannt, und manche sich die unteren Schneidezähne ausgezogen.

Dies sind die Völker, welche im Westen des Nyanza wohnen. Ueber die Waschaki und Warudi, Stämme im Osten des Sees, welche dem Raub ergeben sind, wissen wir fast gar nichts. Etwas näher sind wir über die schon erwähnten Wahinda unterrichtet, die man eher als Sippe, als Klasse, denn als Stamm oder Volk, betrachten muß, und über die Wasaturu.

Die Wahinda (Singular Muhinda) sind, nach der Angabe einiger Araber, eine von auswärts hergekommene Herrscherfamilie; sie stammen aus weit entfernter Gegend, wahrscheinlich aus der Nähe des Somalilandes. Sie eroberten Länder und wurden Sultane. Diese Ansicht stützt sich darauf, daß die Wahinda in Hautfarbe, Gesichtszügen und Gestalt sich von den unterworfenen Stämmen unterscheiden und auch in diesen Beziehungen ihnen überlegen sind. Andere sagen, Muhinda bedeute einen jüngern Sohn aus königlicher Familie, und nennen die Klasse als solche Beyt el Sultana, das königliche Haus. Demgemäß ist Armanika, dessen schon ausführlich erwähnt wurde, Mkama oder Herrscher von Karagwah, während sein Bruder ganz einfach Titel oder Benennung Muhinda führt. Diese verschiedenen Angaben finden wohl ihre Ausgleichung in dem allgemein verbreiteten Glauben, daß die Familien der Sultane von ausländischer edler Abkunft seien; über die Zeit, wann sie eingewandert sind, weiß man aber nichts mehr. Diese herrschende Klasse gleicht allerdings mehr den nördlichen Völkern und ist viel weniger negerartig als das von ihnen unterworfene Volk; der Unterschied zwischen beiden erscheint viel zu groß, als daß man ihn auf äußere Wirkungen, wie etwa Klima und bessere Nahrungsmittel,

zurückführen könnte. Man findet die Wahinda in den Landschaften Usui, Karagwah, Uhha, Uvinza, Uyungu, Udschidschi und Urundi; sie wohnen innerhalb eines Pfahlwerks (Stockaden) in zerstreueten Dörfern. Zu ihnen gehören Sultan Suwarora bei den Wasui, Armanika in Karagwah, Kanoni von Uhha, Kanse von Uyungu, Msogera von Uwinza, Rusimba von Udschidschi, Mwesi von Urundi, Mnyamurunde von Uyofo, Gaetawa von Uhayya und Mutawasi von Utumbara. Die Wahinda genießen vorzugsweise gern Milch und salben die Haut mit Butter ein. Nie verkaufen sie einen zu ihrer Sippe gehörenden Menschen, sind gegen Fremde höflich und gastfrei, und tragen nur selten Waffen, weil sie vom Volke nichts befürchten; die Araber behaupten sogar, sie würden in Schlachten verschont. Wo Wahinda herrschen, sind allemal Männer aus dem früher schon besprochenen Volke der Watosi des Sultans Räthe.

Die Wataturu erstrecken sich vom Mangewa-Distrikt zwei Tagereisen nordwärts von Tura, in nordwestlicher Richtung bis Usmoa, einem Bezirk von Usukuma, am südöstlichen Winkel des Nyanza-Sees. Im Norden und Osten werden sie von den Wahumba begränzt, im Süden von dem Volk von Iramba, und alle drei sollen miteinander verwandt sein. Dieses wilde Hirtenvolk besaß früher sehr große Viehheerden und hat noch jetzt die besten Esel. Vor etwa fünf Jahren machten sie mit Msimbira, einem Häuptling von Usukuma, gemeinschaftliche Sache gegen dessen Nebenbuhler Mpagamo, der zu seinem Beistande mehrere Araber herbeigerufen hatte. Diese wurden in einer langen Fehde geschlagen, aber die Wataturu büßten während derselben viel Vieh ein. Kurz vor Burton's Ankunft in Kazeh hatten die dortigen arabischen Kaufleute durch etwa sechszig ihrer mit Luntenflinten bewaffneten Sklaven einen Raubzug gegen Utatura unternommen, der aber unglücklich ablief, denn achtzehn jener Musketenträger verloren dabei das Leben. Nachher wurde ein Waffenstillstand geschlossen, die Wataturu fingen wieder an mit Tura und Unyanyembe Handel zu treiben, und 1858 kam eine ihrer Karawanen an, die aus etwa dreihundert Köpfen bestand. Burton sah in Kazeh mehrere Wataturu, kleine, tiefschwarze, häßliche Wilde, fast ohne Bart, sie glichen den „Thakur" im Maharattenlande. Ihre Esel trugen Säcke aus Zebrafell und waren somit besser bekleidet als die Menschen, welche sich statt aller Tracht mit einfachen Ledersandalen begnügten. Denn die Wataturu gehen, den Arabern zufolge, völlig nackt, selbst erwachsene Mädchen verschmähen

einen Schurz. Die Männer hatten weder Bogen noch Pfeile, wohl aber lange Speere, doppelschneidige Messer und schwere aus Haut verfertigte Schilde. Sie brachten Affenbrotmehl, das auch in Ugogo ein beliebtes Nahrungsmittel ist, und etwas grobes Salz, das sie aus dem getrockneten Schlamme eines Sumpfes im Lande Iramba gewinnen; dagegen tauschten sie Durra und Glasperlen ein. Ihre Sprache hatte einen barbarischen Klang, und Burton fand es unmöglich, einige Vokabeln derselben zu sammeln.

Die vorstehenden Bemerkungen schrieb Burton in Kazeh nieder, wo er sich auch mit den Sprachen der Ostafrikaner emsig beschäftigte. Er hatte das Kisawaheli gelernt, das überall an der Ostküste verstanden wird und als eine Art von Lingua franca betrachtet werden kann. Namentlich bedienen sich desselben die Handelsleute, und wer dieser Sprache mächtig ist, kann sich in den übrigen Mundarten leicht zurecht finden. Leider ist es keine Schriftsprache, und aus den wenigen Elementararbeiten, welche in Europa darüber erschienen waren, mußte sich der Reisende erst eine Grammatik und ein Vocabularium zusammenstellen. Mit Hülfe Sney ben Emir's und einiger zahmen Sklaven sammelte er etwa 1500 Wörter aus den drei Hauptdialekten, welche auf der von ihm durchwanderten Strecke geredet werden, nämlich dem Kisawaheli, dem Kisaramo, zu welchem das Kikhutu gehört, und dem Kinyamwesi. Mit den wilden Sklaven hatte er seine liebe Noth; sie konnten sich zum Beispiel den einfachen Begriff einer Zahl nicht versinnlichen. Wenn er sie fragte, wie man in ihrer Sprache 1, 2 und 3 nenne, liefen sie fort oder saßen starrend und schweigend da. Er fragte etwa in folgender Weise:

„Höre, o Du mein Bruder! In der Sprache der Küste (dem Kisawaheli) sagen wir 1, 2, 3, 4, 5.“ Dabei bezeichnete er die Sache an den Fingern, um sie besser zu versinnlichen.

Der wilde Mann entgegnete: „Hu, hu! Wir sagen Finger.“

„Die sind nicht gemeint. Der weiße Mann will wissen, wie Du 1, 2, 3 nennst?“

„Eins, zwei, drei? Was? Schafe, Ziegen, Frauen?“

„Das nicht, sondern nur 1, 2, 3 Schafe in Deiner eigenen Sprache, der Sprache der Wapoka.“

„Hi, hi! Was will der weiße Mann mit den Wapoka?“

In dieser Weise ging es fort; wenn aber die Wilden einmal ins Schwatzen gekommen waren, hörten sie nicht mehr auf. Mit

den zahmen Sklaven ging es schon etwas besser, obwohl man auch mit ihnen nach zehn Minuten alle Geduld verlor.

Neben diesen Beschäftigungen traf Burton Vorkehrungen zur Abreise. Vor allen Dingen besserte er die Zelte aus, welche schwer gelitten hatten, versah dieselben mit starken Bambusstäben und versah sich mit einem Vorrath von Zeltpflöcken. Sehr großen Werth legte er auf die Kitanda, die Bettstelle, die in jenen Gegenden wo möglich von Eisen und so gearbeitet sein muß, daß sie ein Ganzes ohne Fugen oder Schrauben bildet, damit sie nicht leicht beschädigt werden könne. Solch ein Gestell ist ganz unentbehrlich, weil instinktmäßig Jeder, von Kaole bis Uvira, es vermeidet auf der platten Erde zu sitzen; es dient zugleich als Bett, Stuhl und Tisch. In Ostafrika, wo das Wetter so rasch und sehr empfindlich wechselt, sollte jeder europäische Reisende reichlich mit wollenen Decken versehen sein, und so viel gut gekrumpten Flanell als irgend thunlich mit sich führen; denn Flanellhemden sind geradezu unschätzbar. Die rothe Farbe muß man vermeiden, weil sie auffällt und auch bald dunkel wird. Neben Hemd und Hosen soll man einen großen „Brustwärmer" haben, nämlich eine Jacke mit Aermeln und Hintertheil, aber ohne Kragen, der beim Schlafen lästig wird. Man muß sie mit vier Klapptaschen versehen für Kompas und Thermometer, Notizen- und Skizzenbuch, Uhr und Messer. An dem letztern sollen vereinigt sein Scheere, Zange, Nadel, Feile, Stecher, Feuerstahl, Bohrer, Uhrfedersäger und verschiedene Klingen; am besten nimmt man es von mäßiger Größe und befestigt eine daran befindliche Schnur im Knopfloche. Ein breitkrämpiger Hut, oder vielmehr eine Kapuze wie die arabische Kufiyah, welche den Kopf bedeckt, ist von unschätzbarem Werthe; sie schützt gegen Morgenkälte, Mittagshitze, Sonnenglanz, und deckt zugleich den Hals. Eigentlich sollte man drei Regenschirme haben, einen sehr großen und zwei kleinere. Dazu kommen dann Hängmatten, Schüsseln, Töpfe und Pfannen. Burton machte aus alten Hacken ein paar Steigbügel, kaufte eine Eselin mit dem Füllen, um unterwegs sicher auf Milch rechnen zu können, und verschaffte sich Kaffee und Zucker.

Am 14. Juli zog die letzte arabische Karawane, unter Leitung des Seyf ben Seid el Wardi, von Unyanyembe ab; der Mann zeigte sich gefällig und Burton gab ihm Briefe, beschädigte Instrumente, Manuscripte, Karten und Skizzenbücher zur Besorgung nach Zanzibar mit. Ihm selber wurde der Aufenthalt in Kazeh sehr

langweilig, und er bereitete sich, um die Zeit nicht ungenützt verstreichen zu lassen, zu einem Ausfluge nach Khokoro und den südlichen Landschaften zurück. Da kam am Morgen des 25. August Kapitän Speke von seiner Wanderung nach Norden zurück. Er hatte den Nyanza-See entdeckt und glaubte in demselben auch die Nilquellen gefunden zu haben. Burton widersprach Manchem, was Speke behauptete, und dadurch wurde das gute Einvernehmen zwischen Beiden, das schon am Tanganyika-See einen Stoß erhalten hatte, völlig getrübt.

Nach einer alle Umstände erwägenden Berathung mit den Arabern stellte sich heraus, daß die Reisenden auf demselben Wege, welchen sie gekommen waren, wieder heimkehren mußten. Von Udschidschi aus hatten sie aus Mangel an Mitteln nicht weiter nach Westen oder Norden, z. B. nach Karagwah und Uganda, vordringen können. Im September mußte die Regenzeit eintreten und dann war das Reisen unmöglich; auch ging der zweijährige Urlaub bald zu Ende. Sie mußten also, wohl oder übel, nach der Küste zurückkehren, hofften indessen dort den Lauf des Rhawa oder Rufidschi (Lufidschi) erforschen und die Küste zwischen den Gebirgen von Usagara und Kiloa besuchen zu können, an welche späterhin Albrecht Roscher Wanderungen unternahm. Aber an der Ausführung dieses Planes wurden sie verhindert.

Vierzehntes Kapitel.

Speke's Wanderung von Kazeh in Unyamwezi durch Usukuma bis an die Südküste des Nyanza- oder Ukerewe-Sees. Vom 11. Juli bis 25. August 1858.

Usukuma erstreckt sich nördlich von Unyamwezi bis zum Nyanza-See. Es bildet nicht eigentlich eine geographische Region, der Name hat mehr eine politische Bedeutung. Die Araber behaupten, man könne die Strecke von Süden nach Norden (5° bis 2° 24′ südl. Br.) in sechszehn Tagen machen, doch ist das wohl zu gering veranschlagt; Kapitän Speke legte ihn, die Rasten eingerechnet, in fünfundzwanzig Tagen zurück. Die Breite Usukumas nach Osten und Westen kennen wir nicht; die Höhe über dem Meere beträgt 3500 bis 4000 Fuß.

Speke nahm in Kazeh zwanzig Träger an, hatte zehn Beludschen mit Musketen zur Bedeckung, und brach am 11. Juli 1858 auf. Er war so glücklich, den See zu erreichen, welchen vor ihm noch kein Europäer gesehen hatte, legte in fünfundvierzig Tagen hin und her eine Strecke von mehr als einhundert deutschen Meilen zurück, und langte, wie bemerkt, am 25. August wieder in Kazeh an. Dieser Ausflug hat ungefähr zweihundert Dollars Kosten verursacht.

In Betreff der Bodengestaltung hat Usukuma große Aehnlichkeit mit Unyamwezi. Es bildet eine wellenförmige Hochebene mit Urgebirgs- und Sandsteinformation und niedrigeren Flächen mit

brauner Thonerde und Sand. Speke vergleicht die Bodenanschwellungen mit Meereswellen von drei bis sechs englischen Meilen in der Länge mit eben so langen Anböschungen und Abfällen; und die niedrigen Felsenhügel, welche so unregelmäßig sind, als ob sie durch entgegengesetzte Strömungen gebildet worden seien, mit kleinen gekräuselten Brandungs- oder Klippenwellen. An manchen Punkten stehen gewaltige Granitmassen zu Tage, wie in Ugogo. Die Gipfel der Hügel sind nackt, die Abhänge mit niedrigen Bäumen, Cactus und Aloëpflanzen bewachsen. Die Ebene hat eine üppige und mannigfaltige Vegetation, aber kräftiger Baumwuchs mangelt eben so wohl wie in Unyamwezi, nur der Baobab und die Palmyrapalme erreichen in einigen Gegenden eine beträchtliche Höhe. Streifen und Gruppen von Gestrüppwald wechseln mit angebaueten, zum Theil äußerst fruchtbaren Strecken ab. Usukuma ist wahrscheinlich die am stärksten bevölkerte Provinz in jenen Gegenden Afrikas und besitzt einen sehr beträchtlichen Viehstand; außerdem hat es einen so großen Ueberfluß an vortrefflichem Quellwasser, daß man keine Brunnen zu graben braucht. Flüsse und Nullahs kommen erst in der Nähe des Sees vor.

Das Klima ist vergleichsweise sehr gut; ungesunde Ausdünstungen des Bodens und Moräste, aus denen fiebererzeugende Miasmen hervorqualmen, hat Usukuma eben so wenig wie Extreme und raschen Wechsel in der Witterung, sondern die Luft eines hohen, trockenen Landes. Anfangs verspürte der Reisende den Luftwechsel, nach einiger Gewöhnung hatte er jedoch bessern Schlaf und mehr Eßlust. Man kann von Tagesanbruch bis neun Uhr Morgens ohne Beschwerde reisen, nachher muß man bis vier Uhr Nachmittags im Schatten bleiben; Nachts hat man selbst im August eine Decke nöthig. Die kühlen Ost- und Südostwinde, welche in Unyamwezi manche Krankheiten erzeugen, sind auch in Usukuma vorwaltend. Dasselbe hat eine lange Regenzeit; im August oder September stellen sich Gewitterschauer ein, und verkünden den Masika, welcher gegen Ende Septembers scharf einsetzt, und mit einigen Unterbrechungen bis in den Mai anhält. Diese Regenzeit theilt das Jahr in fünf trockene und sieben nasse Monate. Der Thau ist nicht stark und die Sonnenstrahlen werden durch einen dünnen milchigen Luftschleier gemildert.

Usukuma zeichnet sich durch einen großen Reichthum an Eisenstein aus, welcher an den Hügeln gebrochen und von den Wasyoma

und anderen Stämmen in sehr kunstloser Weise geschmolzen wird. Von Nera, wo das Eisenerz in besonders großer Menge vorkommt, zieht sich die Ader wahrscheinlich nach Westen hin bis Utumbara; von hier wird Roheisen nach Msene im westlichen Unyamwezi ausgeführt und dort verarbeitet. In einigen Gegenden ist die Ebene mit einer dünnen Salzkruste bedeckt, doch muß man Salz aus Ugogo und Uvinza beziehen. Wahrscheinlich sind Kohlen vorhanden.

Im Norden ist Eisen, im Osten Elfenbein das Haupterzeugniß; Getreide und Vieh hat man überall im Lande. Die Erntezeit fällt in den Juli und August, und ist so ergiebig an Mais, Hirse und Durra, daß man davon eine große Ueberfülle zur Bereitung des Pombebieres hat. Dazu kommen Wassermelonen, verschiedene Arten von Hülsenfrüchten, süße Kartoffeln, Paradiesäpfel, Maniok, Kürbisse und Gurken. Tabak wird in den üppigsten Boden gepflanzt; die Baumwolle, welche bei Umanda und am südlichen Ufer des Sees wächst, wird von den Arabern sehr geschätzt. Hornvieh ist, wie schon bemerkt, in großer Menge vorhanden, doch trennt sich der Besitzer nur ungern davon; er trinkt viel geronnene Milch, Dahi, weil sie kühler ist und den Durst besser löscht als die frisch gewonnene. Den größten Viehstand hat der Msalaladistrikt bei Umanda und Nera in der Nähe des Nyanza-Sees. Auch Schafe und Ziegen mag der Schwarze nicht gern verkaufen, und er zieht die Felle derselben dem Baumwollenzeuge vor. Aber für die Glasperlen ist er äußerst eingenommen. Weiße Porzellankügelchen waren außer Mode, korallenrothe, rosenfarbene und blaue sehr gesucht.

Im Nordosten streifen Elephanten umher; die Zähne bringt man entweder nach Unyanyembe oder nach Burkene, welches auf der nach Mombas führenden Straße liegt. In den Gestrüppwäldern südlich und südöstlich vom See findet man das Rhinoceros, in Nyanza den Hippopotamus, Giraffen, Zebras und Antilopen überall. Auch Strauße sind in einzelnen Gegenden nicht selten, werden aber nicht gejagt; die Federn, mit welchen die Leute sich das Haupt schmücken, findet man im Gebüsch. Dazu kommen noch verschiedene Gänse, Kraniche, Perlhühner, Feldhühner und Tauben. Fische liefert der See, in welchem sich auch Krokodile tummeln.

Die Völkerstämme, welche das Land zwischen Unyanyembe und dem Nyanza-See bewohnen, sind allerdings unruhig und gewaltthätig, aber ihr eigener Vortheil gebietet ihnen, die fremden Reisenden zu schonen und sie nicht auszuplündern. Bei ihren Zech-

gelagen kommt sehr oft Zank und Streit vor, aber die Einsprache des „Sultans“ genügt, um die Ruhe herzustellen. Der Häuptling ist stolz darauf, Fremde bei sich zu sehen, und fühlt sich beleidigt, wenn sie am Dorfe vorüberziehen, ohne ihn zu besuchen; die Abgabe, welche er erhebt, wird von ihm mit einem Geschenk erwiedert. Auf dieser nördlichen Straße geht der Sklavenhandel nicht im Schwang, und die Bewohner treiben auch Ackerbau neben der Viehzucht. Die Ankunft eines Kaufmannes erregt immer Freude, Männer, Frauen und Kinder heißen ihn willkommen, er wird nicht belästigt und kann sich ungehindert bewegen. Die Leute fordern ihn auf, bei ihnen zu bleiben, und geben ihm ein freundliches Geleit, Kua heri.

Das Alles ist, wie wir in den früheren Abschnitten gezeigt haben, ganz anders auf der Straße von Osten nach Westen, in den Gegenden, wo Sklaven gefangen und verkauft werden. Dort erzwingen die Sultane von den Reisenden Geschenke, die Jeder, der nicht ausgeplündert sein will, zu geben gezwungen ist, und ihre Unterthanen sind eben so unverschämt. Die wilden Wamasai und Wakuafi, die Somal und die Galla gestatten keinem Fremden den Zutritt, wenn er nicht durch einen einflußreichen Mann des Stammes geleitet wird; dieser schützt ihn, spähet aber auch Alles aus, was jener thut und treibt. Jedes Wort, jede Bewegung oder Handlung der Fremden wird beobachtet, besprochen und zu seinem Nachtheil gedeutet. Wehe ihm, wenn er allzuoft einen Hügel besteigt oder eine Ebene besucht; das Volk meint dann, er wolle die Leute behexen oder eine Festung in einer Gegend bauen, deren Bewohner doch selbst kaum das liebe Brot haben! Dort rühmt man sich auch des Blutvergießens; es gilt auch für eine Großthat, einen schlafenden Fremden zu ermorden, und wer eine solche verübt, darf als Auszeichnung eine Straußfeder tragen!

Die gerade Straße von Unyanyembe führt fast gerade gen Norden, etwas nach Osten hin, und auf ihr gelangt man in fünfzehn starken oder zwanzig kleinen Tagereisen an die südöstliche Ecke des Nyanza-Sees. Aber der Weg, welchen Speke im Jahre 1858 nehmen mußte, um den Streitigkeiten in Umanda auszuweichen, biegt etwas nach Westen hin ab. Der Pfad bis zur ersten Station führt von Kazeh aus durch wohlbestellte Felder bis zu einem kleinen Dorfe, wo die Reisenden eine für sie bestimmte Hütte finden, die zweite nach U l i k a m p u r a über den Gombe Nullah,

welcher in der Regenzeit die Gewässer aus dem mittlern Unyamwezi in den Malagarazi abführt. Speke sah auf dieser Strecke einen Wald, in welchem Wassertümpel sind; der Boden schien nach Westen hin anzusteigen und von hochliegendem Lande begränzt zu sein. Ulikampura wird von den Wasagari bewohnt, welche nach Osten hin sich ausdehnen und dort mit den Wanyamwezi sich vermischen. Nach der vierten Station, dem nördlichen Unyambewa, geht der Weg über eine Fläche, welche auf den ersten fünf Meilen gut bestellt ist, und dann durch niedrige, zerstreut liegende Hügel, und weiter über magern Boden mit dornigen Gewächsen und einige Lichtungen mit Ackerfeld bis zu einer langen Bodenwelle, die sehr fruchtbar erscheint.

Unyambewa stand 1858 unter einem weiblichen Häuptling, einer Mana Mtewe, d. h. Königs Abkömmling; diese Sultana hieß Unguwu. In jener Gegend kennt man kein salisches Gesetz; in Ermangelung männlicher Erben tritt die Hauptfrau des Verstorbenen in seine Würde ein. Jene Sultanin war nahe an sechszig Jahre alt, von kleinem, gedrungenem Wuchse, sehr rührig, voll Energie, und lachte gern. Sie trug ein altes Stück indischen Baumwollenzeuges, das sie einst von einem Kaufmann erhalten hatte, kupferne Reife an den Fingern, dicke Messingringe an den Armen und über den Fußknöcheln, von ihrem Halse herab hingen allerlei Messing und Kupfer, Horn und Elfenbein, hölzerner Schmuck und Talismane. Das von Feldern umgebene, mit Pfahlwerk umzäunte Dorf hat zwischen zwanzig und dreißig Hütten. Sie sind theils rund, theils kegelförmig, mit schattenspendendem Ueberdach. Die Sultanin gab dem Reisenden einen Ochsen und erhielt zum Geschenk etwas Baumwollenzeug; ihr Bevollmächtigter bekam Glasperlen.

Nach Ibanda, der fünften Station, führt ein bequemer Pfad durch wohlbebauete Felder, die durch einen Wald unterbrochen werden; dann über eine niedrige Hügelkette, welche sich allmälig von Osten her abdacht, hinab nach dem wohlangebaueten, gut bevölkerten Thale von Ukamba. In dieser Gegend bemerkte Speke eine große Mischung verschiedener Stämme. Zwölf englische Meilen von Ukamba nach Osten hin findet man die Wasongo, zwanzig Meilen nach Westen hin die Wakuanda. Zwischen diesen beiden, etwa sieben Meilen südlich von Ukamba, liegt das Gebiet von Umanda, ein Oval von etwa achtzig Meilen Länge und etwa

zwei Tagereisen breit. Die Richtung des größern Durchmessers ist von Nordwest gen Südost.

In diesem Umanda wohnen unruhige, streitsüchtige Menschen, bei welchen zugleich die Raubsucht umherstreifender Hirtenstämme und die Habgier solcher Stämme hervortritt, welche nur theilweise Ackerbau treiben. Die Wamanda reden eine andere Sprache als die Wanyamwezi oder ihre sonstigen Nachbarn; gleich den übrigen Wasukuma schicken sie dann und wann Karawanen nach der Ostküste, wo jetzt einige ihrer Häuptlinge wohl bekannt sind. Als Speke in Umanda ankam, war ein Erbfolgekrieg ausgebrochen; der verstorbene Sultan hatte drei Söhne hinterlassen, von denen jeder die Herrschaft antreten wollte. Der älteste sprengte aus, daß er in seinem Dorfe arabische Kaufleute beherberge, die ihn unterstützen würden. Dadurch schüchterte er die beiden jüngeren so ein, daß sie sich eine Zeit lang unterwarfen, aber bald rückten sie wieder ins Feld. Der eine, Namens Kurua, besaß drei alte Londoner Musketen und hatte in Kazeh Vieh verkauft, um sich Pulver zu verschaffen. Er nahm den Reisenden sehr zuvorkommend auf. Der Krieg hatte unter den Heerden großen Schaden angerichtet, und die Warendo, ein kleiner Stamm an der Nordgränze von Umanda, hatten ihre Kühe fünfzig Meilen weit nach Norden und Nordosten hin ins Gebirge treiben müssen, um sie gegen die Plünderer sicher zu stellen.

Die Wamanda sind kräftige Leute, muthig und leicht zum Streite bereit. Außer den gewöhnlichen Angriffswaffen haben sie zum Schutze fünf Fuß lange, anderthalb Fuß breite Schilde aus Häuten, welche sie in der Mitte, aus der ein hölzerner Buckel hervorsteht, mit bunten Streifen bemalen. Sie führten vor Kapitän Speke einen Kriegstanz auf. Diesem „Sumo" nach zu schließen, besteht im Kampfe ihre Taktik besonders darin, durch unregelmäßige Bewegung den Geschossen des Feindes auszuweichen. Sie stellten sich in dichten Massen auf, wiegten mit dem Oberleibe hin und her, wichen zurück, drangen sprungweise wieder vor, bald nach der einen, dann nach der andern Seite, schossen Pfeile ab, warfen Speere, hielten die Schilde vor, und machten dazu allerlei phantastische Stellungen und Geberden, um den Feind zu erschrecken. Dabei flogen Wurfkeulen und Steine nach allen Richtungen hin. Einen gemeinschaftlichen Kriegsruf haben sie nicht, aber bei jeder neuen Bewegung erhebt der Einzelne einen lauten Schrei. Die Wamanda lieben den Tanz außerordentlich; selbst nach anstrengenden Kriegs-

übungen oder langen Tagemärschen lassen sie die Trommel rühren, und singen und tanzen, bis es dunkel wird. Die Zeit, welche ihnen nach Bestellung des Ackers übrig bleibt, und die Pause zwischen den Kriegen und Fehden, wird in Müssiggang verbracht. Von zehn Uhr früh bis Nachmittags vier Uhr trinken sie sich einen Rausch; von da an bis Mitternacht wird getrommelt, gesungen und getanzt. Während der Trinkstunden ist mit ihnen gar nichts anzufangen. Die Häuptlinge, Mteme, streifen im Lande umher, sind mißtrauisch gegen die Sultane in der Nachbarschaft und stehen mit ihnen nur selten in gutem Einvernehmen; aber bei ihren Unterthanen finden sie Gehorsam, und das ist für den Reisenden die Hauptsache. Diese Häuptlinge leben vom Schweiß ihrer Sklaven, senden Elfenbein an die Küste, treiben Handel mit den Arabern in Kazeh, an welche sie Vieh verkaufen; plündern und erheben von den Fremden eine Abgabe.

Bei den Wamanda herrscht ein seltsamer Aberglaube verschiedener Art. Sie leiden zum Beispiel nicht, daß man ein todtes Perlhuhn ungerupft in ein Dorf bringe. Manchmal ziehen zwanzig bis dreißig Weiber (Wabandwa genannt, im Singular Mbandwa) durch ein Dorf, tragen Schüsseln mit Getreide und Holzlöffeln auf den Köpfen, schwenken grüne Zweige, gehen in einem gezierten Schritte, indem sie halb springen, halb tanzen und dabei im Chore langgezogene, summende Weisen singen, und dazu mit Händen und Armen den Takt schlagen. Ein solcher Zug bewegt sich langsam durch die von Pfahlwerk gebildeten Gänge oder Wege, hält vor jedem Hause an und führt dort Tänze auf. Dann kommen die Männer, selbst Häuptlinge heraus und mischen sich in den Tanz. Dem Ganzen liegt die Vorstellung zum Grunde, daß ein P'hepo, ein körperloser Geist, diese von ihm Besessenen in den Stand setze, allerlei Dinge im Voraus zu wissen, als da sind: Ausgang von Fehden und Reisen, Ankunft von Karawanen, Kindergeburten, Eintritt von Regen und dergleichen mehr. Beim Abschließen von Brüderschaften lassen die Wasukuma Blut über dem linken Knie, gerade so wie die Wanyamwezi.

Die siebente Station war Uyombo, ein fruchtbarer Hügelbezirk der Wayombo; ihr Häuptling Mihambo gehörte zum Stamme der Wamanda. Er schenkte dem Reisenden ein Schaf und bekam dafür zwei Stücke schlichten Baumwollenzeuges. Von Uyombo führt die Straße gerade gen Norden durch Sarenge und Khahama, wo

eben Bürgerkrieg war. Von dort kam Speke durch ein freies, wohlangebauetes Land, in welchem hin und wieder einige Hügel sich erheben, nach Ukuni, gleichfalls einem Bezirke der Wayombo, welche den Wamanda gern Vieh wegtreiben, wenn diese in Krieg verwickelt sind. Auf der nächsten Tagereise ging der Weg in den Bezirk Msalala, der auch von Krieg heimgesucht war. Diese Gegend ist wohl bevölkert und hat sehr viel Hornvieh.

Mgogua, die zehnte Station, gehörte dem oben erwähnten jüngsten Bruder des Sultans von Umanda. In dieser Region ist der Boden stellenweis mit stark salpeterhaltigem Salze bedeckt, daneben aber wieder sehr fruchtbar und reich an Baumwolle. Jener Häuptling Kurua wollte anfangs dem Reisenden Hindernisse in den Weg legen und ihn bei sich festhalten, um dadurch sein eigenes Ansehen zu steigern. Denn in jenen Gegenden ist, wie schon angedeutet wurde, ein Häuptling immer stolz darauf, einen Mundewa bei sich fest zu halten, d. h. den Eigenthümer einer Karawane, besonders wenn derselbe Musketiere, Pulver und Blei bei sich hat. Dann jagt er seinen Feinden Schrecken ein. Speke ließ sich übrigens nicht zurückhalten und wurde trotzdem auf der Rückreise von diesem Kurua freundlich empfangen. Der Häuptling begleitete ihn nach Unyamwezi, wohin er Kühe trieb, um dafür Pulver einzukaufen, forderte aber so hohe Preise, daß kein Handel zu Stande kam.

Nach Senagongo, der elften Station, mußte Speke einen Umweg machen, um nicht mitten in die kriegführenden Parteien hinein zu gerathen. In dieser Unterabtheilung von Msalala gebot Sultan Kinoni, der mit Kurua gegen den ältesten Bruder der Beiden im Bunde war. Er benahm sich nicht besonders gut gegen den Reisenden, und seine Unterthanen waren lärmend und zudringlich. Die Dörfer waren sorgfältig mit Pfahlwerk umzäunt. Bei Senagongo kam Speke über die gerade Straße, welche von Unyanyembe nach dem Nyanza-See führt, mußte aber etwas weiter nach Osten gehen, um nicht abermals auf den Schauplatz eines Krieges zu gerathen. Der Boden zog sich in langen Wellen hin, die theilweise mit Getreide bestellt waren. Die zwölfte Station ist im Bezirk Khahama, welcher die nördliche Gränze von Umanda bildet. Die Bewohner waren des Krieges wegen entflohen. Die folgende Tagereise führte gleichfalls durch eine verödete Gegend; dort waren nun Strauße, Elephanten und Hirsche in Menge vorhanden; die Männer haben ihre Familien und ihre beste Habe weit

weg außerhalb des Bereichs der Wamanda geschafft, und schleichen sich manchmal herbei, um ihre Felder zu bestellen. In dem Bezirk Nindo fand übrigens Speke einige bewohnte Dörfer. Die vierzehnte Station war Salawe, wo der Stamm der Waumba haust. Dreißig Meilen nach Osten wohnen die Wanativa (?), eben so weit im Westen die Wasinsa. Die Gegend wurde von plündernden Wamanda durchstreift; in friedlichen Zeiten kommt von dort Hornvieh nach Unyanyembe. In der Nähe von Nindo und Salawe tragen nur wenige Leute Glasperlen; sie haben blos einen Schurz oder ein Stück Ziegenfell um die Hüften.

Von Salawe nach dem nördlichen Nera, der sechszehnten Station, zog Speke acht Meilen weit durch angebauetes Land ein breites Thal hinan, dann durch Gestrüpp und durch Gras bis in eine wohlbestellte Ebene, in welcher Granitmassen thurmartig zu Tage stehen. Jene Gegend scheint gleichsam den Garten von Usukuma zu bilden; dort wachsen hohe Bäume, namentlich Palmyrapalmen. Dörfer sind in Menge vorhanden, die Aecker gut im Stande, und Vieh weidet auf Wiesen in Menge. Auch an Eisenerz, das ohne alle Mühe an den Hügelabhängen gewonnen wird, ist Nera ungemein reich; vor jeder Hütte ist es aufgehäuft, und viele Menschen sind damit beschäftigt, für den Bedarf von Unyanyembe eiserne Hacken zum Bestellen des Feldes und anderer Geräthschaften zu schmieden. Die Träger nehmen allemal einen Vorrath solcher Waaren, welche sie billig einkaufen; in ihrer Heimath machen sie dann doppelten und dreifachen Profit daran. Uebrigens beschäftigen sich nur bestimmte Dörfer in Nera mit der Verarbeitung des Eisens; die übrigen beschränken sich auf Ackerbau und Viehzucht.

Von Nera kommt man in zwei Stationen nach Urima, wo der Stamm der Wisabi wohnt. Die erste Hälfte des Weges besteht aus langen Bodenwellen, die gut angebaut sind und wo Kleinvieh und Rinder weiden; nach Westen hin erblickt man einen Haufen niedriger Hügel und in derselben Richtung, in einer Entfernung von etwa vier Meilen, einen breiten Wasserspiegel, die südliche Spitze des Nyanza-Sees, eine tief und spitz ins Land hineinreichende Bucht, welche der Mündung eines Stromes gleicht. Auf der sechsten Meile führt der Weg über einen tiefen schlammigen Nullah, welcher von Südosten her in die Bucht mündet. Dieser nimmt in der Regenzeit auch den Muingwira auf, welcher für die westlichen Bezirke von Msalala den Hauptabzugskanal

bildet. Die zweite Hälfte des Weges geht durch eine gut angebauete Strecke, in welcher sich Hügel erheben. Diese werden eben so wie die Inseln in der Bucht selbst (der von Speke sogenannte bengalische Archipelagus) während der Regenzeit in Eilande verwandelt; das niedrige Land am See wird dann auf drei oder vier Tagereisen weit vom Muingwira tief unter Wasser gesetzt und das Reisen ist monatelang unterbrochen.

Der Sultan von Urima benahm sich nicht so ordentlich wie die übrigen Häuptlinge und bildete demnach eine Ausnahme. Von seinem Dorfe führt der Weg durch ein tief gelegenes Gebüsch nach einer andern Ortschaft, am Fuß eines Hügels. Bei der neunzehnten Station, Ukumbi, wo die Watasuanda wohnen, wird die Seebucht breiter, und man erkennt nun deutlich die mit Buschwerk bestandenen Felsenhügel, welche aus dem blauen Wasser herausragen. Von Ukumbi bis Isamiru, der zwanzigsten Station, zieht ein gewundener Pfad durch hügeliges, fruchtbares Land an der Bucht hin, die sich nun zu zwölf bis vierzehn Meilen erweitert. Nach Nordwesten hin dehnt sich der See in unabsehbarer Fläche hin. Bei Muansa, der einundzwanzigsten Station, endigt die Straße. Dieser kleine Bezirk, in welchem Wasukuma wohnen, hat eine fast centrale Lage am Südufer.

In Muansa selbst hat man keinen Blick auf den See, und Kähne waren in der Umgegend gerade nicht vorhanden. Speke ging deshalb drei Meilen weit gen Osten hin nach einem Dorfe, in welchem ein arabischer Mulatte Namens Mansur wohnte; er hatte sich in Kazeh, wo er früher seinen Aufenthalt genommen, schlecht betragen und war von seinen Landsleuten von dort vertrieben worden. Gegen den Reisenden benahm er sich ganz vortrefflich, aber daran nahm der Häuptling von Muansa, Mahhaya, so großen Anstoß, daß er seinen Unterthanen verbot, Lebensmittel an die Karawane zu verkaufen. Er wurde indessen nachgiebiger, als Speke sich entschuldigen ließ, daß er nicht beim Sultan eingekehrt sei, und sein Vergehen durch ein Geschenk wieder gut machte.

Der Reisende begab sich auf einen etwa 250 Fuß hohen Hügel, welchen er Observatory Hill nennt, und hatte dann eine weite Aussicht über den See. Dort schwärmten Mücken in so dichten Wolken, daß er dort nur einen Tag blieb, und dann sofort seine Rückreise begann. Jetzt sprach er bei jenem Sultan Mahhaya vor und wurde sehr freundlich empfangen; man richtete ihm eine Hütte ein

und brachte Milch und Eier. Als aber Speke äußerte, daß er dem Sultan Machunda von Ukerewe einen Besuch abzustatten wünsche, riethen ihm sowohl Mahhaya wie Mansur dringend davon ab; vielleicht waren sie, wie Burton meint, durch die Beludschen, welche nicht gern noch weiter ziehen wollten, dazu veranlaßt. Man brachte allerlei Erzählungen vor, um darzuthun, wie gefährlich Machunda sei. Er hat, sagte man, den reichen arabischen Kaufmann Selim ben Raschid, welcher von der Küste heraufgekommen ist, überfallen und ausgeplündert, obwohl derselbe über sechszig Musketenträger verfügte, und hält ihn noch jetzt bei sich fest, um ihm ein Lösegeld abzupressen.

Das war freilich eine Lüge, aber sie wurde mit vielen Nebenumständen zum Besten gegeben. Speke erzählte sie in Kazeh den dortigen Arabern, welche darüber lächelten. Zum Ueberfluß kam dann auch Selim ben Raschid heil und wohlbehalten zurück und berichtete, daß man ihn in Ukerewe sehr gut behandelt habe. Die Kaufleute in Kazeh erklärten, Sultan Mahhaya sei ein „Aygar", ein Schurke vom reinsten Wasser, der zwar ein scheinbar frankes Benehmen habe und glatte Reden führe, aber dabei voll Habgier, Verrath und Gewaltthätigkeit stecke; deshalb vermeide man so viel als möglich seinen Bezirk. Dieser Sultan war früher eine Art von Mäkler zwischen den Wasukuma-Bootsleuten und den Karawanen, welche sich nach der Insel Ukerewe hinüberschiffen ließen, und hatte die Gelegenheit benützt, um mehrere arabische Kaufleute zu plündern. Dagegen war man einstimmig darüber, daß Sultan Machunda von Ukerewe ein höflicher, rechtschaffener Mann sei. Speke that also nicht wohl daran, jenem Mahhaya zu glauben, der sich übrigens besser zeigte als sein Ruf; doch kann das eine Ausnahme gewesen und vielleicht aus einer launigen Anwandelung hervorgegangen sein.

Mahhaya gehört zu den Wahinda oder nachgeborenen Prinzen von Unyamwezi, und man erkennt auf den ersten Blick, daß er von anderm Blut ist als seine Unterthanen. Man schildert ihn als einen sehr großen, ungewöhnlich muskelkräftigen Mann; er ist stark beleibt, hat eine glänzend schwarze Haut und trotz seines massiven Gesichtes eine Miene des Wohlwollens. Auf der Stirn trägt er zwei Antilopenhörner, welche nur ein Sultan oder Arzt aufsetzen darf, und über seinen vielen kurzen Haarlocken ein Netz. Er kleidet sich in Barsati, Baumwollenzeug aus Indien, und hat zwei schwere

Stränge von Glasperlen am Halse hängen. Dazu kommt aber noch anderer Zierrath, als da sind: dicke Ringe von Messing und Kupfer über den Handgelenken, und weiter oben auf dem Arme Reifen aus geflochtenen Aloëfasern. Seine Frau stammt aus dem Königreiche Unyoro und soll recht hübsch sein.

Die Wasukuma, und insbesondere auch Mahhaya's Unterthanen, sind noch unruhiger und barbarischer als selbst die Wamanda, und im Norden von Msalala fand Speke sie roher als weiter südlich. Ihre Habgier kennt keine Gränzen, sie fordern ganz unverschämt hohe Preise und wollen nichts herunterlassen. Ihre Bekleidung, wenn überhaupt von einer solchen die Rede sein könnte, ist mehr als dürftig; die Mädchen haben nichts weiter auf dem Leibe als die sogenannte nubische Schürze aus Aloëfasern oder auch nur ein Büschel Gras; die Frauen schlagen blos ein Ziegenfell um die Hüften.

Am südlichen Ufer des Nyanza wachsen keine hohen Bäume, welche dagegen an der nordwestlichen Seite des Sees, in den Thälern und auf den Bergen von Karagwah und Uganda in großer Menge vorkommen. Deshalb kann man dort größere Fahrzeuge bauen. Die Kähne am Südufer sind dagegen weiter nichts als ausgehöhlte Stämme, in welchen nur Ein Mensch Platz findet, also noch armseliger als jene auf dem Tanganyika-See; Einlegeruder oder Segel kennt man natürlich nicht, und das Paddel- oder Planschruder ist halb Spaten, halb Schaufel. Die rauhe Sprache ist in hohem Grade unangenehm, weil jedes Wort ruckweise derart herausgestoßen wird, daß man glaubt, ein Mensch wolle den andern anspeien. Uebrigens ist sie bei jedem Stamme anders, aber die Zahlwörter gehören alle der großen zangischen Sprachfamilie an. So neugierig ist Alles bei den Wasukuma, daß die Araber sagen, selbst die Kühe seien ihnen nachgelaufen.

Der große Südwassersee ist bei allen afrikanischen Stämmen als Nyanza bekannt. Die Aehnlichkeit dieses Namens mit dem Nyassa, (dem kleinen Maravi- oder Kilwa-See,) hat vielleicht zu den verwirrten Vorstellungen beigetragen, welche man bisher über die Seenregion in Centralafrika gehegt hatte. Die Araber haben nach ihrer Gewohnheit auch hier einen örtlichen Namen auf das Ganze übertragen, und nennen ihn Ukerewe, was in der Kisukumamundart bedeutet: Stelle, Ort von Kerewe, einer Insel. Sie haben auch wohl manchmal behauptet, daß der Nyanza durch einen Fluß,

eine Bucht oder dergleichen mit dem Tanganyika in Verbindung stehe, obwohl der erstere 3750 Fuß über dem Meere, folglich 1900 Fuß über dem Wasserspiegel des Tanganyika, liegt, und zwischen beiden eine Bergregion sich erhebt, durch welche arabische und afrikanische Karawanenkaufleute keineswegs selten reisen. Durch die oben angedeutete Verwirrung ist es zu erklären, daß auf der Karte der Missionäre zu Mombas der Name Ukerewe auch auf den nördlichen Theil des Tanganyika übertragen worden ist. Name, Lage und Dasein des Nyanza waren bislang den Geographen völlig unbekannt; aber Schilderungen, welche einheimische Reisende von diesem See gaben, sind von vielen Schriftstellern auf den Tanganyika und selbst auf den Nyassa übertragen worden.

An der Südspitze, wo der Muingwira Nullah in die gewundene Bucht fällt, und wo eine kleine Haselung von braunen, mit Bäumen bewachsenen Felseneilanden aus dem blauen Wasser sich erhebt, fand Speke nach seinen Beobachtungen 2° 24′ südl. Breite; die Länge nach seiner Gissung von Kazeh ab, 33° östlich; die Höhe nach Thermometermessung 3750 Fuß. Die Anwohner des Südufers wissen nicht, wie weit nach Norden hin der See sich erstrecke. Dergleichen ist auch in anderen Gegenden Afrikas der Fall; hier nur ein Beispiel. Der nördliche Theil des Nyassa- oder Kilwa-Sees, welchen doch schon Hunderte von Karawanen besucht haben, ist den Leuten, die an den südlichen Gestaden desselben Sees wohnen, immer unbekannt gewesen. Man sagte dem Kapitän Speke in Muansa, daß man von diesem Orte bis nach Karagwah zu Lande eine Reise von etwa einem Monat habe, auf dem See könne man aber, erst in nordnordwestlicher Richtung und dann nach Norden hin, die Strecke in fünf Tagen zurücklegen. Als die Richtung nach Unyoro bezeichnete man N. 20° W. Arabische Kaufleute aus Kazeh haben den Nyanza gegenüber von Weranhandscha, dem Hauptbezirke des Königs Armanika von Karagwah, liegen sehen. Sie behaupten, daß der Kitangurifluß, etwa unter dem Aequator, in den See münde. W e i t e r n a c h N o r d e n h i n i s t n o c h A l l e s u n b e s t i m m t u n d z w e i f e l h a f t. Die Kaufleute haben gehört, daß Suna, der verstorbene Herrscher von Ugandi, Matumbi bauen ließ, d. h. Fahrzeuge ohne Deck, in welchen vierzig bis fünfzig Menschen Platz finden; mit solchen Schiffen habe er die Wasoga, seine Feinde, in den Buchten des westlichen Ufers angegriffen. Wenn dem so wäre, müßte man den See bis über den ersten Grad, etwa

gegen 1° 30′ N. hinausrücken, und ihm eine Länge von etwa vier Graden oder 240 Miles geben; doch ist das Alles noch völlig im Dunkeln. Was die Breitenausdehnung betrifft, so sah Speke von dem oben erwähnten Beobachtungshügel nach Osten hin, in einer Entfernung von etwa 40 Miles, ganz deutlich Land, eben so nach dem südwestlichen Winkel hin, aber nach Nordwesten hin erblickte er kein Ufer. Er schätzt deshalb die Breite in jener Gegend auf etwa 80 Miles. Doch soll, den Arabern zufolge, der See in der Gegend von Usoga beträchtlich an Ausdehnung gewinnen. Ueber das Alles können wir freilich erst durch künftige Forschungsreisen gewisse Auskunft erhalten.

Der Nyanza ist ein hochliegendes Aufnahmebecken, wohin das Wasser abzieht, welches während der Regenzeit aus einer ausgedehnten Region nach diesem See strömt, nämlich von Osten her aus dem Lande der Wamasai und ihrer Stammverwandten, von Westen her aus Karagwah, von Süden her aus Usukuma und dem nördlichen Unyamwezi. Dieses Becken reicht bis an den Aequator, liegt weit im Innern Afrikas nach der Mitte hin und hoch über der Einsenkung, welche wir im Herzen dieses Continentes finden. Burton hält dasselbe für einen Bruch, ein Loch, eine Vertiefung in der unregelmäßigen Gebirgskette, welche sich von Usambara und dem Kilimandscharo bis nach Karagwah hin erstreckt, und die man von Alters her als Mondgebirge bezeichnet hat. Dafür scheint ihm die ganze Gestaltung des Sees zu sprechen. Die Ufer sind niedrig und flach; an manchen Stellen erheben sich kleine Hügel, und als solche müssen auch die kleineren Inseln betrachtet werden. Das im Süden des Sees liegende Land würde bei einer Ueberschwemmung genau denselben Anblick darbieten wie diese. Der See liegt offen und hoch, ist nicht, wie der Tanganyika, ein langes, schmales, von Gebirgen eingesäumtes Wasserbecken, nicht eine vulkanische Schöpfung, wie dieses letztere, sondern eine Vertiefung, welche zeitweilig die zuströmenden Wassermassen aufnimmt und bewahrt. Die Tiefe soll beträchtlich sein; daß während der Regenzeit eine sehr beträchtliche Wassermenge zufließt, geht aus der Ueberschwemmung im Süden hervor. Die Farbe des Wassers war, namentlich früh am Morgen und aus der Ferne gesehen, klar und blau; nach neun Uhr, wenn der in jener Gegend vorwaltende Südostwind sich erhob, erschien die Oberfläche gräulich oder matt milchweiß, wahrscheinlich in Folge der atmosphärischen

Refraction. Roth oder grün wie beim Nil wird sie, den Aussagen der Reisenden zufolge, nicht. Aber das Wasser des Sees ist so rein wie jenes im Nil; die Anwohner ziehen es dem Quellwasser vor, was beim Tanganyika durchaus nicht der Fall ist; es schmeckt weich und süß.

Vom Ufer der südlichen Bucht aus, und wenn man über den „Bengalischen Archipel“ hinaus ist, gewahrt man im See Land, und nach diesem Lande hat man den Nyanza auch Ukerewe genannt. Die Araber bezeichnen dasselbe als Dschesireh, also mit einer Benennung, die zugleich Eiland und Halbinsel bedeutet; doch kann im gegebenen Falle wohl kaum von eigentlichen Inseln die Rede sein. Die eine, Masita, ist die östlichere, hoch und felsig; die andere, westliche, Ukerewe, ist vergleichsweise flach. Beide werden von den Arabern als Punkte geschildert, die auf ihrer dem See zugekehrten Seite steil abfallen, und mit dem östlichen Seeufer vermittelst einer schmalen Landenge zusammenhängen. Diese letztere, wahrscheinlich ein ununterbrochenes Riff, stehe während der Regenzeit unter Wasser, aber auch dann könne Hornvieh noch hinübergehen. An der Nord- und der Westseite dieser Inseln ist das Wasser tief; von dem südlichen Ufer, also von Usukuma, sind sie durch einen breiten Kanal getrennt. Die arabischen Kaufleute, welche Ukerewe oder Masita besuchen, miethen Kähne von den Wasukuma, und rudern hinüber, weil sie auf solche Weise den Weg durch das Gebiet der gefährlichen Stämme an der Küste vermeiden.

Auf Masita wohnen die Makuyia, auf Ukerewe noch Wasukuma, wie Einige sagen; nach Anderen wären die Wakerewe, ihrer Sprache nach zu urtheilen, Leute, die aus dem Hochlande von Karagwah her eingewandert kamen. Sie stehen unter zwei Sultanen, die Brüder sind; der oberste von ihnen ist Machunda; der andere, Ibanda, herrscht in Wiru, dem westlichen Theile der sehr volkreichen Insel. Die Wakerewe sammeln Elephantenzähne bei den Stämmen auf dem östlichen Ufer, häufen die Vorräthe auf und verkaufen dieselben an arabische Karawanen. Glasperlen werden sehr gesucht, aber die Leute gehen unbekleidet; von hundert Männern tragen kaum sechs Zeug am Leibe. Erwachsene Mädchen haben höchstens eine schmale Binde oder einen kleinen Schurz aus Aloëfasern um den Unterleib gebunden; er ist nur etwa sechs bis sieben Zoll breit, und sieht nach langem Gebrauche schwarz wie Gummi elasticum aus.

Die arabischen Kaufleute halten sich gewöhnlich beim Sultan Machunda auf, und senden ihre Sklaven in Kähnen zu den Anwohnern des südöstlichen Ufers, um mit ihnen zu handeln. Dort wohnen folgende Stämme, von Süden nach Norden: die Waschaki drei Tagereisen entfernt und ihre Nachbarn, die Wataturu, weiter im innern Lande. Dann die Warudi, ein sehr wildes Volk, das vierzehn Tagereisen weit weg wohnt und viel Elfenbein hat; jenseit derselben die Wahumba oder Wamasai. Der Handelsverkehr reicht an der Ostküste bis Thiri oder Uthiri, und dieser Bezirk liegt zwischen Urudi und Uhumba.

Burton meint, dieses Thiri habe wohl Veranlassung zur Annahme einer vermeintlichen Insel Tiri oder Kittiri gegeben, welche Speke nach dem nordwestlichen Ende des Nyanza vor die Küste von Uganda verlegt. Dort ist die an Kaffee sehr ergiebige Provinz Kittara. Speke habe von den unglaubwürdigen Eingeborenen in Muansa gehört, daß man nach einer langen Küstenfahrt zu einer Insel gelange, deren arme, nackte Bewohner von Fischen sich nähren und Kaffee bauen, welchen sie verkaufen. Burton hält diese Angabe für verdächtig; wenigstens kennen die Araber keine Insel im Nyanza, auf welcher Kaffee wachse. Er meint weiter: „Wenn die Leute Handel trieben, so würden sie nicht ohne Kleider sein." Aber dieser Schluß trifft nicht zu. Die Wasukuma zum Beispiel verkaufen Elfenbein und Vieh, und doch sagt Burton selbst, daß unter hundert Männern kaum sechs ein Stück Zeug am Leibe tragen und die Mädchen so gut wie völlig nackt einhergehen.

Speke vermuthet, daß der Nyanza-See eine der Hauptquellen des Weißen Nil bilde. Er macht dafür die hohe Lage, die Gestaltung des Sees, die thonige Farbe und die Süßigkeit des Wassers geltend. Burton macht dagegen folgende Einwendungen. Auf der Karte zu Brun-Rollet's bekanntem Werke*) liegt westlich vom Stamme der Padongos ein großes Wasserbecken, das möglicherweise den Nyanza oder Ukerewe vorstellt. Dasselbe hat seinen Abzug in den Fittri-See, eventuell aber auch in den Weißen Nil. Die berühmte ägyptische Expedition kam vor länger als zwanzig Jahren auf dem Weißen Nil bis 3° 22′ nördl. Br. und etwa 31° 30′ östl. L. Von diesem Punkte aus gab sie dem Nil bis zu seinen

*) Le Nil blanc et le Soudan, études sur l'Afrique centrale, moeurs et coutumes des sauvages; par Brun-Rollet, Paris 1855.

Quellen eine Richtung nach Südosten, auf einer Strecke von etwa 300 bis 350 Miles, die man ungefähr in einem Monate zurücklege. Die Quellen würden demnach etwa in 2° südl. Br. und 35° östl. L. liegen, oder zwei Grade östlich von der südlichen Bucht des Nyanza. Diese Lage entspräche dem nördlichen Abhange der Mondgebirge, der obern Wasserscheide jener hohen Region, welche im Kilimandscharo, Kenia und Doengo Engai gipfelt. Diese Gipfel liegen, Burton's Meinung zufolge, nicht so weit von der Küste entfernt, als Krapf meint; auf den angeblichen Tumbirifluß will er keinen Werth legen. Ueber diese allerdings wichtigen Punkte können erst Ermittelungen an Ort und Stelle Gewißheit geben, und wir lassen sie deshalb hier unerörtert. Doch mögen die folgenden Betrachtungen Burton's einen Platz finden.

Man muß, sagt er, mit Nothwendigkeit annehmen, daß zwischen dem obern Theile des Nyanza und der Wasserscheide des Nils eine longitudinale Gebirgskette vorhanden sei, die in beträchtlicher Höhe von Osten nach Westen zieht und eine „Furca" bildet, von welcher das Wasser auf der Nordseite zum Nil, auf der Südseite zum Nyanza-See fließt. Es wäre eine ähnliche Bodenerhebung, wie jene, welche den Tanganyika-See vom Maravi-Nyassa scheidet. Nach Don Angelo Vinco, der 1852 in Loquek war (jenseit der Katarakten von Garbo, 2° 40′ nördl. Br.) liegt in einer Entfernung von sechszig Miles Robego, Hauptstadt von Kuenda, und Lokoya, wo ein Zufluß von Osten her in den Nil fällt. Oberhalb Lokoya sei der Weiße Nil ein kleiner, zwischen Felsen strömender Gebirgsfluß; er hat keine Eigenschaft, welche annehmen ließe, daß er aus einem großen See, wie etwa dem Nyanza, abfließe. Werne bemerkt: „Die Gebirgskette von Lokoja und Kugetu ziehen von Osten und Westen nach Süden, wahrscheinlich als Verzweigungen des mächtigen Gebirgsknotens unter dem Aequator, wo die Quellflüsse des Bahr el Abiad liegen."

Das periodische Anschwellen des Nyanza, bei welchem das Uferland weit und breit überschwemmt wird, spricht gegen die Möglichkeit, daß in diesem See die Hauptquellen des Nil liegen, oder daß er das Austreten dieses Stromes verursachen könne. In Karagwah, das am westlichen Ufer des Nyanza liegt, dauert die Regenzeit, Masika, vom Oktober bis zum Mai oder Juni, und dann folgen die trockenen Monate. Die ägyptische Expedition überzeugte

sich, daß der Nil zu Ende Januars rasch fiel; die Landeseinwohner sagten jedoch, er werde gegen Ende des März wieder steigen, also wenn die Sonne scheitelrecht über dem Aequator steht. Der Weiße Nil fängt über seine Ufer zu treten an zur Zeit des Sommersolstitiums, wenn der Regen am Aequator und im Süden desselben aufhört. Vom März bis zum Herbstäquinoctium, im September, dauert die Ueberschwemmung; nachdem sie ihren höchsten Stand erreicht hat, fällt das Wasser den ganzen Winter hindurch bis zum März. Der Nil ist demnach voll, während am Aequator und im Süden desselben die trockene Jahreszeit herrscht, und während hier Regenzeit ist, hat er seinen niedrigsten Stand! Der Nordabhang des Kenia wird bis zu einem gewissen Maaß eine vom Wind abgekehrte Landseite bilden, gleich Ugogo ein Leeland sein, und kann deshalb nicht eine solche Menge feuchten Niederschlages haben, daß dort ein Strom ersten Ranges entspringe.

Die Anschwellung des Nils ist gleichzeitig mit dem großen Regenfall in den Regionen nördlich vom Aequator, der vom Juli bis September anhält, in einigen Gegenden sogar schon im Februar beginnt und bis zum Oktober dauert. Sie wird lediglich durch diese tropischen Regen bedingt. Wahrscheinlich wird sich einst ergeben, daß die spröden, verschämten Nilquellen in einer Verflechtung kleiner Wasserläufe bestehen, welche der Monsunregen anschwellt; vielleicht kommt dazu auch Schneewasser vom nördlichen Abhange der Mondgebirge.

Fünfzehntes Kapitel.

Leben und Treiben in einem ostafrikanischen Dorfe.

Der Ostafrikaner führt ein weit behaglicheres Leben als der indische, vielgeplagte Bauer, der Reiot, und kann in dieser Beziehung den Vergleich mit der großen Masse der Landleute mancher europäischen Länder aushalten. Das gilt freilich nur von solchen Bezirken, welche nicht allzusehr durch den Sklavenhandel zerrüttet worden sind.

Zum Nachtlager dient eine Kuhhaut und man steht früh auf. Am Tage ist die Hütte kühl und ganz angenehm; beim Schlafengehen wird jedoch der Eingang zugemacht und dadurch die Luft drückend und unangenehm. In der Stunde vor Sonnenaufgang verspürt man Kälte, zündet ein Feuer an und greift sogleich zu dem unzertrennlichen Gefährten, der Tabakspfeife. Späterhin wird der aus Binsen geflochtene Thürvorhang weggenommen, und man geht hinaus, um sich von den erwärmenden Strahlen bescheinen zu lassen. Die Dörfer sind stark bevölkert, die Häuser stehen dicht neben einander, und die Bewohner derselben können in aller Bequemlichkeit miteinander schwatzen. Etwa um sieben Uhr ist der Thau vom Grase verschwunden und nun treiben die Knaben das Vieh auf die Weide hinaus, um erst gegen Sonnenuntergang mit demselben zurückzukehren. Abends um acht Uhr genießt man einen Brei, der aus

Durra bereitet wird; man nennt ihn Ugali; wer sich Pombe, Bier, verschaffen kann, trinkt davon von früh bis spät.

Der Mann hat nach seinem Frühimbiß die Pfeife genommen und ist zur Iwanza gegangen, der schon beschriebenen Hütte, welche als Versammlungs- und Gesellschaftsort dient und wohin die Frauen nicht kommen dürfen. Dort verweilt er den größten Theil des Tages über müssig, schwatzt, lacht, schläft und schmaucht Tabak. Nicht selten vertreibt er sich die Zeit durch Spiel, denn das ist seine Leidenschaft. Sehr beliebt ist „Kopf oder Rücken", das er mit einem flachen Steine, einem runden Stücke Zinn oder mit dem Boden eines zerbrochenen Topfes spielt; einige verstehen auch das Bao, welches an der Küste häufig vorkommt; es ist eine Art von Roulette, das man mit starken Marken spielt, auf Tafeln, in welchen tassenförmige Vertiefungen angebracht sind. Unter den Wanyamwezi haben sich manche durch das Spiel so sehr zu Grunde gerichtet, daß sie sich als Sklaven verkaufen mußten; andere haben ihre Mutter gegen eine Kuh oder zwei Ziegen beim Spiel eingesetzt. An Streitigkeiten und Schlägereien ist natürlich bei solchen Belustigungen kein Mangel, sie pflegen indessen unter Bewohnern ein und desselben Dorfes unblutig abzulaufen. Zu anderweitigem Zeitvertreib schnitzelt man an einem Stück Holz, bohrt Pfeifenröhre und umflicht dieselben mit Draht, scheert einem Nachbar den Kopf, zieht sich auch wohl die Haare aus Bart, Brauen und Augenlidern, oder putzt an den Waffen herum.

So kommt die Mittagszeit heran und der Afrikaner schlendert nach Hause, um gegen Ein Uhr seine Hauptmahlzeit einzunehmen, welche die Frau für ihn bereit hält. Indessen liebt er es doch sehr mit Anderen beisammen zu sein und läßt auch wohl die Speisen nach der Iwanza bringen, wo sich dann auch seine Knaben und einige männliche Verwandte einfinden, um an der Mahlzeit Theil zu nehmen. Dem Wilden und dem Barbaren ist das Essen die Hauptsache, sein Eins und Alles; am Tage denkt er unablässig daran und Nachts träumt er davon. Der Magen ist sein Gebieter und mit Mißgunst blickt er auf Jeden, der mehr und bessere Speisen hat als er selber.

Seine Hauptnahrungsmittel sind Fisch und Fleisch, Getreide und Gemüse; daneben genießt er Milch, Butter, Honig und einige Früchte, zum Beispiel Bananen und die Früchte der Guineapalme; zur Berauschung trinkt er Pombe, das heißt Hirsebier, Palm-

wein und Mawa, das ist Pisangwein. An Fischen liefern die Seen und Flüsse dieses reich bewässerten Landes eine große Menge und sie sind den Reisenden, Sklaven und überhaupt den armen Leuten sehr willkommen; wer Fleisch hat, läßt die Fische unangerührt, denn Fleischkost zieht man vor. Die Araber behaupten, sie sei in diesen Gegenden viel leichter verdaulich als Gemüse, deren Genuß Sodbrennen und Säure erzeuge, und die eingeborenen Afrikaner scheinen derselben Meinung zu sein; sie ziehen auch ihrerseits das Fleisch vor, besonders wenn es recht fett ist; am liebsten ist ihnen das vom Rindvieh, welches jedoch dem Europäer Hitze und Blähungen verursacht. Auch Ziegenfleisch ist beliebt, gerade wie bei den Arabern auf Zanzibar, während jene in Oman und im westlichen Arabien dasselbe verschmähen; dort wird es nur von den Beduinen genossen. Schöpsenfleisch gilt für schlecht, ist wohlfeil und sieht auch nicht einladend aus; es ist weichlich, bleich und erzeugt Ruhr. Eier genießt man nicht, Hühner und Tauben erst seit einigen Jahren. Dagegen ist geräuchertes oder getrocknetes Zebrafleisch sehr beliebt, denn es schmeckt ungemein saftig; von den Antilopenarten sind nur einige zart und wohlschmeckend, die übrigen haben grobes, schwer verdauliches Fleisch.

Nicht selten verläßt der Ostafrikaner sein Dorf und geht auf Reisen, lediglich um mehr Fleisch essen zu können, als er daheim hat. Alles, was er sich aneignen kann, legt er in großen Stücken auf ein kleines Gerüst, das er mit Binsen bedeckt, räuchert es über langsamem Feuer, salzt es ein wenig, und dann bleibt es mehrere Tage lang gut. Zuweilen trocknet er es auch wohl in der Sonne auf Stricken oder platten Steinen, und läßt es drei Tage liegen. Dann ist es zwar nicht mehr so nahrhaft, kann aber gut verpackt werden. Es wird nämlich in Stücke zerbrochen, in Töpfe voll flüssiger Butter gethan und bildet so die sehr beliebte Reisekost Kawurmeh, welche man mit gekochtem Reis oder anderen gesottenen Getreidekörnern genießt. In wasserarmen Gegenden öffnet der durstige Afrikaner dem Rindvieh eine Ader am Halse und saugt Blut heraus wie ein Blutegel. Dieser Brauch ist in Karagwah und anderen nördlichen Landen allgemein; einige Stämme, wie die Wanyika bei Mombas, mischen Milch zum Blute.

Der arme Mann genießt täglich Getreide, entweder Durra, Mais oder Badschri (Panicum); Weizenbrot haben nur die Araber, Reis wird nicht allgemein gebaut. Die Bewohner des innern

Afrika kennen den Sauerteig zur Brotbereitung eben so wenig wie die halbcivilisirten Araber von Zanzibar, die Wasawaheli und die Wamrima, während er doch in Oman allgemein benützt wird. Nicht einmal flachen Kuchen, wie den indischen Schapati, verstehen sie zu bereiten, und das Rösten des Getreides ist ihnen unbekannt. Auf der Reise thun sie die Durra in einen Topf, kochen sie, trinken das Wasser ab, und essen dann die Körner; dieses Gericht heißt Masango. Zu Hause wird die Durra auf einem Steine zerquetscht, denn von Mahlen hat man keine Ahnung, oder mit etwas Wasser in einem großen Holzmörser zerstampft. Diese Masse wird gekocht und, versetzt mit ein wenig Salz, in einen Korb gethan, damit die überflüssige Nässe abziehe. So verhält es sich mit der Hauptspeise in Ostafrika, dem Ugali oder Durrabrei. Man trocknet süße Kartoffeln und Pilze, um das ganze Jahr davon einen Vorrath zu haben.

Alle Stämme legen großen Werth auf Milch, welche einigen während der Regenzeit zur fast ausschließlichen Nahrung dient. Frisch heißt sie Mabischi, als Buttermilch Mabivu, arabisch Rubb; als geronnene Milch Mtindi, (in Arabien Laban, in Indien Dahi). Von der Dudhpinda, dem Milchpulver, welches die Conditoren in Indien durch Abdampfen gewinnen, wissen die Afrikaner eben so wenig etwas, wie von den gehärteten Klumpen saurer Milch, welche bei den arabischen Beduinen El Igt, bei den Persern Beludsch und in Sindh Kurut genannt wird. Käse gilt für ein wahres Wunderwerk; durch Zubereitung desselben, meinen sie, werde das Vieh verhext. Frische Milch ist nicht sehr beliebt, in den kühlen Morgenstunden ist sie freilich ein ganz angenehmes Getränk, späterhin am Tage nicht mehr; die Portugiesen und Araber glauben, daß sie dann auf die Galle wirke und manchmal Fieber erzeuge. Dagegen ist geronnene Milch sehr zuträglich und man findet sie in jedem Dorfe, das überhaupt Vieh besitzt. Butter wird in folgender Weise bereitet. Man füllt eine große Kalabasse, die als Butterfaß dient, mit etwas angesäuerter Milch und schüttelt dieselbe hin und her. Freilich kommt solchergestalt nur ein armseliges Machwerk zum Vorschein, und obendrein wird diese dünne, farblose Butter nicht einmal ausgewaschen, sondern ohne Weiteres in die Vilindo gepackt, Kästen von Rinde, in welchen man sie einige Monate verwahrt. In den östlichen Gegenden verwandelt man sie durch einfaches Schmelzen über dem Feuer in Ghi, giebt sich aber nicht etwa die Mühe, sie so weit zu erhitzen, daß man sie abschäumen und die un-

reinen Bestandtheile entfernen könnte. Sie wird in Töpfe und Kalebassen gethan, die schon seit langer Zeit in Gebrauch sind, und schmeckt so bitter und ranzig, daß die Araber sie durch eine Zuthat von Mehl oder Reis, und während des Kochens durch Zusatz von Wasser einigermaßen genießbar zu machen suchen. Westlich von Unyamwezi füllt man die Lampen mit Butter statt des Oeles.

Das allgemeinste Oel in Ostafrika ist jenes von der Karanga, Bhuipali, Erdnuß (Arachis hypogaea), und in Ermangelung von Ghi, essen die Araber dasselbe, ähnlich wie das Kokosnußöl, mit Bohnen, Manioc, süßen Kartoffeln und anderen Gemüsen. Ein sehr gutes Speiseöl ist das Uto, welches man aus Ufuta, Sesam, gewinnt; dieser wächst in großer Menge sowohl im Innern wie an der Küste. Das zähe Palmöl findet man nur in der Nähe des Tanganyika-Sees; der Baum wächst aber auch auf Zanzibar und den umliegenden Inseln. Auch aus zwei Varietäten der Castorpflanze wird Oel gewonnen und trotz seines unangenehmen Geruches zum Einsalben der Haut gebraucht. In Unyanyembe und wo sonst noch Gurken beinahe wild wachsen, bereiten die Araber aus den Kernen ein ganz vortreffliches Salatöl, das dem besten Olivenöl gleich kommt. Der Olivenbaum ist den ostafrikanischen Arabern unbekannt; sie sprechen aber von demselben mit großer Ehrfurcht, weil im Koran von ihm die Rede ist.

Jeder malzt sein Getreide selbst, und die Iwanza, das gemeinschaftliche Dorfwirthshaus, kann auch als Gemeindebrauerei betrachtet werden. Bei einigen Stämmen müssen indeß die Frauen das Korn in geeigneter Weise herrichten, damit Pombe, das Bier ohne Hopfen, gebraut werden könne. Dieses Göttergetränk der Negervöker reicht in die älteste Zeit hinauf und gleicht der Busa in Aegypten, der Merissa am obern Nil, dem Xythum des Abendlandes, und der Oala und Boyaloa der Kafirs und überhaupt der südafrikanischen Stämme. Der Geschmack hat Aehnlichkeit mit einer säuerlich gewordenen Bierwürze und das Getränk widersteht dem Fremden anfangs durchaus; man gewöhnt sich aber daran und genießt es gern, weil es sehr angenehme Empfindungen hervorbringt. Es wirkt nicht heftig, nimmt den Kopf etwas ein, erzeugt eine geringe Betäubung, hat gesunden Schlaf und für den andern Morgen eine gewisse Schwerfälligkeit zur Folge; es ist somit für den Barbaren, der Alles das gern hat, wie geschaffen; für ihn ist Berauschung die höchste Wonne. Pombe ist, den Arabern zufolge, ein kaltes Ge-

tränk, das Rheumatismen und Wasserbrüche erzeugt; die Nachwirkungen sind ähnlich wie jene von Branntwein, und man erkennt die Trunkenbolde leicht an ihren gerötheten trüben Augen. Pombe mit Mehl ist sehr nahrhaft, und manchmal genießen ganze Familien längere Zeit gar keine andere Speise.

Pombe wird in folgender Weise bereitet. Man nimmt die eine Hälfte des zu verwendenden Getreides, also Durra oder Panicum, oder beide gemischt, und weicht sie ein, bis sie keimen; dann zerstampft man sie, thut dasselbe mit der andern Hälfte, die nun hinzugesetzt wird, giebt auch wohl etwas Honig zur Masse bei und kocht das Ganze zwei oder drei Mal in großen Geschirren. Nachher preßt man es durch einen Mattensack und läßt die Flüssigkeit gähren; schon am dritten Tage wird sie essigsauer. Ein anderes Lieblingsgetränk, die Togua, wird gleichfalls aus Durra bereitet. Sie ist anfangs dick wie Honigseim und ganz schwach, steigt aber sehr zu Kopfe, wenn sie sauer geworden. Zu diesen Getränken bedarf man einer großen Menge von Getreide, sie sind also kostspielig, und eine große Kalebasse voll gilt zwei Khete, Glasperlenschnüre; der Fremde muß sie manchmal mit zehn Khete bezahlen. Vor einigen Jahren lehrte ein Araber die Wanyamwezi das Destilliren, sie blieben aber bei ihrer Togua und Pombebier. Das letztere ist allgemein im ganzen Lande, die übrigen Berauschungsmittel sind je nach den Oertlichkeiten verschieden. Auf Zanzibar und der gegenüberliegenden Küste bereitet man den Tembo, Branntwein aus der Kokospalme; die Ostafrikaner nennen ihn Tombo, und in manchen Gegenden wird Mvinyo, ein sehr verderblicher Spiritus, aus ihm gewonnen. Die Wadschidschi und andere Stämme am Tanganyika-See zapfen Saft von der Guineapalme ab und schütten ihn in unreine Töpfe, wodurch er sauer wird, etwa wie schlechter Grüneberger Wein. Auf den Gebrauch des Bhang und der Samenkörner vom Stechapfel ist schon früher einmal hingewiesen worden. Mawa, Wein vom Pisang (Bananen), berauscht sehr schnell und wird deshalb sehr geschätzt. Man nimmt die Schale von der reifen Frucht ab, knetet dieselbe nebst grobem grünem Grase in einem irdenen Topfe, bis aller Saft heraus ist, und drückt den süßen Most durch ein hornförmig zusammengefaltetes Bananenblatt in ein anderes Gefäß; in diesem gährt der Wein und ist schon nach zwei Tagen trinkbar. Von dem perlenden Honigwein, Berille, der in Abessinien und Härrär viel getrunken wird, wissen die Ostafrikaner

eben so wenig wie von dem Meth der Buschmänner, obwohl im ganzen Lande Honig in Menge vorkommt, und bei den Dörfern an jedem hohen schattigen Baume Bienenstöcke herabhängen. Sie bestehen aus einem hohlen Klotz und werden Masinga, Röhren, genannt. Im Gebüsch schwärmen gleichfalls Bienen in Menge und sie haben im Haushalte der Pflanzenwelt eine wichtige Verrichtung, indem sie den Pollen auf die weiblichen Blüthen tragen. Man gewinnt zweierlei Arten von Honig; die geringere hat Aehnlichkeit mit dem europäischen Wespenhonig, wird in den Wäldern gesammelt und in Kalebassen gethan; sie ist mit Schmutz und Holzrinde vermengt, giebt nicht viel Wachs aus, ist dünn, wässerig und schmeckt unangenehm. Die bessere Sorte nimmt man aus den oben erwähnten Stöcken; sie ist freilich bei weitem nicht so gut als der Honig in Europa und Indien, läßt sich indessen genießen, wenn sie nicht zu lange gestanden hat, giebt auch ziemlich viel Wachs, welches die Araber mit Talg vermischen, um daraus Lichtkerzen zu verfertigen. Nach der Regenzeit ist dieser Honig am schmackhaftesten, die Afrikaner lassen ihn aber liegen, bis er in Gährung geräth und röthlich wird; manchmal bewahren sie ihn ein paar Jahre lang auf, und dann ist er dünn, schäumig, rothbraun und hat einen abgestandenen Geschmack; ohnehin nimmt man nicht einmal die Waben heraus, sondern schmilzt das Wachs durch Feuer heraus. Für eine große Kalebasse voll solchen Honigs giebt man drei Stücke Zeug; und wenn er gerade sehr billig ist, bereiten die Araber aus ihm ihren Honigzucker. Nachdem sie die Masse durchgeseihet und gereinigt haben, stellen sie dieselbe einige Wochen lang an einen kühlen Ort; sie setzt dann auf der Oberfläche Körner an und schmeckt etwa wie unser brauner Zucker. Siki, Essig, besteht aus einem Theil Honig und vier Theilen Wasser; er braucht vierzehn Tage, um sauer zu werden, ist aber schwach und unschmackhaft. An der Küste und an den Seen hat man das Zuckerrohr, das aber nur gekaut wird, weil man das sehr einfache Verfahren, den Saft herauszupressen und zu verdicken, nicht kennt, und es eben so wenig versteht, aus demselben ein berauschendes Getränk zu bereiten, das nur in Usambara vorkommt. Auf Zucker sind sie versessen wie die Kinder, klatschen vor Freude in die Hände, wenn sie ihn genießen können, wiegen ihn mit Elfenbein auf und essen lieber ein Loth Erde mit auf, um eine Kleinigkeit lockern Zuckers, der etwa zu Boden gefallen ist, nicht zu verlieren.

Nach der Mahlzeit streckt der Ostafrikaner sich aus, hält einen langen Schlaf, wie am Morgen, und dann raucht er, schwatzt und spielt. Gegen Abend ist Alles draußen, um die Kühle zu genießen; die Männer sitzen vor der Iwanza, der Versammlungshalle; die Frauen und Mädchen holen Wasser, setzen sich dann auf kleine Stühle, schmauchen Tabak und unterhalten sich miteinander. Späterhin melkt man die Kühe, macht die Thür zu und geht schlafen; doch sitzen die Männer oft bis in die Nacht hinein um ein Feuer in der Iwanza. Diese Menschen sind noch nicht einmal so weit, daß sie einen Docht kennen oder Fett zum Brennen in ein Gefäß thun; statt der Lampen oder Kerzen bedienen sie sich eines Steckens von dem ölhaltigen Mtata- oder Msasabaume; er ist gelb und hart, hat dichtes Korn, biegsames Holz mit wenig Knoten, und wird auch zu Speeren, Bogen und Gehstöcken benützt. Solch ein Stecken brennt etwa eine Viertelstunde lang mit heller Flamme. Um Mitternacht liegen Alle in tiefem Schlafe und schnarchen bis Tagesanbruch. Zur Glückseligkeit gehört ein Rausch bei Tage und Bewußtlosigkeit während der Nacht; man steht Morgens früh auf, um schon nach einigen Stunden die Wonne des Schlafes wieder haben zu können.

Bei einem solchen Leben und Treiben würde ein Europäer bald zu Grunde gehen, aber jene Barbaren halten dasselbe aus. Sie haben keinen Branntwein und leiden deshalb nicht an Säuferwahnsinn, und ihr Gehirn strengen sie höchstens bei ihren Glücksspielen ein klein wenig an. Abspannung oder Anspannung der Nerven kommt bei ihnen nicht vor. Die Sommerzeit wird in vollständiger Trägheit verlebt, aber wenn der Winterregen kommt, muß man sich allerdings etwas um das tägliche Brot bemühen. Dann verläßt der Bauer zwischen sechs und sieben Uhr Morgens seine Hütte, manchmal ohne etwas genossen zu haben, weil jetzt Nahrungsmittel seltener werden; er speiset erst, wenn er bis Mittag gearbeitet hat und dann wieder heimkommt. Nachmittags arbeitet er wieder ein wenig, und dabei müssen ihm die Weiber helfen. Abends gehen alle unter Gesang ins Dorf zurück.

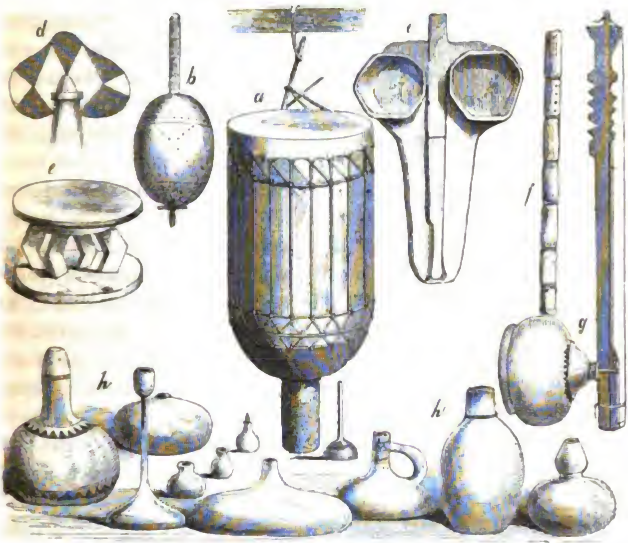
Zur Zeit des Mondscheins ergeht es dem Afrikaner wie dem Schakal; er wird aufgeweckt und ungewöhnlich regsam. Die Mädchen werden unter Getrommel und Getöse aus den Hütten geholt, um den T a n z mit anzusehen, der übrigens nur höchst selten für beide Geschlechter gemeinschaftlich ist. Bei ihren Sprüngen sind sie

allemal sehr ernsthaft, und auch von ihrer **Musik** läßt sich nicht viel Rühmliches sagen. Sie halten den Takt ganz vortrefflich, aber im Uebrigen ist es mit ihrem musikalischen Sinne schlimm bestellt; sie bringen es nicht über die einfachsten und einförmigsten Toncombinationen hinaus, und auch in dieser Beziehung, wie in allen anderen Dingen, fehlt ihnen das Talent zum Schaffen. Doch muß hervorgehoben werden, daß sie an Harmonie ihre Freude haben; der Fischer singt zum Ruderschlag, der Träger, wenn er seine Last schleppt, die Frau, wenn sie Korn zermalmt. Manchmal sitzen die Bauern am Abend stundenlang im Kreise, und wiederholen mit unablässigem Eifer immer und immer wieder ein paar Noten, die sich stets gleich bleiben, und ein paar Worte, die eigentlich nichts bedeuten. Das Recitativ wird vom vollen Chor unterbrochen, der zumeist in Dur singt.

Die **musikalischen Werkzeuge** der Ostafrikaner stammen alle aus fremden Ländern, zum Beispiel aus der Küstengegend und aus Madagaskar. Das Zeze oder Banjo gleicht im Tone der einsaitigen arabischen Rubabah, diesem rohen und einfachen Urvater der spanischen Guitarre. Der Resonanzboden besteht aus einem großen, hohlen, an der untern Seite geöffneten Kürbis; am obern Theile ist ein kegelförmiges Stück Kürbis mit Schnüren befestigt, welche durch eingebohrte Löcher laufen; dieses ist der Länge nach gespalten, und der Arm oder Griff steht in einem rechten Winkel heraus. Er hat von achtzehn Zoll bis zwei Fuß Länge, die Extremität zur linken Hand drei Griffe, welche durch zwei Kerben gebildet werden, mit Zwischenräumen, so daß die ganze Scala aus sechs Noten besteht. Dieses Instrument hat nur eine einzige Saite, die man aus Mondo, den Fasern der Mwale oder Raphiapalme, verfertigt; sie wird an einen hölzernen Knopf befestigt, der aus der rechten Extremität der Handhabe hervorsteht und über einen Steg von umgebogenen Federkielen läuft; diesen kann man, um verschiedene Tonarten hervorzubringen, höher oder niedriger machen; oben wird diese Saite dann an einem andern Knopfe oder Pflocke festgebunden. Wer Baß- und Brummtönne hervorbringen will, spannt neben diese Saite noch eine andere.

Die Kinanda, eine Art von Urbild der Laute, Harfe und Lyra, ist bei den südlichen Stämmen in der Nähe von Kilwa viel in Gebrauch. Die eine Art besteht aus einem Brette, das man flach aushöhlt; es ist dreizehn Zoll lang, fünf bis sechs breit und zwei

Zoll tief; und über diese hohle Fläche spannt man sehr scharf elf oder zwölf Saiten. Das Instrument wird in den Schooß genommen und mit beiden Händen gespielt. Die andere Art ist eine kleine Bogenguitarre mit einem offenen Kürbis am Griff; manchmal geht der Bogen durch diesen Kürbis. Man hält das Instrument in der linken Hand und schlägt die Saite, denn nur eine ist vorhanden, mit einem langen, dünnen Rohrstabe. Der Kürbis wird



Musikalische Instrumente, Kalebassen und Töpfergeräthschaften.*)

oft, gleich der Kalebasse an der Zeze, mit schwarzen Muster- oder Messingnägeln verziert, gewöhnlich in der Gestalt von Kreisen und Halbmonden. Eine Zusammenstellung von Kinanda und Zeze wird dadurch erreicht, daß man ein kleines hohles Gefäß mit zahlreichen Saiten an den offenen Theil einer großen runden Kalebasse bindet, welche dann als Resonanzboden wirkt.

Auch die Blasinstrumente sind sehr roh und einfach. Die

*) a. Trommel. b. Sange oder Kürbis. c. Blasebalg. d. Ruderblatt. e. Stuhl. f. Flöte (Dhete, Kidete). g. Zeze (Guitarre). h. Verschiedene Töpfergeräthschaften.

Nai oder indische Posaune, und Siwa, ein großes, mindestens fünf Fuß langes Fagott von Ebenholz, sind nur den Stämmen an der Küste bekannt; jene im Innern haben die Kidete oder Dhete, welche bei den Wasawahili Zumari genannt wird. Sie ist genau die Hirtenflöte, ein ausgehöhlter Durrastengel, in welchem am obern Ende vier Löcher angebracht sind; das Mundstück wird nicht verschlossen; man spielt das Instrument nur mit den Lippen und brummt manchmal den Baß dazu. Die Wirkung ist natürlich sehr gering, und doch heimelt der Ton den Europäer an. Noch ein anderes Blasinstrument ist das Barghumi. Man nimmt ein Horn von einer Kudu- oder Oryx-Antilope oder von einer Ziege, und schneidet ein paar Zoll unterhalb der Spitze ein längliches Loch, etwa von der Größe eines Fingernagels, in dieses Horn hinein, das man auch wohl mit einem Zebra- oder Giraffenschweife verziert. Auf diesem Barghumi kann man mit den Lippen vier oder fünf Töne hervorbringen, diese aber vernimmt man insbesondere bei Nacht weithin und sie gleichen jenen des Jägerhornes. Kleine Barghumis sind bei den Lastträgern im Gebrauch, welche damit unterwegs Zeichen geben. Ich will noch eines andern Instrumentes erwähnen. Es ist ein kleiner Kürbis von wenigen Zollen Umfang mit vielen kleinen Oeffnungen; durch eine derselben läßt man den Hauch ein, während andere mit den Fingern zugehalten und Töne hervorgebracht werden, welche jenen der Pikkelflöte gleichen.

Die einzige einheimische Musik der afrikanischen Hirten, zum Beispiel der Somal, besteht im Pfeifen, das sie schon als Knaben lernen, wenn sie die Heerde treiben. Dieses Muunzi ist sanft und wohlklingend; aber zum Zeichengeben pfeift man das Kik horombe zwischen den beiden Vorderfingern. Die Wanyamwezi pfeifen auch auf dem Rand eines Loches, das sie in ein kleines Antilopenhorn schneiden, oder durch eine eiserne Röhre. Die Watuta sollen, wie man sagt, im Gefecht einander mit Metallpfeifen Zeichen geben.

Das Lieblingsinstrument des Afrikaners bleibt die Trommel. Mit ihr verkündet er den Krieg, er schlägt sie, wenn er lustig ist; er pauft auf sie zu Ehren eines Gastfreundes oder um Krankheiten zu heilen; ohne die Trommel wäre in seinem Leben eine höchst empfindliche Lücke. Die größte Art heißt Ngoma ku und besteht aus dem hohlen Stamm eines Mkenga oder andern weichen Baumes. Die Höhe beträgt drei bis fünf, der Durchmesser etwa einen Fuß, und die Außenseite ist mit starkem Netzwerk übersponnen; die obere Seite über-

zieht man mit einer Kalbshaut, die untere mit Rindsfell, und man pauft auf jene mit den Fäusten oder mit ein Paar Knütteln. Die Trommel ist in den verschiedenen Gegenden auch etwas verschieden; auch benützt man hohle Kürbisse und andere derartige Gegenstände, um das beliebte Geräusch, wie beim Tamtam, hervorzubringen. Das Upatu ist ein Messingtopf mit flachem Boden; die Sanje eine mit kleinen Steinen gefüllte Kalebasse, mit welcher die Kinder spielen, wie bei uns mit der Klapper; auch bedient sich der Mganga oder Regenmacher bei seinen Verrichtungen dieser Klapper.

In die Einförmigkeit des täglichen Lebens und Treibens kommt einige Abwechselung durch häufige Trinkgelage und zuweilen durch eine Jagd. Die Gäste versammeln sich früh am Tage, nehmen im Kreise Platz und setzen sich je zu Dreien oder Vieren dicht nebeneinander, damit die Schale besser herumgehen könne. Der Mwandasi, der Mann, welcher dieselbe füllt und jedem Einzelnen reicht, bedenkt und bedient zuerst die Häuptlinge und Aeltesten, welche auch größere Gefäße erhalten als die übrigen. Der Sonso, Trinkbecher, der auch auf Reisen als Feldflasche dient, wird von den Frauen aus einer Grasart, Mawu, oder wilden Palmblättern verfertigt. Die Stengel werden gespalten und zu feinen Fäden gedrillt, welche dann von unten auf zusammengerollt, aneinander gelegt und zusammengebunden werden, so daß das Ganze einem abgestumpften Kegel oder einer türkischen Kappe, dem Fes, gleicht. Häufig wird dieser Becher mit rother und schwarzer Farbe verziert; er ist etwa fünf Zoll tief, hat sechs Zoll im Durchmesser und hält ungefähr ein Quart. Er geht unablässig in der Runde umher und Niemand läßt eine Neige darin; die Zecher machen eine Pause nur, wenn sie schwatzen, lachen, eine Prise nehmen, Tabak kauen und Bhang rauchen. Auf solche Weise vertreibt man sich die Zeit wohl vier Stunden lang, und allemal so lange, bis das für ein solches Fest zubereitete Pombe zu Ende gegangen ist. Dann schwanken die Trinkbrüder mit rothunterlaufenen Augen nach Hause, um zu schlafen. Schwerlich sieht man in irgend einem europäischen Lande so viele Trunkenbolde wie in Ostafrika; auch die Weiber, welche übrigens nicht in Gemeinschaft der Männer trinken dürfen, haben ihre Pombegelage und berauschen sich.

Die Ostafrikaner haben eine große Vorliebe für das Fleischessen, aber sie schlachten nicht gern Kühe oder Ziegen, und erwarten mit Ungeduld den Anbeginn der Jahreszeit, in welcher sie auf die

Jagd gehen können. Wenn der Regen aufgehört hat, kann man das Gras in Brand stecken, und dann nimmt der Mann Bogen, Pfeile und Rungu, Knotenstock, zur Hand und stellt kleinen Antilopen, Hasen und Vögeln nach. Während der heißen Monate trocknen manche Gewässer aus, und dann läßt größeres Wild sich an Teichen und Pfützen blicken, welche der Jäger aufmerksam bewacht. Zuweilen sterben Elephanten vor Durst, nachdem sie von den Trinkplätzen durch Jäger vertrieben worden sind. Die Araber behaupten, daß ein Elephant sich nicht in Gegenden wagen dürfe, die schon von anderen Heerden in Besitz genommen seien; sobald er unter einer solchen sich blicken lasse, werde er angefallen und niedergemacht. In manchen Landestheilen stellen die Jäger Fallen auf; sie befestigen Holzblöcke mit scharfen Kanten auf den Zweigen der Bäume in der Weise, daß das unten wandelnde Thier auf einen Strick treten muß; dadurch fällt der Block auf dasselbe herab und bringt ihm eine tödtliche Wunde bei. Dieser „aufgehängte Speer" ist von vielen afrikanischen Reisenden beschrieben worden, insbesondere auch von Boteler, Major Monteiro, Galton, Cumming und Livingstone.*) In Ugogo und an der Küste fängt man großes Wild in Fallgruben, Mtego, die in Indien Ogi genannt werden, und diese sind manchmal den Reisenden gefährlich. Die Mtego ist länglich, etwa wie ein Grab, kommt aber nur einzeln, nicht paarweis wie in Südafrika, vor. Nach unten hin ist sie schmaler als oben, und man macht sie am liebsten in der Nähe des Wassers; die Oeffnung wird sorgfältig mit Gesträuch und Blättern bedeckt. Die bei den Bakuene übliche, wie eine römische V gestaltete, Falle kennt man hier nicht. Bei der Vertheilung der Jagdbeute fällt dem Häuptlinge die Brust zu. Dieser Brauch kommt auch in Südafrika allgemein vor und erklärt sich so leicht, daß man nicht, wie Burton, anzunehmen braucht, die alten Hebräer hätten ihn den Afrikanern entlehnt.

Der **Elephant** durchstreift heerdenweis das Land und hält sich am liebsten in niedrig gelegenen Gegenden auf, wo stehende Gewässer die Ueppigkeit des Pflanzenwuchses begünstigen. Jedes menschliche Wesen ist ihm feindlich, Tausende ziehen ihren Lebens-

*) Ueber die afrikanischen Jagden hat besonders der Letztere eine große Menge interessanter Bemerkungen und Schilderungen, welche er auch bildlich sehr lebhaft veranschaulicht. Man vergleiche seine „Missionsreisen und Forschungen in Südafrika," Leipzig 1858, Costenoble, zwei Bände, die reich mit Holzschnitten und Tondruckbildern ausgestattet sind.

unterhalt aus seiner Vernichtung, und doch ist er fortwährend in großer Menge vorhanden. Die Jagd auf dieses gigantische Thier ist für den Afrikaner ein feierliches Unternehmen von großer Bedeutung, und er wagt ein solches nicht, ohne sich vom Mganga, der ihn auch im Gebrauch der Waffen unterweist, mit den erforderlichen Zaubermitteln versehen zu haben. Der Speer zur Elephantenjagd hat einige Aehnlichkeit mit unseren Enterhaken, ist sechs Fuß lang und allemal mit einem Mpigi, Zauber, versehen, der aus zwei vermittelst eines Streifens Thierhaut zusammengebundenen Stückchen Holz besteht. Merkwürdig bleibt, daß die ostafrikanischen Jäger sich nicht auch auf das verstehen, was der Araber El Asr nennt, nämlich die Spur, das Aufspüren.

Gewöhnlich ziehen fünfzehn bis zwanzig Jäger gemeinschaftlich aus, nachdem sie eine ganze Woche lang gesungen und getrunken, getanzt und getrommelt haben. Inzwischen ziehen die Frauen im Gänsemarsch durch das Dorf und schlagen mit einem großen Stein auf die Dschembe, eiserne Hacke. Die Tänzer ahmen den schaukelnden Gang des Elephanten nach, indem sie den Oberleib hin und her wiegen und zwischendurch den Kopf so heftig zurückwerfen, daß man glauben sollte, der Halswirbel müsse brechen. Der weibliche Flügelmann, welcher den Gänsemarsch anführt, hält zwei Dschembe in einer Hand, paukt aber nicht auf dieselben los; sie hält an vor jedem arabischen Hause, macht widerwärtige Verrenkungen, schlenkert mit den Armen, kniet nieder und ahmt die Bewegungen verschiedener Thiere nach. Dann werden Glasperlen eingefordert, und nachdem solchergestalt die Hauptsache erledigt ist, begeben sich die schwarzen Damen zum Zechgelage, das vier oder fünf Stunden dauert. Nachher erscheinen sie wieder, in welchem Zustande, kann man sich denken. Der Tag wird mit einem wundersam grotesken Fackeltanze beschlossen. Diese Lustbarkeiten sollen wohl im Voraus als ein Trostmittel gelten, denn die Frau muß sich manchen Entbehrungen unterwerfen, so lange ihr Mann auf der Elephantenjagd bleibt. Sie darf weder gute Nahrung genießen, noch sich putzen oder räuchern; es ist ihr auch nicht gestattet, das Haus zu verlassen, und für jede Untreue würde sie schwere Züchtigung erfahren. Während die Weiber in ihrer Art und auf die oben geschilderte Weise fröhlich sind, tanzen und springen die Männer zur Musik der Trommel und anderer Instrumente. Um die Trommel stehen einige Elephantenschweife aufrecht.

Nun haben sich die Jäger gehörig angefeuchtet und können aufbrechen. Sie thun es früh am Morgen und nehmen brennende Fackeln mit sich, die sie vor den Mund halten, um nicht die Frühkälte einzuathmen und um in den Wäldern oder Gestrüppen sogleich Feuer bei der Hand zu haben. Diese Landstreicher werden manchmal Leuten gefährlich, die hinter einer Karawane zurückbleiben oder sich verirrt haben, namentlich in solchen Gegenden, wo Räuber und Mörder vor Strafe sicher sind. Jagdhütten kommen dann und wann vor, bei der Elephantenjagd nützen sie aber zu nichts, weil die Thiere in eine von ihnen abgeweidete Strecke in demselben Jahre nicht wieder zurückkommen. Beim afrikanischen Muinzi, dem Elephantenjäger, kommt es hauptsächlich darauf an, daß er ein Stück, welches er sich ausersehen hat, von der übrigen Heerde trennt und dann umzingeln läßt. Sobald die rechte Zeit gekommen ist, springt der Mganga auf, erhebt einen Schrei, wirft den Speer, und seine Gefährten thun ein Gleiches. Vergiftet sind die Waffen nicht, aber die vielen kleinen Wunden werden dem Elephanten verderblich. Man sollte meinen, daß das gehetzte Thier einen Versuch machen werde, den Kreis der doch wenig zahlreichen Verfolger zu durchbrechen, aber das ist nicht der Fall. Der Elephant zeigt seine bekannte Hartnäckigkeit und stürmt gegen einen Mann ein, der ihm ausweicht, während ein anderer Jäger von hinten kommt, laut kreischt und ihm den Speer ins Fleisch rennt. Der Elephant macht eine Wendung und verfolgt diesen Angreifer, und so geht es fort, bis ihm der Athem ausgeht und viel Blut aus seinen Adern gequollen ist. Dann erst sucht er zu entrinnen, aber gerade jetzt verdoppeln seine Feinde ihre Anstrengungen, und endlich sinkt das gewaltige Thier zu Boden. Die Sieger schreien, singen und tanzen um dasselbe herum und hauen ihm mit kleinen scharfen Aexten die Zähne aus, nehmen das Mark und verzehren dasselbe auf der Stelle. Nachdem sie sich dann auch mit dem Fett und den Gedärmen gütlich gethan haben, gehen sie mit den Zähnen heim; auf hohen Stangen tragen sie rohes Fleisch und nehmen auch wohl große Stücke Haut mit, um gelegentlich daraus einen Schild zu verfertigen.

Die Ostafrikaner sind im Waffengebrauch nicht so geübt als die Somal und Kafirs. Zwar sind die Mordgewehre in stetem Gebrauch, weil die Fehden kaum aufhören, aber in Ländern, wo der Ackerbau die Nahrungsmittel liefert, sind die Menschen von der Jagd nicht abhängig. Der Afrikaner trägt seine Waffe stets bei

sich und ist auch gar nichts ohne sie. Speer und Wurfspieß sind allgemein im Gebrauch; Bogen, Pfeile, Streitaxt, Keule und Dolch kommen nur bei einzelnen Stämmen vor; Muskete und Schwert findet man außerhalb der Küstengegenden nur bei Fremden. Der Schild ist nicht häufig. Lanzen, wie die Europäer, Indier und Araber sie führen, kennen die ostafrikanischen Schwarzen nicht, denn sie sind keine Reitervölker. Die tapfersten Stämme fechten am liebsten mit dem Speer, der sie in nahe Berührung mit dem Feinde bringt. Ein Kaffernhäuptling ließ einst ein Stück von den Wurfspeeren, Assagayen, seiner Krieger abbrechen, und gebot diesen, nur mit blutiger Waffe aus dem Streit heimzukommen. Nun konnten sie den Speer nicht aus weiter Ferne werfen, mußten Mann gegen Mann kämpfen und gewannen den Sieg.

Der Mkuki oder Farara, das heißt der Speer, hat ein langes schmales Blatt von Eisen; dieses ist so weich, daß man es mit den Fingern biegen kann, aber trotzdem versteht man die Schneide sehr scharf zu machen. Der Schaft dieser Waffe, welche selten zum Werfen, sondern vorzugsweise zum Stoßen gebraucht wird, ist sechs Fuß lang und wird aus einem Zweige des dunkelbraunen Mkole- oder des hellgelben Mtata-Baums verfertigt. Diese Hölzer haben ein dichtes Korn, sind zähe, biegsam und ohne Knoten. Man schält die Rinde ab und streckt den Zweig, welchen man zuvor in heiße Asche gelegt hat, kerzengerade. Nachher wird er mit einem Messer abgeschabt, mit Oel oder Fett eingerieben, damit er nicht brüchig werde, und mit Blättern des Mkubabaumes geglättet. Zum Schmuck wird er mit Messing oder Kupferdraht beflochten, auch wohl mit Zink oder Zinn belegt und unten mit einer Eisenspitze versehen, so daß man ihn bequem in die Erde stecken kann. Die nördlichen Wagogo, deren Nachbarn, die Wamasai, und einige andere Stämme haben schaufelartige Speerköpfe, die sich zum Werfen nicht eignen. Die besten Kriegswaffen werden in Karagwah verfertigt.

Den Kikuki, das heißt die Assagaye, den Wurfspieß, findet man bei den Warori und anderen kriegerischen Völkern, welche davon ein ganzes Bündel mit ins Gefecht nehmen; aber sie wissen sich dieser Waffe nicht mit so großer Geschicklichkeit zu bedienen, wie die Südafrikaner. Der Wurfspieß gleicht dem Stoßspeer, nur ist die Spitze leichter und oft auch ausgezackt; der Schaft ist nur vier Fuß lang und verjüngt sich bis zu der Dicke eines kleinen Fingers. Man legt ihn auf die flache Hand, giebt ihm eine schwin-

gende Bewegung, bis der Punkt des Gleichgewichts gefunden ist, und wirft ihn dann so, daß er seine Richtung durch einen Druck des Daumens und des Vorderfingers erhält. Hin und wieder besteht solch ein Wurfspeer völlig aus Eisen.

Ein guter Bogenschütze ist der Ostafrikaner; schon als kleiner Knabe zielt er mit Pfeilbolzen nach Kürbissen, und hält sich für einen Mann, wenn er Pfeile mit eiserner Spitze bekommt. Aber gerade die tapfersten Völker, die Wamasai und Wakuafi, die Warori und Watuta, bedienen sich des Bogens nicht, und die Somal überlassen ihn den Stämmen, welche sie als Knechte betrachten, den Midgans. Der ostafrikanische Bogen besteht aus einem einzigen Stück Holz, ist sehr steif, in gerader Richtung gemessen fünf Fuß lang, und wird mit derselben Sorgfalt verfertigt wie der Speer, auch in ähnlicher Weise verziert. Den Strang verfertigt man aus Haut, Därmen, Sehnen aus dem Nacken oder den Flechsen eines Ochsen, manchmal auch aus Baumfasern; er ist doppelt so lang als der Bogen selbst, da man das, was überlei ist, um die Enden wickelt, um dem Ganzen noch mehr Stärke zu geben. Beim Abschießen des Pfeiles schnellt man den Bogen, und läßt ihn nicht, wie in Europa, mit langem Zuge abfliegen. Die besten Bogen werden von den Stämmen am Rufidschiflusse verfertigt. Der Pfeil hat zwei Fuß Länge; der Schaft besteht aus irgend einem leichten Holz oder Rohr und ist nicht schwer genug; auf weiter als zwanzig Schritte kann man mit ihm eine Antilope nicht erlegen, und erst zwanzig solcher Pfeile bringen einen Stier zum Fallen. Wer ein Schießgewehr hat, fürchtet den Pfeil aus der Entfernung gar nicht, in der Nähe ist er dagegen gefährlich, weil der Bogenschütze mit seiner Waffe zehnmal schießen kann, während jener in derselben Zeit nur einmal zu feuern vermag. Glühende Pfeile sind unbekannt, vergiftete findet man nur bei den Wanika von Mombas, den Wazaramo, Wakhutu, den westlichen Wasagara und den Leuten von Uruwwa. Die Wazaramo und Wakhutu nennen die Pflanze, von welcher sie das Gift gewinnen, Mkandekande, wollten dieselbe jedoch nicht zeigen; nach ihrer Beschreibung ist sie eine Euphorbie. Der deutsche Reisende Werne sagt, daß die Stämme am Weißen Nil ihr Pfeilgift aus dem milchigen Saft einer Asclepias gewinnen, welche zwischen zwei Steinen ausgepreßt wird; nachher läßt man die Flüssigkeit stehen, damit sie sich verdicke. Livingstone erwähnt, daß die Buschmänner zu ihrem Pfeilgift die Ngawaraupe benützen und Wasser mit einer

Euphorbia arborescens vergiften; Andersson fand Euphorbia candelabrum bei den Owaherero und Berg-Damaras in Gebrauch. In Ostafrika thut man die Giftblätter in einen Topf und läßt sie über einem langsamen Feuer distilliren; sobald der Saft dick und kleberig geworden ist, streicht man ihn auf den Pfeil und reibt ihn mit der Hand ein. Der Theil unterhalb der Spitze erhält etwa, in der Länge von fünf Zoll, einen glänzend schwarzbraunen Ueberzug, der wie Pech aussieht. Die Leute fürchten sich sehr vor dem Pfeilgifte, waschen allemal ihre Hände, nachdem sie dasselbe berührt haben, und behaupten, ein Mensch oder Thier müsse sterben, ehe eine Viertelstunde nach dem Pfeilschuß vergangen sei. In Betreff der Wirkung der Gifte übertreiben indeß die Barbaren; jenes Pfeilgift wirkt eben nicht stärker als das bei den Somal, wie ein allerdings nicht schwaches Betäubungsmittel, und ist wohl nur selten tödtlich.

Dieser leichte Pfeil wird befiedert; es giebt aber auch solche mit einer Doppelspitze und Bolzen zum Vogelschießen. Der Schütz drückt nicht ab, bevor er etwas Staub in die Luft geworfen hat, nicht um zu sehen, woher der Wind kommt, sondern um sich gut Glück zu verschaffen. Aehnlich verfahren die Thibetaner, wenn sie ein Gewehr abfeuern. Den Köcher, Rouga, bildet ein hübsch verzierter Kasten aus Rinde; in einer langen Abtheilung stecken die vergifteten, in einer kürzern die unvergifteten Pfeile.

Die Keule, Rungu, finden wir in Afrika vom Vorgebirge der Guten Hoffnung bis hinauf zu den Somal im Norden des Aequator, aber die Gestalt derselben wechselt fast in jedem Bezirk; sie ist lang oder rund, oval oder unregelmäßig, und manchmal ist die eine Seite geschärft. Man nimmt dazu sehr hartes Holz und gewöhnlich nur ein einziges Stück. Zuweilen setzt man einen Knopf auf den Griff und befestigt auf jenen eine Speerspitze. Der Griff ist in der Regel nur zwei Fuß lang. Die Wanyamwezi sieht man fast nie ohne diese Waffe; sie tragen dieselbe auch auf der Jagd und im Kampfe gegen Bogenschützen. Die Kaffern benützen den Handgriff der Keule, um Löcher für Pflanzen in die Erde zu machen, die Ostafrikaner nicht.

Die Gestalt des Dolches, Sime, ist fast bei jedem Stamme eine andere. Die Wahumba oder Wamasai haben zwei Finger breite, vier Fuß lange Klingen mit langem, rundem Griff ohne Querstange; das Eisen ist vortrefflich. Bei den Wasegura und Wagogo gleichen die Messer jenen der Somal; bei manchen Völkern ist die Klinge

drei und einen Fünftel Fuß lang, und steckt zur Hälfte in einer ledernen Scheide. Insgemein trägt man sie jedoch nicht so groß; der Dolch ist immer gerade, zugespitzt, zweischneidig oder ausgezackt. In den Gegenden am Tanganyika-See werden viele Dolche von verschiedener Größe verfertigt und nach auswärts verkauft; die kleinsten sind nur fingerlang.

An eben diesem Tanganyika bedient man sich auch der Schoka, Streitaxt, deren Klinge dreieckig und etwas länger und dünner ist als bei der gewöhnlichen Axt. Die Wavinza verfertigen sechs Fuß lange, zwei Fuß breite Schilde aus Flechtwerk, welche an jene der südlichen Kaffern erinnern; die Waungu führen große Setztartschen aus Ochsenhaut. Burton meint, der Schild wäre wohl in allgemeinern Gebrauch gekommen, wenn nicht das Leder von dem sehr feuchten Klima so sehr angegriffen würde; auf der Wanderung sei er ohnehin lästig, weil man ihn auf dem Kopfe tragen müsse, damit das feuchte Gras ihn nicht anstreife. Diese Annahme scheint uns nicht zutreffend.

Man ist so unbesonnen gewesen, den Wasegura und anderen Küstenvölkern Feuerwaffen zu verkaufen. Sie benützen dieselben, um die Karawanen zu belästigen, ihre schwächeren Nachbarn zu überfallen und Menschenraub zu treiben. Ein deutsches Handelshaus in Zanzibar soll im Laufe eines Jahres nicht weniger als dreizehn tausend alte Towermusketen verkauft haben. Die Schwarzen nehmen am liebsten Gewehre, welche aus Hamburg oder Amerika kommen, und bezahlen dieselben mit vier Dollars, die französischen gelten nur vierthalb Dollars. Im Innern sind glücklicherweise die Musketen noch nicht häufig, weil die Araber sich hüten den Barbaren solche Waffen in die Hand zu geben. In Unyamwezi ist eine alte Muskete ein stattliches Geschenk für einen Häuptling, und die mächtigsten Herrscher haben nicht mehr als drei Stück. Das Pulver kommt von Zanzibar in Fäßchen von 10 bis 25 Pfund und hat amerikanisches Märk; die Qualität ist schlecht und verschlämmt den Lauf schon nach wenigen Schüssen. In Zanzibar wechselt der Preis für das kleine Faß zwischen vierthalb und sieben Dollars; an der Küste wird solches mit sieben bis zehn Dollars bezahlt; in Unyamwezi giebt man für das Pulver Sklaven und Elfenbein.

Schwerter werden in Ostafrika nur von Fremden getragen, denn die Wasawahili und die Sklavenfaktoren ziehen den Kittareh vor, einen krummen Säbel, der in Oman oder in Hadramaut verfertigt

wird; in Ermangelung eines solchen haben sie wohl einen alten deutschen Reitersäbel. Die Araber betrachten ihren Ferendschi als eine Auszeichnung; diese Waffe ist gerade, dünn, an beiden Ecken scharf, vier Fuß lang und wird mit beiden Händen geführt; man bezahlt sie je nach der Eigenschaft von zehn bis zu einhundert Dollars.

Dem Schwarzen mangelt alle Anlage zu mechanischen Fertigkeiten und seine Industrie geht nicht weit über die Gränzen jener hinaus, die wir bei ganz wilden Völkern finden. Im Innern wächst sehr viel Baumwolle und doch ist der Webstuhl der Wanyamwezi völlig roh; die Verarbeitung des Eisens und Kupfers finden wir nur bei den Wafyoma und den Stämmen am See; an die Stelle des Töpfergeschirres tritt noch häufig der Kürbis. Matten, Körbe, Seile und dergleichen nothwendige Sachen kann jedes barbarische Volk bereiten. Das Zimmergewerk ist noch in den ersten rohen Anfängen und man kennt die Säge nicht. Der Ostafrikaner höhlt einen Baumstamm aus und verwandelt ihn in einen Kahn; er verfertigt in ähnlicher Weise Näpfe, Mörser, Schüsseln, Löffel, Stühle und dergleichen mehr. Er ringelt einen Baum, schält die Rinde ab, und fällt ihn durch Feuer oder mit der Axt; dann spaltet er ihn der Länge nach, so wie er die Stücke gerade braucht, und beginnt dann ein mühsames Hauen und Hacken mit der Schoka, einer kleinen Axt, die nur etwa ein Fünftel so groß ist wie unsere gewöhnlichen Aexte. Im Innern kennt man auch ein Krummbeil, Mzibo; aber von einer Handsäge, einem Bohreisen oder einem Meißel haben nur allein die Fundi einen Begriff und die Sklaven, welche an der Küste verweilten.

Die Baumwolle wird mit der Hand ausgekörnt und dann zu einem groben Zwirn versponnen. Der Spinnrocken ist unbekannt; man dreht die Baumwolle zu einer Art Zwirn und windet diese um den linken Arm. Die Mlawi oder Spindel ist entweder ein kurzer Stab, welchen man durch das Loch eines Bleiklumpens oder eines Stücks von gebranntem Thon steckt, oder ein dünner Stecken von 1$^1/_5$ Fuß Länge, der sich am obern Ende halbmondförmig biegt, und an welchem ein eiserner Haken zum Halten des Drahtes befindlich ist. Der Utanda oder Webstuhl ist von dem in Westafrika, welcher senkrecht steht, verschieden; zwei etwa zwölf Fuß lange Seitenstangen werden an den Enden von vier anderen gestützt und winkelförmig gestellt, so daß der Weber seine

Arbeit im Stehen verrichten kann; das Gestell wird durch zwei Querstäbe vervollständigt, um welche der doppelte Faden der Kette, des Zettels, welcher längs läuft, befestigt wird. Solch ein Gewebe ist fünf bis sechs Fuß lang und zwei bis drei Fuß breit; der Einschlag oder Querfaden wird vermittelst zweier oder dreier dünnen Stäbe, der Spindeln, eingeschossen, um welche das weiße oder gefärbte Garn gewunden ist. Der Zettel ist doppelt und die eine Fadenreihe wird von der andern durch einen Holzstab getrennt, so daß jene Spindeln hindurchgeschossen und mit der andern Hand aufgefangen werden können. Mit einem andern Brett oder einer Latte, die aber breiter und flacher ist als die übrigen, werden die Fäden geschlagen, damit sie dicht aneinander liegen. Der Weber arbeitet höchstens drei Stunden am Tage, und bedarf einer vollen Woche, um ein Stück Zeug fertig zu machen. Die Wahl der Muster beweist Geschmack; sie sind manchmal viereckig, abwechselnd schwarz und weiß, oder schwarze Streifen wechseln auf weißem Grunde mit rothem ab; die Linien macht man in der Mitte gewöhnlich breit, nach den Seiten hin werden sie dann schmäler; das Gewebe ähnelt dem von unserer Sackleinwand. Dunkle Farbe erhält man aus dem Safte des Mzimabaumes; durch ihn wird das Zeug dunkelbraun; dann steckt man es ein paar Tage lang in den vegetabilischen Schlamm der Teiche oder Sümpfe, und es bekommt dann eine Maulbeerfarbe. (Aehnlich verfahren die Bauern im Lüneburgischen, und in der Umgegend von Celle; sie stecken die von ihnen gewebten Zeuge, Beiderwand genannt, weil sie aus Wolle und Leinen bestehen, in den Schlamm der Torfmoore, um eine dauerhafte braune Farbe zu erzielen.) Krapproth liefert die abgekochte Wurzel und Rinde des Strauches Mdaa; Okerfarbe gewinnen sie aus dem rothen Stoffe der Durrablätter. Alle Zeuge sind mit einer Franse versehen, denn diese ist in Ostafrika geradezu unentbehrlich. Die Frauen haben mit dem Weben und Färben nichts zu schaffen.

Dieses Zeug ist ein klägliches Machwerk; das lose Gewebe läßt Wind und Regen durch; trocken erscheint es rauh und unangenehm, wenn naß, wird es bald wie Leder; gebleicht wird es niemals. Die Araber sagen, man tauche das Garn in Stärke, um dem Gewebe ein festeres Ansehen zu geben; aber diese Zubereitung verschwindet nach dem ersten Regen oder Waschen, und das Zeug läuft so sehr ein, daß man es an Pflöcken ausspannen muß; man kennt nicht das richtige Verhältniß zwischen Kette und Einschlag,

und die halbwilde Baumwolle taugt nicht viel. Für sechs Fuß amerikanischer Domestics erhält man das größte Stück solchen Zeuges, welchem auch die Eingeborenen fremde Fabrikate vorziehen.

Eisen gewinnt man als Muttererz, Utundwe, an den Abhängen niedriger Sandsteinhügel. Die Leute schlagen Schachte von ein paar Ellen Tiefe und finden was sie suchen; pisolithhaltiges Eisen kommt in der Küstengegend häufig vor, wird aber nicht verarbeitet. Die Kunst des Mhesi oder Schmiedes ist noch in der Kindheit. Man bringt ihm das Erz unter seinen Schuppen, wo sich der Schmelzofen befindet, nämlich ein mit Holzkohlen angefülltes Loch, in welches man das Utundwe wirft und mit einer zweiten Lage Kohlen überdeckt. Gebläse erhält man durch einen Makfukutu. Dieser Blasebalg besteht aus zwei Trögen von sechs Zoll Durchmesser (s. die Abbildg. S. 331). Man schmilzt das Eisen mehrmals durch, bis es rein ist; aber das Härten versteht man nicht. Statt des Hammers und Amboses bedient man sich einiger Steine. Mit so einfachen Werkzeugen und Hülfsmitteln liefert der ostafrikanische Schwarze Speere, Assagayen, Pfeilspitzen, Streitäxte, Beile, Messer, Dolche, Sicheln, Scheermesser, Ringe und Sambo d. h. Kreise von Draht. Die Kinda ist eine große Glocke, welche der Elfenbeinträger unterwegs an den Elephantenzahn hängt; eine kleinere Glocke, Kengere oder Kiugi, befestigt er am Beine. Bei einigen Stämmen werden Tabakspfeifen mit eisernen Röhren und Köpfen verfertigt, und der Raucher macht sich kleine Zangen, welche, seltsamer Weise, den civilisirteren Leuten in Zanzibar nicht einmal dem Namen nach bekannt sind.

Kupfer findet man in diesen Gegenden Afrikas nicht, aber aus dem Lande des Kasembe kommt eine Sorte nach Udschidschi und manchmal bis an die Küste; sie ist roth, schwer, weich, glänzend, und kann mit dem japanischen Kupfer verglichen werden. Man verkauft dieses Metall in Stangen von einem bis zwei Fuß Länge; in Udschidschi ist es billig, denn vier bis fünf Pfund werden mit zwei Doti, ungefähr vier Dollars, bezahlt. Gediegenes Kupfer kommt also eben so hoch zu stehen, wie das aus Europa eingeführte. Die Schwarzen verfertigen daraus Gehstöcke, welche auch von Frauen getragen werden; sie verzieren damit Speere, Bogen, Keulen und andere Gegenstände.

Die Töpferkunst hat noch keine Fortschritte gemacht, und die Töpferscheibe kennt man nicht. Der graubraune Thon liegt in

Flußbetten; er wird geknetet, auf einem Steine trocken gerieben, gepulvert und gereinigt. Nachher bereitet man aus ihm eine dicke Masse und dieser giebt der Arbeiter mit seinen Händen die erforderliche Gestalt. Sobald das Gefäß getrocknet ist, legt er wieder Thon auf und so fort, bis er die gehörige Dicke hervorgebracht hat. Dann verziert er sein Machwerk, und stellt auf einmal sechs bis acht Töpfe in brennendes Gras, weil sie in Holzfeuer springen würden; natürlich bleiben sie bei einer solchen Zubereitung halbroh. Gewöhnlich bekommen sie so eine Rußfarbe, in Usagara aber, wo der Thon stark eisenhaltig ist, werden sie roth. Ein gewandter Arbeiter bringt in einem Tage vier bis fünf solcher Töpfe zu Stande. Sie überraschen durch ihre regelmäßigen und manchmal recht anmuthigen Formen (s. S. 331). Die besten verfertigt man in Udschidschi, Karagwah und Ugunda; die von Unyamwezi sind nicht so gut, und in Zanzibar ist der Thon sehr schlecht. Manche gleichen den verglaseten Krügen der alten Aegypter. Das größte Gefäß heißt Ukango, und ist eine Art Faß, in welchem man Getränke gähren läßt; Mtungi, ein Gefäß zum Aufbewahren des Wassers, hat einen engen, kurzen Hals, ist unten rund und kann auf dem Kopfe getragen werden; der Kochtopf, Schungu, hat dagegen eine sehr weite Oeffnung. Mkungu ist eine flache Schale. In Udschidschi und am See macht man auch kleine Gefäße mit oder ohne Schnauze oder, wie die Niedersachsen sagen, Tille.

Töpfergefäße sind verhältnißmäßig theuer, man behilft sich deshalb wo immer möglich mit dem Bugu, Flaschenkürbis, welchen die Schwarzen so zu ziehen wissen, daß er sehr mannigfaltige Formen annimmt; auch wird er mit Farben, mit Draht und Messingstiften verziert, und die Muster sind oft recht hübsch; Sprünge werden sorgfältig ausgebessert. Die größeren Kalebassen verwendet man als Schöpfeimer, Wassertöpfe, Reiseflaschen, Butterfässer, Resonanzböden an musikalischen Werkzeugen, auch wohl zu Wasserpfeifen; aus den kleineren verfertigt man Schnupftabaksdosen, Arzneikästen und Salbebüchsen.

Auf das Herstellen von Pfeifenköpfen versteht sich der Ostafrikaner ganz vortrefflich; er hat zweierlei Arten. Die eine bereitet er aus einem weichen Steine, wahrscheinlich Steatit, der in Usonga, bei Utumbara und auf der Straße nach Karagwah gefunden wird; sie ist aber nicht häufig und ein solcher Steinkopf ist zehnmal mehr werth als ein Kopf aus Thon; der letztere wird sehr leicht unten

an der Röhre, dicht am Kopfe, brüchig, und man umwickelt deshalb diese Stelle mit Draht. Die Pfeifen in Unyamwezi sehen recht hübsch aus; die Köpfe laufen nach unten hin spitz zu; in Udschidschi sind sie sehr klein, rundlich und flach. Die Leute von Uvira verwenden sehr viel Sorgfalt auf ihre Mtemba; der Kopf ist inwendig schwarz, auswendig grauweiß und roth verziert mit Crocus Martis. Bhang, Hanf, wird allemal aus einer Wasserpfeife geraucht, Tabak zuweilen; der Kopf an einer solchen ist groß, und kann wenigstens ein halbes Pfund fassen. Das Rohr der gewöhnlichen Tabakspfeife hat 1$^1/_5$ Fuß Länge und besteht fast immer aus einem ausgehöhlten Zweige des Melewelebaums, welchen man mit einem glühenden Draht ausbohrt, und mit Wachs und einem Drahtüberzuge luftdicht macht. Röhre von Eisen oder Messing sind selten, und werden sehr hoch gehalten.

Eine Lieblingsbeschäftigung für Leute jeden Alters und Geschlechtes besteht in Korbmachen und Mattenflechten; selbst Araber befassen sich damit, während doch in ihrem heimathlichen Oman eine solche Arbeit dem Manne nicht anstehen würde. Der gewöhnliche Korb, Sengo, ist von der Küste bis zum See ein flaches Geräth, offen, platt, etwa wie eine Pfanne; zumeist verfertigt man ihn aus Bambusrinde, Muanzi, welche vermittelst des Saftes von der Wurzel des Mkurutibaumes schwarz, mit anderen Stoffen auch wohl roth gefärbt wird. Das Geflecht ist sehr hübsch, und der Henkel, an welchem man den Korb trägt, ist gleichfalls sehr sorgfältig gearbeitet. Kanda, in der Mehrzahl Makanda, dient als Matte in der Hütte, auch macht man Beutel und Säcke daraus. Den Stoff dazu nimmt man von der Myara, (Zwergpalme, Chamaerops humilis); das Blatt wird abgeschält, in der Sonne getrocknet, in fünf oder sechs Streifen zertheilt, zurecht gemacht und dann geflochten. Die Karagwah dient als Fußteppich und zum Zudecken; durch Nässe schwellt sie auf und läßt dann weder Thau noch Regen durch. Man bereitet sie aus Binsen oder aus Gras, und die beste Art Matte, Mkeke genannt, kommt aus Zanzibar und von der Küste, wo man sie aus den jungen Zweigen der Ukhindu oder Brab flicht. Das Stück kostet vier Dollars, und Frauen, welche eine solche Matte verfertigen können, thun sich viel darauf zu Gute. Bei den Stämmen im Küstenlande dürfen nur die Häuptlinge auf dergleichen Teppichen Platz nehmen; im Innern, wo die Matten von Sklaven zum Verkauf umhergetragen werden, ist das nicht der Fall. Aus

dem Brab macht man auch hübsche Durchschläge zum Durchseihen und Reinigen des Honigs und des Pombe. Der Fischernetze ist schon bei der Beschreibung des Tanganyika-Sees erwähnt worden; das Luavo, Handnetz, hat weite Maschen, wird an zwei in den Boden gesteckten Stangen ausgespannt, und dann treibt man die Fische hinein.

Bast, Rinden und Faserstoffe sind in Menge vorhanden und wohlfeil zu haben, an der Küste benützt man vorzugsweise die Fasern der Ananas, im Innern jene vom Pisang, von den Kalabassen- und dem Myombobaume. Man könnte aus allen ein recht gutes Fabrikat herstellen, aber das verstehen die Afrikaner nicht. Sie quetschen oder kauen die Rinde, spinnen aber die Faser nicht, sondern drehen sie in der Hand zusammen, und bringen in einer halben Stunde ein großes Seil fertig, das freilich bald reißt, und nicht viel angestrengt werden darf. Eine feine seidenartige Schnur, die man zum Fischfang gebraucht, wird aus aloëartigen Pflanzen bereitet, die bei den Eingeborenen, den Wasawaheli, Mkonge, bei den Arabern Bag, Masad und Kideh heißen. Der Somali nennt sie Hig oder Haskul; sie wächst auch im dürftigsten Boden, kann nicht abgebrannt werden, und die Gegenden, in welchen sie wuchert, sind der Stacheln wegen für Vieh und Menschen unzugängig. Lunten für die Luntenflinten bereitet man in Zanzibar aus Baumwolle, im Innern aus Kalabassenfasern.

Viele Krankheiten der civilisirten Völker sind den Ostafrikanern unbekannt. Dagegen kommen Fieber in verschiedenen Formen und Abstufungen häufig vor. Von den einheimischen Plagen sind die Blattern am gefährlichsten, denn sie verbreiten sich ohne körperliche Berührung und durchwüthen manchmal wie ein Todessturm weit und breit das Land. Seit Jahren haben sie aus der arabischen Niederlassung zu Kazeh nicht weichen wollen, und als Burton und Speke dort ankamen, erfuhren sie, daß kurz vorher in einem Monat von achthundert Sklaven etwa fünfzig an den Pocken gestorben waren. Schon früher ist einmal darauf hingewiesen worden, wie viele der halbverhungerten und mit schwerer Last überbürdeten Karawanenträger von den Blattern hinweggerafft werden. Man hat gesehen, daß zwanzig und mehr dieser Leute, zugleich von der gräßlichen Krankheit ergriffen, halbblind und fast ohne Bewußtsein auf dem Wege fortstolperten und hin und her schwankten. Die Araber haben eine Art von Impfung eingeführt, die in Südafrika von

Alters her bekannt ist, sie machen nämlich einen Einschnitt über der Nase zwischen den Augenbrauen und bringen dort die Impfe ins Blut. Heilmittel gegen die Pocken kennt man nicht. Eine mildere Form, Schurua, gleicht unseren europäischen Windpocken; gegen diese wendet man Kaltwasserbäder an, und beschmiert den ganzen Leib mit Okererde. Als die arabischen Kaufleute aus Unyanyembe zuerst nach Karagwah kamen, richtete dort die Pest, Taun, große Verheerungen an. Bei dieser Krankheit zeigten sich Bubonen unter den Achselhöhlen, brennender Durst und rascher Verlauf, also baldiger Tod. Auf der Insel Zanzibar und an der Küste war im Anfange des Jahres 1859 die Cholera sehr heftig, sie reichte von Maskat und Ostarabien bis ins afrikanische Gestadeland, drang aber nicht ins Innere vor.

Die Fremden leiden in Ostafrika an Durchfällen und anderen Störungen, welche das Fieber im Gefolge hat; wenige bleiben frei von Hämorrhoiden, die auch in Aegypten eine Plage sind, und in Unyamwezi sind mit ihnen Koliken und Nabelschmerzen verbunden. Durch die kalten Winde entstehen Rheumatismen und rheumatische Fieber oder Influenza, und beim Zuge durch das Hochland müssen die Karawanenleute auf Entzündung der Lungen und des Brustfells gefaßt sein. Indische und arabische Ansiedler an der Küste bekommen weiße Aussatzflecken auf der Haut und wenden dagegen verschiedene Salben an. Im Innern wird der Reisende vom Scharbock auch dann heimgesucht, wenn er vollauf Gemüse und frisches Fleisch hat und nasse Kälte vermeidet. Man hat am obern Nil dasselbe bemerkt; selbst in den trockenen Gegenden westwärts vom Rothen Meere sind Europäer vom Scorbut ergriffen worden, und den portugiesischen Offizieren, welche Usinda im Kasembe-Gebiet erforschten, ist es nicht besser ergangen.

Unter den Eingeborenen sind Nabelbrüche und Vorfälle sehr gemein; den letzteren behandelt man mit gepulvertem Bhang, (Hanf,) der mit Ghibutter versetzt wird. Auch der Kihindu-hindu, arabisch Sara, der fallenden Sucht, sind sie unterworfen; ihrer Behauptung zu Folge läßt sie sich durch Mark aus Rhinocerosbeinen heilen. Unter den verschiedenen Anfällen und Zuckungen fürchten sie am meisten die Kichyoma chioma, d. h. das „kleine Eisen." Der Ausdruck bezeichnet sehr gut die schmerzhaften Krämpfe, Stiche und das Gliederreißen; an dieser Krankheit sterben viele, und man hält die Unglücklichen für besessen. Wahnsinn und Blödsinn kommen nicht selten

vor; man sagt, der Kranke „hat Feinde", ana wazimo. Daß viele Leute an schwachen Augen leiden, kann bei dem Rauch in den Hütten, dem grellen Sonnenschein, der Feuchtigkeit und so manchen Ausschweifungen nicht auffallen; auch acute Augenkrankheiten sind häufig.

An niedrig gelegenen ungesunden Stellen entstehen in Folge plötzlich unterbrochenen Schweißes Abschuppungen der Haut, Geschwülste und überhaupt Hautkrankheiten. Von der schrecklichen Kidonda in den Küstengegenden und dem Hautjucken in Udschidschi ist schon früher die Rede gewesen. Als Schokea bezeichnet man ein Gerstenkorn am obern Augenlid; die Funza soll vom Stich einer großen Fliege herrühren, ist anfangs eine kleine rothe Geschwulst, die nach einiger Zeit aufgeht, und dann kommt ein halbzoll langer Wurm zum Vorschein. Kumri sind gewöhnliche Eiterbeulen, P'hambazi bösartige Geschwüre, welche tiefe, verfärbte Narben zurücklassen; in manchen Fällen geht dadurch ein Glied verloren. Gegen die meisten dieser Krankheiten wird Zinkspath, Tutiya oder Murturu, als sicheres Heilmittel betrachtet.

Bei diesen der Ausschweifung ergebenen Ostafrikanern, die mit der Halbcivilisation in Berührung gerathen sind, hat sich die Lustseuche von der Insel Zanzibar bis Udschidschi und bis ins Herz von Afrika verbreitet. Die Eingeborenen und die Araber behaupten steif und fest, und bringen viele Beweise dafür bei, daß diese Krankheit sich ohne persönliche Berührung weiter verbreite. Sie verendet aber und hat noch nicht so tiefe Wurzeln geschlagen, wie unter den Nordamerikanern und den Bewohnern der Südseeinseln. Außer Zinkspath kennt man keine mineralischen Arzneimittel. Aus den schwächeren Formen der Lustseuche macht man sich nicht viel, weil sie einfachen Mitteln weichen, aber sie haben oft Harnröhrenverengerung, Blasenentzündung, chronische Nierenkrankheiten und auch Rheumatismen im Gefolge.

Mit vielerlei Heilmitteln giebt man sich nicht ab. Als Abführmittel giebt man die Rinde vom Baume Kalakala in einem Brei; unter den Brechmitteln sind einige so stark, daß die Araber sie nicht vertragen können. Nur selten greift man zum Ausbrennen einer Wunde, sondern beschüttet sie lieber mit Galmeipulver; der Kranke erleidet großen Schmerz dabei, und heult vierundzwanzig Stunden. Man läßt sehr oft zur Ader und bedient sich zum Schröpfen der Cucurbita cruenta. Erst wird die Haut mit einem Scheermesser

oder Dolche durch Abschaben gereizt, und dann setzt man ein Horn auf. Schlangenbisse sind nicht tödtlich; man schneidet die verwundete Stelle aus. Verrenkungen einzurücken versteht man nicht, eben so wenig das Schienen gebrochener Glieder.

Der Mganga oder Medicinmann ist in seiner Eigenschaft als Doctor eine sehr wichtige Person. Er tritt mit großer Würde in die Hütte des Kranken, fettbeschmiert, mit einem Antilopenhorn, einem Halsbande von Muscheln, und nimmt mit ernster Miene auf einem dreibeinigen Stuhle Platz. Da natürlich ein böser Geist schuld an der Krankheit ist, so braucht der Doctor sich gar nicht um die Ursache zu bemühen; er bedarf keiner Diagnose, sondern verordnet sogleich etwas Genießbares für sich selber, je nach dem Wohlstande des Leidenden, von einer Maaß Getreide bis zu einem Stück Rindvieh. Er läßt eine Ziege schlachten, und nimmt für sich das Bruststheil als Handgeld, und dann erst wird über seine Gebühren unterhandelt, die allemal vorausbezahlt werden müssen. Nachdem somit das Wichtigste in Ordnung gebracht worden ist, richtet der Doctor einige Fragen an den Kranken. Daß dieser Gift bekommen habe, wird allemal als unumstößlich angenommen, und als Heilmittel wird um den krankhaften Theil ein Zauber gebunden. In leichteren Krankheiten, z. B. beim Fieber, läßt der Mganga sich so weit herab, ein Mittel zum Niesen zu geben, und den Kopf mit einem andern Pulver einzureiben. Wirken seine Mittel zu stark oder gar nicht, so macht er sich aus dem Staube, und vergißt am andern Tage um so mehr das Wiederkommen, da er den Erlös seiner Bemühungen in starkes Getränk umsetzt und sich eine Güte thut. Uebrigens mag noch bemerkt werden, daß in Ostafrika viele Frauen sich mit der Heilung Kranker befassen.

Sechszehntes Kapitel.

Charakter und Religion der Ostafrikaner. — Regierung und Sklaven.

Dem Psychologen bietet Ostafrika ein ausgedehntes Feld für die Beobachtung. Dort findet er den Geist des Menschen noch in den Anfängen und der materiellen Natur und deren Wirkungen dermaßen unterworfen und von denselben so abhängig, daß er sich weder fortentwickelt noch zurückschreitet. Man könnte fast in Versuchung gerathen, diesen Menschen eher wie eine Ausartung civilisirter Geschöpfe zu betrachten, denn als einen Wilden, welcher den ersten Schritt vorwärts thut, wenn er nicht offenbar für jede Weiterentwickelung unfähig wäre. Ihm fehlt der Ring vom ächten Metall; in ihm ist kein so reiches und volles Wesen wie etwa im Neuseeländer, den man (— bis auf einen gewissen Grad —) erziehen und ausbilden kann. Er scheint einer jener kindischen Racen anzugehören, die sich nie bis zum Mann emporheben, und wie abgenützte Glieder aus der großen Kette der beseelten Natur herausfallen. In ihm vereinigt sich die Unfähigkeit des Kindes mit der Unbiegsamkeit des Alters, die Unzulänglichkeit des Kindes und die Leichtgläubigkeit der Jugend mit dem Skepticismus der Erwachsenen und der Steifnackigkeit des Alters, das am Ueberkommenen klebt. Er hat Meer, Seen, und wohnt in einem vielbesuchten Lande; seit Jahrhunderten steht er in unmittelbarem Verkehr mit den weiter entwickelten An-

wohnern der Ostküste, und jeder hat wenigstens Araber, wenn auch nicht gerade Europäer gesehen. Und doch ist er vor der Schwelle des Fortschrittes stehen geblieben; bei ihm ist keine höhere und mannigfaltigere Stufe der Einsicht zum Vorschein gekommen. Selbst die einfachen Wahrheiten des Islam haben keinen Eindruck gemacht auf diese Menschen, welche zwar denken können, aber alles Denken hassen, weil sie sich vollauf damit beschäftigen, ihre leiblichen Bedürfnisse zu befriedigen. Ihr Geist ist auf Gegenstände beschränkt, die sich hören, sehen und fühlen lassen; er ist in den Kreis des sinnlich Wahrnehmbaren gebannt und kann darüber nicht hinaus; auch will und mag er sich lediglich nur mit dem Augenblicke, mit der Gegenwart beschäftigen. Gedächtniß und Phantasie fehlen ihm.

Dieser Ostafrikaner erscheint, wie andere Barbaren auch, als ein seltsames Gemenge von Gutem und Bösem; aber das schlimme Element ist sorgfältig gepflegt worden, das gute gar nicht. Im Allgemeinen kann man als Regel annehmen, daß der civilisirte Mensch, der höchste Typus, dem Antriebe der Verstandeskraft, der Vernunft, gehorcht; der Halbcivilisirte (z. B. die großen Völker im Osten) läßt sich von Gefühlen, Wallungen und Neigungen in einer für uns oft unbegreiflichen Weise bestimmen; der Barbar erscheint als Sklav des äußern Antriebes, der Leidenschaft und des Instinctes, die alle nur äußerst schwach vom Gefühl beeinflußt werden; er hat ganz und gar keinen Begriff von geistiger Zucht. Dem höher gebildeten Menschen erscheint er als ein der Vernunft abgekehrtes Geschöpf, ein Geschöpf, in welchem keine Logik ist, eine Masse von lauter Widersprüchen. Seine Wege sind nicht unsere Wege, seine Vernunft ist nicht wie unsere Vernunft. Er leitet Wirkungen aus Ursachen ab, die wir nicht kennen, er erreicht seine Zwecke und Ziele durch Mittel und Wege, für welche wir kein Verständniß haben; seine Kunstgriffe und sein ganzes Verfahren sind so einfältig und ohne alle Folgerichtigkeit, daß sie uns gerade dadurch überraschen verächtlich erscheinen. Diese Schwarzen sind gutmüthig und hartherzig, suchen leicht Streit und sind doch wieder vorsichtig und bedachtsam; in diesem Augenblicke zeigen sie ein gewisses Wohlwollen, und gleich nachher benehmen sie sich grausam, heftig und erbarmungslos. Sie sind abergläubig und doch ohne Ehrerbietung, gesellig und doch ohne Zuneigung, tapfer und feig, sklavisch und unterdrückend, hartnäckig und doch wieder unbeständig, Wechsel und Veränderung liebend; in gewisser Beziehung haben sie eine Art Begriff von Ehre, aber

Rechtschaffenheit in Wort und That kennen sie nicht; sie legen großen Werth auf das Leben und doch kommt sehr häufig Selbstmord vor: sie sind habgierig und knickerig, unbedachtsam und ohne alle Voraussicht, haben eine Art Ahnung, daß sie niedrig stehen, aber der Verbesserung, der Weiterentwickelung und des Fortschreitens sind sie unfähig. Dieser Schwarze ist ein Embryo von zwei höheren Rassen geblieben, dem Europäer, dessen Geist thätig und gegenständlich, analytisch und perceptiv ist, und dem idealen, subjectiven, synthetischen und reflectiven Araber. Er hat viel von den schlechten Merkmalen der niedriger organisirten Typen des Ostens, nämlich geistige Versumpfung, körperliche Trägheit, unentwickelte Moralität, Aberglauben und kindische Leidenschaft.

Der civilisirte Mensch trachtet dahin, seine Selbstsucht zu verdecken, bei diesem Barbaren tritt sie dagegen ganz offen hervor. Dankbarkeit kennt er nicht, wer ihm eine Wohlthat erzeigt, wird für schwach gehalten, ihm ist die Hand, von welcher er Futter erhält, ganz gleichgültig. Ueber den Tod eines Verwandten oder Kindes klagt er vielleicht am Abend, aber am andern Morgen denkt er nicht mehr daran. Gastfreundschaft übt er nur, wenn dabei etwas zu gewinnen ist, und seine erste Frage bleibt allemal: Was willst du mir geben? Einem Fremden, der ins Dorf kommt, wird die allerschlechteste Hütte angewiesen, und wenn er sich beklagt, entgegnet man ihm, draußen sei ja Platz genug. Sein Wirth verlangt für Alles, was er giebt und gewährt, sogleich Vorausbezahlung; ohne diese kann man Hungers sterben, wenn auch ringsum Lebensmittel vollauf wären. Es gäbe für den Fremden keine Sicherheit, wenn er nicht das Schießgewehr hätte, und wenigstens die Häuptlinge die Nothwendigkeit von Handel und Verkehr einigermaßen begriffen; deshalb nehmen sie den Kaufmann unter ihren Schutz. Der Handel bringt Vortheile, von anderen Fremden erwartet man dergleichen nicht, und behandelt sie deshalb mit weniger Rücksicht. Der Schwarze verweigert einem verschmachtenden Mann einen Trunk Wasser, wenn er auch Ueberfluß daran hat; er wird keine Hand ausstrecken, um die Waaren eines Andern zu bergen, wenn auch tausende dabei verloren gingen. Was geht ihm das an? Aber er gebärdet sich lächerlich heftig, wenn ihm selber ein zerlumptes Stück Zeug oder ein lahmer Sklav abhanden kommt. Er ist geizig und karg auch dann, wenn etwas ihm Vergnügen macht; seine Köter liebt er mindestens eben so sehr wie seine Kinder, aber er giebt

diesen Hunden nur selten ein wenig zu fressen, und kann nicht begreifen, daß die Araber ihre Esel mit Korn füttern; er giebt sein Erstaunen darüber mit einem langgezogenen Hi! hi! zu erkennen. Er ist höchst unbedachtsam, kennt keine Vorsorge, denkt nicht an morgen, und wird uns gewiß nicht den Weg zeigen, bevor man ihm Glasperlen gegeben hat. Es wurde schon bemerkt, daß in allen Dingen Vorausbezahlung geleistet werden muß; freilich hält Niemand ein gegebenes Versprechen und Keiner glaubt sich durch irgend eine Verpflichtung gebunden. Verlangt man auch nur für eine Stunde Credit vom ihm, dann entgegnet er: „In meiner Hand ist nichts." Seine Habsucht ist groß, aber noch stärker sind an ihm Leichtfertigkeit und geistige Schlaffheit; er ist von einem launenhaften Hange nach neuen Dingen und nach Veränderung besessen, und wird entlaufen, wenn es ihm gerade einfällt; dann verschlägt es ihm auch sehr wenig, ob er sich dadurch Schaden zufügt. Auch kann seine Gewinngier nicht Schritt halten mit seiner eingewurzelten Trägheit, und gegen diese Faulheit läßt sich gar nichts thun, da sie durch das Klima begünstigt wird. Die Natur hat in diesem Lande alle Ueppigkeit entfaltet und diese ist den Bewohnern zum Fluche geworden; sie befriedigt seine Bedürfnisse, ohne daß er sich anzustrengen braucht.

Wahrheitsliebe ist unter derartigen gesellschaftlichen Verhältnissen keine Tugend, und die Lüge ist auch dann an der Tagesordnung, wenn der Lügner von ihr weder Nutzen noch Vergnügen zu erwarten hat. Wenn ein Mnyamwezifühirer dem Reisenden sagt, daß nur eine kurze Strecke bis zum nächsten Haltplatze sei, dann darf er mit Zuversicht darauf rechnen, daß ihm ein langer und beschwerlicher Weg bevorsteht, und umgekehrt. Der Schwache und Unterdrückte benützt die Unwahrheit als eine Waffe, aber der Schwarze in diesem Lande will belogen sein und hat das Sprüchwort: „Es ist besser, betrogen zu sein, als nicht betrogen zu werden.

Auch halsstarrig und ungestüm ist dieser schwarze Ostafrikaner, und keine Zucht würde über ihn etwas vermögen, und in seiner verstockten Widerspänstigkeit und seinem Eigensinn gleicht er manchen Thieren. Wenn er beim Tauschhandel irgend einen Gegenstand, auf welchen er sich einmal gesteift hat, nicht erhalten kann, so schleppt er gewiß Alles, was er mitgebracht hat, wieder nach Hause, und wäre es auch noch so weit hin. Alles Handeln hat ein Ende, sobald der Verkäufer dem, welcher bietet, den Rücken zuwendet; gefordert

wird ohne alle Rücksichtnahme auf den Werth einer Waare. Nie geht ein Geschäft glatt vor sich, es ist allemal Aerger dabei. Rachsucht ist eine stark vorwaltende Leidenschaft; dafür liefern die vielen blutigen Fehden zwischen nahe verwandten Stämmen den Beweis. Rache und Wiedervergeltung ersetzen einen Rechtszustand, von welchem man gar keine Ahnung hat, und Vaterliebe, Sohnes- und Bruderliebe scheint man nicht zu kennen. Selten wird ein Mann um einen gestorbenen Vater, um seine Mutter, um einen Verwandten eine Thräne vergießen, und von Trauer wird man wohl nur ausnahmsweise eine Spur zu finden vermögen. Es ist wahrhaft peinlich, wenn man mit ansehen muß, daß ein von den Blattern ergriffener Träger mitten im Walde liegen bleibt, ohne daß seine Gefährten sich weiter um ihn bekümmern. Der Mann wird vielleicht noch einige Tage leben, aber kein Lohn, nicht einmal die Glasperle, wird einen andern Menschen vermögen, dem Kranken einige Pflege angedeihen zu lassen. Man wird ihn von jeder Hütte wegtreiben; er mag sich, wenn er kann, ein Obdach im Freien aus Zweigen zurecht machen. Er stellt dann seine Schale mit Getreide und seine mit Wasser gefüllte Kalebasse neben sich hin, und wartet ab, bis er stirbt. Dann ist er ein Fraß für die Hyänen und die Raben. Der Schwarze bricht oft plötzlich in Wuth aus, und bei diesen Anfällen läßt er sie an lebendigen und unbelebten Gegenständen ohne Unterschied aus; er ist ungeduldig bis zum Lächerlichen, und wird manchmal wahnsinnig, wenn sein Wille ihm nicht geschieht. In seinem eigenen Lande stellt sich seinem ganzen Treiben kein Hinderniß entgegen, dort kann er anmaßend und heftig sein, aber in anderen Gegenden darf er sich so nicht gebärden. Die Araber sagen: „In ihrer Heimath sind die Schwarzen wie Löwen, bei uns wie Hunde." Höchst widerwärtig ist ihr ewiges Zanken, Keifen und Schreien; es scheint fast, als ob sie ohne Streiten sich gar nicht glücklich fühlen könnten. Die Zänker versetzen sich rasch in Aufregung, gehen auf einander ein und weichen wieder zurück, strecken, als Zeichen der Drohung, einen Finger voraus, heulen, kreischen, fluchen, schimpfen, und zuletzt schlagen Beide eine helle Lache auf oder stöhnen und schluchzen. Ihre Thränen „liegen hoch;" ein Mann, der einen Faustschlag erhält, bedeckt das Gesicht mit den Händen und schreiet, als ob das Herz ihm brechen wollte.

Die **Weiber** sind wie Furien und im höchsten Grade widerspänstig; es ist unmöglich, sie zum Schweigen zu bringen, und beim

Zanke der Männer schelten sie tapfer mit und hetzen weidlich; sie weinen nur selten. So redselig und geschwätzig sind die Schwarzen, daß sie selbst den redseligsten Araber ermüden. „Lange Worte!" Maneno marefu, hört man alle Augenblicke als Vorwurf aussprechen. Im Rausche ist der Ostafrikaner sehr reizbar; er stellt dann die Beine weit auseinander, schreit, fährt mit den Armen umher, oder schwingt Speer, Bogen und Pfeil wüthend in der Luft, doch kommt es nicht gar oft zum Blutvergießen. Handgreiflichkeiten bestehen darin, daß die schwarzen Kämpen einander stoßen, gegenseitig das Haar ausraufen und sich Ohrfeigen versetzen; nach einiger Zeit legen sich dann die Umstehenden ins Mittel. Die festansässigen Stämme müssen wir als schwache und unkriegerische Barbaren betrachten; auch die tapfersten setzen sich nicht ohne Noth der Lebensgefahr aus. Sie lieben Ueberfälle aus sicherm Hinterhalt und ergreifen nach geringem Verlust an Todten die Flucht. Diese Leute sind, wie die Kinder, immer in Extremen. Ein Mann erhängt sich mit derselben Kaltblütigkeit wie ein Engländer im Nebelmonat November, und doch hat der Tod für eben jenen Barbaren etwas unaussprechlich Schreckhaftes. Alle Gedanken der Schwarzen sind ja ohnehin auf das diesseitige Leben gerichtet; sie sagen: „Ach, sterben ist sehr schlecht; nachher giebts kein Essen und Trinken mehr, keine schönen Kleider trägt man!" Beim ganzen Negerstamme, und auch bei diesen Schwarzen, ist der Zerstörungssinn sehr scharf ausgeprägt; ein Sklav, der etwas zerbricht, wird dabei unwillkürlich ein Gelächter der Schadenfreude erheben. Das eigene Leben gilt dem Schwarzen sehr viel, aber das eines Andern, und wäre dieser auch ein naher Verwandter, achtet er nicht höher als das einer Ziege. Man hat bei Feuersbrünsten in Zanzibar gesehen, daß die Schwarzen noch Holz in die Gluth warfen und vor wilder Wonne tanzten und sangen. Bei dergleichen Gelegenheiten werden sie dann von den Arabern wie Hunde todtgeschossen.

Die Ehe ist ein Handelsgeschäft. Der Mann muß eine Frau nehmen, weil er eine solche braucht, um sich behaglich zu fühlen, und deshalb kauft er die Waare. Der Vater verlangt von dem Bewerber so viele Kühe, Stücken Zeug oder Arm- und Fußreifen von Messingdraht, als dieser ablassen kann; nachher gehört die Tochter dem Käufer, bei welchem sie mit anderm Vieh in gleicher Linie steht. Der Mann kann seine Frau verkaufen; ein anderer Mann, welcher sie ihm etwa wegnimmt, muß für sie so viel zah-

len, als sie auf dem Sklavenmarkte werth wäre. Mitgift kennt man nicht, Feierlichkeiten beim Abschluß einer Ehe eben so wenig; der Vielweiberei ist keine Schranke gezogen, und die Häuptlinge rühmen sich der Anzahl ihrer Frauen, die allerdings beträchtlich genug ist, denn sie steigt von zwölf bis zu dreihundert! Es ist für ein Mädchen kein Schimpf, Kinder zu haben; nach der Heirath wird die Frau etwas vorsichtiger. Der Ehebrecher, Mgoni, muß dem beeinträchtigten Manne Vieh geben, oder wird als Sklav verkauft, doch kommt es selten so weit, da das Vergehen für nicht so bedeutend erachtet wird als ein kleiner Diebstahl. Ein eifersüchtiger Mann verstümmelt oder ermordet wohl einen andern, doch kommt auch das sehr selten vor. Mit der Ehescheidung ist man leicht fertig; man wirft ganz einfach die Frau vor die Thür und behält die Kinder. Die Anhänglichkeit des Schwarzen an seine Hütte ist sehr stark, entspringt aber nicht etwa aus der Liebe zur Familie, sondern dem Vergnügen, welches dem Manne sein Haus und der tägliche Verkehr mit genauen Bekannten gewährt. Mann, Weib und Kinder haben ihr ganzes Leben lang sehr verschiedene Interessen und gegenseitig nur geringe Zuneigung. Auch kann man nur eine schwache Liebe des Vaters zu Kindern voraussetzen, von denen er nicht weiß, ob sie seine eigenen seien oder mit einem andern Manne erzeugt wurden; es ist eben ein ganz eigenes Ding mit Treue in der Ehe bei den Schwarzen. Sie haben auch in dieser Beziehung ganz andere Begriffe als die Europäer; der Vater kann seine Kinder nach Belieben verkaufen und diese beweisen ihm keine Liebe oder Zuneigung. Zärtlichkeit für die Mutter zeigt sich dann und wann, aber nur durch den Ausdruck der Ueberraschung: „Mama, Mama!“ So ruft man, wenn man sich vor etwas fürchtet oder sich wundert. Ein Sohn, der erwachsen ist, wird des Vaters Feind, und umgekehrt, gerade so wie bei den wilden Thieren. Bei alle dem haben diese Menschen einen gewissen Hang zur Geselligkeit, und man hat einzelne Beispiele, daß Leute tiefsinnig, ja verrückt geworden sind, weil ihnen ein Verwandter plötzlich weggestorben war; sie können eben nichts ertragen, was über den gewöhnlichen Strich ihres geistigen Horizontes hinausgeht. Etwas lernen, ein wenig geistige Anstrengung, würde sie wahrscheinlich um ihren Verstand bringen, wie wir das bei den Widad oder Winkelpriestern der Somal sehen, denen aller gesunde Menschenverstand und jede Fähigkeit zu nützlichen Beschäftigungen abhanden kommt, wenn sie es dahin gebracht haben, daß sie den Koran lesen

können und einzelne Theile desselben auswendig wissen. Aus diesem eigenartigen Hang zur Geselligkeit erklärt sich auch, weshalb sie gern jedem Tadel ausweichen. Nie läßt man Ukosa, Ueberschreitung, gelten, und es wäre vergebliche Mühe, mit vielen Worten darthun zu wollen, daß etwas Schlechtes gut sei. Sehr oft hört man die Redensart: „Mbaya we! Du bist schlecht," welche einen Tadel in sich schließt. In einigen Landestheilen bekleiden Frauen die Häuptlingswürde, und bei den Wanyamwezi fragt der Mann wohl auch eine Frau um Rath.

Vom Bauwesen hat der Ostafrikaner nur die allerrohesten Begriffe, und vor steinernen Mauern oder Wänden zeigt er einen förmlichen Abscheu. Ihm genügt eine aus Zweigen geflochtene Hütte, die wie ein Bienenkorb gestaltet ist, oder ein Lederzelt. Nach Zanzibar kommen oft Wanyamwezi, aber viele derselben sind platterdings nicht zu bewegen, ein Haus zu betreten.

Diese Schwarzen sind gierig und gefräßig, und lieben häufige und kleine Mahlzeiten, um sich den Genuß des Essens recht oft zu verschaffen. Selbst die civilisirteren Kisawaheli haben keine Ausdrücke für Frühstück, Mittagsmahl und Abendessen. Auch die ostafrikanischen Barbaren können im Nothfall mit wenig Speise sich behelfen, dagegen ertragen sie den Durst nicht. Ein Träger erhält täglich 1⅕ Pfund Getreide; dieses könnte, wenn er eßbare Gräser und Wurzeln hinzunähme, für mehrere Tage ausreichen, aber an ein Aufbewahren und Ueberſparen denkt Keiner. Viel essen, das ist des Lebens höchster Zweck, wohlverstanden nächst der Berauschung. Der Schwarze trinkt, bis er nicht mehr stehen kann, dann legt er sich zum Schlafen hin, und nachdem er die Augen wieder aufgeschlagen hat, trinkt er von Neuem. Zechgelage sind hochwichtig und gehen allem Andern vor; bei jeder Gelegenheit wird Bier getrunken; bei der Rückkehr von einer Reise, nach der Geburt eines Kindes oder bei einer Elephantenjagd veranstaltet man einen Schmaus; der Arbeiter regt keine Hand, bevor man ihm nicht Bier gereicht. Manche Stämme geben dem Häuptling eine Bierschale mit ins Grab; ein König muß viel Bier trinken und wenig Fleisch essen. Wenn ich einen Mnyamwezi, der eben gespeist hat, frage, ob er hungrig sei, dann antwortet er mit Ja, und will damit sagen, er sei nicht betrunken. Der Rausch dient für alle Verbrechen zum Deckmantel oder zur Entschuldigung; am liebsten trinkt man früh am Morgen, bald nach Tagesanbruch; der Barbar hat nichts zu versäumen, und

macht sich aus Kopfschmerz nichts; auch kann er ja den Rausch immer sofort wieder ausschlafen.

Der Neger hat kein Wohlwollen und kennt keinerlei Ehrerbietung oder Festigkeit; er hat auch kein Gewissen, also auch keine Gewissensbisse. Nach einem von ihm verübten Morde kennt er keine andere Besorgniß, als die, daß der Geist des Getödteten ihn belästigen könne. Er raubt, als verstehe sich dergleichen von selbst, und bettelt unverschämt; er ist entsetzlich niederträchtig, und wenn er nicht gerade betrunken ist, macht er gewiß Schlechtigkeiten.

Dieses ganze wilde und rohe Treiben wurzelt in dem völligen Mangel an Ehrerbietung, welche den Ostafrikaner kennzeichnet; er weiß gar nicht, was Ehrfurcht, Verehrung, Veneration ist. Sein Gemeinwesen besteht aus zwei großen Abtheilungen, denn es giebt nur Herren und Sklaven; gesellschaftliche Unterschiede und Stufen kennt dieser Schwarze nicht, und er behandelt, vom Häuptling allein abgesehen, Jedermann als seines Gleichen. In das Haus des ersten besten Fremden tritt er ohne Weiteres unangemeldet ein, mit seiner ohnehin harten, bellenden Stimme spricht er stets so laut als möglich, und ist glücklich, wenn er sich selber reden hören kann. Seine Anrede hat einen befehlshaberischen Ton, sein ganzes Benehmen etwas Rohes und Freches, und dem Allen entspricht der Ausdruck seines Auges. Er streckt seinen ungewaschenen, mit schmierigem und zerlumptem Baumwollenzeug oder Ziegenfell umhüllten Leib sofort auf einer Haut aus und sucht sich den besten Platz in der Wohnung des Fremden aus. Auf der Reise eilt er rasch vorwärts, um wo möglich die beste Hütte für sich in Beschlag zu nehmen. Der Inhaber einer Karawane mag in Regen und Thau schlafen, das kümmert seine schwarzen Träger nicht, wenn nur sie Obdach haben; er macht dann wohl einen Versuch, für sich gleichfalls eine trockene Stelle zu erobern, aber die Träger machen ihm keinen Platz, sondern bleiben liegen. Deshalb sagen die Araber: „Diese Menschen haben keine Scham." Sehr lästig wird ihre im höchsten Grade zudringliche Neugier, welcher der Fremde sich gar nicht erwehren kann; er muß sie eben gewähren lassen. Sie kommen meilenweit her, um ihn anzuglotzen, heben den Zeltvorhang auf, um hineinzugucken, und benehmen sich unverschämt. Lungernde Frauen, Knaben und Mädchen treiben sich unterwegs stundenweit neben der Karawane umher; alle halbnackt und so zu sagen nur mit schmierigem Fette bekleidet, die ersteren mit lang herabhängenden Brüsten, die in ekelhafter

Weise hin und her schlenkern, und sie schreien und heulen wie wilde Thiere. An diesem Benehmen gegen die Fremden sind die Araber nicht ohne Schuld; als sie zuerst im Lande erschienen, wurden sie mit einer gewissen Achtung und Unterwürfigkeit behandelt, aber sie machten sich mit den Schwarzen zu gemein, schwatzten mit ihnen, trieben Scherz, und ließen sich Beleidigungen gefallen. Seitdem glaubte der Schwarze sie als seinesgleichen betrachten zu dürfen, und nun ist dem Uebel gar nicht mehr abzuhelfen. Man kann sich keinen stärkern Gegensatz denken als das sehr unterwürfige Benehmen des indischen Reiot, Bauern, und eines ostafrikanischen Mschenzi Anmaßung.

In geistiger Beziehung ist dieser Schwarze ganz unfruchtbar, roh, für Alles, was Fortschritt, Entwickelung und Veränderung heißt, vollkommen unfähig. Gleich anderen Barbaren hat er wohl Gabe zum Beobachten, aber er kann aus seinen Wahrnehmungen etwas Ordentliches nicht ableiten. Seine Intelligenz ist in einen engen Kreis eingeschlossen, und über denselben kann dieser Schwarze gar nicht hinaus. Er bleibt stehen, wie manche Asiaten, aber er steht ungemein tiefer als diese allesammt. Er liebt die Musik und hat es, aus sich selber heraus, doch nicht weiter als bis zum Pfeifen gebracht; es ist schon weiter oben gesagt worden, daß er alle musikalischen Werkzeuge von den Völkern an der Küste erhalten habe. Metrische Gesänge kennt er nicht, so gern er auch singt; er improvisirt einige Worte ohne Sinn oder Rhythmus und wiederholt sie in einem langgezogenen Recitativ immer und immer wieder bis zum Ekel, und schließt zuletzt mit einem durch die Nase hervorgestoßenen Ah, ha! Für gewisse Gelegenheiten hat er, gleich den Somal, besondere Tonweisen, zum Beispiel für die Elephantenjagd und die Erntearbeiten; die Trauermelodie besteht in einem von Weinen und Seufzen begleiteten Klagegesang, dessen einzelne Abtheilungen mit einem besondern Gegröl schließen. Dieser Afrikaner ist unglaublich schwatzhaft und zungenfertig, aber er kennt weder Erzählungen noch Poesien oder Beredtsamkeit; nach Barbarenweise ist er dann und wann sententiös, aber den lieben langen Tag über wird er nichts Gescheidtes reden. Seine Sprache ist kunstreich und wohlklingend; der Leser wird bemerkt haben, daß die Namen oft aus flüssigen Mitlautern und Selbstlautern bestehen, daß Consonanten am Ende eines Wortes gar nicht, und doppelt nur im Anfang eines solchen vorkommen; aber der Begriff eines

Syllabariums bleibt trotzdem diesem Schwarzen fremd. Er liebt den Tanz, hält den Takt vortrefflich, aber dieser Tanz ist unglaublich roh.

Das hier Bemerkte paßt im Allgemeinen auf sämmtliche Stämme, doch sind auch Unterschiede und Ausnahmen vorhanden. So gelten die Wazaramo für weit gefährlicher als alle anderen; die Karawanen ziehen so rasch als möglich durch das Land dieser Wilden und preisen sich glücklich, wenn sie mit dem Verlust weniger Leute und Waaren über die Gränze gelangen. Ihre Nachbarn, die Wasagara im Hügellande, waren einst friedsam und gegen die Reisenden zuvorkommend; das ist nun anders geworden, seitdem sie von den Küstenvölkern feindlich behandelt wurden, und sie leben jetzt in steter Aufregung und Furcht vor Ueberfällen. Die Stämme in Ugogo gelten für eben so gefährlich und gewaltthätig wie die Wazaramo; sie erpressen, was irgend möglich, denn Blutvergießen und Plündern unterbleibt in diesen Ländern nur, wenn einem Stamme Furcht eingejagt wird, oder Rücksicht auf den eigenen Vortheil ein friedliches Benehmen angemessen erscheinen läßt. Die Wanyamwezi gelten für den Stamm, bei welchem noch am meisten Civilisation, Ordnung und Fleiß herrsche, wenn anders von solchen Eigenschaften überhaupt die Rede sein kann; denn Burton und Speke wurden gerade im Lande dieser Leute ärger bestohlen als in anderen Gegenden. Die Araber werden dort nur noch geduldet, weil der Handel mit ihnen Vortheil bringt; in Ansehen stehen sie schon längst nicht mehr. Je weiter man in das innere Land vordringt, um so weniger menschlich erscheinen die Leute. Die Wavinza, Waschischi und andere Stämme am See gleichen einander sehr; sie sind räuberische, gewaltthätige, rachsüchtige Barbaren, kein Mnyamwezi würde sich einzeln in ihr Land wagen, und kleinere Reisegesellschaften sind stets in Gefahr vernichtet zu werden.

Wer in Ostafrika wandert, soll einem Ausspruche Baco's gemäß verfahren: „Gegen Wilde sei gerecht und freundlich, aber niemals darfst du ihnen trauen." Allerdings muß man sie immer als Feinde betrachten und sich niemals in ihre Gewalt geben, namentlich wenn Leib und Leben auf dem Spiele steht. Die Sicherheit einer Karawane hängt oft davon ab, daß der Barbar verhindert wird, den Angriff zu beginnen; kommt es erst so weit, dann wird insgemein der an Zahl überlegene wilde Stamm, der sich ohnehin auf eigenem Grund und Boden weiß, Sieger bleiben. Im Nothfalle

muß man aber durchgreifende Strenge nicht scheuen und recht fest auftreten, weil der Barbar Güte oder Nachgiebigkeit an sich selbst nicht kennt und bei Anderen sie für Schwäche hält. Kaufleute, welche vor alten Zeiten in Guinea Handel trieben, haben gesagt: „Mit dem schwarzen Manne kommt man am Besten aus, wenn man ihm mit der einen Faust die Hand schüttelt und die andere geballt hat, um zu zeigen, daß man im Nothfalle ihn zu Boden schlagen würde." Vor den Schwarzen muß man Alles, was werthvoll ist, wohl verborgen halten und allemal nichts weiter blicken lassen, als was zum Tausch oder Kauf im Augenblicke unbedingt nöthig ist.

Wer die obigen Schilderungen mit dem Gemälde vergleicht, welches andere Reisende von den stammverwandten Kaffern in Südafrika entworfen haben, meint vielleicht, daß unsere Farben zu dunkel und zu stark aufgetragen seien. Es mag aber gleich hier zur Erläuterung bemerkt werden, daß der Sklavenhandel, welcher seit manchem Jahrhundert ununterbrochen seinen Fortgang genommen, viel Schuld an dieser wilden Barbarei der Ostafrikaner trägt; durch ihn ist viel Böses unter diese Menschen gekommen, er hat sie sehr verschlimmert. Der wenige Firniß, welchen der Handel mit halbcivilisirten Völkern ihnen gebracht hat, steht ihnen schlecht an und nützt nichts.

Der Ostafrikaner ist nie über den Fetischdienst hinausgekommen. Dieser erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, daß Gedanken und Glauben der Menschen durch die Natur, von welcher sie sich umgeben sehen, beeinflußt und gefärbt worden sind; er spiegelt im Grunde nur den monströsen Charakter der Thier- und Pflanzenwelt wieder. In diesen Gegenden tritt die Natur nicht oft schön und erhaben auf; manchmal erscheint sie schreckhaft und öde; hier sind düstere Wälder, dort undurchdringliche Gestrüppe; hier ist ein Gewirr von Hügeln, dort eine unabsehbare Ebene, und die Menschen stehen einander als Todfeinde gegenüber. Unter solchen Umgebungen und Verhältnissen fühlen sie ihre Schwäche und Hülflosigkeit, werden von einer ungewissen Furcht, von einem namlosen Grauen gepackt. Sie ahnen nicht, daß man sich dem Schutz eines höhern Wesens anempfehlen könne, und wenden sich also unmittelbar an die Gegenstände, welche ihnen Scheu und Furcht einflößen, und hoffen dieselben zu begütigen, etwa derart wie sie einen Nebenmenschen befriedigen können. In die großen Geheimnisse von Leben und Tod können sie nicht eindringen, über diese haben sie weder

Offenbarungen noch eine Erklärung; mit den großartigen Phänomenen der Schöpfung wissen sie nichts anzufangen und sind deshalb eine Beute dessen, was sie eben sich einbilden oder vorstellen. Da sie von Furcht und Schrecken gepeinigt werden, so bevölkern sie die unsichtbare Welt mit bösen Geistern und Kobolden, diesen Verleiblichungen ihrer kindischen Furcht und Angst. Die Besorgniß vor Zerstörung und Vernichtung ist in der Brust jedes Barbaren rege, und der Schrecken, welcher ihn immer gepackt hält, bewegt ihn, auf Alles, was er um sich her sieht, mit Verdacht zu blicken. Der sterbende Afrikaner wirft sich die Frage auf: „Wie kann ich allein krank sein, wenn alle Uebrigen um mich her sich wohl befinden? Ich bin verhext, bin bezaubert worden.“ Daher rührt der Glaube an Magie und übernatürliche Kräfte, welchen die weniger Befangenen zu ihrem Vortheil ausbeuten.

Der Fetischismus ist die Anbetung oder vielmehr die Sühnung belebter und unbelebter Gegenstände, welchen man gewisse geheimnißvolle Einflüsse beilegt. Er kennt weder Gott noch Engel oder Teufel, weder geoffenbarte noch überkommene Religion, keine Schöpfung oder Auferstehung, Seele oder Geist, Himmel oder Hölle. So wird dann eine Art von praktischem Atheismus zu einem hervorragenden Merkmal bei derartigem Aberglauben. Es dämmert wohl in der Seele des Afrikaners instinktmäßig auf, daß ein Wesen über ihm vorhanden sei, aber den Begriff eines solchen hat er nicht fassen können; im allerhöchsten Falle stellt er sich in diesem Wesen einen verschwommenen Gott vor, ohne Persönlichkeiten, Eigenschaften oder Vorsehung. Er bezeichnet ihn als Mutungu; bei den Kaffern heißt er Uhlunga und bei den Hottentotten Utika; doch bedeutet der Ausdruck auch einen Geist, das Sternenzelt und die Sonne. Auch kommt es vor, daß ein Mann sich selbst Mutungu nennt und das Wort mbaya hinzusetzt, das schlecht oder böse bedeutet. In der Sprache der Wamasai ist das Wort Aï, oder mit dem Artikel Engaï, der Schöpfer, weiblich und hat zugleich die Bedeutung von Gott und von Regen.

Der Fetischaberglaube ist wesentlich afrikanisch, aber nicht auf Afrika allein beschränkt. Sein Wesen erscheint als ein roher sinnlicher Aberglaube, als der Glaube einer verächtlichen Furcht bei ganz unentwickelten Racen, die sich wohl nicht bis zum Deismus erhoben haben und vielleicht auch ganz unfähig sind, diesen zu fassen, weil er die Religion für höher geartete Menschenstämme ist,

welche eine Religion der Liebe zu begreifen vermögen. Im östlichen wie im westlichen Afrika scharrt man Sklaven mit dem verstorbenen Gebieter ein, stellt Lebensmittel auf das Grab und zündet neben demselben in kalten Nächten ein Feuer an. Daraus haben einige Missionäre schließen wollen, daß die schwarzen Menschen eine Fortsetzung der Verbindung zwischen den Todten und den Lebenden annähmen und den Glauben an ein zukünftiges Leben hätten, aber der Glaube an Unsterblichkeit ist Eigenthum der höher angelegten und entwickelten Menschenracen. Der Neger glaubt an Geist und Geister, an einen Schatten des Verstorbenen. Auf die Frage, was aus den „alten Leuten," nämlich den Vorfahren geworden sei, über deren Staub und Asche er gewisse Feierlichkeiten verrichtet oder Bräuche beobachtet, erhält man zur Antwort! „Wame kuischa," das heißt: sie sind zu Ende gegangen.

Schon daraus ergiebt sich die niedrige Anlage und Begabung dieser Race. Selbst die Indianer Nordamerikas, (eine Race, deren Aus- und Absterben sich voraussehen läßt, welche demnach die Natur nicht forterhalten will,) wissen und glauben, daß es für den Menschen ein zukünftiges Leben gebe, aber der Ostafrikaner hat aus seiner Furcht sich einen Geist geschaffen, der niemals zur Form einer Seele gelangt, und darüber ist er nie hinausgekommen. Selbst sein Glauben ist schwankend, unsicher, verschwommen und ohne irgend ein System, doch treten zweierlei Kennzeichen bei demselben deutlich hervor. Wir erkennen darin eine Art von Dämonologie, weil die Koma, Gespenster der Abgeschiedenen, eine Rolle spielen, und Uchawi, Hexerei, schwarze Kunst, Zauber, welche mit den Gespenstern in Verbindung steht, auf dieselben Bezug hat.

Nur einige Stämme an der Küste haben dem Islam eine sehr schwache Vorstellung von Einem höchsten Wesen entlehnt. Von Thierverehrung, wie im alten Aegypten oder in Indien, findet man keine Spur; bei den Kaffern wollen indessen einige Reisende dergleichen wahrgenommen haben. Von Sabäismus, Gestirnverehrung, finden wir beim Schwarzen eben nur so viel, als sich aus dem menschlichen Instinct ergiebt; er verehrt bis auf einen gewissen Grad Sonne und Mond, und der letztere wird höher geachtet als jene, aber um die Sterne kümmert er sich nicht. Man fragt ihn, woher seine tägliche Nahrung komme, und er zeigt nach der Sonne; man fragt ihn, aus welchen Ursachen sein Bruder gestorben sei, und er antwortet: durch Dschua oder Rimue, nämlich durch die Sonne.

Der Kaffer hat am Neumond einen Feiertag, der Ostafrikaner nicht, doch begrüßt er das Erscheinen desselben mit Händeklatschen. Die Fetischhütte, Mzimo, ist ein erster schwacher Ansatz zu einem Tempel, und wahrscheinlich vom Kurban der Araber abgeleitet; (?) man findet dergleichen Hütten überall, namentlich aber in Uzaramo, Unyamwezi und Karagwah. Sie sind zwerghaft klein, nur ein paar Fuß hoch, haben ein Dach, aber keine Wände. Getreide, und kleine mit Bier gefüllte Töpfe stehen am Boden oder hängen vom Dache herab; sie sollen die Geister versöhnen und die Felder gegen Unfälle schützen.

Der Fetischanbeter wird von niedrigen Leidenschaften, Trübsinn und Furcht beherrscht; er bevölkert die unsichtbare Welt mit böswilligen Wesen und belebt die stoffliche Natur mit bösen Einflüssen. Alle Gebräuche seines düstern Aberglaubens zielen darauf hin, von ihm selbst Uebel und Nachtheil abzuwenden und dieselben auf Andere zu übertragen. Daher kommen Zauber und Magie als natürliche Ausflüsse der Dämonologie. Selten stirbt ein Mann, ohne daß Frau oder Kind, ein Verwandter oder ein Sklav angeschuldigt würde, den Zauber über den Verstorbenen geworfen zu haben. Dann wird mit der Untersuchung wie mit dem Zuerkennen der Strafe ganz willkürlich verfahren. Aber Zauberei und Hexerei wird von Tausenden ausgeübt, welche steif und fest an die Wirkungen derselben glauben. Der Zauberer und die Hexe wissen, daß sie schwere Martern und den Tod zu erleiden haben, aber das Rachegefühl ist im Neger so stark, daß er sich trotzdem nicht abschrecken läßt. Manchmal gesteht er, wie das auch bei europäischen Hexenprozessen vorkam, seine Zauberei ein und rühmt sich einer That, an welche er selber glaubt. „Ich habe den geschlagen," oder „ich brachte über ihn die Krankheit." So spricht solch ein Mensch, und sein Wahnglaube wie die Handlung, zu welchen derselbe ihn antreibt, sind Ausflüsse seines schwachen Geistes, welchen er durch überkommene Hallucination aufgestachelt hat.

Ueber diesen schwarzen Menschen lagert geistige Oede, geistiger Tod, und sie sind deshalb auch nicht fanatisch; was sie als Ersatz für Gott haben, ist kein eifersüchtiges Wesen. Aber der Neger glaubt, so gut wie die Bekenner wirklicher Religionen, die im Alleinbesitze der Wahrheit zu sein vermeinen, daß er allein recht und das Wahre habe. Aber er fastet wie ein Muselmann, damit er doch etwas mehr als ein gewöhnliches Geschöpf

zu sein glaube; allein im Uebrigen kann er vom Islam nichts in sich aufnehmen. Sein Fetischdienst bannt ihn in die Fesseln seines Aberglaubens, an überkommene Gewohnheiten, deren er sich nicht entledigen mag; sie halten ihn umstrickt, er kann nichts vergeistigen und deshalb vermochte er es nie zu dem philosophischen Pantheismus oder Polytheismus der Europäer und Asiaten zu bringen. Dagegen nahmen die mit semitischem Blute verquickten Küstenstämme: die Somal, Wasawaheli und Wamrima den Islam leicht an. Auch haben die Araber aus Politik keine Proselyten unter diesen Schwarzen im Innern machen wollen, damit eine Ungleichheit bestehen bleibe. Mit dem Schwerte könnte man wohl ganzen Stämmen gewaltsam den Mohammedanismus auferlegen, nicht aber in friedlicher Weise durch Erörterung oder Ueberredung einen Einzelnen für die Lehre gewinnen. Die Missionäre bei Mombas verließen sich auf Belehrung und Ueberredung, sind aber damit vollkommen gescheitert und haben ganz und gar nichts ausgerichtet. Sie mußten eingestehen, daß ihre schwarze Heerde „den ärgsten Ungläubigen und Spöttern in Europa nichts nachgebe und blasphemire.“ Die Schwarzen sagten zu den Sendboten: „Euer Gott ist ein schlechter Gebieter, denn er heilt seine Diener nicht.“ Ein Mann, welchen man bekehrt hatte, starb an einer Krankheit; daraus zogen die Wanika den Schluß, daß es einen Erlöser gar nicht gebe; ein solcher müsse ja doch dafür sorgen, daß seine Freunde nicht vom Tode hinweggerafft werden können. Bei Gesprächen über Gott äußern sie den Wunsch, ihn einmal zu sehen, aber nur um an ihm Rache dafür zu nehmen, daß Verwandte, Freunde und Ochsen gestorben sind; denn daran trägt ja er die Schuld.*)

---

*) In dieser Beziehung gleicht der westafrikanische Neger seinem ostafrikanischen Bruder auf ein Haar. J. Smith erzählt in seinem 1851 zu London erschienenen Werke: „Trade and Travels in the Gulf of Guinea and Western Africa“ Folgendes.

Ich nahm jede Gelegenheit wahr, mit ihnen über Gott und Religion zu sprechen. Eines Tages sagte ich zum Häuptling;

Was habt Ihr gethan, König Pepple?

Dasselbe wie Ihr; ich danke Gott.

Für was?

Für alles Gute, das Gott mir sendet.

Habt Ihr Gott schon gesehen?

Schi! Nein! Ein Mensch, der Gott sieht, muß sogleich sterben.

Werdet Ihr Gott sehen, wenn Ihr sterbet, König Pepple?

Vom Fetischdienst ziehen mancherlei „heilige“ Männer Vortheil. Der Mfumo zum Beispiel ist ein Prophet oder Hellseher, der Mchavi ein in der schwarzen Kunst erfahrener Zauberer. Bei den Wasegura und den Wasagara findet man den Mgonesi; er ist ein

---

Das weiß ich nicht. (Dabei wurde er sehr aufgeregt.) Wie kann ich das wissen? Denke gar nicht daran und will auch über diesen Gegenstand gar nichts mehr hören.

Weshalb denn nicht?

Das geht Euch nichts an und Ihr habt nicht danach zu fragen, denn Ihr seid hierher gekommen, um mit mir Handel zu treiben.

Smith schreibt weiter: Ich wußte nun, daß ferner nichts mit ihm anzufangen war, und ließ den Gegenstand fallen. Indem ich von Sterben und Tod sprach, hatte ich eine zarte, sehr empfindliche Saite berührt. König Pepple sah nun wild und grämlich aus, der Ausdruck in seinem Gesichte wechselte rasch, und er war innerlich sehr aufgeregt. Endlich gebärdete er sich sehr heftig, sein Antlitz zeugte von wildem Grimm, und er fuhr dann mit den Worten heraus: „Wenn ich Gott hier hätte, so würde ich ihn auf dem Flecke todtschlagen.“ Nach so diabolischen Worten trat ich voll Entsetzen einen Schritt zurück. „Ihr möchtet Gott todtschlagen, König Pepple? Ihr schwatzt wie ein Verrückter, Ihr könnt Gott nicht todtschlagen. Aber angenommen, Ihr könntet ihn umbringen, dann würde ja Alles gleich aufhören, denn er ist ja der Geist, welcher das Weltall zusammenhält. Er aber kann Euch tödten.“

„Ich weiß, daß ich ihn nicht todtschlagen kann, aber wenn ich ihn todtschlagen könnte, so würde ich ihn todtschlagen.“

„Wo lebt Gott?“

„Dort oben.“ Er zeigte nach dem Himmel.

„Aber weshalb möchtet Ihr ihn denn todtschlagen?“

„Weil er die Menschen sterben läßt.“

„Aber, mein guter Freund, Ihr möchtet doch nicht etwa ewig leben? Oder möchtet ihr das?

„Ja, ich möchte immer leben.“

„Aber nach und nach werdet Ihr alt und dann schwach und hinfällig, wie jener Mann dort.“ In der Nähe stand ein blinder abgemagerter Mensch. „Ihr werdet lahm und taub werden wie dieser, und blind obendrein und habt kein Vergnügen mehr auf der Welt. Wäre es nicht besser, Ihr stürbet vorher, und machtet Eurem Sohne Platz, wie Euer Vater Euch Platz gemacht hat?

„Nein, das will ich nicht; ich will bleiben, wie ich bin!“

„Aber bedenkt doch; wenn Ihr nun nach dem Tode an einen Ort kämet, wo es schön und herrlich ist und“ —

König Pepple fiel mir ins Wort: „Davon weiß ich nichts, das kenne ich nicht; ich weiß, daß ich jetzt lebe, ich habe sehr viele Frauen, viele Niggers (Sklaven) und Kähne; ich bin König, und viele Schiffe kommen in mein Land. Weiter weiß ich nichts, aber am Leben bleiben will ich.“

Ich konnte zu keiner Antwort kommen, denn er wollte nichts mehr hören, und wir sprachen dann von Handelsgeschäften.

Geomant, und kündet vermittelst seiner Wahrsagekunst, die man als Miramoro bezeichnet, Gefechte, Hungersnoth, Seuchen und Sterben an. Zu diesem Behufe wirft er eine Anzahl kleiner Stecken auf die Erde und prophezeiet, je nachdem diese gefallen sind. Der Regenmacher kommt bei allen Stämmen vom Kaplande nach Norden hin bis weit über den Aequator hinaus vor; er heißt hier Mganga, in der Mehrzahl Waganga, und die Araber bezeichnen diesen wichtigen Mann als Doctor, Tabib; in den centralen Gegenden heißt er Mfumo. Man kann diese Müßiggänger, welche als Drohnen im Lande umher schwärmen, als einen sehr rohen Ansatz zu einem Priesterthume betrachten. Es giebt auch weibliche Waganga, doch beschränken sich diese vorzugsweise auf Ausübung der Arzneikunst. Der Beruf selbst erbt vom Vater auf den Sohn fort, welcher schon in früher Jugend bei dem Gaukelspiel behülflich sein muß. Es ist nicht viel Geheimnißvolles bei diesem Handwerk, und in Unyamwezi sind auch schon Araber von den Zauberern eingeweiht worden. Der Mganga hat sehr großen Einfluß, man behandelt ihn wie einen Sultan, sein Wort gilt, sogar über Leben und Tod. Man giebt ihm den königlichen Titel und er darf das Ehrenabzeichen des Häuptlings tragen, das aus der Basis einer kegelförmigen Muschel besteht; um seinen Gürtel hängt eine Anzahl geschwärzter, sehr schmieriger, kleiner Kürbisse, die mit Arzeneien und Zaubermitteln gefüllt sind. Heiligkeit und Schmierigkeit trifft man auch in Afrika oft beisammen. Diese Leute ziehen von Dorf zu Dorf und erhalten als Gebühr für ihre Bemühungen Ziegen, Schafe, Ochsen und andere Lebensmittel. Aber ihre Person ist nicht geheiligt, denn für verbrecherische Handlungen werden sie eben so bestraft wie andere Missethäter. Die größte Gefahr für einen Mganga ist dann vorhanden, wenn er in seinem Fach ein berühmter Mann geworden ist; dann stirbt er selten eines natürlichen Todes; man erwartet zu viel von ihm und verfährt sehr gewaltthätig gegen ihn, sobald er nicht leisten kann, was man von ihm hofft. Er ist aber nicht etwa schlechthin ein Betrüger, sondern ist selber in Täuschung befangen und glaubt an seine Gaukeleien; er heilt mit natürlichen und übernatürlichen Mitteln, ist Zauberer, entdeckt Hexereien durch eine Art Gottesurtheil, ist Regenmacher, Augur und Prophet.

Es wird durchgängig angenommen, daß alle Krankheiten, sogar Altersschwäche, vom P'hepo, Hubub oder Wind herrühren; diese drei Ausdrücke bedeuten ein und dasselbe. P'hepo ist, im

Kisawaheli, die Pluralform von Upepo, ein Zephyr, und bezeichnet einen starken Wind, Wirbelwind, „Teufel“, und einen bösen Geist, in der Regel von einem Muselmann. Hubub ist die arabische Uebersetzung und besagt buchstäblich „Weben des Windes,“ bildlich genommen ein „Besessensein.“ Der Afrikaner sagt von einem Menschen, den er für besessen hält: ana p'hepo, er hat den Teufel, und diesen soll der Mganga austreiben. Er sucht ihn, wie in den Tagen des Königs Saul, durch Musik zu bannen, läßt die Trommel schlagen und den Kranken heftig tanzen und viel trinken. Nachher lockt er den Geist aus dem Leibe und bannt ihn in irgend einen leblosen Gegenstand. Das Ganze bezeichnet man als Keti, Stuhl; dieses Keti besteht in einer gewissen Art von Glasperlen, einigen mit Schlangenhaut umwundenen Stückchen Holz, oder in Löwen- und Leopardenkrallen, und dergleichen Dingen, welche um Arm, Elbogen oder Fußknöchel gebunden werden. Bei den Wasukama und anderen Stämmen gilt auch Papier für eine große Medicin und wird theuer bezahlt; je seltener ein Gegenstand ist und je schwieriger man ihn sich verschaffen kann, um so größer ist der Zauber. Man schlägt auch Nägel in die Bäume und hängt Lappen an diese letzteren. Die Europäer nennen solch einen Baum den Teufelsbaum, dieser selbst genießt aber keine Verehrung, sondern er ist nur der Platz, an welchen der Geist festgelegt wird; man befestigt zugleich ein solches Keti, welches man für ihn am angenehmsten erachtet, und zwingt ihn solchergestalt, den Menschen in Ruhe zu lassen.

In der Stadt Zanzibar ereigneten sich einige merkwürdige Vorfälle. Einem Kaufmann, Peters, ward es lästig, daß Massen von Sklaven in seinen Hof kamen und in einen „Teufelsbaum“ eiserne Haken schlugen, an welchen sie Lappen aufhingen. Zum Entsetzen aller Schwarzen ließ Herr Peters den Baum niederhauen, aber keiner von ihnen wollte dabei Hand anlegen. Binnen sechs Monaten starben dann in jenem Hause fünf Leute, nämlich Peters, zwei seiner Handlungsgehülfen, sein Küper und sein Schiffszimmermann. Dieser Aberglaube erinnert an den indischen Pipulbaum (Ficus religiosa), in welchem Feinde hausen, und geben eine Erklärung für die geheimnißvollen Bräuche, welche auch bei den Muselmännern vom westlichen Afrika bis zum fernen Osten vorkommen.

Es giebt noch manche andere geheimnißvolle Mittel, den Kranken wieder gesund zu machen. Man bestreicht zum Beispiel kleine

Stecken mit Oker und drückt damit Zeichen auf die Haut; nachher wird ein Zauberspruch gesungen, der Besessene antwortet, und aus dem Ende jedes Stäbchens fliegt ein böser Geist fort, sobald der Mganga ein Stück Holz zur Erde wirft. Manche Unglückliche sind von mehreren Geistern besessen und haben wohl gar ein Dutzend Teufel im Leibe. Dann muß gegen jeden einzelnen ein besonderes Zaubermittel in Anwendung gebracht werden, und für jede dieser Austreibungen verlangt der Mganga eine besondere Gebühr. Wo Gefahr ist, entsteht Furcht; diese greift zu Zauberern und Beschwörungen, Austreibungen und Talismanen, und wo man übernatürliche Mittel und Wirkungen für nöthig erachtet, wird es nie an Leuten fehlen, welche über dergleichen verfügen. Nun hat der Afrikaner bei schwachem Gehirn eine große Empfänglichkeit Eindrücke aufzunehmen, und seine Nerven sind erregbar; das letztere wird bestätigt durch häufiges Vorkommen von fallender Sucht, Zuckungen und hysterischen Krankheiten. Der Schwarze ist eben darum sehr empfänglich für epidemische Manien, und der Glaube an böse Geister steht bei ihm unverbrüchlich fest. Selbst die Araber werden angesteckt, und manche glauben, daß sie besessen gewesen seien; sie erzählen darüber ausführliche Geschichten. Dagegen ist der Glaube an Verwandlungen, der in Maskat, Abessinien, dem Somalilande und am Kap allgemein vorkommt, den Ostafrikanern fremd; nur die Wahiao zwischen Kiloa und dem Nyassa-See nehmen an, daß ein böser Zauberer den Menschen nach seinem Tode in einen Löwen, einen Leoparden oder in eine Hyäne verwandeln könne. Am Zambesi glauben, wie Livingstone berichtet, die Leute, daß ein Häuptling sich beliebig in einen Löwen verwandeln, als solcher irgend einen Feind erlegen, und dann wieder Menschengestalt annehmen könne. In der Gegend von Tete herrscht der Glaube, daß lebendige Menschen die Gestalt von Löwen und Alligatoren und doch nachher wieder menschlichen Leib annehmen.

Eine sehr wichtige Obliegenheit des Mganga besteht in der Entdeckung der schwarzen Magie, Uchawi. Ordalien, Gottesurtheile, können nicht fehlen, wenn der Zauberer als Untersuchungsrichter das große Wort zu führen hat. Das Baga oder Kayapo der Ostafrikaner wird von den Arabern als el Halaf, der Eid, bezeichnet, und ist eben so widersinnig, scheußlich und grausam als das rothe Wasser der Aschantis, das Gift in Kassandschi, das Muavi der Banyaistämme von Monomotapa, das Tanginagift der

Malgaschen, das Bitterwasser der Juden 2c. In Usambara stößt man dem Angeklagten ein rothgeglühetes Beil in den Mund, bei den Stämmen im Südosten treibt man in einen gewissen zarten Körpertheil einen glühenden spitzen Nagel und schlägt auf diesen zweimal mit einem Klotze. Die Wasaramo tauchen die Hand in siedendes Wasser, die Waganda in siedendes Oel, und bei den Wasegura prickelt man die Ohren mit den schärfsten Borsten eines Gnuschweifes. Bei den Wakuafi erstickt der Schuldige an Fleisch, das man ihm einstopft; die Wanyamwezi zerreiben zwischen zwei Steinen eine giftige Rinde, den Muavi, thun Wasser hinzu, und geben dieses Mittel zuerst einem Huhne, das als Stellvertreter des Angeklagten betrachtet wird; aber dieser letztere muß selber die Rinde verschlucken, wenn das Volk es verlangt.

Der Regenmacher weiß die Besorgnisse und Hoffnungen der Menschen vortrefflich zu seinem Vortheil auszubeuten. Der Schwarze denkt nur an die Gegenwart, er weiß nicht, was Fürsorglichkeit ist, sammelt keine Vorräthe, und deshalb wird er von Hunger und Krankheiten heimgesucht, sobald langanhaltende Dürre in seinem Lande herrscht. Jede auffallende Erscheinung oder ungewöhnliche Begebenheit bringt er in Zusammenhang mit dem, was er sehnlich wünscht, einen recht nassen Monsun. Er glaubt, sein Feind habe Mittel, die Wolken zu zerstreuen; ein Fremder, der bei starkem Regen anlangt, wird als Glück verheißendes Anzeichen betrachtet, insgemein aber blickt der Schwarze auf Alles, was ihm neu erscheint, mit Argwohn. Ein Reisender kommt bei nasser Witterung, und das ist gut; aber nachdem er schon lange wieder fort ist, trocknen Quellen und Brunnen ein, und es brechen vielleicht obendrein die Blattern aus, und nun verbreitet sich das Gerücht, daran sei jener schuld gewesen. Nun soll der Mganga dem Uebel steuern. Er besitzt Zaubermittel derart, wie wir sie auch bei anderen Fetischdienern finden, also geheimnißvolle Anwendung irgend eines widerwärtigen, giftigen Mittels, das man als selten erachtet, oder etwa getrockneten Hyänenkoth, den Fangzahn einer Schlange nebst Löwenhaaren. Dergleichen Sachen sammeln die jungen Leute des Stammes für den Regenmacher, der sich übrigens auf das Wetter versteht und in jenem tropischen Lande das Herannahen des Regens leicht voraussehen und verkündigen kann. Freilich ergeht es ihm übel, wenn er sich einmal als falschen Propheten zeigt.

Als Wahrsager verkündet der Mganga auch den Erfolg oder

das Fehlschlagen von Handelsunternehmungen, Kriegen und Raubzügen; er sagt, ob Pest und Hungersnoth kommen werden, und sucht dieselben abzuwenden; er bringt Sühnopfer, bestimmt, ob eine Karawane aufbrechen könne oder noch warten müsse, beobachtet den Vogelflug und das Geschrei der wilden Thiere, denn er ist ja auch Augur. Sein Hauptwerkzeug besteht, wie schon weiter oben angedeutet wurde, in einem Buyu, der aus kleinen schmutzigen Kürbissen verfertigt und um die Hüfte geschlungen wird. Der Mganga nimmt eine ernste Miene an, hat sich sehr stark mit Fett eingerieben und im Haar auf dem Vorderkopf ein Antilopenhorn befestigt. Seine Werkzeuge trägt er in einem Mattenbeutel, und sitzt auf einem niedrigen Stuhle dem Menschen gegenüber, der ihn befragen will. Vor allen Dingen muß dieser bezahlen, und dann beginnt das Geschäft. Außer den Kürbissen verwendet der Mganga noch allerlei anderes Handwerkzeug; er wirft Beeren in eine Schale mit Wasser und prophezeiet aus der Art und Weise, wie sie schwimmen; ringsum stellt er große Pflöcke oder Stecken, an welche er Büffel- oder Zebraschweife gebunden hat. Die Kasanda besteht aus einer Zusammensetzung von Dreiecken, die sich verschieben und lang oder kurz machen lassen, etwa so wie jene, auf welchen bei uns hölzerne Soldaten angebracht sind, und womit unsere Kinder spielen. Er nimmt sie in die rechte Hand und verlängert sie vermittelst eines Ruckes; dadurch wird dann die sichere Richtung des Weges angezeigt, welchen ein Reisender zu nehmen hat. Der Schero ist ein Stück Holz von der Größe einer Manneshand, gleicht einem Blasebalge, hat einen Handgriff, eine Art von Schnauze, und in der Mitte eine kleine Aushöhlung, die mit Wasser angefüllt wird. Auf dieses wirft der Mganga ein Hirsekorn oder ein ganz kleines Stück Holz; das Treiben desselben nach den Seiten hin bedeutet Unglück, nach der Schnauze zu deutet es auf Glück.

Der Mganga verkündet seine Ankunft, indem er eine Klapper rührt; dieses Sanje, ein hohler Kürbis, hat viele Löcher und ist halb mit Mais, Getreide und Kieselsteinen angefüllt. Bei Elephantenjagden wirft der Mganga den ersten Speer, und er trägt die Schuld, wenn das Thier nicht erlegt wird; er bezeichnet das Elfenbein mit allerlei Figuren, und man glaubt, daß nun die Waare ungehindert bis an die Küste gelangen werde. Den Kirangozi oder Führer behängt er mit Amuleten, um alle Gefahren von ihm abzuwenden; dabei schärft er demselben ein, unterwegs keinem Menschen, auch

nicht dem Inhaber der Waaren, welche die Karawane führt, dem Mtongi, den Vortritt zu erlauben. Im Kriege leistet er einen Beistand ganz eigenthümlicher Art, indem er eine Biene fängt, Zauberformeln über dieselbe spricht und sie dann nach der Richtung hinfliegen läßt, wo der Feind steht. Die Biene wird dann ihre Schwärme herbeirufen und den Feind auseinander treiben. In Südafrika stößt der Zauberer an einen Ameisenhügel und läßt eine Wespe fliegen, welche den Feind verjagt. Im alten Testamente, (Josua, Cap. 24, V. 12.) lesen wir, daß Josua im Kampfe der Kinder Israel gegen die Amoriter, Pheresiter und andere Völker die Hornissen aussandte, „die trieben sie aus vor euch her, die zween Könige der Amoriter, nicht durch dein Schwert noch durch deinen Bogen."

Wir finden in Ostafrika eine despotische und eine halbmonarchische Regierungsform. Bei den Stämmen, welche unter uneingeschränkter Gewaltherrschaft stehen, z. B. bei den Wakilima, Gebirgsbewohnern von Dschagga, ist ungemein drückende Knechtschaft. Alle, nur mit Ausnahme der Zauberer und Räthe, sind Wasoro, d. h. Soldaten und Sklaven des „Sultans", Mangi. Die arabischen Kaufleute bezeichnen in Ostafrika jeden Häuptling als Sultan, der in den verschiedenen Ländern auch verschiedene Benennungen trägt; in Uzaramo bezeichnet man ihn als P'hazi, in Khutu als P'hazi oder Mundewa, in Ugogo als Mteme, in Unyamwezi als Mwani, in Udschidschi und Karagwah als Mkama. Der Hauptrathgeber oder Minister eines solchen Sultans wird von den Arabern Wesir genannt; bei den Eingeborenen sind seine Benennungen verschieden: Mwene goha, Msagira, Magawe, Mhango und Muhinda. Die Aeltesten nennt man überall Wagosi und Wanyap'hara, und diese werden zur Berathung herbeigezogen. Der Sultan nimmt den Müttern alle Knaben weg, läßt diese gemeinschaftlich abrichten, damit sie Dienste versehen, die Palasthütte bewachen, des Häuptlings Felder bestellen, und die Wasserläufe in ordentlichem Zustande erhalten. Man nahet dem Gebieter nur mit Furcht und Zittern, muß in einer gewissen Entfernung vor ihm stehen bleiben und vor der Anrede in die Hände klatschen. Frauen beugen das rechte Knie zur Erde und der Häuptling nickt dazu. Manchmal erscheinen die Aeltesten mit vielen Weibern vor dem Sultan und fragen ihn, womit sie ihm gefällig sein könnten; er läßt ihnen dann ein Stück Feldes anweisen, das sie bestellen oder

reinigen müssen. Wer etwa Unkraut stehen läßt, wird um ein Stück Rindvieh gebüßt. Frauen, welche im Kriege erbeutet werden, verkauft der Sultan, die Kinder behält er als Sklaven. Kein Wasaro darf ohne ausdrückliche Erlaubniß des Häuptlings heirathen; dieser verfügt unbedingt über Leben und Tod und hat ein Recht, seine Unterthanen zu verkaufen; bei den Karagwah, Uganda und Unyoro genießt er fast göttliche Verehrung. Niemand darf, bei Todesstrafe, den Namen des Sultans führen, dessen Gewalt nur in dem Ada, altem Herkommen, verderbten Gebräuchen, eine Art von Schranke findet. Der Afrikaner ist, gleich dem Asiaten, von Natur ein conservativer Mensch, und darin liegt sowohl die Ursache wie die Wirkung seiner Unfähigkeit, sich zu einer höhern gesellschaftlichen Ordnung emporzuarbeiten. Der Häuptling ist von barbarischem Staat oder Pomp umgeben, er besitzt große Dörfer, in welchen seine Weiber und Sklaven wohnen, hat immer ein Geleit von Bewaffneten und hält es unter seiner Würde, auch die reichsten Araber zu besuchen. Die monarchischen Stämme sind Legitimisten von der alten Schule, die einen neuen Mann verschmähen.

Bei den aristokratischen oder halbmonarchischen Völkern, z. B. den Wanyamwezi, hängt die Macht des Sultans hauptsächlich von seinem Reichthum und seiner Persönlichkeit ab; ein kräftiger Mann wird sich zu uneingeschränkter Gewalt emporarbeiten, und mit seinen Unterthanen ohne Gnade oder Barmherzigkeit verfahren. Sein Rath besteht aus einer Anzahl von Leuten, die nicht selten mit ihm verwandt sind, und sich nach Möglichkeit geltend zu machen suchen; manchmal können diese Aeltesten und Beiräthe zusammen eben so viele Krieger aufstellen als der Sultan, der alsdann Rücksichten zu nehmen hat. Ein persönlich schwacher Häuptling gilt dann nicht viel, ist aber immerhin für den Kaufmann und den Reisenden ein Mann von Bedeutung, weil er mit leichter Mühe Zank und Streit hervorrufen, Mord verüben lassen oder sich förderlich bezeigen kann. Es steht bei ihm, Träger für eine Karawane zu stellen oder zu verweigern, einen Weg zu eröffnen oder zu verlegen, und Lebensmittel zu liefern oder nicht. Deshalb hat das Reisen in Gegenden, wo man den Häuptling günstig gestimmt hat, keine besonderen Schwierigkeiten, wird aber andern Falles ungemein lästig und gefährlich. Doch sind im Allgemeinen die Sultane so eigennützig und so klug, die Reisenden und Kaufleute zu beschützen.

Eine patriarchalische oder republikanische Regierungsform kennt

Ostafrika nicht. Die Wasagara wählen (gleich den Banyai in „Monomotapa“) allerdings ihren Häuptling, aber sofort nach der Ernennung wird er Monarch. Diese Schwarzen haben gleichsam instinktmäßig Achtung und Furcht vor dem Häuptling und den Vorstehern, Aeltesten, wissen aber nichts von Beschränkung der Gewalt und einer natürlichen Gliederung in höher und niedriger gestellte Klassen und Leute; selbst Ehrenzeichen und Auszeichnungen sind ihnen unbekannt. Also Rangklassen hat man nicht, keiner gilt oder hält sich für mehr als alle Anderen, auch giebt es bei so durchaus barbarischen Verhältnissen keine Oligarchie von Gelehrten. Nur allein die Stärke gebietet, aber gegenseitige Eifersucht läßt es nicht zu vereinigten Bemühungen kommen, und ein Geist der Vaterlandsliebe kann sich gar nicht entwickeln. Kein Mensch kümmert sich um das Gemeinwohl, jeder nimmt lediglich seine eigenen persönlichen Belange wahr, und wie sollte dabei bürgerliche Ordnung und Sicherheit oder ein geregeltes Verhältniß zu anderen Völkern erwachsen können?

Bei den am niedrigsten stehenden Schwarzen gilt der „Sultan“ am allerwenigsten, und Jeder hält ihn für seinesgleichen. Die Würde und der Vorrang eines solchen Häuptlings besteht eigentlich nur darin, daß er auf einem dreibeinigen Schemel sitzen darf, mehr Messingdraht als Glasperlen trägt, und etwas bessere Kleider als seine Unterthanen besitzt. Den Fremden, welche ins Land kommen, muß er ein Gegengeschenk machen, und in einzelnen Fällen zuerst eine Gabe darreichen. Die Aeltesten, welche seinen Beirath bilden, erhalten keine Besoldung, reden ein gewichtiges Wort mit und verlangen Antheil von den Geschenken oder von Erpressungen und auferlegten Strafgebühren. Wer durch diese Leute irgend etwas erringen will, muß sie bestechen, denn ihr Einfluß auf das gemeine Volk ist nicht gering.

Legitimität ist die Regel, und durchgängig folgt der älteste Sohn dem Vater; nur bei den Wasukuma im nördlichen Unyamwezi geht die Herrschaft auf den Schwestersohn über, weil man in dieser Weise sicher weiß, daß königliches Blut vorhanden ist. Der neue Gebieter erbt alles Eigenthum des Verstorbenen, auch die nachgelassenen Frauen. Diese ächt afrikanische Praxis waltet auch bei manchen anderen Völkern vor, namentlich bei den Bakuene. Unter den Wanyamwezi herrscht der Brauch, daß die unehelichen Kinder mit den ehelichen bei der Erbschaft in gleiche Theile gehen, doch findet er auf die Nachfolge in der Herrschaft keine Anwen-

dung. In Usukama geht die Würde eines Häuptlings, der keine Söhne hinterläßt, auf dessen Wittwe über.

Mit dem Strafrecht verhält es sich sehr einfach. Die Sar (Blutrache, Blutfehde, Vendetta) und deren Zubehör (Diyät, Wehrgeld) sind in den Anfängen vorhanden und noch nicht in so verwickelter Weise ausgebildet wie bei den Arabern. Wer einen andern tödtet, verübt nicht, wie bei uns, ein Verbrechen gegen die Gesellschaft, sondern nur gegen einen Einzelnen, dessen Angehörige sich dann rächen wollen. Der Häuptling entscheidet sich dafür, daß Blutgeld an die Verwandten gezahlt werde, nimmt dasselbe auch wohl selbst und für sich in Anspruch, im Fall er sich mächtig genug glaubt; ihm liegt daran, daß das Hinüber- und Herübermorden nicht andauernd werde. So geschieht es, daß bei einigen Stämmen der Einzelne Rache nimmt, bei anderen sie dem Sultan überträgt. Hier nimmt er als Ersatz für einen erschlagenen Bruder einige Stück Vieh, dort übt er durch Mord Wiedervergeltung. Eine Abstufung in den Bestrafungen und Bußen giebt es also nicht; manchmal kommt ein Mörder mit einigen Ochsen weg, während ein Dieb gespeert, geköpft oder als Sklav verkauft wird, nachdem der Häuptling sich alle seine Habe angeeignet.

Der Grund und Boden ist in Ostafrika überall volles Eigenthum des Besitzers; der Häuptling hat auf ihn keinen Anspruch, und von Lehnwesen kennt man nicht einmal eine Spur. Ein Stamm, der fortwandert, verliert dadurch sein Anrecht auf das Land, das von anderen in Besitz genommen werden kann; in solchem Falle läßt sich aber der Sultan von den neuen Ansiedlern eine Gebühr zahlen. Seine Einnahmen sind verschiedener Art; die Ackerbau treibenden Stämme entrichten eine kleine Abgabe vom Getreide. Ohne des Häuptlings Einwilligung darf Niemand säen oder ernten, und er giebt sie in der Art, daß er Vortheil davon hat. Bei den Jägervölkern wird der Elephant ein Eigenthum Derer, welche ihn erlegt haben; aber von solchen Thieren, welche in des Sultans Gebiet verwundet oder todt gefunden werden, nimmt dieser einen Zahn für sich in Anspruch, wie denn auch todte Löwen als Eigenthum der Krone betrachtet werden. Wildpret wird zwischen dem Häuptling und den Aeltesten vertheilt, und Beide nehmen auch einen Theil von dem Zeug und den Glasperlen in Anspruch, welche von den Karawanen gegen Elfenbein ausgetauscht werden. Manche haben nicht unbeträchtliche Vorräthe von solchen Waaren aufgehäuft; von

den Sklaven, welche durch das Gebiet eines Häuptlings getrieben werden, muß der Eigenthümer eine Abgabe entrichten. Mächtige Häuptlinge verlangen Geschenke und erwiedern dieselben nicht; schwächere geben wohl einiges Vieh und andere Lebensmittel, erwarten aber ihrerseits den Werth davon zehnfach in Messingdraht, Zeugen und Glasperlen. Der Fremde hat nicht nöthig diese Dinge zu geben, es ist aber herkömmlich, sie nicht zu verweigern. Gütereinziehungen und Strafen sind ungemein häufig; hier nur einige Fälle. Der Monsunregen verzögert sich; sogleich befiehlt der Häuptling dem Mganga den Mann ausfindig zu machen, welcher daran schuld sei. Dieser wird sogleich getödtet, und der Sultan zieht das Vermögen ein. Dasselbe thut er mit der Habe aller Verbrecher und Hingerichteten, selbst einen Sklaven, den der eigene Herr tödtet, beerbt er. Bei den mehr republikanischen Stämmen lebt der Häuptling vom Schweiß seiner Sklaven.

Die Sklaverei reicht in Afrika bis in die ältesten Zeiten hinauf und ist gegenwärtig ganz allgemein. Mit Ausnahme der Wahinda, Watosi und Wagogo können alle Völker im äquatorialen Ostafrika von der Küste bis Udschidschi und zu den Gegenden im Westen des Tanganyika-Sees als Sklavenracen bezeichnet werden. Ein Araber und ein Msawaheli, ja selbst ein Höriger aus Zanzibar wird dagegen überall als Murungwana oder freier Mann angesehen. In manchen Landestheilen führt man mehr Sklaven ein als aus; dort stehlen die Leute Sklaven aus anderen Stämmen, verkaufen aber ihre eigenen Landsleute nur, wenn sie überwiesene Verbrecher sind, also gestohlen, böse Zauberei getrieben oder sich selbst die oberen Vorderzähne früher als die unteren ausgeschlagen haben. Freilich wird im Nothfall ein Mann gar kein Bedenken tragen, seine Frauen, Kinder und Verwandten oder auch sich selber zu verkaufen. Es ist schon erwähnt worden, daß bei manchen Völkern der Oheim ein Recht besitzt, über seine Neffen und Nichten zu verfügen.

Verhältnißmäßig ist die Barbarei beim Sklaventransportiren nur gering. Allerdings werden in solchen Gegenden, in welchen Gefahr ist, daß der Sklav geraubt werde oder entlaufen könne, die Unglücklichen aneinander gebunden, aber durchgängig ist die Behandlung mild, und gute Worte müssen das Beste thun. Oft liegt der träge Sklav gemächlich im Schatten, während sein Herr sich in Sonne und Wind abmüht; er wird gut genährt und hat wenig

zu thun, während der Träger in der Karawane schwer belastet und lediglich auf sich selbst angewiesen ist. Das Verhältniß zwischen Herrn und Sklaven erscheint wie die Stellung eines Beschützers zum Schutzbefohlenen, des Patrons zum Clienten; man redet den Sklaven mit Ndugu yango, mein Bruder, an, und Schläge oder harte Reden kommen nur selten vor. Das eigentliche Wesen der Sklaverei, nämlich Zwangsarbeit ohne Lohn, ist vielleicht in Indien häufiger als in Ostafrika, das keine an die Scholle gebundenen Menschen kennt. Allerdings kommen als Ausnahme scheußliche Dinge vor; das läßt sich aber nicht anders erwarten bei Leuten, die gar keine Achtung vor dem menschlichen Leben haben. Der Kirangozi, Führer, welcher Burton von Udschidschi nach der Küste zurückgeleitete, hatte eine Sklavin bei sich, welche wegen beschädigter Füße nicht rasch mit fortgehen konnte. Da schlug er ihr den Kopf ab, damit sie ja nicht einem Andern als Eigenthum zufalle.

Die für den Ausfuhrhandel bestimmten Sklaven werden, gleich dem Elfenbein, weit und breit im Lande aufgekauft, und aus den Hauptniederlagen, nämlich der Insel Kasendschi, Udschidschi, Unyanyembe und Zungomero, durch Araber oder Wasawahelikaufleute nach der Küste geführt, wo sie dann auf dem großen Sklavenmarkt in Zanzibar einzeln losgeschlagen werden. Im Innern treiben die Stämme unter einander Sklavenhandel, und es läßt sich nicht absehen, wie demselben gesteuert werden könne. Der Afrikaner führt Krieg, um Menschen oder Vieh zu erbeuten. Einige Hirtenstämme, z. B. die Wamasai, Wakuafi, Watuta und Warori, stellen als Grundsatz auf, daß nur sie allein das Recht haben, Heerden zu besitzen, und dasselbe von ihrem Urahn erhielten, welcher das Rindvieh geschaffen habe; dieses gehöre also, wo es sich auch finden möge, lediglich ihnen allein. Doch bleibt des Krieges Hauptzweck der Menschenraub, welcher sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt hat. Derartige Fehden bringen Vortheil und Ruhm für den Sieger; ein mächtiger aber armer Häuptling wird nicht leiden, daß seine Nachbarn reicher seien als er selber, er sucht also Streit, überfällt den Schwächern, treibt das Vieh weg, raubt Menschen und verkauft sie an die erste beste Karawane; vorher hat er die Dörfer verbrannt. So wüthen diese Schwarzen gleich Wölfen gegeneinander, und entvölkern und verheeren das Land. Der Sklavenhandel verewigt den Glauben an die schwarze Kunst, auch die Verwandten eines wirklichen oder angeblichen Verbrechers werden

nicht selten als Sklaven verkauft, damit der Häuptling sich bereichere.

An der Küste und auf der Insel Zanzibar hat man zweierlei Art von Sklaven, die in der Gefangenschaft geborenen, welche häusliche Dienste verrichten, Mowallid, und die wilden, welche aus dem Innern gebracht werden. Die ersteren werden wie Mitglieder des Hausstandes angesehen, weil die Behaglichkeit des Gebieters davon abhängt, daß die Leute mit ihrer Behandlung zufrieden sind; nicht selten ist auch die Schwester eines solchen Haussklaven Kebse des Herrn. Am folgsamsten sind die Sklaven bei den Wasawaheli, von welchen sie sehr streng gehalten werden; die Araber sind nicht so hart, und wenden nur selten Stockschläge oder das Kreuz an, vermittelst dessen Nacken und Fußknöchel zusammengebunden werden, oder den Mantakale, einen schweren Klotz, welcher den Sklaven am Entfliehen verhindern soll. Aber ein mißvergnügter Mensch verläßt heimlich das Haus, sucht einen andern Gebieter und kehrt vielleicht nach Jahresfrist wieder zum erstern zurück, als ob gar nichts vorgefallen sei. So verbindet er in gewisser Hinsicht die Vortheile der Freiheit und der Sklaverei; und ohnehin haben die Araber das Sprüchwort: ein Sklav, der gut thun soll, muß wenigstens ein Mal fortgelaufen sein. Am schlimmsten sind die Sklaven der Banyanen und der europäischen Unterthanen daran. Der Mowallid versieht die Dienste eines Trägers in ähnlicher Weise wie der Pombeiro in Westafrika; sein Herr sendet ihn von Unyamwezi und Udschidschi nach den gefährlichsten Gegenden aus, wo er den Handel vermitteln muß; der Kaufmann selbst verweilt inzwischen bei seinen Landsleuten und ruhet aus. Dieses ganze Verfahren ist für den Verkehr nachtheilig und verzögert den Umsatz über Gebühr. Der Sklav, welchem Zeuge und Glasperlen anvertraut werden, hält sich plötzlich für einen großen und wichtigen Mann, benimmt sich üppig und bleibt Monate lang an Orten, wo er seine Geschäfte binnen einer Woche abmachen könnte. Vor zwölf Jahren erhielt man in Unyamwezi für ein Pfund Glasperlen zehn Pfund Elfenbein, jetzt muß man beinahe zehn Pfund dafür geben. Jede Karawane bedarf ihrer Sicherheit wegen eine Bedeckung von Sklaven, welche Musketen führen; diese legen ihre Waffe nie ab, selbst dann nicht, wenn sie nur aus einer Hütte in die andere gehen; sie betteln, borgen oder stehlen Pulver und Kugeln, und tragen keine Last, weil man ihnen dergleichen nicht zumuthen darf; sonst laufen sie

davon. Ein freier Träger bestiehlt die Karawane nicht, wenn er dieselbe heimlich verläßt, der Musketenträger, welcher entläuft, thut es allemal. Diese Leute trinken stark und treiben mit den Frauen Unfug.

In Zanzibar kauft man lieber Kinder als erwachsene Sklaven, denn jene kann man zum Islam bekehren und zu Mowallids abrichten; doch werden sie nie so völlig zahm wie die im Hause geborenen. Erwachsene verwendet man beim Feldbau, sie bleiben aber ungelehrig und ändern sich nicht viel. Der Herr läßt sie, wenn er gerade keine Beschäftigung für sie hat, umherlaufen, und sie mögen sich dann selbst durch Stehlen oder irgendwie das tägliche Brot suchen; ihre Leichen wirft man ohne weitere Umstände ins Meer oder in die erste beste Grube. Solche Sklaven sind eine arge Plage, weil Niemand vor ihren Gewaltthätigkeiten sicher ist; sie plündern Gärten und Felder. Waffen dürfen sie nicht tragen, haben aber trotzdem in Zanzibar mehr als einen blutigen Sklavenaufstand erhoben.

Die Araber behaupten, daß die schwarzen Barbaren in der Sklaverei etwas besser würden, doch darf man billig daran zweifeln. Auch in der Sklaverei bleiben sie so wild und steifnackig wie in ihrer Heimath; sie sind eingefangen worden, lassen sich aber nicht zähmen und noch weniger civilisiren. Trotz aller Bemühungen sie abzurichten, bleiben sie doch die schlechtesten Diener auf der ganzen Erde, und ein Hausstand mit solchen Sklaven ist der ungemüthlichste, den man sich denken kann. Sie sind ungemein sinnreich, wenn es darauf ankommt, Verwirrung anzustiften, Schlechtigkeiten zu verüben, und ungehorsam zu sein. Auch in Ostafrika ist der Sklav „ein Thier, das so viel als möglich ißt und so wenig als möglich arbeitet." Sie sind plump und unbeholfen, schmutzig und sorglos, selbst mit Schlägen kann man keine andauernde Arbeit von ihnen erzwingen, und eine ganze Rotte schafft nicht so viel wie ein einziger ordentlicher Diener. Er mag nichts lernen, er hat denselben Antrieb wie der Esel, daß er nämlich nicht gehorchen will; späterhin thut er es immer nur aus Furcht. Als einzige Gegenwehr hat er den Betrug und listige Verschlagenheit, und nachdem man ihn auf einer Nichtswürdigkeit betroffen hat, sagt er ganz ruhig: „Bin ich nicht ein Sklav?" Er ist unglaublich faul und hat auch vor der allergeringsten Anstrengung eine wahre Scheu; er liebt das Leben sehr, setzt es aber auf die leichtsinnigste Weise

in Gefahr. Meilenweit läuft er vor einer solchen fort, wenn er sich von ihr bedroht glaubt, aber unterwegs wird er seine Pfeife an ein leckes Pulverfaß binden und Tabak rauchen. Musa, der indische Kaufmann in Kazeh, lag am Boden, wollte schmauchen, war aber viel zu träg, um sich eine Pfeife herbeizuholen; er schlug die Pfanne seiner Muskete auf, schüttete Tabak hinein, zündete ihn an, zog den Qualm ein, das Gewehr ging los und tödtete ihn.

Der Sklav stiehlt instinctmäßig wie eine Elster; beim Fürsten von Zanzibar wurde einmal einem europäischen Offizier während der Tafel das Gold von der Schärpe gestohlen. Der Herr giebt dem Sklaven Kleider, aber dieser trägt sie zu den Bazar, verpfändet oder verkauft sie, und geht halb nackt. Sein Hang zu berauschenden Getränken und Ausschweifung mit Weibern ist groß, und er greift zu allen Mitteln, um denselben zu befriedigen. In der Sklaverei wird er noch viel liederlicher, als er schon in seiner Wildniß war, er lernt neue Laster und Schandthaten, das viehische Wesen des schwarzen Barbaren nimmt Schlechtes von der Halbcivilisation an. Bei Mondschein wird in Zanzibar der Tamtam geschlagen und auf einer schrillenden Pfeife gepfiffen; dieser Musik widerstehen die Schwarzen nicht, und es ist dann unmöglich, sie im Hause zu halten. Männer und Weiber stürmen hinaus, tanzen, heulen, sind glücklich, und am Ende giebt es die wildeste Orgie. Der verstorbene Fürst von Zanzibar verbot aus Rücksichten der Schicklichkeit dergleichen Tänze, Nyoma. Niemand verläßt sich auf die Treue eines Sklaven.

Die Somal gewinnen im Auslande einen ganz andern Gemüthsstrich und werden aufgeweckt und heiter, während sie in ihrer Heimath düster und trübsinnig erscheinen. Aehnlich verhält es sich mit dem ostafrikanischen Schwarzen, sobald er von Zanzibar fort über die See hinweg in andere ihm völlig fremde Gegenden gebracht wird; er streift dann Einiges von seinem mürrischen Wesen ab, und bekommt eine Art von Respect vor höher gestellten Leuten. So ist „Sidi Mobarek“ als Arbeiter am Bord der indischen Dampfer gern gesehen, und weiß sich auch in seiner Weise geltend zu machen. Sidi Mobarek fühlt sich frei, und ist mit sich und seiner Umgebung zufrieden. Aber man trauet ihm doch nicht ganz; die Perser und andere Asiaten nehmen auf weiten und gefährlichen Reisen allemal so viele Weiße mit, daß sie von Seiten der schwarzen Begleitung nichts mehr zu besorgen brauchen; sie wissen, daß der Schwarze seltsame und bedenkliche Einfälle hat, und ein blutdürstiger, ver-

rätherischer Barbar bleibt. Gleich den Buschnegern in Surinam, welche einst den Holländern so große Verlegenheit verursachten, haben aus Zanzibar entlaufene Sklaven zwischen dem Berge Yombo und der Schimbaregion der östlichen Ghats eine Art von unabhängigem Gemeinwesen gebildet, Karawanen überfallen, die von Mombas nach Usambara zogen, und sich gegen andere Stämme vertheidigt. In der Gegend von Guluen unweit Barava soll auch eine Anzahl solcher entlaufenen Sklaven hausen, welche entsetzliche Verwüstungen anrichten und scheußliche Grausamkeiten verüben.

In Zanzibar weiß man viel von den schwarzen Sklaven zu erzählen. Mancher allzustrenge Gebieter ist von ihnen ermordet worden; mehr als einem wurden während des Schlafes mit dem Dolch die Augen ausgestochen. Kombo, Sklav des arabischen Kaufmannes Mohammed ben Seyf, stahl dem Fürsten einen Korb voll Gewürznelken, verbarg diesen im Hause seines Herrn und zeigte dann denselben als Dieb an. Fahl ben Nasr reiste in Handelsangelegenheiten durch Ugogo, wo er fast sein Leben verlor, denn einer von seinen Sklaven hatte den dortigen Schwarzen vorgelogen, sein Herr habe Krokodile getödtet, und benütze das Fett derselben zum Vergiften. In beiden Fällen wurden die verrätherischen Sklaven nicht bestraft, denn Züchtigung hätte sie doch nicht gebessert; höchstens wären sie fortgelaufen.

Von den Sklavinnen läßt sich auch nichts Rühmliches sagen; von Ehre oder Schande, Keuschheit oder Anstand haben sie keinen Begriff. Kein Mensch hält die Mutter seiner Kinder für treu oder glaubt mit Bestimmtheit daran, daß diese Kinder von seinem eigenen Blute seien.

Ueber den durchschnittlichen Preis der Sklaven läßt sich nichts Genaues feststellen. Kein anderer Handelsartikel, nicht einmal das Pferdefleisch, wechselt und schwankt auf dem Markte so sehr als die schwarze Menschenwaare. Der Preis beträgt von sechs Fuß ungebleichten Baumwollenzeuges oder einige Pfund Hirse, in Zeiten der Hungersnoth, bis zu siebenzig Dollars. Im Innern, wo die Sklaven oft Gelegenheit zum Entlaufen finden, sind sie am billigsten, in Unyamwezi schon etwas theurer, und auf der Insel Zanzibar stellt sich der Preis am höchsten. Hier hat sich derselbe in den letztverflossenen Jahren verdoppelt, wahrscheinlich deshalb, weil auch dort das Geld wohlfeiler geworden ist. Man bezahlt einen noch nicht mannbaren Knaben mit fünfzehn bis dreißig Dollars, unter fünfzehn Jahren

gilt er eine Kleinigkeit weniger; ein Mann zwischen fünfundzwanzig und vierzig Jahren ist dreizehn bis zwanzig Dollars werth, ist er älter, nur etwa zehn Dollars. Sklaven, die so weit abgerichtet sind, daß sie als Faktoren beim Handel im Innern verwendet werden können, erhält man für fünfundzwanzig bis siebenzig Dollars; Sklavinnen kommen immer um ein Drittel theurer zu stehen als Männer. Die Eingangsabgabe, welche in Zanzibar bei der Sklaveneinfuhr für jeden Kopf entrichtet werden muß, ist je nach Herkunft und Abstammung der Leute verschieden; von den Wahiao, Wagindo und anderen, die aus Kiloa gebracht werden, muß ein Dollar erlegt werden, für jene aus Mrima und den Küstengegenden zwei Dollars, und für solche aus Unyamwezi, Udschidschi, und überhaupt aus dem Innern, drei Dollars. Die Hauptniederlage ist Unyanyembe und dort hat man Mittelpreise; ein Knabe kostet acht bis zehn Doti, Doppelzeuge, ein Jüngling neun bis elf Doti, ein kräftiger Mann fünf bis zehn, und ist er schon etwas älter, vier bis sechs Doti. In Karagwah und Urori kann man Alles noch wohlfeiler haben. Oberst Hamerton, englischer Consul in Zanzibar, welcher mit den Landesverhältnissen genau bekannt war, versicherte, daß dort die Einfuhr im Durchschnitt jährlich vierzehntausend Sklaven betrug; sie wechselte zwischen neuntausend und zwanzigtausend Köpfen. Durch Tod und Flucht entsteht jährlich ein Abgang von dreißig Procent; alle drei oder vier Jahre muß also eine völlige Erneuerung stattfinden.

Auf Zanzibar selbst ließe sich der Sklaverei mit einem Schlage leicht ein Ende machen, und nach Verlauf einiger Zeit würden auch die großen Grundbesitzer begreifen, daß ihnen selbst daraus Nutzen erwüchse. Der Sklavenausfuhr nach Asien könnte ein kleines Geschwader von Dampfern wirksam steuern. Aber trotz alledem würden die Ursachen der Sklaverei und des Sklavenhandels bleiben, die im Innern nach wie vor wirksam sind. Der Afrikaner will und mag nicht arbeiten; all sein Tichten und Trachten geht dahin, sich Sklaven zu verschaffen, die ihm seinen Acker bestellen. Burton meint: „Wenn ein gesteigerter Verkehr mit dem Küstenlande bei den Barbaren Bedürfnisse erregt, welche ihn zwingen, selber thätig zu sein, damit er sie befriedigen könne, dann werde die Sklaverei aufhören.“ Wir sind anderer Meinung, und ein Blick auf Westafrika genügt, die Sache zu erläutern. Dort hat man seit dreihundert Jahren lebhaften Verkehr mit den Negern, und diese sind auch heute noch nicht um ein Haar anders geworden; sie haben

die Sklaverei in demselben Umfange wie früher und treiben den Sklavenhandel fort, trotz aller „sentimalen Kreuzergeschwader“, die bis auf diesen Tag nichts weiter gewesen sind als eine kostspielige und so gut wie überflüssige Maaßregel. Aber die Engländer wollen nun einmal mit „philanthropischen Redensarten“ regalirt sein.



a. Mnyamwezi. b. Msaramo. c. Mgogo.
d. Mganga, Zauberer, mit Antilopenhörnern.
e. Mugungu Mbaya.
f. Muyinyi Kidogo.
g. Ein Träger in der Karawane.
h. Eine Frau aus Udschidschi.
i. Der Kirangosi, Karawanenführer.
k. Eine Mutter mit dem Kinde.

Siebenzehntes Kapitel.

Die Rückreise von Kazeh in Unyanyembe über Zungomero nach Konduchi an der Küste. — Ein mißlungener Versuch, den Lauf des Lufidschi zu erforschen.

Wir haben nun die sehr beschwerliche Rückreise Burton's und Speke's von Kazeh bis ans Meer zu schildern, und wollen uns dabei möglichst kurz fassen. Die Wanderer hatten auf derselben großes Ungemach und viele Widerwärtigkeiten zu bestehen, deren sie doch am Ende noch glücklich Herr wurden. Aber selbst in Zanzibar hörten die Unannehmlichkeiten noch nicht auf.

Burton rüstete sich zu Anfang des Septembers 1858 in Kazeh zur Abreise. Am 5. jenes Monats traf dort ein muselmännischer Kaufmann, Musa Mſuri, der schöne Moses, ein, der lange Zeit in Karagwah verweilt und überhaupt ein abenteuerliches Leben hinter sich hatte, das für die ostafrikanischen Verhältnisse charakteristisch erscheint. Vor etwa fünfunddreißig Jahren verließ Musa, ein armer Mohammedaner von der Kodschasekte, seine Vaterstadt Surate in Indien und begab sich zu seinem Bruder, der in Zanzibar ein Unterkommen gefunden hatte. Mit Unterstützung des Statthalters unternahm er dann einige Reisen ins Innere. Im Jahre 1825 besuchten beide Brüder das „Land des Mondes“, wohin vor ihnen noch keine arabischen Kaufleute gekommen waren; diese handelten damals auf den Märkten von Usanga und Usenga, die etwa ein Dutzend Tagemärsche südsüdöstlich von Kazeh liegen. Musa wurde in dem wohl

angebaueten Unyamwezi freundlich aufgenommen, und kam mit 800 Farassilah Elfenbein (28,000 Pfund) glücklich nach Zanzibar zurück. Später unternahm er dann noch manche Reisen und besuchte insbesondere auch die nördlichen Reiche. In Karagwah fand er Gelegenheit, dem schon früher von uns erwähnten Sultan Armanika gegen dessen aufständischen Bruder Rumanika wichtige Dienste zu leisten, und dehnte sein Geschäft immer mehr aus, so daß er nun der reichste Kaufmann in Kazeh war und viele Schuldner hatte. In seinem Waarenlager fanden sich stets viele Käufer und Verkäufer ein, sowohl Araber wie Afrikaner, und er hatte stets große Vorräthe von Zeug, Glasperlen, Draht und anderen Gegenständen, für welche er Elfenbein eintauschte. Als Burton ihn kennen lernte, war er gegen fünfzig Jahre alt, hatte die regelmäßigen Gesichtszüge, welche man bei indischen Muselmännern aus den höheren Klassen oft findet, war aber dem Opium so leidenschaftlich ergeben, daß er in jeder Tasche Pillen trug. Er kleidete sich ungemein sauber, seine Gewänder dufteten von Jasminöl und Sandelholz; seine Wohnung glich einem kleinen Dorfe, hatte große Eingangsthore und geräumige Höfe, in denen sich viele Sklaven und Kundleute bewegten. Musa hatte es weiter gebracht und lebte viel stattlicher als alle arabischen Kaufleute. Er hatte zwei Söhne mit verschiedenen Sklavinnen gezeugt. Der älteste kannte einige englische Wörter, sprach aber nicht das Hindustani, in welchem sich doch sein Vater, auch nachdem er schon so lange aus der Heimath abwesend war, noch sehr rein und geläufig ausdrückte. Der eine Sohn war ein Trinker und Zänker, welcher den Reisenden belästigte und um einen hübschen Anzug bettelte.

Musa erschien in Begleitung der angesehensten Araber, um Burton zu besuchen, welcher ein Empfehlungsschreiben des Sultans von Zanzibar an ihn hatte. Er beschenkte den Reisenden und behandelte ihn mit Aufmerksamkeit.

Inzwischen war die Noth mit den Trägern sehr groß; diese Leute haben keinen Begriff von Zucht oder Einordnung in ein Ganzes, machen immer neue Einwendungen, verlangen Gaben, auf welche sie keinen Anspruch haben, machen nicht selten Miene zu entlaufen, und der Verdruß mit ihnen nimmt kein Ende. Burton erzählt alle Einzelnheiten darüber sehr ausführlich, offenbar in der Absicht zu zeigen, daß er Recht gehabt habe, sie in Zanzibar nicht zu belohnen. Wir übergehen aber diese für unsere deutschen Leser unwichtigen Dinge.

Kurz vor Burton's Abreise aus Kazeh trafen dort verschiedene Reisende ein, von denen er Erkundigungen über Land und Leute einzog. Der Araber Selim ben Raschid war in Usukuma und im Osten des Nyanza-Sees gewesen, um Elfenbein zu kaufen, und hatte einen Msawaheliträger mitgebracht, den eine Karawane unter den wildesten ostafrikanischen Völkern, nämlich den Wamasai oder Wahumba, zurückgelassen. Inmitten dieser Räuber und der eben so nichtswürdigen Warudi hatte der Mann zwei Jahre verlebt; von ihm erhielt Burton einige werthvolle Mittheilungen über die große nördliche Route zwischen der Küste und dem Nyanza. Ferner machte er Bekanntschaft mit einem graubärtigen Araber, Emir ben Seid el Schakſi, der weit ins Innere vorgedrungen war. Einst scheiterte sein Fahrzeug auf dem Tanganyika-See, aber der Kaufmann rettete sich durch Schwimmen und mußte sich fünf Monate lang von Wurzeln und Früchten ernähren, bis ein arabischer Nachen ihn wieder nach Udschidschi brachte. Mit diesem redseligen Alten, der gern von seinen Fahrten erzählte, verbrachte Burton manche Stunde.

Am 25. September meldete Seid ben Selim aus Masui, einem kleinen Dorfe in der Nähe von Kazeh, daß er zur Abreise bereit sei, doch verging noch ein Tag, bevor dieselbe angetreten wurde. Es war nun die Jahreszeit, in welcher Lebensmittel theuer und in manchen Gegenden nicht einmal zu haben sind. Doch waren die Wasungu (Europäer) reichlich mit afrikanischem Geldeswerth versehen. Sie hatten vierzehn Trägerladungen Zeug, nämlich 645 Domestics, 653 blaue Cottons und 20 gefärbte Tücher als Geschenk für die Häuptlinge. Dazu kamen eine Menge von Glas- und Porzellanperlen und verschiedene andere Gegenstände. Auch sechszehn Stück Rindvieh waren eingekauft worden, man hatte aber vergessen sie zu zeichnen, und so wurden sie verwechselt. Bald waren alle fortgelaufen.

Der gastfreundliche Suey ben Emir erschien am 26. September, um beim Aufbrechen der Reisenden anwesend zu sein und sie noch einmal mit einem Frühstück zu bewirthen. Dann wurde unter brennender Sonne, aber bei kaltem Winde, der drei Meilen lange Weg nach Masui zurückgelegt, wo Seid ben Selim mit der Karawane lag. Erst am 4. Oktober hatte dieselbe nach allerlei überflüssigem Aufenthalt Hanga erreicht, Burton's früheres Quartier an der Ostgränze des Distrikts Unyanyembe. Mehrere Sklaven liefen fort, die Söhne Ramdschi's waren widerspänstig wie immer, die Träger

schwierig. In Hanga erkrankte Speke, der sich unterwegs bei heftigem Ostwind erkältet hatte und schon nach der zweiten Tagereise vom Fieber geschüttelt wurde. In dem elenden Neste Hanga wohnten die beiden Europäer in einer Art von Kuhstall, in welchem es von Ungeziefer wimmelte. Der kalte Wind blies in diese elende Herberge hinein. Speke konnte auf dem einen Ohre nicht hören, ein Auge war entzündet, das Gesicht geschwollen; im Körper zog ein Schmerz umher, der oft die Stelle veränderte und von Leber oder Milz ausging. Erst verspürte der Kranke ein Brennen wie von glühendem Eisen, über der rechten Brust, das sich dann mit scharfen Stichen über die Herzgegend verbreitete, um die Milz herumzog, den obern Theil des rechten Lungenflügels ergriff und sich zuletzt an der Leber festsetzte. Am 10. Oktober erwachte er gegen Tagesanbruch aus einem fürchterlichen Traume. Haufen von Tigern, Leoparden und anderen wilden Thieren waren mit eisernen Haken auf ihn eingesprungen, und hatten ihn wie im Wirbelwind über die Erde hingeschleift. Er saß auf dem Bettrande und schlug mit beiden Händen an seine Seiten. Der Schmerz hatte ihm fast den Verstand geraubt; aber er rief doch nach Bombay, der selber einmal an der Kichyomachyoma, den „kleinen Eisen", gelitten hatte. Der Diener nahm Speke beim rechten Arme, brachte ihn in eine sitzende Stellung, denn liegen konnte er nicht, und drehete ihm den Kopf mit der linken Seite nach rückwärts. Dadurch verloren sich die entsetzlich schmerzhaften Stiche; die nächsten Krämpfe waren nicht mehr so stark, aber der Kranke war seines Verstandes nicht mächtig, und er wollte immer seine beiden Seiten mit den Händen schlagen, woran jedoch Bombay ihn verhinderte.

Am andern Morgen wankte Speke, auf Bombay und Gaetano gestützt, nach dem Zelte; als er aber den einen Diener wegschickte, um einen Stuhl zu holen, und damit die Stütze unter dem einen Arme verlor, stellten sich sogleich wieder heftige Krämpfe und Stiche ein; alle Muskeln zogen sich zusammen. Die Diener brachten ihn wieder ins Haus, wo er abermals von epileptischen Anfällen gepackt wurde und sich dabei geberdete wie ein von der Wasserscheu Ergriffener. Er sah die Gestalten scheußlicher Teufel, Riesen, Geister mit Löwenköpfen, welche ihm mit übermenschlicher Kraft alle Sehnen und Flechsen bis auf die Fußknöchel herabrissen. Endlich saß oder lag er vielmehr auf dem Stuhle mit Krämpfen in allen Gliedern, geisterhaftem Antlitz, starrenden Augen, steifem Körper

und fing an zu bellen; dabei waren Mund und Zunge in einer eigenthümlichen, hackenden Bewegung, die Lippen standen weit vor, das Athmen war schwer und der Kranke sah so schrecklich aus, daß man ihn kaum erkannte. Nachdem dieser dritte Anfall, der auch der heftigste war, sich gelegt hatte, forderte Speke Feder und Papier und schrieb einen zusammenhanglosen Abschiedsbrief an seine Familie. Aber nun war auch die Krisis überstanden; von nun an bewegte er sich nur mit großer Vorsicht und nie ohne Beistand: die folgende Nacht war schon besser, doch mußte er in Kissen gehüllt sitzen und konnte sich erst nach Verlauf einiger Wochen wieder auf die Seite legen. Der Schmerz war weniger heftig, hörte aber noch nicht ganz auf; der Kranke bemerkte darüber: „das Messer steckt in der Scheide.“ So verhält es sich mit der ostafrikanischen Kichyomachyoma. Es ist entweder eine Nachwirkung des Fiebers, das dem Europäer in Zanzibar so viel zu schaffen macht, oder es rührt von den Miasmen her, welche ja so mannigfache Krankheiten hervorrufen. Burton ließ sogleich durch einen Eilboten von Sney ben Emir die nöthigen Arzeneien holen. Die Araber wenden gegen die „kleinen Eisen“ gepulverte Myrrhe mit Eidotter an, indem sie beides mit Mehl von der Mungbohne (Phaseolus Mungo) vermischen und den Brei auf die Glieder legen. Bei Speke half dieses Mittel nicht viel. Seid ben Selim munkelte viel von dem Einflusse, welchen der „Vater des Haares“ ausübe, nämlich der prachtvolle Komet, welcher damals am westlichen Himmel stand, und drang darauf, daß der Mganga, der Medicinmann der Karawane, herbeigeholt werde. Dieser ehrwürdige Mann erschien denn auch, verlangte und erhielt seinen Lohn im Voraus, nämlich eine große Ziege, bestrich mit dem Fette derselben zwei Holzstückchen, die er mit einem Faden aus Baumbast umwickelte, und dann dieses Lebenselixir, Mpigi, um Speke's Leib band. Der Faden riß aber gleich nachher.

Speke's Krankheit verzögerte die Weiterreise, aber eine Luftveränderung war unumgänglich nothwendig; auch Burton's Glieder waren erstarrt, er konnte nicht gehen, sondern mußte sich in einer Hängematte tragen lassen. Die Stationen wurden nun kürzer, die Sonne brannte nicht mehr so arg, und der Wind war milder: nachdem man vierzehn Monate vom Fieber geplagt gewesen war, glaubte man sich nun leidlich acclimatisirt und Alle lobten Wasser und Luft. Speke konnte nach vierzehn Tagen wieder reiten; der heftige Schmerz in der Leber war verschwunden, doch blieb eine

Zeit lang ein lästiges Kopfweh und Neigung zum Erbrechen, besonders wenn er sich auf den Nachmittagsmärschen der Sonne aussetzte. Nachher bekam er wieder guten Schlaf und das Essen schmeckte ihm; zu Khoko in Ugogo, konnte er schon wieder ein Gewehr tragen und auf Perlhühner und Antilopen Jagd machen. Auch die goanesischen Diener, welche viel an Fieber und Schmerzen im Gesichte gelitten hatten, erholten sich.

Burton verließ das schmutzige Hanga am 13. Oktober und damit begann eigentlich erst die Heimreise. Die sieben kurzen Märsche bis nach Tura nahmen fünfzehn Tage in Anspruch; in Tura, welches er am 28. erreichte, mußte er sechs Tage lang bleiben, um die für den Marsch über das „Feurige Feld" nöthigen Nahrungsmittel zusammenzubringen; sie waren in jener Gegend selten und theuer. Die Karawane bestand aus den beiden Europäern, zwei Goanesen, Bombay mit zwei Sklaven, dem ochsenköpfigen Mabruki, dem halbblütigen Masruiaraber Nasir aus Kaseh, und dem jungen Msawabeli Tausiki, der sich als Flintenträger verdungen hatte; im Ganzen zehn Mann. Seid ben Selim war von zwölf Leuten begleitet; die zwölf Beludschen hatten 15 Sklaven und 11 Träger, zusammen 38; die Söhne Ramdschi's und die Eseltreiber unter ihrem Obmannn Kidogo, und ihre Sklaven, zusammen 24 Köpfe. Dazu kamen noch 68 Wanyamwezi-Träger, so daß in Allem 152 Menschen die Karawane bildeten. Am 3. November trat sie wohlgemuth von Tura aus ihren Zug über das schon früher geschilderte Feurige Feld, (Mgundu Mkhali) an, und war nach sieben Tagen bei dem Runden Steine, Dschiwe la Mkoa, wo sie einige Lebensmittel kaufte. Am 12. ging sie weiter, nach zwei Tagen hatte sie die mit Gestrüpp bedeckte Einöde hinter sich und war auf dem fruchtbaren rothen Boden der Ebene von Mdaburu. Nun zog sie durch Ugogo, und kam ohne Gefährde weiter. Magomba, Sultan von Kanyenye, empfing sie freundlich, mußte aber sehr reichlich beschenkt werden. Die Wanyamwezi-Träger schwebten in steter Furcht vor den Eingeborenen und wurden sehr gefügsam.

Burton theilte eine Unterhaltung mit, welche der Obmann der Eseltreiber, Tuanigana, anknüpfte; sie ist sehr bezeichnend. Der Kirangozo erkundigte sich zuerst nach der Gesundheit und sprach: — Dein Zustand, Mduta? (d. h. Abdullah; der Negroide kann aber dieses Wort nicht aussprechen). — Der Zustand ist sehr, (d. h. gut). — Der Zustand ist sehr. Und der Zustand von Spikka? (Es ist

Speke gemeint.) — Der Zustand von Spikka ist sehr. — Nun fährt Tuanigana fort: Wir sind den Wagogo entronnen, weißer Mann, O! — Wir sind ihnen entronnen, mein Bruder. — Die Wagogo sind schlecht. — Sie sind schlecht. — Die Wagogo sind sehr schlecht. — Sie sind sehr schlecht. — Die Wagogo sind nicht gut. — Sie sind nicht gut. — Die Wagogo sind gar nicht gut.



Die runden Steine, Dschiwe la Mkoa.

— Sie sind gar nicht gut. — Ich fürchtete mich sehr vor den Wagogo, denn sie tödten die Wanyamwezi. — Das thun sie. — Aber nun fürchte ich mich nicht mehr vor ihnen. Ich nenne sie (folgen einige derbe Schimpfwörter) und will mit dem ganzen Stamme fechten, weißer Mann, O! — So ist es, mein Bruder.

Der Eseltreiber hatte Muth, als die Gränze von Ugogo hinter ihm lag. Weniger beschränkt war Muzungi Mbaya, welchen die Beludschen zum Mohammedanismus bekehren wollten, ohne jedoch viel bei ihm auszurichten. Nach dem Tagemarsche pflegte er sich ans Feuer zu setzen, wärmte sich die Beine, räucherte sein Gesicht ein, und versank in tiefes Nachsinnen; dann und wann blickte er nach einem Kochtopfe, aus welchem ein angenehmer Duft empor-

stieg. Diese Stimmung benützte der Beludsche Gul Mohammed, um über religiöse Dinge mit ihm zu reden.

„Du, Muzungu Mbaya, auch Du mußt sterben.“

„Ugh, ugh! Sprich davon nicht, Du mußt auch sterben.“

Gul Mohammed läßt sich jedoch nicht irre machen und beginnt wieder: „Es ist ein schlimmes Ding mit dem Sterben.“

„Hu, hu! Es ist schlimm, sehr schlimm. Man kann kein hübsches Kleid mehr tragen, wohnt nicht mehr mit Weib und Kindern beisammen, kann nicht essen und trinken, nicht mehr Tabak rauchen und schnupfen. Hu, hu! Das ist schlimm, sehr schlimm!“

„Aber wir Muselmänner essen (im Paradiese) das Fleisch von Vögeln, ganze Berge Fleisch, prächtig gebraten, und trinken Zuckerwasser; wir haben, was wir wünschen.“

Darin findet der Afrikaner Widersprüche. Aus dem Fleische der Vögel macht er sich nur wenig, aber Braten liebt er, und jene Berge von Fleisch sind doch etwas Anderes, als die spärlichen Bissen, welche er im Topfe hat. Für Zucker würde er sich selber verkaufen; aber von Tabak hat der Mohammedaner nichts gesagt. Der Afrikaner fragt nun:

„Wo ist das Alles, o mein Bruder?“

Gul Mohammed zeigt gen Himmel und spricht! „Dort oben.“

Das begreift der Afrikaner wieder nicht. Die Entfernung bis zum Himmelsgewölbe ist groß; er kann nicht glauben, daß Gul Mohammed dort oben alle die leckeren Dinge mit eigenen Augen gesehen habe; deshalb fragt er: „Bist Du denn dort gewesen, o mein Bruder?“

Gul Mohammed entgegnete halb im Aerger und halb im Scherze: „Astagfar Allah, möge Allah mir verzeihen; was für ein Heide (Mschenzi) ist das! Nein, mein Bruder, ich selber bin nicht dort gewesen, aber mein Mulungu (Allah) hat es meinem Apostel gesagt,*) und dieser hat es seinen Nachfolgern gesagt, und diese haben es meinem Vater und meiner Mutter gesagt, und diese haben es mir gesagt, daß wir nach dem Tode in eine Schamba (Pflanzung, nämlich den Paradiesgarten) kommen, wo —“

*) Rasúl heißt buchstäblich, „der gesandt ist.“ Man kann also Mohammed nicht als P r o p h e t e n bezeichnen; das wäre eine Verfälschung einer Hauptgrundlage des mohammedanischen Glaubens. Mohammed wollte gar kein Prophet sein, nichts vorhersagen, sondern als ein von Allah gesandter Apostel eine Lehre v e r k ü n d i g e n.

Nun grunzt Muzungu Mbaya ein Uf! heraus und spricht: „Ist es gut, daß Du mir all diesen Upumbafu (Unsinn) erzählst, den Deine Mutter Dir gesagt hat? Also oben in den Wolken giebt es bepflanzte Felder?“

„Ganz gewiß,“ entgegnete Gul Mohammed, und giebt sich nun alle Mühe, dem Afrikaner auseinanderzusetzen, wie es sich mit dem Paradiese der Mohammedaner verhalte. Muzungu Mbaya hört ihn ruhig an, sitzt gedankenvoll da, blickt dann den Andern an und sagt etwas spöttisch: „Sehr gut, mein Bruder, Du weißt alle Dinge. Sag' mir also, ist Dein Mulungu (Gott, Allah) schwarz wie ich, weiß wie dieser Muzungu (der Europäer, Burton), oder weißbraun wie Du?“

Darauf weiß Gul Mohammed nichts zu entgegnen als: „La hul!“ Nachdem er sich eine Weile besonnen, ermannt er sich endlich und spricht: „Der Mulungu hat gar keine Farbe.“

„Tu uh uh!“ ruft der Muzungu und speiet aus, denn er meint, daß man ihn zum Besten gehabt habe; an die Fleischberge glaubt er jetzt nicht mehr, und Gul Mohammed predigt tauben Ohren.

Der Zug durch das Land Ugogo nahm drei Wochen in Anspruch, vom 14. November bis 5. Dezember. In Kanyembe traf Burton mit einer nach der Küste reisenden Wanyamwezi-Karawane zusammen, welche Elfenbein führte; dort fand er auch den Msawaheli Abdullah ben Nesib oder Kisesa, welcher ihm Thee und Zucker überließ, und von dem Speke sich „eine Menge werthloser oder vielleicht mißverstandener Nachrichten“ erzählen ließ. Am 6. Dezember traf er dann auf seinem frühern Haltplatz, Ugogi Dhun, wieder eine Karawane, die von zwei indischen Moslems aus Mombas geführt wurde. Sie übergaben ihm Briefe, die wenig Angenehmes enthielten. Der eine meldete ihm, daß er für seine Berichte über die Lage der Dinge im Rothen Meere von der Regierung einen Verweis erhalten habe; der zweite, daß an die Stelle des verstorbenen Consuls Hamerton der Kapitän Rigby ernannt worden sei, mit welchem er nachher viele Irrungen hatte. Noch ein Brief lautete: „Lieber Burton. Vorwärts! Vogel und Macguire todt, ermordet. Schreiben Sie oft an Ihren treuergebenen N. S.“

Ueber den „amtlichen Wischer“ äußert sich Burton in folgender Weise. „Aus manchen Unterredungen mit Arabern und anderen Leuten in Suez und Aden und aus Mittheilungen eines mit den Verhältnissen im Rothen Meere genau bekannten Seeoffiziers,

hatte ich während meiner letzten Ueberlandsreise nach Indien die Ueberzeugung gewonnen, daß die britische Seemacht in jenen Gewässern zu schwach und nicht ausreichend, auch der Sklavenhandel in vollem Gange sei, und daß die britischen Unterthanen und Schutzbefohlenen keinen angemessenen Schutz fänden. Ich hatte es nun nach meiner Ankunft in Zanzibar gewagt, unterm 15. Dezember 1856 darüber einen Privatbrief an den Sekretär der geographischen Gesellschaft in London zu schreiben. Derselbe enthielt einen „Bericht über die politischen Verhältnisse im Rothen Meere," und in demselben war die Hoffnung ausgesprochen, daß er zur Kunde der indischen Direktoren oder des auswärtigen Ministeriums gebracht werden möge." Was erfolgte? Der Regierungssekretär in Bombay erhielt vom Gouverneur sofort Auftrag, dem Kapitän Burton zu eröffnen, daß sein Mangel an Discretion und gebührender Achtung vor der Behörde von der Regierung mit Mißbilligung aufgenommen worden sei. Und doch hatte der aufmerksame Reisende durchaus Recht. Der amtliche Wischer war vom 23. Juli 1857 datirt; Burton erhielt denselben in Innerafrika am 5. Dezember 1858, zugleich aber auch ein Zeitungsblatt aus Bombay vom 30. Juni 1858, worin die Nachricht stand, daß zu Dschidda am Rothen Meere beinahe alle dortigen Christen ermordet worden seien, und daß man besorge, es werde in Folge dieses Gemetzels die arabische Bevölkerung auch in Suez in große Aufregung gerathen. Der Reisende hatte also die Dinge richtig beurtheilt.

Ugogi liegt halbwegs zwischen Unyanyembe und der Küste. Am 7. Dezember begann der Zug über die Berge von Usagara auf der Kiringawana-Route, die südlicher zieht als die Straße, welche Burton auf dem Hinwege eingeschlagen hatte. Beide sind da, wo der Zwischenraum am breitesten ist, 45 englische Meilen voneinander entfernt. Die Kiringawana-Linie ist die ältere und enthält einige Ortschaften, z. B. Maroro und Kisanga, welche den europäischen Geographen bekannt waren. Karawanen, welche nach der Küste hinabziehen und also keine Vorräthe an Zeug &c. mehr haben, nach denen es den habgierigen Häuptlingen gelüstet, schlagen diese Straße gern ein; wer aber landeinwärts zieht, findet die nördliche Mukondokwa-Straße bequemer, weil die Pässe auf der Kiringawana für Esel zu steil sind. Diese letztere hat 19 kurze Stationen, die in zwölf Tagereisen, jede von fünf Stunden, ohne Beschwerde zurückgelegt werden können. Lebensmittel kann man überall haben,

wenn die Warori nicht gerade abwesend sind; Wasser ist überall, wenn auch nicht immer gut. Weite Strecken bestehen aus Wald ohne Untergehölz oder übelriechendes Gras, aber die Eingeborenen sind diebisch und die Häuptlinge in ihren Forderungen unverschämt. An den vielen Bächen, die man in einem einzigen Tage oft zehnmal durchwaten muß, sind die Mücken eine entsetzliche Plage, die steilen Wege auf und ab sehr schlüpferig und oft mit Steinblöcken angefüllt, so daß die Träger ihre liebe Noth haben.

Am 7. Dezember also ging Burton von Ugogo nach Murundusi; dort ist die Gränze von Usagara und Uhehe. Der Weg führt über gewellten Boden mit Dorngestrüpp; am Fuße des Rubehogebirges, dessen Ausläufer sich bis in jene Gegend erstrecken, stehen Kalebassenbäume. Einige Stunden weiter folgt ein ungemein fruchtbares Land, das durch die von den Höhen herabrinnenden Gewässer reich befeuchtet wird; Kalebassenbäume und Sykomoren wachsen ganz prächtig; nicht minder der duftende Myombo, der Mkora, Mgongo, Ndabi, der Chanvya mit eßbaren, gelblichrothen Beeren, und eine große Akazie, die einen herrlichen Geruch verbreitet. In diesen Bäumen flattern Papageien, Tauben, Elstern, Fliegenschnäpper mit glänzendem Gefieder; unter dem saftigen Laube finden die Heerden kühlenden Schatten. Das Wasser ist rein und gut und wird aus etwa 15 Fuß tiefen Löchern geschöpft, aus welchen die Bewohner es mit Kalebassen an einem Seile herausziehen. Am Abend erhob sich ein Ostwind mit Gewitter und Regen, als Vorzeichen, daß in Usagara nun die Regenzeit komme. In der That regnete es von nun an alle Tage, bis die Reisenden das Gebirge überschritten hatten. Am 19. gingen sie in sechs Stunden von Kiniangukn bis Rudi; dieses ist der Hauptdistrikt von Uhehe. Die nächste Station von Mporota, dessen Bewohner arge Diebe sind; trotzdem mußte Burton einen Tag dort liegen bleiben. Am 12. Dezember kam er bis Jkuka, das gleichfalls in Uhehe liegt. Hier und überall weiter nach Osten hin war die Straße gleichfalls sehr steinig, führte durch Gestrüpp und Gießbäche, vier Stunden weit bis Inena in Usagara und weiter bis Ginyindo. Am 15. wurde das schöne fruchtbare Thalbecken von Maroro erreicht; es wird von einem Bergstrom durchzogen, der aus den Schluchten des nördlichen Gebirgspasses herabkommt und sich dann langsam durch die mit Tabak, Hirse, Bataten, Pisang und Mais bepflanzte Ebene windet. Das Korn stand fünf Fuß hoch und schon in Aehren;

man macht wenigstens zwei, häufig drei und vier Ernten im Jahre. Dieses von Hügeln umschlossene Becken liegt etwa dreißig Tagereisen von der Küste entfernt; es hat an seinem südlichen Ende eine ähnliche Oeffnung wie im Norden; durch jene strömt der „Fluß von Maroro" zum Rwaha ab, der in gerader Linie zwei Tagereisen weit nach Südost geht.

Maroro oder Malolo ist das „Marorrer Town" des Lieutenant Hardy, der 1811 bis 1812 von der Regierung zu Bombay beauftragt wurde, in Gemeinschaft mit Kapitän Smee, zu Kiloa Erkundigung über die ostafrikanischen Küstengegenden einzuziehen. Maroro ist keine Ortschaft, sondern ein Distrikt mit vielen kleinen Dörfern, ungesund, heiß und dumpf; die Pflanzen im Sumpflande verbreiten einen übeln Geruch, die Mücken sind giftig, die Bewohner leiden an Fiebern und Geschwüren, und sind nicht besser als die Wakhutu. Sie wohnen in sehr armseligen Tembe's; in den Feldern stehen kleine Gerüste für die Hüter der Ernte. Maroro ist der westliche Punkt, bis wohin die Kundschafter aus Mrima vordringen; oft sind hier anderthalbhundert dieser mit Musketen bewaffneten Männer anwesend, und die Wasagara machen sich dadurch gefürchtet. Das Volk zwingt in diesem Thalbecken die Karawanen, in einem Zuge durchzureisen und am andern Ende das Lager aufzuschlagen. Am 17. Dezember verließ Burton dasselbe durch die südliche Oeffnung, die sich allmälig nach Osten windet, überstieg noch einen Höhenzug und gelangte dann in das angebauete Thal des Flusses Muega. Er ist etwa zwanzig Fuß breit, hat helles Wasser, bei trockenem Wetter eine Tiefe bis zum Knie; die Ufer sind mit Binsen bestanden; er ergießt sich in den Fluß von Maroro. In diesem Thalbecken des Muega wurde übernachtet; der nächste Haltpunkt war Kiperepeta; in der Nähe dieser Ortschaft hat man einen hübschen Blick auf das Becken von Maroro. Von nun an tragen die Frauen einen aus Binsen geflochtenen Schurz; die viereckigen Tembe's hören auf und machen den Bienenkorb-Hütten Platz, die mit Rücksicht auf Vertheidigung gegen Feinde auf den Hügeln stehen. Cactus, Aloë und Milchbüsche deuten an, daß die Gegend nicht besonders fruchtbar sei. Etwa 400 Kundschafter mit Musketen warteten auf die Ankunft von Karawanen aus dem Innern.

Am 19. Dezember stieg Burton von Kiperepeta aus einen steilen Berg hinan und kam auf einen Paß, welcher in dieser Gegend von Usagara die Wasserscheide bildet. Der Abfall geht erst nach

Südwesten und biegt dann nach Südosten hin. Der Weg zu Thal führte am linken Ufer des Rufita, eines Gebirgswassers, das in der Regenzeit eine Reihenfolge von Stromschnellen und Kaskaden bildet, und in den Yovu mündet, der sich mit dem Rwaha vereinigt. So gelangt man in das Thalbecken von Kisanga, dessen Sohle rauh und uneben, aber von den Hügelabhängen bis zum Flusse sehr gut angebaut ist. Dort rasteten zwei landeinwärts gehende Wanyamwezi-Karawanen. Der Yovu durchschneidet dieses Becken in der Richtung von Norden nach Süden, und fällt gen Südosten in den Rwaha; er war vier Fuß tief, hatte ein schlammiges Bett; von den Ufern, an denen Myriaden von Stechmücken summten, strömte ein widerwärtiger Geruch aus.

Der Sultan Kiringawana hatte einen Theil seiner Jugendjahre in Zanzibar verlebt und seine Wohnung einigermaßen behaglich eingerichtet. Die Fremden, welche ihn besuchen, um ihre Zwangsabgabe zu überreichen, werden mit einem gewissen Ceremoniell empfangen. Der Herrscher affectirt angenehme Manieren, hängt auf seinen dicken schwarzen Leib Zeuge von allen Regenbogenfarben, hat einen persischen Säbel und versteht sich auf die Auswahl von Zeug. Sein Großvater, ein Mnyamwezi vom alten Wakalaganza-stamme, hatte seine Heimath in Usagozi, war ein gewaltiger Elephantenjäger und großer Zauberer, ließ sich unter den Wasagara nieder, und wußte sich durch Klugheit und Waffen in so großes Ansehen zu bringen, daß man ihn als Herrscher anerkannte. Burton erhielt einen Besuch vom Kronprinzen Msimbiri, denn Kiringawana selbst war in Rücksicht auf seine königliche Würde verhindert den Yovu zu überschreiten. Der Prinz gab einige Mittheilungen über den Rwaha und versprach Milch. Nachdem der Reisende ein sehr beträchtliches Zwangsgeschenk gegeben hatte, konnte er am 22. Dezember seine Weiterreise antreten. Der Weg führte erst ins Thalbecken des Yovu, dann in jenes des Ruhembebaches, wo Wasagara wohnen, welche Manioc, Korn und bittere Eierpflanzen verkaufen und den Boden ziemlich gut bestellen. Die Reisenden rasteten in einem Dorfe und trafen dort mit einer Wasawaheli-Karawane aus Zanzibar zusammen. Von ihr erfuhr Seid ben Selim, man habe ihn dort todt gesagt und in Folge dessen wäre sein Eigethum in den Besitz seines Bruders übergegangen.

Burton überschritt den übelriechenden Ruhembe und war nach einer kurzen Wanderung durch eine anmuthige Waldlandschaft

am südlichen Ende der Makataebene. Diese bildet eine sumpfige Fläche mit vielen Lachen; sie ist ungesund und hat viele Stechmücken. Weiterhin kam er in das Kikoboga-Becken, mußte in demselben vier Mal durch einen schlammigen Fluß waten und in einem armseligen Khambi, Dorf, übernachten. Dasselbe stand am Ausgang einer engen Thalschlucht, neben einem dunkeln morastigen Bache und wimmelte von Ungeziefer. Die Bewohner, Wasagara, stellten sich bewaffnet auf, um die Reisenden zu überwachen. Diese zogen am Weihnachtstage 1858 am Kikobogaflusse hin und stiegen dann den Mabrukipaß hinan; als sie denselben überschritten hatten, lagen die Höhen von Usagara hinter ihnen, die Ebenen von Uziraha in Khutu vor ihnen. Zur Festfeier hatten sie einen Ochsen schlachten wollen, um doch ein altenglisches Roastbeef auf ihrem Tische zu haben, derselbe war aber in Uhehe verloren gegangen, und an seine Stelle trat nun ein fetter Kapaun; statt des Plumpuddings hatten sie Erdmandeln mit Zucker.

Der Pfad ging dann durch das östliche Mbuiga, Marundue und Kirengue, Distrikte mit üppigem Pflanzenwuchs, in denen man aber keine Heerden und kaum ein wildes Thier erblickt; auch Hühner sind selten. Die elenden Strohhütten in den ganz armseligen Dörfern sehen aus wie Vogelnester, die man von den Bäumen herabgerissen hat; die Bewohner haben vergiftete Pfeile.

Am 29. Dezember erreichte Burton das „centrale" Zungomero. Das zu dieser Ortschaft gehörende Dorf, in welchem die Reisenden vor achtzehn Monaten gewohnt hatten, war jetzt nicht mehr vorhanden, und man führte sie in eine andere Niederlassung am rechten Ufer des Mgeta. Dort wurden sie von bunt aufgeputzten schwarzen Musketenträgern festlich empfangen und zum Hause des Obmannes geleitet. Am andern Tage besprach Burton mit dem Kirangozi seinen Plan, von Zungomero aus nach Südosten hin zu gehen und bei Kilwa (Kiloa) die Küste zu erreichen. Dabei stieß er jedoch auf unbesiegbare Hindernisse. Seid ben Selim zeigte sich widerwillig, Tuanigana erklärte, daß er für seine eigene Person nicht abgeneigt sei, aber seine Leute wollten von der gewöhnlichen Straße nicht abweichen. Andere sagten, wenn man den von Burton vorgeschlagenen Weg nehme, müsse man ein paar Tagereisen zurückgehen, und das sei gegen ihren Brauch. Aber kein einziger sprach die Meinung aus, daß er in Gefahr schwebe, zu Kilwa als Sklav verkauft zu werden. Sie wußten sehr wohl, daß nie Ange-

hörige der Wanyamwezi-Karawanen, welche Kilwa besuchen, dort belästigt oder gar in die Sklaverei gebracht werden.

In Folge von allerlei Irrungen wurden die Reisenden von der Mehrzahl ihrer Begleiter verlassen und mußten in Zungomero liegen bleiben. Am 11. Januar erschien eine Anzahl von Wanyamwezi, die auf der Rückwanderung nach der Küste waren. Ihr Mtongo, Führer, zeigte sich willig, dem Europäer neun von seinen Leuten zu überlassen. Am 14. Januar 1859 erhielt Burton allerlei Arzeneien und Erquickungen aus Zanzibar vom Apotheker Frost, um welche er schon im Juli 1857 gebeten hatte. Aber sie kamen ihm auch jetzt noch sehr gelegen.

Am 17. Januar langte eine starke Karawane aus dem Innern an, deren Anführer Suleyman ben Raschid el Riami, ein Araber von der Küste, unserm Reisenden manche Mittheilung über seine Wanderungen gab. Er war gemeinschaftlich mit dem Msawaheli Mohammed ben Gharib, im Juni 1857 von der Küste nach Ubena aufgebrochen und dorthin etwa sechs Monate unterwegs gewesen. Seine Begleitung bestand aus ungefähr 600 Sklaven und Freien, von denen reichlich 150 Musketen trugen. Die Karawane zog auf der großen Mbuamadschistraße nach Westen hin bis Maroro in Usagara, bog dann nach Süden hin ab, und watete durch den Rwaha, welcher den Leuten bis ans Knie reichte. Dann zog sie durch das Gebiet der Wahehe und der Wafadschi gen Süden und weit vom Flusse weg, um die Warori zu vermeiden, welche an beiden Seiten desselben wohnen. Der Sultan dieses räuberischen Volkes befand sich eben in Fehde mit den Wabena und würde nicht erlaubt haben, daß Kaufleute seinen Feind besuchten; selbst in friedlichen Zeiten nimmt er ihnen die Hälfte ihrer Habe als Geleitsgeld ab. Der Karawane lag zur Rechten oder nach Süden hin, von Uhehe bis Ubena, eine zusammenhängende Gebirgskette, von der manche Gefliesse, welche die Straße durchschneiden, in den Rwaha fallen; Wasser fand man nur in den Betten dieser Nullahs und Fiumaras. Wenn diese Kette eine irgend beträchtliche Länge hat, so ist es wohl möglich, daß sie die Wasserscheide zwischen den Seen Tanganyika und Nyassa bildet, und so durch einen südlichen Seitenstreifen die große Depression Centralafrikas scheidet. Das Land war dürr und unfruchtbar, eine Art von Ugogo, nur daß die Kalebassenbäume fehlten. Auf dem weißbräunlichen Boden wuchs kaum Gras und die Reisenden wußten nicht, wovon die zahlreichen Heerden sich ernährten. Der Masika,

Regenmonsun, begann gleichzeitig mit jenem in Unyamwezi, dauerte aber im Norden nicht halb so lange. Die Karawane konnte sich in jenem Lande oft nur in der Woche einmal mit Lebensmitteln versorgen, wurde aber von Kimanu, dem Ivari oder Sultan von Ubene, gastlich aufgenommen; auch das, obwohl wilde und grimmige, Volk schien sich zu freuen, daß Fremde zu ihm kamen. Die Wabena behängen sich mit so vielen Glasperlen als immer möglich; Tracht, Nahrungsweise und Wohnungen sind wie bei den Warori; sie sind sehr tapfer, streng monarchisch und schwören bei ihrem Häuptling. Die Warori sind aber reinlicher und nehmen oft ein Bad, während sich die Wabena mit demselben Wasser die Zähne, Hände und das Gesicht putzen.

Die Karawane des Arabers machte zu Ubena beim Einkaufen von Sklaven und Elfenbein gute Geschäfte. Die ersteren, Kriegsgefangene oder geraubte Leute, wurden nur mit vier bis sechs Fundo Glasperlen bezahlt; am Markte war so großer Vorrath, daß 800 Stück gekauft werden konnten, und jeder Pagazi, Träger, wenigstens einen sich verschaffte; unterwegs lief aber wohl die Hälfte davon. Das Elfenbein war bedeutend besser als das von Unyanyembe und glich jenem von Karagwah. Zeuge konnte man nicht anbringen.

Auf der Rückreise zog die Karawane auf achtzehn Stationen am rechten Ufer des Rwaha. Als sie einst in dem Bett des Trockenbaches (Fiumara) Bonye übernachtete, der vom südlichen Hochlande zum Rwaha fließt, kam plötzlich eine gewaltige Wassermasse herangebraust; Alles gerieth in große Bestürzung, und der wilde Strom riß etwa 150 Sklaven, die wahrscheinlich aneinander gefesselt gewesen sind, mit sich fort; auch büßten die Träger viel Elfenbein ein. Es ist immer gefährlich, an solchen Stellen zu lagern, aber der Ostafrikaner zieht sie vor, weil es dort bei Nacht warm und der Boden weich und sanft ist. Unweit vom Rwaha liegt der Hauptbezirk des Mui Gumbi, welcher in den Karawanenleuten Räuber vermuthete und ihnen mit einigen tausend Streitern entgegenzog. Als jedoch diese Warori ihres Irrthums inne wurden, zeigten sie sich sehr freundlich, und nannten die Fremden Brüder. Ihr Sultan, Mui Gumbi, ein ehrwürdig aussehender, schlank gewachsener Mann von etwa siebenzig Jahren, hatte eine helle Haut, große Ohren und eine gebogene Nase „wie ein Moghrebiner." Ihm glichen seine Söhne, etwa dreißig an der Zahl; sie waren sehr hübsch und bildeten eben dadurch einen scharfen Abstand gegen das gemeine Volk, in welchem

die Häuptlinge nur Sklaven sehen. Eine Ueberlieferung will wissen, daß dieser Herrscherstamm aus Madagaskar oder einer der umliegenden Inseln stamme. Mui Gumbi trug sehr viele Glasperlen an sich; manche waren von solcher Farbe und Gestalt, die jetzt in Zanzibar nicht mehr vorkommen, also offenbar schon alt; am linken Oberarme hatte er einen schweren Ring von Elfenbein; mit einem solchen dürfen sich nur die Häuptlinge schmücken. Die Warori wunderten sich, daß ihr Land seit längerer Zeit nicht von Karawanen besucht worden sei, und der Sultan bot dem Araber eine große Menge von Trägern ohne alle Vergütung an. Diese Leute laufen nicht fort, weil sie damit das Leben verwirken. Die Karawane kam aus dem Lande des Mui Gumbi ohne jeden Unfall, aber unter großen Entbehrungen nach der Küste zurück; denn in manchen Gegenden fehlten Lebensmittel, und mehr als einmal mußten die Leute sich mit Wurzeln und Gräsern begnügen.

Burton sah in Zungomero einige Warori, und zog über dieses Volk von Suleyman ben Raschid el Riami, sodann von Sney ben Emir und von den Arabern in Kazeh, folgende Nachrichten ein. Sie wohnen von der westlichen Gränze des Gebiets der Wahehe etwa vierzig Tagemärsche weit hauptsächlich am nördlichen Ufer des Rwahaflusses, bis etwa zum Meridian des östlichen Unyanyembe, sind halb und halb ein Hirtenvolk und stets im Kriege mit ihren Nachbarn. Sie verkaufen ihre eigenen Landsleute nicht, bekämpfen aber ihre Nachbarn, nämlich die Wabena, Wakimbu, Wahehe, Wakonongo und die Stämme von Unyangwira; und bringen die Gefangenen zum Verkauf nach der Küste, oder geben sie an die Sklavenhändler in Usagara ab. Ein erwachsener Sklav wird mit der Kleinigkeit von sechs Schukka Merkani bezahlt. Vor einigen Jahren rückte ihr Häuptling, Mbangera, mit einer Schaar Bewaffneter gegen Kalala, den Sultan der Wasukuma, wurde aber von Kalala's Schwiegersohn Kafrira, der Sultan von Kivira ist, geschlagen. Die Warori haben Unyanyembe verwüstet; dort mußte das Volk in einer natürlichen, von Felsen gebildeten Festung zwischen Kazeh und Yombo Schutz suchen; auch haben sie mehr als einmal die Besitzungen Fundikara's bedroht. Die großprahlerischen Wagogo fürchten sich vor den Warori; auch Uhehe und Unyangwira hat durch ihre Raubanfälle gelitten, die Stämme der Wakimbu und Wamia sind von ihnen aufs Haupt geschlagen worden. Sie haben die Hauptstraße, welche von der Küste durch ihr Land führt, brach gelegt, indem sie uner-

schwingliche Abgaben und selbst Bezahlung für Wasser verlangten; vor einigen Jahren ermordeten sie zwei arabische Kaufleute, und sind erst etwas ruhiger geworden, seitdem sie von den Watuta eine derbe Züchtigung erhielten. Gefährlich sind sie aber noch immer; denn als Burton nach Ugogi kam, hatten sie dort eben die Heerden weggetrieben, und ließen aus jenem Lande Niemanden in ihr Gebiet. Am liebsten rauben sie Vieh, stürzen über dasselbe wie Hyänen her, speeren es mit ihren Assagayen, hacken dann große Stücken Fleisches ab, und verschlingen dasselbe roh.

Die Warori sind kleine, zusammengeschrumpfte Wilde, ihre Sultane bilden dagegen einen großen und hübschen Menschenschlag. Die Sklaven, welche Burton sah, hatten kein besonderes Abzeichen an den Zähnen, dagegen zwei kurze in die Höhle der Schläfen tättowirte Streifen. Die Männer tragen eine Art Rock von Glasperlenschnüren, etwa zehn bis zwölf Pfund schwer, der wie eine Kapuze über die Schulter hängt; manche haben auch einen Gürtel aus demselben Stoffe, die Frauen einen Schurz von Glasperlen, der bis an die Kniee reicht; in Ermangelung von Perlen besteht er aus einer Thierhaut. Die Lieblingswaffe ist eine dünne biegsame Assagaye; jeder Krieger nimmt deren ein Dutzend und wirft sie mit großer Kraft und Genauigkeit gegen den Feind. Bogen haben sie nicht; sie lieben vielmehr den Nahkampf mit einem langen Speer; Eisen bekommen sie in Menge aus Ubena und Urori. Man sagt, sie wohnen in großen Tembe's, in deren jeder vier- bis fünfhundert Menschen ein Unterkommen finden. Ihre Hauptnahrung besteht aus Milch, Fleisch, Mais, Durra und Hirse, aber das Lieblingsgericht ist ein gemästeter Hund. Reis wächst in ihrem trockenen Lande nicht. Als Berauschungsmittel haben sie Pombe und Hanf, welchen sie aus Kürbispfeifen rauchen; auch ihren Speisen mischen sie Hanf bei. Die Warori können lange hungern und dursten. Der Häuptling behandelt Fremde gastlich, so lange sie in seinem Dorfe weilen, nachdem sie es verlassen haben, macht er sich kein Gewissen daraus sie zu plündern. Das erinnert an die arabischen Beduinen.

Am 21. Januar verließ Burton endlich Zungomero und war nach zwölf Märschen, die in fünfzehn Tagen zurückgelegt wurden, zu Konduchi an der Küste. Diese Reise bot nichts Bemerkenswerthes dar, war aber sehr beschwerlich. Der Yegeasumpf am Duthumi war sehr tief; an manchen Stellen mußten die Reisenden

bald unter einer brennenden Sonne wandern, bald unter dickem Gestrüpp hinwegkriechen, namentlich am Mgazi und an anderen Flüssen. Dort war es dumpfig, feucht, kalt, und die Ausdünstung so übelriechend, daß die Reisenden mehr als eine Ohnmacht anwandelte. Dann leistete Aetherlimonade und eine Pfeife des stärksten Tabaks gute Dienste. Nach und nach mußte auf solchen Wegen das Meiste von dem noch vorhandenen Gepäck und Waarenvorrath zurückgelassen werden. Am 25. Januar durchwatete Burton das kalte gelbe Wasser des Mgeta, war dann in Uzaramo und kam am 27. Januar glücklich an dem Dorfe vorüber, wo Maizan einen so frühen Tod gefunden hatte. Dort traf er Romazan und Salman, Kinder des Seid ben Selim, die von Letzterm insgeheim von Zungomero nach Zanzibar vorausgesandt waren und nun mit Briefen, Kleidern und Lebensmitteln zurückkamen. Am 28. Januar erreichte er Makutaniro, wo die Kaole- und die Mbuamadschi-Straßen zusammentreffen, und wo auf dem Hinwege die Wazaramo den Reisenden den Weg versperrt hatten; jetzt legten sie denselben kein Hinderniß in den Weg.

Am 30. Januar erhoben die aus Zanzibar gebürtigen Leute ein Freudengeschrei, denn sie sahen wieder einen Mangobaum; und bald auch Ananas, Kokospalmen und andere Pflanzen ihres Landes. Am 2. Februar lag endlich das Meer vor den Augen der Reisenden und wurde mit dreimaligem Jubelrufe begrüßt. Am 3. Februar 1859 ritten sie in das kleine Stranddorf Konduchi, ein, an Stangen vorüber, die mit Menschenschädeln gekrönt waren; diese befinden sich jetzt im Royal College of Surgeons in London.

Der Einzug war von den üblichen Feierlichkeiten begleitet; die Krieger tanzten, schossen ihre Gewehre ab und schrien; Groß und Klein drängte sich heran, und so gelangten die Reisenden in eine Hütte, welche der angesehenste Kaufmann des Ortes, der Baniane Premdschi, reinlich hergerichtet hatte. Noch an demselben Abend fanden einige von Burton's Begleitern Gelegenheit, nach der Insel Zanzibar überzuschiffen, die man von Konduchi aus sehen kann. Burton sandte ein Schreiben an den britischen Consul, bat um allerlei nothwendige Gegenstände, und sprach den Wunsch aus, daß man ihm eine Battela, ein Küstenschiff, ausrüsten und senden möge, da es seine Absicht sei, das Delta des Rufidschi, (Ruaha, Lufidschi) und dessen unbekannten Lauf zu erforschen.

Burton blieb vom 3. bis zum 10. Februar in Konduchi, das nichts Bemerkenswerthes darbietet.

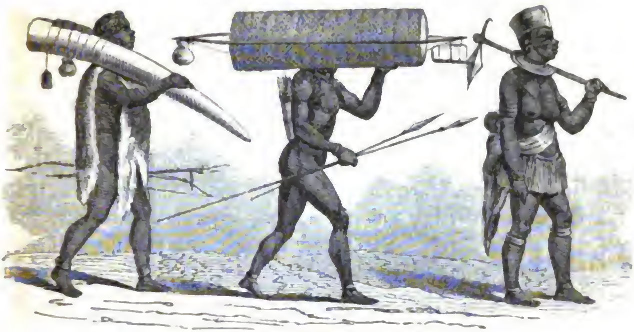
Die Battela war am 9. eingetroffen, und schon am folgenden Tage segelten die Reisenden dem Gestade entlang nach Süden hin, Kilwa zu, das die Portugiesen Quiloa nennen. Aber die Fahrt war in hohem Grad ungünstig, denn fast die ganze Bemannung starb an der Cholera. Die Seuche hatte die Ostküste von Arabien und Afrika verheert, dann auch auf den Inseln Zanzibar und Pemba gewüthet, und war von dort am Gestade hin immer weiter nach Süden vorgedrungen. Burton und Speke sahen sich also verhindert, den Rufidschi zu erforschen, welchen der Erstere als einen großen Fluß, gleichsam als ein Nebenstück zum Zambesi bezeichnet; er sei bestimmt, als wichtige Fahrbahn einst den Völkern einen Weg in das innere Ostafrika zu eröffnen. Niemand wollte auf der Battela Dienst nehmen; die indischen Banianen, in deren Händen sich der Kopalhandel in den Gegenden am Rufidschi befindet, hetzten die Häuptlinge gegen Burton auf; dazu kam, daß der Strom Hochwasser hatte, und weit über seine Ufer ausgetreten war. Unter solchen Umständen war gar keine Hoffnung auf irgend welchen Erfolg; am vierten März wandte Burton das Schiff und steuerte wieder gen Norden nach Zanzibar.

Dort trat er im britischen Consulat ab; sein Freund Hamerton war todt, und dessen Nachfolger ein ihm gar nicht zusagender Mann, Rigby, mit dem er späterhin in allerlei verdrießliche Irrungen gerieth. Auf die Anstrengungen und Aufregungen der langen Reise, folgte nun die äußerste Abspannung. Damals war gerade eine sehr unruhige Zeit in Zanzibar. Der Said Suweyni, Herrscher von Maskat, machte Anspruch auf einen Tribut, welchen sein jüngerer, in Zanzibar regierender Bruder ihm zahlen sollte. Er hatte am 11. Februar 1859 eine Menge Beduinengesindels auf einigen europäisch betakelten und vielen arabischen Fahrzeugen eingeschifft, und drohete Zanzibar zu überfallen. Hier waren die Stationen auf der Küste des Festlandes, in welchen gewöhnlich Söldlinge aus Beludschistan liegen, ohne Besatzung; deshalb wurden in Zanzibar 7000 Musketen nebst Schießbedarf an Sklaven und anderes Gesindel ausgetheilt. In einigen Daus, arabischen Fahrzeugen, kamen bewaffnete Abenteurer aus Hadramaut an, um für Den Partei zu nehmen, welcher ihnen das höchste Gebot machen werde. Die turbulenten Harisihäuptlinge auf Zanzibar wurden vom

Consul Rigby veranlaßt, auf Seite des dortigen Herrschers Said Medschid zu treten; aber die Vertreter anderer christlicher Staaten konnten sich untereinander nicht verständigen, und der französische Consul Cochet war den Ansprüchen des ältern Bruders günstig; er meinte, das Volk werde, wenn man es befrage, wohl die Herrschaft des Letztern vorziehen. Nun bewahrten die Harisi, welche über Tausende von Streitern verfügten, (Burton sah, daß man einmal 2200 Mann musterte,) eine bewaffnete Neutralität, um sich gelegentlich auf die Seite des Stärkern zu schlagen; der Handel lag völlig danieder, die Kaufleute hatten großen Verlust, und am Ende der, durch die Monsune bedingten Verkehrsmonate fehlten etwa achtzig Schiffe der Eingeborenen aus Bombay und dem Norden. Um die Verwirrung noch zu steigern, kamen einige französische Sklavenschiffe, um mit Güte oder Gewalt sogenannte „Negerauswanderer" oder „freie Arbeiter" zu laden, und nöthigenfalls dergleichen Menschen zu rauben.

Nach einigen Wochen erfuhr man, daß die Regierung zu Bombay den Kriegsdampfer Pendschab ausgeschickt, und dem ältern Bruder von Maskat bedeutet hatte, keinen Angriff gegen die afrikanische Küste zu unternehmen. Er hatte also gleich nach Arabien zurückkehren müssen. Darüber war große Freude in Zanzibar, die noch gesteigert wurde, als einige Baggalas, Fahrzeuge, von der feindlichen Flotte, welche durch Sturm verschlagen gewesen waren, genommen wurden. Die Neger tranken, tanzten und sangen eine ganze Woche lang in Einem fort, aber der Handel hatte schwer gelitten.

Der Herrscher von Zanzibar hatte sich gegen Burton in jeder Beziehung freundlich erwiesen, und der Reisende dankte ihm dafür in einer Abschiedsaudienz. Dann ging er an Bord der Clipperbark Dragon of Salem, die nach Aden fuhr. Am 22. März warf er den letzten Blick auf die Gewürznelkenbüsche und Kokosbäume von Zanzibar, und war am 16. April im Angesicht des schwarzen Kraters von Aden. Die Krisis seiner afrikanischen Fieberanfälle war auf dem Tanganyika-See eingetreten, aber noch jetzt haftete das Fieber an ihm wie ein Nessushemd. In Aden rieth ihm ein Arzt, Doctor Steinhauser, dringend zu längerer Ruhe in Europa, wohin er von Aden am 28. April 1859 abging.



Ostafrikanische Träger in einer Karawane.

Achtzehntes Kapitel.

Die Handelsverhältnisse von Ostafrika.

Wir haben in den früheren Abschnitten hin und wieder einzelne Mittheilungen über die Handelsverhältnisse gegeben, welche in dem Folgenden ihre Vervollständigung finden. Wir benützen, außer Burton, auch die Angaben Mac Leod's, der einige Zeit britischer Consul in Mosambique war.

Einer freien Entwickelung des Verkehrs stellen sich in Ostafrika viele Hindernisse entgegen. An der Küste selbst und auf den vor ihr liegenden Inseln monopolisiren die Banianen den Handel nach dem Inlande. Im Innern selbst möchten die Suaheli wo möglich jeden Mitbewerb ausschließen und arbeiten aus allen Kräften gegen die arabischen Eindringlinge, welche ihrerseits ganz offen eingestehen, daß sie die Anwesenheit der Europäer nur ungern sehen, und gegen die Eingeborenen ganz ohne Rücksicht verfahren. Sie senden Fundi, Faktoren, weit und breit im Lande umher, und diese benachtheiligen sowohl den Käufer wie den Verkäufer; die Preise für Lebensmittel wie für Handelswaaren sind immer mehr in die Höhe gegangen, und von einem gemeinschaftlichen Zusammenwirken der Kaufleute ist gar keine Rede. Weder Banianen noch Araber

oder Suaheli haben eine Ahnung davon, daß sie bei freiem Verkehr Alle gewinnen würden; sie arbeiten einander entgegen und legen sich Hindernisse in den Weg.

Die Haupteinfuhrartikel bestehen in Stückgütern und Domestics, in schlichten und gebleichten Baumwollenzeugen, Glas- und Porzellanperlen und Messingdraht. Dazu kommen außerdem indische und arabische gefärbte Baumwollenzeuge, Wollentuche, Kalikos, Kappen, Eisenwaaren, Messer, Nadeln, Eisen- und Kupferdraht, woraus man Schmuck verfertigt, und in manchen Gegenden auch Schießbedarf und allerlei Tand. Die Araber bringen auch Gewürze, allerlei Kräuterwaaren und dergleichen mehr.

Ehemals waren die Eingeborenen mit schlechten, sehr lose gewebten Kaniki zufrieden, d. h. indischen blaugefärbten Zeugen; dann kamen statt derselben die Merkani in Gunst, amerikanische Domestics, ungebleichter Shirting und Sheeting, welche man nun längst auf allen afrikanischen Märkten von Abessinien bis Mosambique findet. Aber auch die Merkani sind nicht mehr beliebt; der wilde Mann findet sie nicht dauerhaft genug, trägt in manchen Gegenden lieber eine Bekleidung aus Faserstoffen oder Ziegenfell, und kauft Perlen und Draht. Die Domestics kommen meist aus den Fabriken von Salem, Lawrence und Manchester; auf Zanzibar heißen sie Wilaiti (fremde) oder Ghami (roh), im Innern nennt man sie Merkani. Man hat zweierlei Arten: Wilaiti mpana (breit) oder Sheeting, das in Stücken von 30 Yards lang und 36 bis 38 Zoll breit verkauft wird, und Wilaiti kabibu (schmal), eben so lang, aber nur 32 bis 34 Zoll breit. Die Länge ist, je nach den verschiedenen Fabriken, auch verschieden, von 24 bis 36 Yards. Die Zeugmaaße, welche überall im Lande gelten, sind folgende:

$2^1/_2$ Fitr (kurze Spanne)	= 1 Mukono, Ziraa oder Vorderarm.
2 Mikono oder Ziraa	= $^1/_2$ Schukkah (d. h. 3 Fuß Domestics).
2 halbe Schukkah	= 1 Schukkah, Muende, Upande oder Lupande, d. h. die portugiesische Braça, also 6 Fuß Domestics.
2 Schukkahs	= 1 Tobe (arab. Saub), Doti, Unguo va ku schona (Waschzeug) oder einfach Unguo; 12 Fuß.
2 Doti	= 1 Takah.
7 bis 11 Doti.	= 1 Jurah oder Gorah, Stück.

Die Fitr oder kurze Spanne reicht von der Spitze des ausgestreckten Vorderfingers bis zum Daumen; die Schibr oder lange

Spanne vom Daumen bis zum kleinen Finger; davon gehen zwei bis zum Elbogen. Zwei Elbogenlängen machen den Wár, die Yard, und zwei Wár sind eine Baa, Faden, Klafter.

Der Preis der Domestics wechselt, je nachdem theuere oder wohlfeile Jahre sind. In Zanzibar fällt das Gorah manchmal auf 2 Dollars und steigt bis 2 Dollars 75 Cents. Unter den Dollars sind allemal Maria Theresiathaler zu verstehen, von denen 100 in Bombay gleich 213 bis 215 Compagnie-Rupien gelten. In Zanzibar zerfällt der Kronenthaler wie die Rupie in 16 Annas, jede Anna in 9 oder 8 Pice, von denen 128 auf den Dollar kommen; doch schwankt das sehr oft. Die Kaufleute führen ihre Rechnungen nach Dollars und Cents; die Araber theilen den Dollar in folgender Weise:

4 Rubab baisa (die „Pie")	=	Baisah (Plural Bipas), der indische Paisa.
8 Bipas	=	Anna.
2 Annas oder 16 Pice (Pais)	=	1 Toman oder Achtel.
4 Annas, 32 Pais, 25 Cents	=	1 Ruba, Rubo, 1/4 Dollar, indischer Paola.
2 Ruba, 64 Pais, 50 Cents	=	1 Nusu, 1/2 Dollar.
2 Nusu	=	1 Dollar.

Der spanische Säulenpiaster, Colonnate, heißt bei den Arabern Abu Madfa, bei den Wasawaheli Ripal mazinga, Kanonenthaler; er gilt im Osten durchschnittlich 6 bis 8 Procent mehr als der Maria Theresiathaler, ist aber in Zanzibar kein gesetzliches Zahlungsmittel, und hat deshalb keinen fest bestimmten Werth. Die einzige allgemein bekannte Unterabtheilung dieses Geldstücks heißt Seringe, Pistoline oder kleiner Vierteldollar, und ist nur 10 Pice und 2 Pies werth, die Ruba dagegen, oder 1/4 des Maria Theresiathalers 32 Pice. Der französische Fünffrancsthaler kommt nur selten vor; die Banianen suchen ihn bei Fremden zu 108 für 100 Maria Theresiathaler auszugeben oder anzubringen. Im Verkauf wechselt der Preis von 15 bis 22 Schukkahs, deren jede, den Werth des österreichischen Kronenthalers zu 4 Schilling 2 Pence gegerechnet, auf Zanzibar von 6 bis 8 Pence werth ist. Nach der Schukkah wird in Ostafrika Alles berechnet, sie ist aber ohne Frage das schlechteste Umlaufsmittel, der zweckwidrigste Werthmesser, welchen jemals Menschen ersonnen haben.

Benennungen und Maaß der Kaniki sind bei den verschie-

denen Kaufleuten, welche mit den halbwilden Stämmen handeln, keineswegs einerlei, sondern wechseln nach den Umständen. Von diesem mit Indigo blau gefärbten Zeuge hat man dreierlei Arten; die beste hat ein ziemlich dichtes Gewebe, kommt aber selten über Zanzibar hinaus. Das Gorah, Stück von 16 Cubits, 45 Zoll breit ist etwa 1 Dollar werth. Die gewöhnliche Sorte, 40 Zoll breit, und für die Märkte im Innern bestimmt, kostet nur halb so viel; die schlechteste, 36 Zoll breit, noch weniger.

Der sehr gewinnreiche Handel mit Porzellan- und Glasperlen ist völlig in den Händen der Banianen, welche ganze Schiffsladungen aufkaufen, die Preise nach ihrem Belieben stellen, und thatsächlich ein Monopol haben. Ein Reisender, welcher Perlen kauft, darf sich auf jene Leute durchaus nicht verlassen, weil sie gar zu gern ihre verlegene Waare losschlagen. Denn im Innern wechselt die Mode, und man thut am besten, sich bei glaubwürdigen arabischen Kaufleuten nach dem wahren Stande der Dinge zu erkundigen. Eine falsche Auswahl von Perlen kann sehr leicht verhängnißvoll für eine Expedition werden. Die Monopolisten in Zanzibar schwatzten dem Kapitän Burton nicht weniger als neun Mannsladungen weißer und schwarzer Perlen auf, von denen manche so schlecht waren, daß man sie wegwerfen mußte, weil die Wilden sie nicht einmal geschenkt nehmen möchten. Uebrigens muß der Reisende mit Perlen so viel als möglich Haus halten und recht sparsam sein. Der Vorrath erscheint anfangs unerschöpflich, reicht aber doch nicht weit. Die gewöhnlichen kleinen Einkäufe kann ein Europäer täglich mit etwa zehn Strängen bestreiten, und so hält eine Mannsladung nur etwa fünf Wochen vor.

Solcher Perlen, arabisch Charas, im Kisawaheli Uschanga, werden jahraus jahrein zu ganzen Schiffsladungen eingeführt, und das geschieht nun bereits seit Jahrhunderten, und doch trägt immer noch kaum ein Drittel der Bevölkerung diesen Schmuck! Man weiß nicht, wohin die ungeheure Menge dieser Kügelchen kommt. Es giebt deren etwa vierhundert gangbare Sorten, jede mit besonderm Namen, Werth und Absatzgebiet. Doch wechselt Geschmack und Mode sehr oft. Der Handelsmann muß eine große Auswahl darbieten können; der Reisende thut wohl, wenn er korallen- oder scharlachrothe oder rosafarbene Porzellan- und große blaue Glasperlen einlegt, doch sind in manchen Gegenden sogar die theueren

Korallenperlen ohne Cours. In Zanzibar verkauft man die Perlen nach folgendem Gewicht:

16 Wakiyeh (Unzen, jede = 1 Doll. schwer)	= 1 Rattl (Pfund, im Plural Artal).
3 Rattl oder 48 Wakiyeh	= 1 Man (Maund).
12 Amnam (Maunds)	= 1 Frassilah (35 bis 36 Pfund).
60 Artal, (Pfunde)	= 1 Frassilah.
20 bis 22 Farassilah.	= 1 Kandi.

Das Pfund in Zanzibar stimmt mit dem englischen Pfund Handelsgewicht überein. Die Araber gebrauchen das Rattl ohne Standard, nur muß es so viel wiegen wie sechszehn Maria Theresiathaler. Der Man oder Maund ist das allgemeine Maaß; es giebt aber davon drei verschiedene Arten. Der Man von Zanzibar hat drei Rattl (Rottoli), der von Maskat neun, jener von Oman im Allgemeinen 0,25 weniger als der von Zanzibar. Das Frassilah (in der Mehrzahl Farassilah) wiegt ungefähr einen Drittel-Centner.

Das Gemäß für die Perlen ist eben so willkürlich und verwickelt als jenes für Baumwollenzeuge. In Zanzibar verkauft man sie nach dem Gewichte, im Innern sind:

4 Bitil, jeder ein einfacher Strang, so lang wie von der Spitze des Zeigefingers bis zum Armgelenke,	= 1 Khete.
10 Khete, jeder die doppelte Länge um den Hals, oder einmal um den Daumen gebunden und bis zum Elbogenknochen	= 1 Fundo, d. h. Knoten.
10 Fundo, im Plural Mafundo	= 1 Ugoyye od. Ugoe.
10 Ugoyye (60 Fundo)	= 1 Miranga oder Gana.

Doch giebt es viele örtliche Abweichungen; in den centralen Gegenden ist ein Khete nur halb so lang, und ein Fundo hat nicht zehn, sondern nur fünf Khete.

Die Banianen in Zanzibar kaufen die Perlen lose und lassen sie, für die verschiedenen Gegenden assortirend, auf Stränge ziehen. Der Strang heißt Ut'hembue, Plural T'hembue, und besteht gewöhnlich aus Palmenfasern. Für den Verkauf kommt sehr viel darauf an, daß die Perlen in hübscher Auswahl und so regelmäßig als möglich aufgezogen seien. Die Perlen vertreten bei den Wilden die Stelle unserer kleinen Silber- und Kupfermünzen. Der Werth eines Khete ist nach den Oertlichkeiten verschieden und hat einen Werth von einem halben Penny bis zu drei Pence. In Zanzibar

ist der Werth eines Khete durchschnittlich drei Pice, und 100 Khete, gehen auf 1 Maund. Der Bitil wird im Lande etwa so gebraucht, wie in England ein Farthing, ein Khete wie der Penny, die Schukkah kaniki wie Sixpence und Schilling, die Schukka merkani und das Fundo wie die halbe Krone und die Krone, während Barsatizeug, das Kitindi oder Armband von Messingdraht und die größeren Perlen unseren Goldmünzen entsprechen.

Außer Zeugen und Perlen bilden Messingdrähte, (Masango; im Singular Sango,) besonders auf den nördlichen Straßen und auf dem westlichen Theile der Centralroute, eine wichtige Handelswaare. Sie heißen bei den Arabern Hadschula, und in Zanzibar kostet das Frassilah, je nachdem die Preise hoch oder niedrig sind, 12 bis 16 Dollars. Zum Versenden packt man das Frassilah in drei oder vier große Rollen, zusammengelegte Gewinde, arabisch Daur, afrikanisch Khata genannt, damit der Träger sie an seine Stange hängen könne. In Unyanyembe werden sie von den dortigen Künstlern in Kitindi oder gewundene verwandelt. Aus jedem Daur bereitet man zwei oder drei dieser sehr beliebten Zierathen; das einzelne Stück wiegt etwa drei Pfund. Für das Schneiden, Putzen und Zurechtdrehen von 50 Kitindis erhält der Arbeiter 1 Doti Domestics. In Unyamwezi galt 1858 das Kitindi 1 Doti Merkani; in Udschidschi, wo man Sklaven und Elfenbein damit bezahlt, das Doppelte. Also gilt ein Kitindi, das man in Zanzibar um etwa einen Dollar kauft, an den Seen beinahe das Fünffache. Früher verfertigte man diesen Schmuck auch aus Kupferdraht, derselbe ist aber zu theuer und deshalb in Abgang gekommen. Dicker Eisendraht, Senyenge, ist auf Ugogo und die nördlichen Gegenden, wo die Wamasai wohnen, beschränkt. Die Ostafrikaner haben gelernt, den Draht fein zu ziehen und verstehen sich gut darauf. Die Wadschidschi führen auch Zink, Sat, ein.

Bunte Stoffe, „Zeuge mit Namen", führt jede Karawane. In einigen Gegenden, z. B. in Ugogo, verkaufen die Leute Ziegen und andere Lebensmittel nicht für schlechte Zeuge, sondern wollen recht bunte, grellfarbige haben. Die Sultane verlangen für sich und ihre Frauen auch dergleichen, während sie die Domestics und blauen Zeuge, welche sie gleichfalls als Zwangsabgabe erheben, unter ihren Beamten austheilen. Oftmals macht ein Stückchen Scharlachtuch den besten Eindruck und räumt Schwierigkeiten aus dem Wege.

Dschoho, Wollentuch, ist grob und blau oder scharlachroth.

Selbst viele Asiaten wissen die Tuche nicht nach ihrem Werthe zu taxiren, sondern schätzen sie, ähnlich wie Schießgewehre oder Uhren, nur nach dem äußern Ansehen; die Afrikaner verlangen außerdem lange Wolle und volle Farben. Das ordinäre englische Tuch kostet in Zanzibar 50 Cents, weit im Innern viermal so viel, und dort ist es ein Geschenk für die Häuptlinge. In Udschidschi und auf anderen großen Elfenbeinmärkten ist viel Begehr nach dieser Waare; Männer tragen sie um die Hüften geschlungen, Frauen über den Busen. In Unyanyembe sind gewöhnlich arme Araber und Suaheli, welche aus den Zeugen ein Kisbao, einen Rock, zurecht schneidern.

Von Baumwollenzeugen giebt es eine Menge Sorten, die Burton ausführlich mit Preisangabe beschreibt; wir können uns damit begnügen, sie kurz anzuführen. Barsati, oder afrikanisch Kitambi, ist blau mit breiten rothen Streifen. Von diesem indischen Stoffe hat man drei verschiedene Arten. Im Innern repräsentirt Barsati ein Doti oder eine Tobe von Merkani; an der Küste ist es bei ärmeren Freien, Sklaven und Frauen beliebt; aber jenseit der Küstenregion wird es von manchen Häuptlingen zurückgewiesen, weil es so schmal und locker gewebt ist. In früheren Zeiten verfertigte man es auch aus Seide. Seit einigen Jahren ist bei den Wanyamwezi das Barsati oder Kitambi baniani beliebt geworden; ein dünnes weißes Zeug mit krapprothem Rande. Das Dabwani hat kleine blaue und weiße Würfel, manchmal auch noch einen mit weiß und gelb eingefaßten rothen Streifen. Dieses Zeug gilt im Innern doppelt so viel als Barsati. Dschambani, eine Art gemusterten Musselins, ist bei den Vornehmen unter den Küstenstämmen als Turbanzeug sehr beliebt. Bandera oder Flaggenzeug, ist roth und kommt aus Bombay; Schit, Chintz, in verschiedenen Arten, roth mit gelben und dunkelgrünen Streifen. Die französischen und die deutschen, welche von den Hamburger Kaufleuten in Zanzibar eingeführt, und bis nach Unyamwezi und Udschidschi versandt werden, sind beliebter als die englischen. Andere Baumwollenstoffe sind die Chazarangi, Ukaya, Sohari oder Ridia, Schali, Tadschiri, Msutu Kikoi und Schasar. Von den „Zeugen mit Namen" sind die aus Seide und Baumwolle gemischten am beliebtesten. Diese Subai, gestreift und zugleich gewürfelt, werden von den Mittelklassen der Araber als Gürteltücher getragen und mit Fransen versehen.

Die Kaufleute führen zweierlei Arten Kappen oder Mützen ein.

Erstens einen kleinen Fes, Kummah genannt, der meist aus Frankreich kommt, seltner aus Bagdad. Zweitens die Alfiyyah oder Surate-Kappe mit Seide auf baumwollenem Grunde. Auch einige Eisenwaaren gehen ins Innere; Messer, Scheermesser, Fischangeln und Nadeln sind bei der Reise durch Uzaramo nützlich, aber als Handelswaare vollkommen unbedeutend, denn die Schwarzen bereiten sich die Eisenwaaren, deren sie bedürfen, selbst, und fragen nicht viel danach, ob die importirten besser seien. Sie haben kleine Beile und scharfe Speere, und mögen keine theueren Messerschmiedearbeiten kaufen; Porzellan und Glas schaffen sie nicht an, weil sie Kalebassen genug haben. Spielwaaren und Tand würden wohl Weiber und Kinder sich schenken lassen, aber man könnte nicht eine Hand voll Getreide dafür kaufen. Die Leute machen sich ihren Geschmack in Putzsachen und diese letzteren selber; in der Küstenregion nehmen sie allerdings gern Thaler, wollene Decken, Schnupftabaksdosen und Zinnsachen, aber die Wanyamwezi würden darauf gar keinen Werth legen. Burton nahm ins Somaliland eine Kiste voll Birminghamer Tand mit, fand aber dafür gar keine Verwendung.

Kaffee, Zucker und Seife kann man in geringer Menge bei den Arabern in Unyanyembe kaufen. Hutzucker, Buludschi, kommt aus Amerika und Hamburg; Kandis, Sukkari zamave, und brauner Zucker, nebst Gur, Molasse, kommen aus Indien.

Von den nachfolgenden Einfuhrwaaren, die nach Zanzibar kommen, geht wenig ins Innere: — Reis und anderes Getreide bringen die Schiffe aus Bengalen und dem westlichen Indien; aus Indien und Amerika kommt allerlei Schiffsbedarf, z. B. Segeltuch, Hanftaue, Planken, Malerfarbe, Pech, Terpentin, Leinöl, Theer, Wachs, Möbeln und allerlei Hausrath wird aus Europa und Amerika, China und Bombay gebracht; grobe wollene Decken und Teppiche sind aus der Türkei und Persien, Matten aus Madagaskar, Glaswaaren aus Europa und Amerika, Töpferwaaren, Papier und Kerzen aus Europa und Bombay; Kuzah, Wasserkrüge, vom persischen Meerbusen; Hölzer aus Madagaskar, Mosambique und der Nordküste bis Mombas; Felle und Häute aus dem Benadir, d. h. dem Küstenstriche, vor welchem die Häfen Lamu, Brava und Patta liegen; gesalzene Fische, auch Haie, aus Oman, Hadramaut und dem Benadir; Cognac, Rum, Pfeffermünzbranntwein, kölnisches Wasser, Eingemachtes, Tabak, Cigarren aus Europa, Bombay und Mauritius; Rosenwasser vom persischen Golf; Rosen- und Sandelessenz

aus Bombay; Datteln, Mandeln und Trauben aus Arabien, Gummata und Ambergris aus Madagaskar, Mosambique und Ras Awath, d. h. der langen Küstenstrecke von Ras Awath in 5° 33′ nördl. Br. bis Ras el Chayl, 7° 44′ nördl. Br.; Aloë und Drachenblut aus Socotra; Weihrauch, Gummi arabicum und Myrrhen aus dem Somalilande und dem Benadir; Safran, Opium, Ingwer, Gewürznelken, Colombo-Wurzel (vom Cocculus palmatus, dem handförmigen Mondkorn, einer bitterschmeckenden Arzneipflanze gegen Magensäure und Schwäche der Eingeweide), Cardamomen, Zimmt, Anis, Kampher, Benzoïn, Assa foetida, Salpeter, Potasche, blauer Vitriol, Alaun, Soda, Gelbholz, Safran, Knoblauch, Bockshornklee (Trigonella foenum graecum) und dergleichen mehr aus Bombay und dem westlichen Indien.

Die Stapelwaaren im Binnenlande sind Sklaven und Hornvieh, Salz, Eisen, Tabak, Matten, Baumrinde und Seile. Salz wird in arabischen Daus nach Zanzibar gebracht und auf einem freien Platze vor dem Gurayza oder Fort aufgehäuft; es ist Steinsalz von zweierlei Sorten. Die Ortschaften an der Küste versorgen sich selbst mit Seesalz, das sie in ganz kunstloser Weise aus dem Seewasser durch Verdunstung gewinnen. Für das Salz erhalten sie beim Verkauf gewöhnlich gleich viel Gewicht von Durra, manchmal aber auch das Doppelte. Im Innern giebt es zwei große Märkte für Salz, und die Schwarzen werden durch dieselben weit regelmäßiger mit Salz versorgt als die Leute in Abessinien oder in Härrär, wo man einen reichen Mann bezeichnet, wenn man von ihm sagt: er ißt Salz. Ugogo führt Salz aus, das aber schlecht ist; eine bessere Sorte wird in Gruben am Rusugifluß im westlichen Uvinza gewonnen.

Wir wenden uns nun zu den A u s f u h r a r t i k e l n. Ohne Handelsverkehr kann und will auch der Ostafrikaner nicht sein; deshalb sind auch immer da oder dort Wege nach dem Innern offen. Aber das Geschäft wird höchst umständlich und mit überflüssigen Weitläufigkeiten getrieben, weil dort Niemand Werth auf die Zeit legt. Es ist allerdings nicht schwierig, in Zanzibar Großhandel zu treiben, aber der Verkauf im innern Lande ist es desto mehr, denn der Handelsmann hat mit Barbaren zu schaffen, deren ganzes Benehmen so gut wie unberechenbar ist.

Die Hauptartikel, welche von der Zanzibarküste zur Ausfuhr kommen, sind Kopal, Elfenbein, Hippopotamuszähne, Rhinoceros-

hörner, Hornvieh, Häute, Hörner, Getreide, Holz und Kauries. Dazu kommen noch Sklaven, über welche schon früher ausführlich geredet wurde. Auch von Wachs und Honig, Orseille, Faserstoffe und Gummata könnte diese Gegend in beträchtlicher Menge liefern.

Der ostafrikanische Kopal, welcher vorzugsweise von Zanzibar aus in den großen Handel kommt, ist von der gleichnamigen Waare der mexikanischen Westküste und dem neuseeländischen Cowaï wesentlich verschieden. Den Kopalbaum nennen die Araber Schadschar el sandarus, (nach dem indischen Schhandarus), die Wasawaheli Msandarusi, die Wazaramo und andere Stämme im Küstenlande Mnangu. Er kommt auch auf der Insel Zanzibar und dem gegenüberliegenden Festlande vor; Burton sah ihn bei Mombas, Saadani, Mu'honyera und bei Mzegera in Uzaramo, und hörte, daß er auch in der Umgegend von Baganoyo, Mbuamadschi und Kilwa gefunden werde. Er ist nicht, wie Manche behauptet haben, ein strauchartiges Dorngewächs, denn es giebt Stämme von solcher Höhe, daß man sechszig Fuß lange Kähne daraus verfertigt hat, und daß ein einziger Stamm zur Kolschwinne einer Brigg genügend war. Durchschnittlich hat er aber nur eine Höhe von etwa 30 Fuß, und über der Wurzel einen Umfang von 5 bis 6 Fuß. Die Rinde ist weich, die unteren Aeste kann man mit der Hand erreichen, und oft erhebt sich der Baum aus einer kreisförmigen Umzäunung dichten Gebüsches. Der Stamm hebt sich wegen seiner gelblich-weißen Farbe von der im Allgemeinen sehr dunkeln afrikanischen Waldvegetation scharf ab; aus ihm schwitzen Flecken rohen Gummis hervor, mit welchem er gleichsam besprenkelt ist, und das in Stücken auch am Boden zerstreut umherliegt. In diesem Baume halten sich viele Ameisen auf, namentlich halb durchsichtige ingwerbraune, deren Biß einen höchst empfindlichen Schmerz verursacht; die Eingeborenen nennen daher dieses lästige Thier: „siedendes Wasser", Madschi moto. Das Kopalholz ist gelblich, durch die Politur wird es honigbraun, hat hübsche Masern und wird zu Thürfüllungen benützt. Die kleineren sehr biegsamen Zweige geben gute Karbatschen. Jetzt wächst der Kopalbaum vorzugsweise in den aufgeschwemmten Ebenen am Meere und auf dem ältern Ufer des Oceans, er reicht nicht tief landein und ist im eigentlichen Innern unbekannt.

Das Kopalgummi wird von den Arabern und Hindus Sandarus genannt; diese fremde Benennung haben auch die Suaheli

angenommen; aber bei den Wanyamwezi, welche das Harz gleich den Mexikanern und Yucateken bei Beschwörungen und als Arznei anwenden, führt es die einheimischen Benennungen Sirokko und Mamnangu. Dieses Halbfossil wird nicht etwa von Flüssen durch Abspülung zu Tage gefördert, sondern von den Leuten am Meeresgestade und den Barbaren der Küstenregion aus der Erde gegraben. Man findet es oft, wenn man den Grund zum Hüttenbau, legt und manchmal auch an Stellen, welche von der Hochfluth bespült werden. Man kann füglich das ostafrikanische Gestadeland auf einer Strecke von etwa acht deutschen Meilen landeinwärts vom Ras Gomani, 3° südlicher Br., bis Ras Delgado, 10° 41′ südlicher Br., als die Kopalküste bezeichnen, weil dort fast überall das Gummi gefunden wird. Schon eine Abtheilung dieser Strecke, etwa jene von der Mündung des Pangani bis nach Ngao (Monghu), könnte bei angemessenem Betrieb den gesammten europäischen Bedarf decken.

Die Araber und Afrikaner theilen dieses Gummi in zwei Sorten ein. Der rohe Kopal, Copal vert der Franzosen, heißt Sandarusi za miti, „Banu-Kopal“, oder Schakasi, und daraus haben die fremden Kaufleute das verstümmelte Wort Jackass-Kopal gemacht. Dieses Schakasi nimmt man entweder von den Bäumen ab, oder man findet es, z. B. auf Zanzibar, im losen Erdboden, in dem es noch nicht lange genug gelegen hat, um fossil zu werden. Er sieht inwendig räucherig oder gewölkt aus, fühlt sich weich an, wird im Alkohol kittartig, und dann in der Auflösung, welche man zur Reinigung des ächten Kopals gebraucht, zäh und kleberig. Von den Europäern wird diese Sorte wenig geschätzt, die Banianen schicken sie aber nach Bombay, wo man eine geringe Art Lack daraus verfertigt. Die Chinesen sollen sich darauf verstehen, aus dem rohen Kopal einen sehr feinen Lack zu bereiten, aber das Verfahren ist ihr Geheimniß. Das Schakasi kostet vier bis neun Dollars das Frassilah.

Der ächte oder reife Kopal, Sandarusi, ist das Erzeugniß großer untergegangener Wälder. Das Gummi liegt so tief, daß es den atmosphärischen Einflüssen nicht ausgesetzt ist, gleich dem Bernstein und ähnlichen Gummiharzen, ist in seiner ganzen Reinheit fossil geworden, und hat seine flüchtigen Bestandtheile erhalten. Auf jeden Fall ist es Erzeugniß eines Baumes, denn man findet viele Stücken in zunderartigem Holze, das man mit den Fingern zerreiben kann. Die „Gänsehaut“, welche von Eindrücken durch

Sand und Kies herrührt, zeigt unwiderlegbar, daß das Harz in weichem Zustande vom Erdboden überdeckt wurde, auch findet man im Kopal nicht selten Bienen, Fliegen, Mücken und andere Insekten vortrefflich erhalten. Es wird gewöhnlich zu Ende der Regenzeit ungereinigt nach Zanzibar gebracht; wird es gleich an der Küste gereinigt, so kostet das Frassilah einen Dollar mehr. Die Banianen kaufen es bei den Kopalgräbern auf und schicken es nach Zanzibar, wo es von fremdartigen Zuthaten gesäubert und an die europäischen oder amerikanischen Häuser verhandelt oder nach Indien geschickt wird. Die Auflösungen, in welchen man es reinigt, sind verschiedener Art, von Soda und von Potasche, doch werden die Recepte geheim gehalten. Es kommt vor Allem darauf an, die „Gänsehaut" von allem Schmutze zu reinigen; die Amerikaner lassen das theils zu Salem in Massachusetts thun, theils, gleich den Hamburgern, an Ort und Stelle selbst. Das Kopalgummi verliert durch die Reinigung 20 bis 37 Procent, wird nachher gewaschen, einige Stunden lang in der Sonne getrocknet, und mit einer Bürste abgerieben; dabei muß man aber sehr vorsichtig sein, um die Gänsehaut nicht zu beschädigen. Nachher sortirt man den Vorrath je nach Größe und Farbe, dazu gehört aber ein erfahrener Kenner. Im Allgemeinen gelten helle, halbdurchsichtige Stücke für die besten, dann folgen die verschiedenen Abtheilungen von mattem Weiß, die citronengelben, die bernstein- und rhabarber-gelben, die hellrothen und die mattrothen. Manche Stücke sehen geschwärzt aus, als ob sie der Einwirkung des Feuers ausgesetzt gewesen seien, andere zeichnen sich durch zarte grasgrüne Farbe aus. Einige behaupten, der Kopal verändere die Farbe, wenn er sehr lange liege. Die Stücke sind sehr verschieden, von der Gestalt kleiner Kiesel, und zwei bis drei Unzen schwer bis zu fünf Pfund; in Salem soll sogar ein Stück von fünfunddreißig Pfund sein. Die Hamburger Häuser in Zanzibar, welche jährlich mehr als 150,000 Pfund von dort ausführen, lassen den Kopal von ihren europäischen Küpern verpacken. Im Ganzen kommen jährlich 800,000 bis 1,200,000 Pfd. in den Handel.

Die Araber sagen, der Kopal sei um so besser, je röther der Boden sei, in welchem man ihn gräbt. Die Oberfläche des Bodens besteht in den Kopalgegenden insgemein aus einer dünnen Lage heißen Sandes über einer dunkeln Dammerde, welche durch zersetzte Pflanzenstoffe gebildet worden ist, und von einigen Zoll bis

zu anderthalb Fuß Dicke hat. Auf der Insel Zanzibar, wo man nur rohen Kopal gewinnt, besteht der Unterboden aus steifem blauem Thon; er ist das alte emporgehobene Seeufer, auf welchem einst Kokospalmen standen. Tiefer liegt eine mit Eisenoxyd geschwängerte Erde, in der man hellrothe faserige Stoffe, Ueberbleibsel von Kokos, findet. Den Kopal findet man in der Dammerde über dem thonigen Unterboden.

Burton sah Kopalgräber in der Umgegend des kleinen Hafens Saadani bei der Arbeit; auf der Strecke von vierzig Miles landeinwärts hinter Bagamoyo und Kaole, tritt der Kopalbaum in weiten Zwischenräumen in den Wäldern auf, und wird bis nach Muhonyera hin gegraben. Er gilt für werthvoller als der von Saadani; auch bei Mbuamadschi kommt eine gute Sorte vor, noch besser ist jene von Hunda, aber die werthvollste findet man an den Ufern des Rufidschi, namentlich im nördlichen Bezirk von Wande. Die Wawande bringen ihn nach Kikunya und anderen Häfen, oder verkaufen ihn an Haustrer für 1½ bis 2 Dollars das Frasstlah. Vier Tagereisen hinter Kiloa graben die Mandandu und andere Stämme; die geringe Waare, welche bei Ngao und an der Lindibucht gewonnen wird, ist die wohlfeilste. Die Kopalgräber verrichten überall ihre Arbeit äußerst nachlässig. Jene bei den Wamrima haben, je nach den verschiedenen Oertlichkeiten, ihren Mtu mku oder Akidaao, Obmann, welcher auch die Vorräthe vertheilt; bei den heidnischen Waschenzi arbeitet Jeder auf eigene Hand. Man gräbt nur während der Zeit des Kosi, Regenmonsuns; während des Kaskasi, der trockenen Jahreszeit, ruhet die Arbeit, zu der man sich überhaupt erst versteht, wenn man kein Pfund Getreide mehr besitzt.

Die civilisirteren Stämme bedienen sich einer Hacke, die wilderen nur eines Stabes zum Lockern der Erde, welche sie dann mit den Händen herauswerfen. Sie denken nicht daran, eine Grube sorgfältig zu durchsuchen, obwohl sie ganz bequem täglich bis zu zehn oder zwölf Pfund gewinnen könnten. Bei Blutfehde, Dürre, Hungersnoth oder Pestilenz wird gar kein Kopal gegraben. So lange die Arbeit in den Händen solcher Barbaren bleibt, kann man auf regelmäßigen Ertrag nicht rechnen.

Von Zanzibar aus kommt das allerbeste Elfenbein in den Handel. Dasselbe wird in der ganzen Region von 2° nördl. Br. bis 10° südl. Br. gewonnen, von der Küste an bis in die Gegen-

den westlich vom Tanganyika-See. Auch im Gestadeland ist der Elephant noch nicht völlig verschwunden. Man findet ihn z. B. während der Regenzeit am untern Pagani, bei den Wasegura und nach Süden hin bis zum Gamaflusse. Die Wadu jagen ihn in der Nähe des Schakini, dessen Gipfel man von Zanzibar aus sehen kann. In Usaramo und Khutu ist er ausgerottet worden, aber am Kingani und am Rufidschi kommt er noch vor. Die Küstenstämme fordern für das Frassilah 30 bis 35 Dollars Werth in Baumwollenzeug, Perlen und Messingdraht. Im westlichen Usagara reicht der Elephant von Maroro bis Ugogi; dort haben aber die Männer keine Liebhaberei für die Jagd, spähen jedoch solche Elephanten auf, die vor Durst oder an Wunden gestorben sind. In Ugogo und den umliegenden Wüstenstrecken, wo Elephanten in großer Menge vorkommen, giebt es ausgezeichnete Jäger, die sich auch auf das Fallenstellen verstehen; in dürren Jahren findet man auch viele todte Elephanten in den Wäldern. Das Elfenbein auf dem Markte zu Unyamwezi kommt aus den Bezirken von Mgunda Mkhali, Usukuma, Umanda, Usagozi und einigen anderen Bezirken. Als die Araber dort ihren Handel anfingen, waren die Zähne so billig, daß man für ein Frassilah weißer oder blauer Glasperlen 10 Farassilah Elfenbein erhielt; jetzt kostet ein Frassilah bis zu 35 Dollars. Auch in K'hokoro sind die Preise gestiegen. Die besten Zähne kommen aus Karagwah; jene von Udschidschi aus den Gegenden am nördlichen Drittel des Tanganyika-Sees, besonders aus Urundi und Uvira, bekommen sehr bald dunkelbraune Flecke, die sich dann ringförmig immer mehr ausdehnen. Dieses Dschendaï-Elfenbein ist außerdem leicht und wird an der Oberfläche brüchig.

Ueber die Elephantenjagd ist schon in früheren Abschnitten ausführlich geredet worden. Ein Theil der Zähne bleibt im Lande und wird zu allerlei Schmuck verarbeitet. Die Araber verlangen am Elfenbein sechs gute Eigenschaften; dasselbe soll sein: weiß, schwer, sanft, dick an der Spitze des Zahns, sanft gebogen, denn wenn der Zahn sehr stark gekrümmt ist, gilt er 10 bis 14 Prozent weniger; endlich muß er dunkle Striche an der Oberfläche haben. kleine Risse, welche der Länge nach bis an die Spitze laufen.

Die arabischen Kaufleute haben von ihren Handelszügen im innern Lande keinen sehr erheblichen Nutzen. Ein Anlagekapital von 1000 Dollars reicht für den Einkauf von 70 Farassilah, also 2450 Pfund aus. Der Verkauf ergiebt etwa 3500 Dollars; aber von

den überschüssigen 1050 Thalern müssen die Träger und deren Lebensmittel bestritten werden, und das macht für jedes Frassilah etwa 5 Dollars. Dazu kommen noch die hohen Zinsen vom Kapital, Risico und Verluste. Zeit, Arbeit und Sorgen oder Krankheit sind dabei noch nicht einmal in Anschlag gebracht.

Der Elfenbeinhändler muß sehr vorsichtig sein und viele Erfahrungen gemacht haben, wenn er bei seinem Geschäft empfindliche Verluste vermeiden will. Die beste Sorte ist weich, sehr weiß, dick und hat nur eine kleine „Bambu", d. h. röhrenartige hohle Stelle; sie kommt aus dem Benadir, besonders von Brawa, Makdischu und Marka. Eine etwas härtere und deshalb nicht ganz so werthvolle Art kommt aus den Ländern Dschagga, Umasai und Nguru. Die Wamasai verringern manchmal den Werth der Zähne dadurch, daß sie dieselben der leichtern Beförderung wegen zerstückeln; auch hängen sowohl sie, wie die Leute von Nguru und einige andere Stämme, die Zähne in den Rauch, weil sie der Ansicht sind, daß dann das Elfenbein in der Sonne keine Risse bekomme. Die röthliche Farbe, welche es durch den Rauch erhält, kann man durch eine Mischung von Kuhdünger und Wasser oder durch Abwaschen mit Blut wieder entfernen. Von dieser Sorte bringt ein kleiner Zahn 40 bis 50 Dollars, einer von sechs Fuß Länge etwa 12 Pfund Sterling, aber für einen 7½ Fuß langen Zahn sind schon 60 Pfund St. bezahlt worden. Der Verkauf einer Partie von 47 Zähnen brachte 1500 Pfd. St., das Durchschnittsgewicht betrug 95 Pfund.

Die zweite Sorte kommt aus der Region des Nyassa-Sees und wird von den Wabisa, Wahiao, Wagindo, Wamakua und anderen Stämmen nach Kiloa gebracht. Das „Bischa-Elfenbein" fand früher einen Abzug nach Mosambique, die Wilden ziehen aber nun Zanzibar vor, wo man sie sehr zuvorkommend behandelt, weil sie ihre Waare billiger verkaufen als die Wahiao. Die Wabisa bringen oft Zähne von zehn Fuß Länge. Der Preis für „Bab Kalasi", d. h. Scrivellos oder kleine Zähne unter 20 Pfund, werden mit 24 bis 25 Kronenthalern bezahlt, und der Preis steigt mit der Größe um etwa einen Dollar für das Pfund. Das „Bab gudschrati oder Kaschschi" ist für den indischen Markt bestimmt; „Bab wilaiti" oder „fremde Sorte" geht nach Europa und Amerika; am liebsten nimmt man Zähne von 45 bis 100 Pfund und zahlt 52 Dollars für das Frassilah.

Die geringste Sorte, das Gendai, kommt aus den westlichen Gegenden, insbesondere aus Usagara, Uhehe, Urori, Unyamwezi rc.; man bezahlt das Frassilah je nach Größe, Gestalt und Schwere mit 45 bis 56 Dollars. In Zanzibar werden Scrivellos unter sechs Pfund im Zollhause nicht gerechnet. Im Ganzen kommen in manchem Jahre nahe an zwanzigtausend Elephantenzähne nach Zanzibar; solche von fünf Frassilah Gewicht sind nicht selten; ja die Leute sprechen von Zähnen, die 227, von einzelnen, die 280 Pfund schwer waren.

Die Zähne des Hippopotamus bilden nur einen geringen Bestandtheil der Karawanenladungen. Man kauft sie im Innern einzeln auf; der Preis beträgt ein bis zwei Fundo Perlen, an der Küste wird beste Waare mit 25 Dollars für das Frassilah bezahlt.

Das kleine schwarze Rhinoceros mit zwei Hörnern, das Gargatan, ist im Innern eben so häufig wie der Elephant; der Preis richtet sich nach der Größe des Horns; ein kleines kostet eine eiserne Hacke, Dschembe, größere werden doppelt so hoch bezahlt; in Zanzibar giebt man für das Frassilah 8 bis 12 Dollars. Die Wilden im Innern legen Platten vom Rhinoceroshorn als vermeintliches Heilmittel auf Geschwüre, oder schneiden sie in Stücke, welche sie um ein schadhaftes Glied binden. Sehr große Hörner gehen von Bombay nach China und Centralasien, wo man Trinkbecher daraus verfertigt; man glaubt, daß sie eine Feuchtigkeit ausschwitzen, wenn Gift unter das Getränk gemischt sei. Sie werden eben so hoch geschätzt wie die seltsame Coco do mar*); die Araber in Maskat und Yemen machen Dolch- und Schwertgriffe, kleine Tabakskästchen und dergleichen aus Rhinoceroshorn.

Nur eine geringe Menge Rindvieh kommt aus dem Innern an die Küste. Die Banianen befassen sich aus religiösen Bedenklichkeiten mit dem Viehhandel nicht, dieser ist also ausschließlich in den Händen von Mohammedanern. Ziegen und Schafe sind überall häufig. Ausfuhr von Häuten ist zu Lande nicht möglich, weil sich die Transportkosten zu hoch belaufen würden. Die Wilden verfertigen Schilde daraus, benützen sie zum Lager, zu Sandalen, Vorhängen an den Hüttenthüren und dergleichen mehr; Ziegenfelle dienen auch als Bekleidung. Aus den Küstenplätzen kommen Häute

*) Die Frucht der herrlichen Palme, Laodicea Scychellarum, auch Cocos maldivicus und Nux medica genannt. Sie wächst überhaupt nur auf den drei Seychellen-Inseln: Praslin, Ronde und Curieuse, sonst nirgends.

zum Export nach Zanzibar, wo die deutschen Kaufleute sie mit einer Auflösung von Arsenik bestreichen lassen, damit sie keinen Schaden durch Insekten leiden. Die Amerikaner und Franzosen haben bis jetzt eine so zweckmäßige Behandlung nicht nachgeahmt.

Seit 1818 werden auf Zanzibar Gewürznelken gebaut; sie kommen so gut fort und geben solchen Ertrag, daß durch sie der Zuckerbau ziemlich verdrängt und selbst das Anpflanzen der Kokospalme in den Hintergrund getreten ist. Der Handel mit Getreide ist in den Küstenstädten nicht unbedeutend. Als Nutzholz verwendet man vorzugsweise Mukanda, rothes und weißes Mangrove; der Holzhandel wird von Arabern betrieben. Die Küstenregion liefert auch Grenadilleholz, das im Lande oft mit dem wirklichen Ebenholze (Diospyros ebenus) verwechselt, und Abnus und Pingu genannt wird. Es ist nicht so spröde als jenes, härter als Lignum vitae, saugt weder Wasser noch Fett ein, und wird in Europa zu Mundstücken von Instrumenten und dergleichen gebraucht. Die Wilden bereiten daraus Pfeifenköpfe. Der Mpira oder Kautschuckbaum, Ficus elastica, ist in der Küstenregion sehr häufig, seither aber noch nicht nach Gebühr benützt worden. Eben daselbst wächst auch ein bemerkenswerther Baum, welcher gleichfalls auf Madagaskar vorkommt; aus Einschnitten in die Rinde quillt ein Saft, welcher sich bis zur Consistenz weicher Seife verdichtet und mit dem indischen Kokam Aehnlichkeit hat. Die Araber nennen dieses Erzeugniß Kanya, und essen dasselbe, weil es „den Leib feucht macht", legen es in geschmolzenem Zustande auf schadhafte Gliedmaßen, und reiben die Haut damit ein. Die Färberflechte, Orseille, ist an der ganzen Ostküste in großer Menge vorhanden.

Die Kaurimuscheln, von den Suaheli Khete, im Innern Simbi genannt, werden an verschiedenen Punkten des Gestades vom Ras Hafun bis nach Mozambique hinab gefunden, und von mohammedanischen Kleinhändlern aufgekauft, denn der Baniane, der keinen Anstand nimmt, mit Elfenbein zu handeln, hat eine religiöse Bedenklichkeit gegen diese Cypräamuschel. Beim Einhandeln erhält der, welcher sie gesammelt hat, für jedes Maaß Kauris ein eben so großes Maaß voll Durra; Geld wird beim Einkauf dieser Muscheln nicht gebraucht. Von Zanzibar gehen die Kauris nach zwei ganz verschiedenen Richtungen. Da sie in den Gegenden nördlich vom „Lande des Mondes" das Umlaufsmittel bilden und in Unyamwezi als Zierrath beliebt sind, so nehmen gewöhnlich die Träger,

welche von der Küste nach dem Innern zurückgehen, eine Partie Kauris mit. Aber der bei weitem größte Theil wird nach der westafrikanischen Küste verschifft und geht von da weit und breit in die Negerländer, wo die Kauri überall gangbare Münze ist; 2000 bis 2400 Stück Muscheln werden auf einen Kronenthaler gerechnet. Am Kaurihandel wird großer Profit gemacht; denn in Zanzibar kostet ein 'Jislah, d. h. 3 bis 3½ Sack, nur drei Viertel Dollar, und in den westafrikanischen Häfen verkauft man diese Quantität für acht bis neun Dollars, so daß, nach Abzug aller Unkosten, ein Nutzen von 500 Prozent sich herausstellt. Während die Engländer im ostafrikanischen Handel kaum zählen, haben deutsche Häuser aus Hamburg großen Schwung in denselben gebracht; eines derselben, das klein mit dem Kaurihandel anfing und zuerst nur ein einziges Schiff nach Zanzibar gehen ließ, machte so gute Geschäfte, daß es die Zahl seiner Schiffe auf achtzehn steigerte, wovon sieben allein mit Kauris befrachtet waren. Allerdings stieg bei der größern Nachfrage der Preis von ¾ auf 4, ja bis 6 und 7 Dollars für ein 'Jislah, aber der Handel bringt auch dabei noch Vortheil, weil die Schiffe in Westafrika für die Kauris Palmöl kaufen, das sie nach Hamburg bringen.

Baumwolle ist in Ostafrika einheimisch und wächst auf der ganzen Strecke zwischen Zanzibar und dem Tanganyika-See fast wild, nur nicht in Ugogo und an beiden Seiten der Wildniß, wo der Boden zu hart und die trockene Jahreszeit zu lang für diese Pflanze ist. Aus denselben Ursachen ist sie auch in Unyamwezi nicht häufig. Die Araber haben vor längerer Zeit eine bessere Sorte eingeführt, die aber aus Mangel an gehöriger Pflege ausgeartet ist. Die Baumwolle gedeiht am besten in schwarzer, aus zersetzten Pflanzenstoffen bestehender Dammerde und dem fetten rothen Thon der Küstengegend, vorzugsweise in Usambara, Usagara und Udschidschi, wo nahe unter der Oberfläche Wasser liegt. Aber noch ist nirgends von einem sorgfältigen Anbau die Rede. Man säet unmittelbar nach dem Schlusse der Regenzeit ein, macht eine Hecke um das Feld, damit es vom Vieh nicht verwüstet werde, und kümmert sich weiter nicht um die Pflanze. Diese soll in einigen Gegenden nach dem dritten Jahre eingehen, dagegen in anderen perenniren.

Anhang.

Wir fügen hier einige Angaben über die Dauer der Reise Burton's und Speke's nebst Höhen- und Ortsbestimmungen hinzu, welche nach den Beobachtungen der Reisenden von A. G. Findlay berechnet worden sind. Die Hauptdaten sind folgende.

1856.	September.	Abreise aus England.
	2. Dezember.	Abreise von Bombay.
	19. Dezember.	Ankunft in Zanzibar.
1857.	6. Januar.	Von Zanzibar nach der Küste.
	14. Juni.	Aufbruch von Zanzibar nach dem Festlande.
	27. Juni.	Von Kaole an der Küste nach dem Innern.
	7. November.	Zu Unyanyembe in Unyamwezi.
1858.	14. Februar.	In Udschidschi am Tanganyika-See.
	26. April.	In Uvira am Tanganyika-See.
	26. Mai.	Aufbruch von Udschidschi zur Rückreise.
	19. Juni.	Wieder in Unyanyembe.
	26. September.	Aufbruch von Unyanyembe.
1859.	3. Februar.	In Konduchi an der Küste.
	4. März.	Wieder in Zanzibar.
	4. Mai.	Abfahrt von Aden.
	20. Mai.	Wieder in Southampton.

Hauptmann Speke trat seinen Ausflug von Kazeh nach Norden hin am 9. Juli 1858 an, und war am 3. August zu Muanza am Nyanza-See, 2° 24′ 39″ s. Br., 33° 10′ östl. L., 3740 Fuß Meereshöhe.

Burton's „Erste Region“ reicht von der Küste bis Zungomero, dem Hauptdistrikt von Khutu; 17 Tagereisen, in 67 Stunden 55 Minuten. Wir geben einige Hauptstationen.

Kaole 6° 25′ s. Br., 38° 51′ östl. L.

Dege la Mhora 7° 12′ 54″ s. Br., 38° 16° östl. L.

Zungomero 7° 27′ 9″ s. Br., 37° 22′ östl. L., 330 F. Meereshöhe.

Mittlere Höhe der ersten Region 230 Fuß.

Zweite Region. 23 Reisetage in 103 Stunden 25 Minuten; von Zungomero über das Usagaragebirge nach Ugogi.

Rubeho-Paß 6° 38′ s. Br., 36° 19′ östl. L., 5700 F. Meereshöhe.

Ugogi 6° 40′ s. Br., 36° 6′ östl. L., 2770 F. Meereshöhe.

Dritte Region. 20 Reisetage in 93 Stunden 40 Minuten. Von Ugogi durch Marenga Mkhali, Ugogo und Mgunda Mkhali, nach Tura in Unyamwezi. Oestliche Grenze von Tura 5° 27′ s. Br., 34° östl. L., 4125 F. Meereshöhe.

Vierte Region. 37 Reisetage. Durch Unyamwezi, Usagara, Uwende (oder Uwindi) und Uvinza bis zur Fähre am Malagarazi.

Kazeh (Kasi) 5° 1′ 3″ s. Br., 33° 3′ östl. L., 3490 F. Meereshöhe.

Fähre am Malagarazi 5° 7′ s. Br., 31° 13′ östl. L.

Usenve 3190 Fuß Meereshöhe.

Fünfte Region. Von der Fähre am Malagarazi nach Ukaranga am Tanganyika-See; 10 Reisetage in 44 Stunden 45 Minuten.

Ukaranga 4° 58′ s. Br., 30° 3′ 3″ östl. L., 1850 F. Meereshöhe.

Insel Kasenge (Kassendschi) im Tanganyika-See 5° 43′ 20″ s. Br., 29° 40′ östl. L.

Udschidschi am Tanganyika-See 4° 54′ 56″ s. Br., 30° östl. L. 1844 F. Meereshöhe.

Uvira, Elfenbeinmarkt, am Tanganyika-See, 3° 24′ 47″ s. Br., 29° 33′ 30″ östl. L.

Von der Küste bei Kaole bis zum Tanganyika-See 420 Stunden 25 Min. Reise. Von Kaole bis Udschidschi in geradem Striche 540 geogr. engl. Miles, oder Statutemiles mit den Wegkrümmungen von Kaole bis Kazeh 520, von da bis Udschidschi 276; ein Fünftel auf Umwege gerechnet 159, zusammen 955 Statutemiles; durchschnittlich 2,27 Miles in der Stunde.

Ajumentage Deutschen 1845

IV.

J. L. **Krapf und Rebmann**

im ostafrikanischen Küstenlande.

Die deutschen Missionäre in Abessinien.

Erstes Kapitel.

Ludwig Krapf an der Ostküste von Afrika. — Gründung des Missionshauses zu Rabbai Mpia im Lande der Wanika. — Rebmann's Wirksamkeit.

Ludwig Krapf hatte, gemeinschaftlich mit einigen anderen deutschen Sendboten, seit dem Jahre 1837 sich bemühet, in Abessinien für die Ausbreitung der evangelischen Lehre zu wirken. Wir werden später erzählen, weshalb alle seine Bestrebungen scheiterten. Als er im November 1842 noch einen Versuch wagen wollte, um von Tadschurra aus nach Schoa vorzudringen, wurde er zurückgewiesen, mußte nach dem Hafenplatz Aden in Südarabien zurücksegeln und alle Hoffnungen auf eine Missionsthätigkeit in Abessinien fallen lassen.

Die vielen Widerwärtigkeiten brachen indessen seinen Muth keineswegs; er beschloß in einer andern Gegend zu arbeiten und von irgend einem Punkte der ostafrikanischen Küste aus unter den Gallavölkern das Christenthum zu verbreiten. Am 11. November 1843 ging er, von seiner Frau begleitet, zu Aden an Bord eines nach Zanzibar bestimmten arabischen Fahrzeuges, das sich jedoch nach einigen Tagen als nicht seetüchtig erwies, und deshalb am 23. November mit einem Schiff aus Mombas vertauscht wurde. Dieser Wechsel war dem Missionär willkommen, weil er jetzt Gelegenheit fand, die verschiedenen Hafenplätze, welche zwischen Muk-

dischа und Zanzibar liegen, zu besuchen und vorläufige Erkundigungen über Land und Leute einzuziehen.

Die Fahrt ging anfangs der arabischen Küste entlang bis nach Sihut, von wo das Schiff querüber nach dem Kap Guardafui zusteuerte, dem Ras Gerdaf der Araber, welches am 18. Dezember in Sicht kam. Von diesem Punkte, nach dem Aequator hin, wohnen der ganzen Küste entlang Somalstämme, welche bis in die Gegend von Mukdischa die Bemannung schiffbrüchiger Fahrzeuge überfallen und als Sklaven ins Innere verkaufen. Bei den Arabern heißt diese Somalküste Dar Adschem, (nicht Ajan), weil dort Leute wohnen, welche nicht arabisch reden. Als Adschemi bezeichnet man überhaupt Völker anderer Zunge, ganz so, wie der Grieche jeden Nichthellenen einen Barbaros nannte. Am 23. war Krapf in Mukdischa (Magadoscho) und in Marka, zwei Hafenplätzen, deren jeder etwa 5000 Einwohner zählt; sie treiben Handel mit den Gallas, welche aus dem Innern Elfenbein, Gummi, Pferde, Häute und Sklaven bringen. Von Mukdischa ab gewinnt das Gestade einen weniger öden Anblick, weil dann und wann Bäume auftreten, während nach Norden hin die Küste nackt, sandig und voll Felsen ist. Ihr Klima ist nicht so ungesund, wie das im Süden des Aequators in den üppigfruchtbaren Gegenden. Am Tage vor Weihnachten war Krapf in Barawa (Brawa), einer der wichtigsten Städte an der Suahelіküste, einst im Besitze der Portugiesen. Jetzt hat sie nur etwa 3000 Einwohner, aber ausgedehnten Handel; denn die Barawaleute gehen ins Innere bis Härrär und zu verschiedenen Gallastämmen, namentlich zu den Boren. Jenseit dieser letzteren soll das Land Gonsi liegen und von Amhara, d. h. Christen, bewohnt sein. Zehn Tagereisen nordwestlich von Barawa liegt die Stadt Bardera am Dschobflusse, von wo aus Karawanen am Strome hin bis zur Handelsstadt Ganana oder Ganali gehen. In der Umgegend von Barawa bauet man Baumwolle und Durra; Hornvieh ist wohlfeil. Nördlich von diesem Punkte darf kein Sklavenhandel getrieben werden, denn England hat 1847 einen Vertrag mit dem Sultan von Zanzibar geschlossen, welcher die Ausfuhr von Sklaven auf der ganzen Küstenstrecke jenseit des zweiten Grades nördlicher Breite verbietet; nach Süden hin ist er von da bis zum zehnten Grade südlicher Breite gestattet; doch sah Krapf 1853 in Mukdischa nicht weniger als zwanzig arabische Fahrzeuge, welche Schleichhandel mit Sklaven trieben.

Der Fluß Dschob wird von den Somal Gowin, von den Suahelis Wumbu genannt. In Barawa wußte man über seinen obern Lauf nichts Genaues, denn man erzählte, er sei eine Abzweigung eines großen Flusses im Innern, aus welchem auch der Osi und der Pangani kämen. Die Araber halten diesen angeblichen großen Fluß für einen Arm des Nils.

Krapf segelte am Weihnachtstage vor der Mündung des Dschob vorbei, dessen röthliches Wasser er eine große Seemeile weit im Meere erkennen konnte; sie ist nur wenige Fuß tief, und selbst Boote können nur bei Hochfluth einlaufen. Weiter aufwärts soll er tiefer sein. Etwa acht Seemeilen entfernt liegt die von Suahelis bewohnte Insel Kiama. Die Gallas bringen dorthin Rhinoceroshörner, Kupferdraht und andere Waaren. In Takaunga blieb der Reisende fünf Tage, bis zum 3. Januar 1844. Der Ort hat eine hübsche Lage und die Leute benahmen sich freundlich. Sie verkehren mit den Gallas. Krapf überzeugte sich, daß die südlichen Stämme des großen Gallavolkes sich in mancher Hinsicht von den nördlichen unterscheiden. Sie haben ein anderes politisches System und weichen auch in religiösen Vorstellungen ab. Sie verehren keine Schlangen und wissen von der Mutter Maria (Maremma) nichts; darin liegt ein Beweis, daß die nördlichen Gallas Manches von den Abessiniern angenommen haben. Aber Kalischa und Wato, d. h. Priester und Beschwörer, haben auch diese Gallas, welche für grausam gelten und alle Fremden in ihrem Lande ermorden.

Im Süden des Osi fließt der Dana, welcher in die Formosabay mündet. Die Gallas nennen ihn Maro und die heidnischen Pokomostämme, welche an seinen Ufern wohnen, Pokomoni. Auch seine Mündung ist nicht tief, doch soll das Wasser weiter aufwärts zwölf bis zwanzig Fuß haben. An ihm wohnen, außer den Pokomos, auch Gallas und andere ackerbauende Stämme. Der Dana, welchen Krapf späterhin, 1854, besuchte, kommt vom Schneeberge Kenia, nordwestlich von Ukambani. In Takaunga hörte der Reisende die ersten Nachrichten über das Volk der Wanika, in deren Lande er sich bald nachher ansiedelte, über das Land Dschagga im Innern, über Usambara und die Stämme von Uniamesi (Unyamwezi), in deren Gebiete ein großer See liege.

Die Reise weiter nach Süden hin machte er in einer Dau, einem kleinen Suaheliboote, dessen Bord nur wenige Fuß über das Wasser emporragt; diese Fahrzeuge haben aber den Vortheil, daß

sie ganz nahe der Küste und über Felsen und Sandbänke hinwegfahren können. Von Takaunga ab nach Süden hin ist das Gestade sehr niedrig, wie überhaupt vom Dschob bis nach Malindi; es erhebt sich im Allgemeinen nur 20 bis 30 Fuß und zieht sich einige Wegstunden ins Innere, wo dann Hügel von 800 bis 1200 Fuß Höhe sich erheben. Jene eigentliche Gestadeleiste wird zumeist von Suahelis bewohnt, welche Reis, Mais, Hirse, Cassia und rothen Pfeffer bauen; das höhere Land ist im Besitz ackerbautreibender Heiden. Von Takaunga bis zu den Inseln Wassin und Tanga wohnen die Wanika; südlich von ihnen die Wasegeschu, Waschinsi (Waschenzi) und Wasegua; westlich von den Waschinsi die Wasambara.

Mombas war der nächste Punkt, welchen Krapf erreichte. Auf dieser Insel ist, seiner Meinung zufolge, der Zimmt einheimisch; verwilderte Schweine sind aus den Zeiten der Portugiesen vorhanden. Wir haben schon früher ausführliche Mittheilungen über diese Stadt gegeben. Die Einwohner treiben Handel mit den Wanika und Wakamba, und zuweilen geht auch eine Karawane nach dem Gebirgslande Dschagga, um von dort Sklaven und Elfenbein zu holen. Von Mombas ging die Fahrt nach der Insel Tanga, dann an der Mündung des Pangani vorüber, und am 7. Januar wurde Zanzibar erreicht, wo der Reisende vom englischen Consul Hamerton freundlich empfangen wurde und beim amerikanischen Consul Waters wohnte. Dieser wollte ihm zum Bleiben bewegen, damit er predige und unter den etwa 700 Banianen Bekehrungsversuche mache; Krapf blieb aber dem Vorsatze getreu, sein Heil unter den Gallas zu versuchen, die bis vier Grad südlich vom Aequator sich erstrecken. Ihr Land, Ormania, schien ihm ein afrikanisches Germania zu sein. Vom Sultan Said Said wurde er zuvorkommend aufgenommen; er erzählte ihm seine Abenteuer in Habesch und entwickelte seine Pläne zur Bekehrung der Gallas. Der Iman machte Bedenken über die Schwierigkeit des Unternehmens geltend, versprach aber jegliche Unterstützung.

Der Reisende blieb vom 7. Januar bis zu Anfang des Märzmonates 1844 in Zanzibar, hörte und sah, predigte an Sonntagen für die Engländer und Amerikaner, und verkehrte viel mit Arabern, Banianen und Suahelis, um Erkundigungen über das Küstenland und das Innere einzuziehen. Dann ließ er seine Frau zurück und wollte mit einem Empfehlungsschreiben des Sultans nach Lamu

schiffen, um von dort sich unter die Gallas zu begeben. Er kam aber nur bis Pemba, wo ihm der Gouverneur aus mancherlei Gründen abrieth, seine Reise weiter fortzusetzen. Am 13. März war er wieder in Mombas, dessen Gouverneur, Ali ben Nasser, zweimal als Gesandter des Imans in London gewesen war. Er benahm sich sehr freundlich gegen den Fremden, welcher noch hin und her schwankte, wo er sein Missionshaus bauen solle. Eine Zeit lang schien ihm Mombas der geeignete Punkt zu sein, weil von diesem aus die heidnischen Völker, auch die Gallas, ohne Mühe zu erreichen seien. Vorläufig beschloß er, dort seinen Aufenthalt zu nehmen, und seine Frau von Zanzibar abzuholen. Auf dem Schiffe befand sich ein Hindu, welcher in Bombay eine englische Schule besucht hatte; auch waren mehrere Mohammedaner an Bord. Krapf erzählt:

Als ich einem mohammedanischen Scheich von Lamu die runde Gestalt der Erde und ihre Bewegung um die Sonne zu beweisen suchte, wurde der Scheich sehr unwillig und warnte die Passagiere vor solchen Lehren, welche dem Koran widersprechen. Der Hindu, der in Bombay etwas Geographie gelernt hatte, trat auf meine Seite und sagte zu dem Scheich: der Franke kann seine Sätze beweisen, aber Ihr wißt nichts dagegen einzuwenden, als daß sie eben dem Koran widersprechen. Der Scheich setzte sich zu den Passagieren und unterhielt sie mit folgenden Fabeln:

1) Im Norden der Erde gebe es ein Baher-el-Tulemat, d. h. ein Meer der Finsterniß, weil am Ende der Erde beständige Finsterniß sei, und weder Sonne noch Mond dort gesehen werden, und die Sterne an einander schlagen. Es seien dort ungeheure Walfische, welche die größten Schiffe umstürzen. Die Franken gehen dorthin, um Gold und Silber im Wasser zu suchen. Dorthin komme das viele Geld der Europäer, welche Esel und Pferde vor die Wallfische werfen, damit sie ihre Schiffe nicht umstürzen.

2) Es gebe drei Wunder der Welt, welche von allen guten Mohammedanern geglaubt werden. Erstlich die Munara-el-Iskandaria, d. h. die Minarete von Alexandrien, welche sehr hoch seien und auf ihrer Spitze Kanonen haben, die bei einer Annäherung von Schiffen von selbst losgehen; zweitens die Mesdschid-el-Banuamai (die Moschee von Banumaia, welche jetzt zerstört sei), welche 300 Thore gehabt habe, die sich alle selbst öffneten, nachdem ein Thor geöffnet war; drittens El-Schagir-el-Hindie (der

indische Baum), welcher eine Frucht erzeugte, die Frauen hervorbrachte, welche riefen „Waki, Waki."

3) Jenseit China sei eine Insel, welche ihre Lage verändere nach der Beschaffenheit des Windes von Norden nach Süden, Osten und Westen. Dort sei der Baum Eksir, welcher keinen Schatten gebe, aber eine Arznei enthalte gegen alle möglichen Krankheiten und bösen Geister.

Mit solchen Mährchen unterhalten sich die Araber auf den Schiffen, besonders Nachts beim Mondschein, wenn sie lange nicht einschlafen. —

Seit dem Maimonate wohnte dann Krapf in Mombas und gab sich große Mühe, die Suahelisprache zu erlernen. Mit Hülfe des Arabischen gelang ihm allmälig die sehr schwierige Aufgabe. Daneben studirte er auch die Sprache der Wanika (das Kinika) und begann mit einer Bibelübersetzung, trotzdem er bald am Fieber erkrankte und eine schwere Prüfung über ihn kam. Seine Frau starb, nachdem sie eben ein Mädchen geboren, das wenige Tage später der Mutter folgte. Nun stand er ganz allein, aber er genas, arbeitete weiter, und machte Ausflüge in die Umgegend.

Seine Lieblingsgedanken waren, allerdings in sehr ausschweifender Weise, auf die Bekehrung Afrikas gerichtet. Er berechnete, wie viele Missionäre und welche Geldsummen erforderlich seien, um Afrika von Ost nach West mit Missionshäusern zu besetzen. Er nahm an, daß die Entfernung von Mombas bis zur Mündung des Gabunflusses in Westafrika, im Süden der Bucht von Benin, etwa 900 Wegstunden betrage. Wenn, dachte er, nun alle 100 Stunden weit eine Station mit vier Missionären aufgestellt würde, so brauchte man 9 Stationen, 36 Missionäre und etwa 50,000 Gulden jährlich. Er dachte sich Dafeta bei Dschagga als das Land für die erste östliche Station. Im Jahre 1849 tauchte dieser Plan wieder in ihm auf. Aber es ist eine Eigenthümlichkeit der meisten Sendboten, daß sie in sanguinischen Hoffnungen sich ergehen, die, mit sehr wenigen und geringen Ausnahmen, sich nicht verwirklichen. Auch die Mission in Rabbai Mpia hat wieder einen Beleg dafür gegeben, und hat kaum eine Spur hinterlassen, trotzdem so tüchtige und ausdauernde Männer wie Krapf und Rebmann unermüdet thätig waren. Sie haben eben so wenig erreicht wie Livingstone in Südafrika oder die katholischen Missionäre am obern Nil. Man beruft sich stets auf den Psalm 68, Vers 31, worin ein jüdischer Sänger

sagt: „Die Fürsten aus Aegypten werden kommen, und Mohrenland wird seine Hände ausstrecken zu Gott.“ Seit dritthalb tausend Jahren läßt die Erfüllung dieses Ausspruches auf sich warten; der Mohammedanismus hat in Afrika reißende Fortschritte gemacht, und wo er einmal Boden gewinnt, ist der Ausbreitung des Christenthums aller Boden genommen. Er kennt keine Dreieinigkeit und gestattet die Polygamie; deshalb sagt er auch den dunkelfarbigen Leuten besser zu als die Lehre der Christen, welche ohnehin kein an sinnlichen Freuden reiches Paradies in Aussicht zu stellen hat. Die Missionsgesellschaft in Chrischona bei Basel verfolgt, seitdem die Bestrebungen bei Mombas völlig scheiterten, wieder einen weit aussehenden Plan. Sie will zwölf Missionsstationen von Alexandria ab, Nil aufwärts, bis Gondar in Abessinien anlegen, und jede einzelne nach einem Apostel benennen; die Kette soll nun von Norden nach Süden gezogen werden. Es läßt sich indessen kaum bezweifeln, daß ihr ein gleiches Schicksal widerfahren werde, wie jener projektirten Kette von Mombas bis zum Gabun. Dieser Mangel an Erfolg liegt, was die ostafrikanischen Negroiden betrifft, in der psychischen Anlage, in dem völligen Mangel an Entwickelungsfähigkeit, an dem niedrigen, wir möchten sagen festgenagelten Culturwerthe dieser Schwarzen, welche jeder höhern und tiefern Auffassung platterdings unfähig sind. Sie können, ihrer immanenten Naturbeschaffenheit wegen, nicht über ihre Geistes- und Gefühlsbarbarei hinaus, und alle Versuche, sie zu sittigen, sind Wasser gewesen, das man mit einem Siebe schöpft. Für den unbefangenen Ethnologen erklärt sich das Scheitern fast aller Missionsbestrebungen ganz von selbst. Wir verweisen auf das, was Burton (S. 350 u. folg.) über den Charakter der Ostafrikaner sagt.

In dem Dorfe Rabbai Ku (Alt- oder Groß-Rabbai), wohin Krapf einen Ausflug machte, um zu untersuchen, ob der Ort sich für eine Missionsstation eignen werde, empfingen ihn die Wanika mit lärmender Freude. Sie hoben den weißen Mann aus dem Boote, trugen ihn auf den Schultern, sangen, tanzten und schwangen ihre Pfeile. Ihr Anführer war Abdallah ben Pisila, ein zum Islam bekehrter Hindu. Zum Dorfe führt ein enger Fußpfad durch den Wald; die armseligen Hütten liegen innerhalb einer dreifachen Pfahlumzäunung. Auch auf späteren Ausflügen wurde der weiße Mann in verschiedenen Dörfern sehr freundlich aufgenommen, z. B. in Ribe, Kambe und Magomboni. Das letztere wird von Moham-

medanern bewohnt, welche den Handel mit Kopal in ihrer Hand haben, Reis und Wälschkornfelder bestellen und prächtiges Schiffsbauholz an die Araber verkaufen. Diese Mohammedaner nehmen allmälig mit schlauer Berechnung das Niederland der Wanika in Besitz. Sie bauen da und dort an der Bergkette ein kleines Dorf, bevölkern dasselbe mit ihren Sklaven, gewinnen die Heiden durch kleine Geschenke, und kaufen ihnen die Landeserzeugnisse um geringen Preis ab. Im Fortgange der Zeit kommen neue Ansiedler und bringen einen Scheich mit, der die Wanika zum Islam bekehrt und zufrieden ist, wenn sie einstweilen nur dessen äußere Gebräuche mitmachen. Sie verbinden Handelsspeculation und Mission, wenden auch gelegentlich Gewalt an, und hetzen einen Stamm gegen den andern auf, damit man sich an sie als Vermittler wende.

Krapf fand die Wanika der Trunksucht und der Wollust ergeben; gegen seine Bekehrungsversuche verhielten sie sich stumpf und gleichgültig. Der Häuptling von Kambe sagte, es gebe keinen Gott, weil man ihn ja nicht sehen könne; die Wanika bekümmerten sich um Nichts als um Kokoswein, Kühe, Reis, Mais und Putz; das sei ihr Himmel. Die Mohammedaner seien große Thoren, weil sie so viel beten und fasten.

Im Januar 1845 wurde das Dorf Endila besucht, in welchem Wakamba wohnen. Sie sind hier Einwanderer, die bald nach der Hungersnoth von 1836 sich in der Küstengegend niedergelassen haben. Die Aeltesten saßen finster und gleichgültig unter einem Baume und sahen den Weißen an, als sei er ein höheres Wesen. Endlich holte ihm einer eine Schale voll Getränkes, das aus einer Mischung von Milch und Blut bestand. Einige Männer waren völlig unbekleidet; die Frauen hatten den Unterleib dürftig verhüllt, und trugen eine Art Schwanz von Leder, der um die Lenden mit einem Riemen befestigt war. „Kein Wunder, daß die Sage geht, es gebe geschwänzte Leute im Innern von Afrika." Wakamba und Wanika vermischen sich nicht mit einander. Die ersteren gehen in Karawanen von zwei bis dreihundert Mann bis 250 Stunden weit ins Innere, um Elfenbein zu holen, sind beschnitten, und ihre Sprache gehört zu dem großen „orphnohamitischen" (schwarzbraunhamitischen) Sprachstamme, welcher vom Aequator bis zum Kaffernlande reicht.

In der Mitte des Märzmonats setzte der Kus (Kosi), Südwind, ein, und die Schiffe gingen nun der Küste entlang von Süden

nach Norden. Krapf besuchte das Dorf Likoni, wo er den Leuten etwas „von ewigen Gütern“ anbieten wollte, allein sie schlichen bis auf einige Wenige fort. Im Dorfe Jumbo feierten die Wanika ihr Wagnaro, ein grausames „Spiel“, der jungen Männer, welche eine gewisse Altersstufe erreicht haben. Sie bestreichen sich den ganzen Körper mit weißer und grauer Erde, bleiben in völlig nacktem Zustand so lange in den Wäldern, bis sie einen Menschen getödtet haben, waschen sich dann und kommen nach Hause, um Zechgelage zu halten. Gewöhnlich lauern sie einsamen Reisenden auf.

Rabbai Mpia (Neu- oder Klein-Rabbai), wo die Mission angelegt wurde, besuchte Krapf zum ersten Male am 25. März. Dieses Dorf war vor etwa einem Vierteljahrhundert gegründet und zählt nur ungefähr 25 Hütten; man gelangt auf sehr steilem Pfade zu der Höhe, auf welcher es in einem Walde von Kokospalmen liegt. Es war ein günstiger Umstand, daß es gerade regnete, als der Europäer zum ersten Male diese Stätte betrat, denn die Wanika meinten, der Fuß des weißen Mannes bringe Regen. Nach Osten hin hatte dieser eine herrliche Aussicht auf das Meer, auf Mombas und das Niederland; gegen Norden hin lag das Flachland der Wanika und Wakamba, nach Süden war Wald, welcher den halbinselartigen Hügel mit dem flachen Lande verbindet, und rechts und links eine tiefe Schlucht hat. Die Höhe über dem Meere beträgt 800 bis 1000 Fuß, und Krapf hatte gleich den Eindruck, daß hier der rechte Ort für ein Missionshaus sei. Auf dem Rückwege sah er zum ersten Male den Berg Kadiaro, der etwa 36 Stunden von Rabbai entfernt liegt und 4000 Fuß hoch ist.

Bis zum Juni 1846, also ehe Rebmann eintraf, beschäftigte sich Krapf in Mombas mit dem Studium der Pokomo- und Gallasprache und machte von Zeit zu Zeit Ausflüge. Im August 1845 besuchte er das Wanikadorf Emberria, wo eine große Gallakarawane angekommen war. Die Galla leben dort einige Wochen lang friedlich mit anderen Stämmen zusammen, aber sobald sie wieder aus einander sind, beginnt die alte Feindschaft von Neuem. Die Führer der Gallakarawane müssen bei ihrer Ankunft vor Emberria, wo sie ihr Lager außerhalb des Dorfes aufschlagen, einen Schwur ablegen, daß sie Frieden halten wollen; trotzdem werden sie von den Wanika stets bewacht. Sie nehmen im Handel keine Thaler, sondern nur Baumwollenzeug, Kupfer und Glasperlen. Von den Banianen und Suaheli kaufen sie Sklaven, um denselben die Scham-

theile abzuschneiden und diese als Siegeszeichen mit heimzunehmen. Es herrscht bei ihnen die Sitte, daß der Bräutigam der Braut ein emasculirtes membrum virile übergeben muß, ehe er sie heirathen kann. Da man nun nicht immer Gelegenheit hat, einen Feind im Kriege zu verstümmeln, so kauft man Sklaven. „Wenn die Elephantenzähne, welche jährlich nach Europa gebracht werden, reden und offenbaren könnten, wie viel Gräuel ihretwegen in Afrika begangen worden sind, welche Schattenseiten der menschlichen Natur würden an das Tageslicht kommen!"

Am 4. September lief das erste deutsche Schiff, die Picciola, Kapitän Schmidt aus Hamburg, in Mombas ein, und Krapf hielt auf demselben eine deutsche Predigt. Es hatte eine weite Versuchsreise gemacht, welche die Begründung des Handelshauses der Herren Horn und Oswald im Gefolge hatte. Jetzt treiben deutsche Häuser den bedeutendsten Handel in Zanzibar.

Rebmann, Missionär aus Gerlingen in Württemberg, der in Basel und England vorbereitende Studien für seinen Beruf gemacht hatte, traf endlich am 10. Juli 1846 in Mombas ein, erkrankte aber bald nachher am Fieber, von welchem auch Krapf wiederholt ergriffen worden war. Gleich nach der Genesung begaben sich beide Landsleute nach Rabbai Mpia, wo sie mit den Vorstehern ein Maneno oder Palaver hielten, und die Erlaubniß zur Niederlassung bekamen. Die Häuptlinge erklärten, das ganze Land solle den Weißen offen sein, sie möchten reisen, wohin sie wollten, man werde sie bei „Händen und Füßen halten," und sie sollten die Könige des Landes sein. So war denn der erste entscheidende Schritt gethan, aber beide Missionäre, welche wieder nach Mombas zurückgegangen waren, um allerlei Vorkehrungen zu treffen, wurden wiederholt vom Fieber heimgesucht. Am 25. reisten sie abermals nach Rabbai Mpia; Krapf hatte wieder einen starken Fieberanfall. „Die Mission muß angefangen werden, sagte ich zu mir selbst, und sei Tod oder Leben die Folge; ich kann jetzt nicht auf die Krankheit achten, sie soll mich in Ruhe lassen. Mit diesem Entschluß und mit innerlichem Seufzen zu Gott, wankte ich neben Rebmann her, der gleichfalls sehr schwach war, und kaum gehen konnte. Wir beschlossen daher, im Reiten unseres einzigen Esels abzuwechseln. Kaum wird je eine Mission in solcher Schwachheit angefangen worden seien." Aber oben war die Luft kühl, der Schlaf brachte einige Linderung, und der Tag zum Hausbau wurde mit den Häupt-

lingen verabredet. Am 16. September war das Gebäude unter Dach, 24 Fuß lang, 18 Fuß breit und eben so hoch. Die Wände wurden mit Lehm von Innen und Außen bestrichen, und das schiefe Dach mit Makuti, geflochtenen Kokosblättern, bedeckt. Es lag in einem Hain von Kokospalmen, an einer Stelle, von wo man die Festung und die Schiffe im Hafen von Mombas sehen kann, etwa



Rabbai Mpia.

1000 Fuß über dem Meere. Am 16. Oktober wurde diese Missionshütte bezogen. Der Rabbai-Berg sollte „ein Zion für Ost- und Mittel-Afrika werden, der erste Schritt zum Vorrücken ins Herz des Festlandes.“ Dann bauete man Küche, Stall, Vorrathshaus, Backofen und eine Hütte zum Gottesdienst. Man lud zu letzterm die Wanika ein; sie fragten aber, was man ihnen zu essen geben werde; wenn sie am Sonntag allemal Reis und eine Kuh bekämen, dann würden sie erscheinen, sonst aber wegbleiben. Das war für den Einweihungstag eine niederschlagende Erfahrung, die aber doch kaum überraschen durfte. Krapf ging zu den Wilden von Hütte zu

Hütte, lud sie alle ein, und gab das Zeichen zu seiner Andacht durch Flintenschüsse; später kam eine kleine Glocke aus London.

Nach einiger Zeit wurde den beiden Sendboten klar, daß sie ihre Thätigkeit auch auf die innerafrikanischen Stämme zu richten hätten. Für das Christenthum und dessen Ausbreitung wurde damit freilich nichts erreicht, wohl aber gewann die Länder- und Völkerkunde durch die Reisen der beiden muthigen Männer. Wir geben einige Auszüge aus Krapf's Tagebüchern, welche zur Erläuterung des Lebens und Treibens, insbesondere der Wanikastämme, dienen können.

Am Neujahrstage 1847 erschien ein Mnika und bat den weißen Mann um eine Arzenei gegen Unfruchtbarkeit und schweren Athem. „Wie oft bin ich in Afrika schon um die Arzenei gegen männliche und weibliche Unfruchtbarkeit angelaufen worden. Von dem Könige von Schoa bis zum geringsten Sklaven herab ist das Verlangen danach kund gegeben worden!"

Gegen das Fieber bereiten die Suaheli-Quacksalber eine Mischung von Küchenruß, gestoßenem Pfeffer, Limonen- und Bananensaft; das Ganze wird zu einem schwarzen Brei zusammengekocht, und in kleine Einschnitte eingerieben, welche die Quacksalber mit einem Scheermesser in die Gelenke, besonders an Armen und Füßen, machen. Nach der Einreibung gießt man dem Kranken Wasser über den Kopf, oder er muß sich im Meere baden. Das letztere ist im Anfange des Fiebers vortheilhaft und bringt für die Krankheit einen mildern Verlauf.

Die Frauen von Rabbai Mpia versammelten sich am 15. Januar gegen Abend und zogen unter Tanz und Gesang durch die Straßen. Sie spielten den weiblichen Muansa die ganze Nacht hindurch und verlangten in jeder Hütte ein Geschenk. Angeblich dürfen diesem weiblichen Feste keine Männer beiwohnen, doch werden trotzdem im Walde grobe Unsittlichkeiten verübt. Jedes Alter und Geschlecht hat zu gewissen Zeiten Festlichkeiten, die mit Schmausereien anfangen und enden. Durch dieselben werden die Leute enger unter einander verbunden, und wer nicht erscheint, muß als Strafe eine Kuh oder eine Ziege geben.

Das Brummen des Muansa spielt eine große Rolle bei den Wanika. Sie wollen die Leute glauben machen, der Muansa sei ein im Walde schreiendes Thier, da er doch nur ein ausgehölter

Baumstamm ist, in welchem ein Brummen verursacht wird. „Sie suchen durch Aberglauben und Betrug sich vor dem Volke wichtig zu machen und über dasselbe zu herrschen, da sie sonst keine Gewalt über die Leute haben; denn nur die Häuptlinge dürfen das brummende Instrument sehen." Was Krapf über den Muansa schreibt, erinnert an den Mumbo Dschumbo und andere Gaukeleien bei den westafrikanischen Negern; Zweck derselben ist, die Weiber und Sklaven in Furcht und Zaum zu erhalten. Die Aeltesten in Rabbai hörten nicht auf die Abmahnungen des Missionärs, sondern trieben ihr „Werk der Finsterniß" mit großem Eifer. Zuerst begaben sie sich nach dem Maroni oder Rathhaus, wo der Muansa wa Kurri schon brummte. Mit einbrechender Dunkelheit wurde das Schreien, Singen, Tanzen und Jauchzen der Aeltesten, und das Brummen des Muansa furchtbar; der wilde Lärm währte die ganze Nacht hindurch, und die rasenden Leute tranken viel Palmwein. „Die Heiden stehen unter besonderm Einfluß böser Geister, und solche Festlichkeiten sind ihre Abendmahle!" Derartige Stoßseufzer äußert der Missionär öfters. Wenn, fährt er fort, Kinder und Weiber den Muansa sehen würden, so müßten sie, wie man sagt, gleich todt niederfallen, oder die Frauen würden doch nicht mehr gebären können. Zuerst wird der Muansa im Walde gespielt, wo man ihn in einer besondern Hütte aufbewahrt. Sobald man ihn von ferne brummen hört, muß jeder Nichteingeweihete sich verbergen. Es ist klar, daß die Aeltesten ihn gebrauchen, um das Volk in Schrecken und Unterwürfigkeit erhalten zu wollen. Sie lassen den Muansa allemal spielen, wenn eine neue Verordnung gegeben wird, und überhaupt bildet der Muansa den Mittelpunkt ihres bürgerlichen und religiösen Lebens; er wird auch in Bewegung gesetzt, wenn sie opfern, um Regen beten, oder ein mißgestaltetes Kind im Wald erdrosseln wollen. Nur Einzelne sind eingeweiht. Der Muansa wird von einem Zimmermann verfertigt; der Besitzer erhält bei allen Zechgelagen einen Antheil umsonst. Nur die Wanika und ihre nördliche Abtheilung, die Wadigo, von welchen eigentlich der Muansa stammt, kennen diese Feierlichkeiten und Einrichtungen; andere Völker haben sie nicht.

Am 20. Februar feierten die Wafulana, d. h. die jungen Leute, den Tag, an welchem die Jünglinge ihre Brust mit Messern ritzen und etwas Blut fließen lassen, um, wie sie sagen, frisches Blut an die Stelle des alten zu bekommen. Sie meinen, die Feierlichkeit

mache stark und tapfer. Man trommelt dabei den ganzen Tag, schwingt die Waffen, tanzt, jubelt und trinkt.

Manchmal bringen die Wanika Opfer, Sadaka, um Regen zu erlangen oder wegen Verstorbener. Sie schlachten ein schwarzes Schaf, sprengen Blut auf das Grab und beten dabei: Möge der Todte Ruhe haben; möge bald Regen kommen; möge der Kranke geheilt werden 2c.

Mulungu ist der Ausdruck für den Begriff eines höchsten Wesens, aber er ist völlig unbestimmt. Der Eine sagte, Mulungu sei der Donner, ein Anderer verstand darunter den Wolkenhimmel, ein Dritter das Wesen, welches Krankheiten verursacht; ein Vierter hatte eine schwache Vorstellung von einem höchsten Wesen. Einige glaubten, jeder Mensch werde nach dem Tode ein Mulungu.

Die Verwandten eines Todten bleiben drei Tage beisammen, schreien, weinen und stampfen auf den Boden wie Rasende; sie scheeren das Haupt, zerritzen das Gesicht, schreien fürchterlich, und essen, trinken und tanzen.

Die Wanika werden schwerlich verstanden haben, was es bedeuten sollte, wenn der Missionär ihnen einschärfte, daß der Mganga, Zauberer und Medicinmann, der bei den ostafrikanischen Barbaren überall eine so große Rolle spielt, „wirke mit den Kräften des Satans, welcher die ihm von Gott anerschaffenen Kräfte Gottes verkehrt und gegen Gott und seine Werke gerichtet habe. Satan, und folglich auch seine Diener, die Zauberer, könnten aber nichts thun, ohne den Willen und die Erlaubniß Gottes. Die Teufel hätten ohne die Erlaubniß Christi nicht in die Schweine fahren dürfen. Wo Gott dem Satan und den Zauberern gestattet, die Menschen zu plagen, oder Werke Gottes zu zerstören, da seien die Menschen selbst schuld, weil sie durch ihre Sünden und Gottlosigkeit den Zorn Gottes erregt und herausgefordert haben, der dann dem Satan gestattet, den sündigen Menschen entweder am Leib oder an Hab und Gut zu beschädigen. Satan wirke im Zorn Gottes, vollbringe den Zorn Gottes an denen, welche ihn erregt haben 2c."

Es begreift sich leicht, daß derartige wundersame Auslassungen den Wilden vollkommen unverständlich waren, und man begreift auch, weshalb sie fortgingen, wenn Predigten oder Ermahnungen solches Inhalts vorkamen.

Rebmann handelte praktisch, als er am 14. April Kartoffeln pflanzte und der Erde allerlei Sämereien anvertraute.

Krapf lucubrirt: „Zauberei ist möglich, weil ein Wirken mit Satans Kräften eben so möglich und wirklich ist, wie das Wirken mit Gottes Kräften beim Wunderthun zum Segen der Menschen. Ein Zauberer ist der Wunderthäter der Hölle, der höllische Wunder offenbart und verrichtet. Wie ein Christ die Gabe des Wunderthuns erlangen kann, wenn er ernstlich danach strebt, so kann auch ein Knecht der Sünde die Gabe der höllischen Wunder, also der Zauberei erlangen, wenn er mit allem Eifer danach strebt. Solche Aspiranten giebt es aber unter den Heiden!!!"

Bei den Wanika nehmen einzelne Familien das Regenmachen in Anspruch; die Würde ist erblich und giebt großes Ansehen. Das Volk achtet auf das Geschrei und den Flug der Vögel.

Die Eidschwüre sind verschiedener Art. 1) Der Eid des Beiles. Der Zauberer nimmt die Hand eines, z. B. des Diebstahls Angeklagten, den er sagen läßt: „Wenn ich das Eigenthum des N. N. gestohlen habe, so möge Mulungu für mich sprechen; habe ich aber nichts Böses gethan, so möge er mich retten." Dann führt der Mganga ein glühendes Beil oder Eisen viermal über die Hand. 2) Der Eid des kupfernen Kessels. Der Zauberer macht denselben glühend, und wirft einen Stein hinein, damit Funken sprühen, und dazu thut er etwas Fleisch von einer Ziege. Der Angeschuldigte muß dann sagen: „Möge Mulungu mir Gerechtigkeit wiederfahren lassen", legt die Hand in den Kessel und nimmt den Stein heraus. Ist er unschuldig, dann bleibt er ganz unbeschädigt. 3) Der Eid der Nadel. Der Zauberer zieht eine glühende Nadel durch die Lippen des Angeklagten. Beim Unschuldigen kommt kein Blut. 4) Der Eid des kleinen Brodes. Der Angeklagte muß etwas vergiftetes Brod essen, das er, wenn unschuldig, leicht hinabschluckt; im Gegentheil bleibt es ihm im Halse stecken und er muß es unter Schmerzen und Blutverlust ausspeien. Der Zauberer bekommt allemal ein Stück Zeug vom Kläger und vom Verklagten; der heilige Mann macht also stets ein gutes Geschäft.

Den Geistern, Koma, Schatten der Verstorbenen schreibt man höhere Natur und Kraft zu, aber Bilder irgend einer Art haben die Wanika nicht. Der Koma ist bald im Grabe, bald über der Erde, bald im Donner und Blitz, kann aber nicht gesehen werden, obwohl er die dargebrachten Gaben annimmt, sich durch sie versöhnen und den Lebenden geneigt machen läßt. Der Hauptaufenthalt des Koma ist in oder bei der Kaya, d. h. dem Mittelpunkte des Stammes; dort

ist ihm eine Hütte errichtet, wo er wohnen kann. Bei ihr ist alles niedergelegte Eigenthum sicher, weil ein dabei aufgehängter Zauber die Diebe verscheucht. Man begräbt gern die Todten in der Nähe jener Hütte.

Verwandte und Freunde kommen oft aus weiter Ferne, um einen Kranken zu besuchen und ihm Beileid zu bezeigen.

Die Suaheli haben eine eigenthümliche Vorstellung von dem Ende der Erde. Sie ende im Westen von Afrika in einem Morast, werde dort begraben, und das sei der Welt Ende. Sie nennen das Usiko wa uti, Begräbniß der Erde.

Nach anderthalbjährigem Verweilen in Rabbai Mpia am 31. Dezember 1847, klagt der Missionär über „die Gleichgültigkeit der Wanika gegen den Antrag des Heils in Christo. Die verfinsterten und fleischlichen Leute blieben taub gegen alle unsere Bestrebungen.“ Rebmann wollte Schule halten, hatte Buchstaben aus Pappendeckel gemacht, aber die Kinder liefen immer wieder fort. „Wir stärkten uns an den Verheißungen Gottes, daß sein Wort nicht leer zurückkommen soll. Ich erinnerte mich an das Wort eines Geistlichen in Amerika, der zu einem scheidenden Missionär sagte: Werden Sie nicht verzagt, wenn Sie auch zehn Jahre an einer Felsenwand hinaufklettern müssen; Sie werden doch zuletzt hinaufkommen.“ In der Regel geschieht das freilich nicht. Als Krapf gegen die Zaubereien sprechen wollte, mochte Niemand ihn anhören, denn „diese Leute sind so hart in geistlichen Dingen, wie Granitfelsen.“

Bei den Wakamba wird der böse Geist aus einem Kranken in merkwürdiger Weise ausgetrieben. In der Mitte der Versammlung stand ein hölzerner, mit Wasser gefüllter Mörser; daneben war ein schwarzer, mit blauen Glasperlen verzierter Stab in den Boden gesteckt. Diese Perlen liebt der böse Geist, und verläßt den Kranken, um sich auf jene zu setzen, wenn man dabei tüchtig schreiet, tanzt und trommelt. Krapf sprach „über die vielen Teufel, welche Jesus austriebe,“ es wurde ihm aber nachgerade klar „daß ich seit einiger Zeit zu viel gegen die heidnischen Sitten und Gebräuche polemisirt habe.“ Wenn er predigte, liefen die Wilden fort und riefen: „Wir müssen jetzt Palmwein trinken.“ „Wie sie das einmal reuen wird in der Ewigkeit, wenn sie sich erinnern, wie nahe ihnen das Heil gewesen und wie schnöde sie es zurückgestoßen.“!! „Ich war am 5. Juni sehr niedergeschlagen, theils wegen meinem eigenen harten Herzen, theils wegen der Gleichgültigkeit der Heiden um mich her.

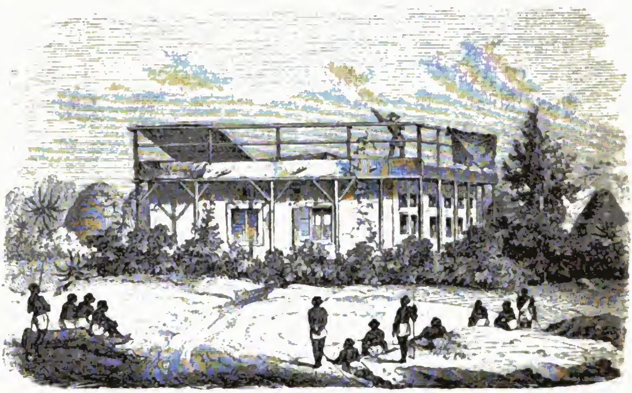
Die Wanika hören nur eine Zeitlang zu, dann fangen sie an zu betteln, weil sie glauben, sie hätten nun ein Recht, einen Lohn für die Mühe der Anhörung meiner Worte zu verlangen. So machen es auch die Kinder in der Schule."

Die Wanika legen beim Essen und Trinken ein wenig Speise und Trank auf den Boden, als eine Gabe für den Koma. Sie glauben, jeder Kokosbaum, jede Quelle, jeder Sumpf, wo man Wasser findet, habe einen guten Geist; die Zerstörung einer Kokospalme betrachten sie wie einen Muttermord, weil dieser Baum ihnen Nahrung gebe, wie die Mutter dem Kinde. Sie halten die Hyäne für ihren Vater und lassen dieses Thier nicht tödten. Als einst ein Suaheli ein solches erlegte, wurde eine Todtenfeier veranstaltet, man trauerte weit und breit, und der Muansa mußte brummen.

Am 10. Juni 1849 kamen Erhardt und Wagner in sehr leidendem Zustande in Rabbai an; zwölf Tage später kehrte Rebmann von einer seiner Reisen nach Dschagga heim. Schon am ersten August erlag Wagner dem Fieber. Krapf machte mit Erhardt im Februar und März einen Ausflug zur See nach Süden hin bis Kap Delgado und trat dann eine Reise nach Europa an, um in London seinen Plan wegen der schon erwähnten „Missions-Kette" vorzulegen. Im April des Jahres 1851 war er wieder in Mombas zurück, begleitet von dem Missionär Pfefferle und drei Laienbrüdern, Hagemann, Metzler und Kaiser. Alle wurden gleich nach ihrer Ankunft in Rabbai vom Fieber ergriffen; Pfefferle starb; Kaiser und Metzler waren so hinfällig, daß man sie schleunig nach Europa zurücksenden mußte. In Rabbai fand Krapf die Mission ganz so, wie er sie verlassen, „ausgenommen, daß der Krüppel Mringe im Glauben an Jesum heimgegangen und noch vor seinem Tode von Rebmann getauft worden war."

Während Krapf's Abwesenheit hatten Rebmann und Erhardt von den Häuptlingen in Rabbai Mpia sich für 30 Thaler ein bedeutendes Stück Land in Kisulutini gekauft, und ein neues Haus für zwei Missionsfamilien zu bauen angefangen. Sie waren von der Ansicht ausgegangen, daß die Mission sich erst an der Küste befestigt haben müsse, ehe man Stationen im Innern gründen könne; sie wollten vor allen Dingen den Wilden erst die Vortheile des Landbaues und der Civilisation überhaupt anschaulich machen, ehe sie weiter gingen. Wenn überhaupt die Missionen in Ostafrika auf Erfolg zu rechnen hätten, (was wir unsererseits gar nicht an-

nehmen), so waren diese beiden Männer gewiß im Recht. Krapf scheint aber mit diesem Hausbau nicht zufrieden gewesen zu sein. Seine Erfahrungen in Abessinien, sagt er, hätten ihn gelehrt, daß die Feinde unter den Eingeborenen an feste Niederlassungen der Missionäre allerlei Verdächtigungen knüpfen, als ob man eine Festung bauen und europäische Soldaten zur Eroberung des Landes herbeiziehen wolle. Auch könne das Streben nach bequemen Einrichtungen auf secundäre Gegenstände hinlenken, der Missionär weniger beweglich werden, das Evangelisiren der Heiden nah und fern bei Seite setzen 2c.



Rebmann's Missionshaus in Kisulutini.

Wie dem auch sein möge, das von Rebmann und Erhardt gebauete Haus in Kisulutini war in seiner Art ein Meisterstück und ist als solches auch von Burton ausdrücklich anerkannt worden. Krapf blieb in seiner alten Hütte zu Rabbai. Erhardt machte eine Reise nach Usambara, wo ihn der Sultan freundlich aufnahm, aber doch erklärte, daß er ihn nicht im Lande behalten oder schützen könne, weil der Sultan von Zanzibar ihn mit Krieg bedroht habe, wenn er dem Fremden Aufenthalt gewähre. Dieser zog sich dann an die Küste von Tanga zurück, und arbeitete dort an einem Vokabularium der Masaisprache. Später kehrte er nach Rabbai zurück, ging aber 1855 wegen geschwächter Gesundheit nach Europa zurück und 1857 nach Indien.

Auch Krapf's Gesundheit litt in dem tropischen Klima. Er mußte im Herbst 1853 Rabbai verlassen, um in Europa seine Gesundheit herzustellen. Rebmann war dann mit seiner Frau, die er in Aegypten geheirathet hatte, allein auf der Station, denn Erhardt befand sich damals in Usambara. Im Oktober fuhr Krapf von Mombas nach Aden und reiste über Suez nach Deutschland. Das Missionscomité in London beschloß den Missionär Demmler aus Bayern nach Afrika zu schicken. Zu gleicher Zeit hatte Bischof Gobat von Jerusalem den Plan gefaßt, einige in Chrischona gebildete Handwerker nach Abessinien zu schicken, um wo möglich die seit 1843 dort eingestellten Arbeiten wieder zu beginnen. Krapf wollte sie dort einführen und dann wieder nach Rabbai zurückgehen.

Nachdem er in Tübingen sein Wakuafi-Wörterbuch und eine englische Liturgie im Kisawaheli hatte drucken lassen, fuhr er im November 1854 von Triest nach Palästina, und besuchte Abessinien. Diese Reise erzählen wir späterhin in einem besondern Kapitel. Krapf's Absicht war gewesen, von Gondar aus durch das südliche Abessinien nach Südosten hin, bis zur Küste am indischen Ocean vorzudringen, er wurde aber daran durch die kriegerischen Zustände verhindert. So ging er denn von Gondar aus nach Chartum und Nil abwärts nach Kairo. In der nubischen Wüste war er dem Tode nahe, und durfte nicht mehr daran denken, noch einmal nach Rabbai zurückzukehren. Im August 1855 sagte er dem afrikanischen Erdtheil, in welchem er so viele Jahre mit Aufopferung und Selbstverleugnung thätig gewesen, für immer Lebewohl. Seitdem wohnt er zu Kornthal in Württemberg, wo er fortwährend im Interesse der Mission thätig bleibt.

Zweites Kapitel.

Krapf's Reisen nach Usagara. Vom 12. Juli bis 1. September 1848 und vom 10. Februar bis 14. April 1852.

Etwa zehn Jahre vor Burton's und Speke's Ausfluge nach Fuga in Usambara, welchen wir weiter oben geschildert haben, betrat Ludwig Krapf dieses bis dahin von keinem Europäer besuchte Land. Nachdem Rebmann von seiner ersten Reise nach Dschagga zurückgekehrt war, beschloß sein Gefährte die Gegenden im Süden und Südwesten von Mombas zu besuchen. Schon 1844 hatte er von Wasin, Tanga und vom Panganifluß aus, das Bergland von Usambara erblickt, dessen König Kmeri (Kimeri oder Kimwere, wie Burton ihn nennt) den weißen Leuten günstig gesinnt war. Krapf durfte also auf guten Empfang rechnen, miethete einen mehrfach erprobten Führer Rebmann's, Bana Cheri, und brach am 12. Juli wohlgemuth von Mombas auf, um auf dem Wege durch die Wakuafi-Wildniß über Udigoni und Uschinsini nach Usambara zu gelangen. Er wählte diesen Weg, welcher ungleich länger und beschwerlicher ist, als der durch Burton geschilderte von der Mündung des Pangani aus, um nicht die Küste der Suaheli zu berühren, denn diese eifersüchtigen Handelsleute hätten ihm möglicherweise Schwierigkeiten in den Weg gelegt.

Zunächst kam er durch Udigo, das Gebiet der Wadigo-Stämme, d. h. der südlich von Mombas wohnenden Wanika;

die nordwestlich und nordöstlich wohnenden heißen Walupanga; die Wadigo hausen theils unmittelbar an der Seeküste neben und zwischen Suahelis, theils höher landeinwärts bis hinab zur Insel Wasin, zu den Wasegedschu und Waschenzi (Waschinsi) und westlich bis Usambara und zu der großen Wildniß, durch welche Krapf reisen wollte. Nachdem er von einigen Häuptlingen sehr freundlich empfangen worden war, ging er über die Tafelebene von Schimba nach Kuale, einem Dorfe von etwa siebenzig Hütten, in dessen Umgegend die Wadigo viel Tabak bauen, den sie dann in der Gestalt von kleinen runden und getrockneten Kuchen verkaufen, er geht bis in die Galla-Länder.

Von dort schlug Krapf zuerst eine südwestliche Richtung ein und stieg in die Wakuafi-Wildniß hinab, welche von der Küste von Wasin und Tanga, so wie vom Wanika-Lande als große Ebene nach dem Innern sich ausbreitet, und auf der hie und da ein vereinzelter Berg oder eine Bergmasse sich erhebt. Bundini war das letzte Dorf, wo noch Menschen wohnen. Dort bat ein Mann den Reisenden um Emfudsche, eine Art von Moschus, die aus Indien kommt und von den Suaheli als Arzenei gegen Krankheiten und böse Geister gebraucht wird.

Der richtige Weg wäre gegen Süden bei Ost gewesen und Krapf hätte dann Usambara in der Nähe von Daluni erreicht, aber er ging fast immer östlich nach der Küste von Wasin und Tanga und machte also einen großen Umweg. Er wollte die „Sklavenkolonie" Muasagnombe vermeiden, in welcher flüchtige Heiden und Mohammedaner unter einem Häuptling beisammen leben.

Krapf sagt: „Ich fühlte mich in der Wildniß wie zu Hause. In ihr habe ich mich oft trotz aller Beschwerden von Hunger und Durst, Müdigkeit, Grimm der Dornen, die meine Kleider zerfetzten, und trotz der Gefahren von Räubern, innerlich und äußerlich so glücklich gefühlt, wie kaum ein König oder Kaiser in aller Herrlichkeit und Bequemlichkeit sich fühlen kann."

Nachts wärmte er sich an einem Feuer von Ebenholz, das stark und anhaltend brennt und nicht flackert. In der Wildniß waren viele Fallgruben gelegt, in welchen die Wadigo wilde Thiere fangen. Die Gegend war wellenförmig; hohes Gras und dicker Wald wechselten mit Lichtungen ab, auf manchen Strecken lagen rother Sand und Kieselsteine. Das ist der allgemeine Charakter dieser Wildniß, welche des Anbaues sehr wohl fähig wäre. Manch-

mal wurde der Weg von Euphorbien und wilder Aloë fast versperrt; an sumpfigen Stellen findet man Elephanten, im Dickicht Nashörner, welchen Krapf mehr als einmal begegnete. Auch Giraffen in Rudeln von acht bis zehn Stück waren nicht selten. Am Flusse Leni schnitt der Missionär ein großes Kreuz und die Jahreszahl in einen Baum.

Der Führer besorgte mit den Wasegedschu zusammenzutreffen, die für sehr wild und feindlich gelten, die ganze Küste von Wanga und Tanga bewohnen, und deren Sprache mit jener der Pokomostämme am Danaflusse verwandt ist. Im Wadigodorfe Gondscha am Flusse Umba sind viele Pasi, große Wanzen, deren Stich Fieber verursacht. Ein Eingeborener fragte im Ernst: ob die Europäer Menschenfresser seien? Diese Mähr ist von den Suaheli verbreitet worden. Mua Muiri, Häuptling von Gondscha, ließ sich gegen ein Geschenk bereit finden, den Reisenden nach dem großen Dorfe Rugniri zu geleiten, wo eine Tochter des Königs Kmeri einen Theil des Waschenzilandes beherrscht. Der Fluß Umba war an der Furt etwa 30 Schritte breit, aber nur anderthalb Fuß tief. Weiterhin mußten mehrere Bäche und Flüsse durchwatet werden, z. B. der Emgambo oder Sidschi, der in die Bucht von Tanga mündet. Rugniri hat feste Thore und ist mit undurchdringlichem Gebüsch umgeben; die Einwohner sind Waschinsi. Das Wort bezeichnet Ueberwundene, Besiegte; Kmeri betrachtet alle diese Leute als Sklaven; sie bewohnen das Niederland bis an die Küste, wo sie neben den Mohammedanern leben und von diesen auch manche Sitten und Gebräuche angenommen haben. Sie sind durch ihre braune Farbe leicht von den Suaheli und Wanika zu unterscheiden, bauen Getreide, haben vergiftete Pfeile und wohnen in runden Hütten.

Die Zahl der Waschinsi, welche dem König Kmeri unterworfen sind, beträgt nach Krapf etwa 90,000 Köpfe; das ganze „Reich" Usambara zähle wohl an eine halbe Million. Es erstreckt sich von der Küste landeinwärts bis zu den Pare-Bergen, sechs bis acht starke Tagereisen von Ost nach West; im Süden bildet der Pangani, im Norden die Wakuafi-Wildniß und das Wadigoland die Gränze. Das schöne Thal Kerenge trennt die gebirgigen Provinzen von Uschinsi und Usambara; was westlich von jenem Thale liegt, heißt Usambara im engern Sinne, was östlich, heißt Bundei, wovon Uschinsi, d. h. das Gebiet der Waschinsi, den Haupttheil ausmacht.

Nachdem die Gebieterin einige Geschenke entgegengenommen, kam vom König aus Fuga Befehl, daß der Europäer sich so bald als möglich dort einfinden solle, und Krapf brach mit Kmeri's Schwager gen Fuga auf. Er kam zunächst am Berge Pambire vorüber, dessen 2000 Fuß über dem Meere liegender Gipfel aus einem ungeheuern Felsblocke besteht. In diesem afrikanischen „Alpenlande" ist das Wandern ungemein beschwerlich und ermüdend, da ein Berg, ein Strom, eine Thalschlucht nach der andern folgt; denn in diesen Gebirgen fehlen Bergebenen. In den nächsten Tagen passirte Krapf den Fluß Engambo, den 3000 Fuß hohen Berg Makueri, die Bergreihe von Handeï, den Fluß Engerea, welcher von Osten nach Süden fließt und das Thal von Kerenge durchschneidet, den Nebenfluß Kole, das Dorf Tamotta und den Ort Emlola, wo er warten mußte, bis des Königs Befehl eingeholt war.

Am 6. August erreichte er Fuga, das wir schon nach Burton geschildert haben. Der König befand sich eben in Salla, seiner zweiten Hauptstadt. Als den Räthen gesagt worden war, was der Missionär im Lande wolle und suche, erklärten sie, die Absicht sei gut, doch möge der Fremde sofort die mitgebrachten Geschenke vorzeigen. Am 9. Aug. begab sich Krapf nach Salla zum „selbstständigen Löwen" Kmeri, der ihn am folgenden Tage freundlich empfing, die Geschenke sogleich an sich nahm, und sein Begehren nach mehr Glasperlen und Kleidern aussprach. Von einigen hundert Frauen, die er in Salla hatte, bewohnte jede eine besondere Hütte auf einem Hügel, welchen das Volk niemals betreten darf. Kmeri war nicht abgeneigt, Missionäre aufzunehmen, wünschte Handwerker undeinen guten Arzt, Landeskinder wollte er aber nicht nach Rabbai in die Mission geben. Der Reisende war im Allgemeinen mit dem Könige zufrieden, der ihm nach der Abschiedsaudienz am 13. August zwei Soldaten zur Bedeckung mitgab, und zum Schlusse die Worte: „Lebe wohl, mein Vater" zurief.

Der Rückweg führte auf kürzerer, weniger gebirgiger Strecke über Bumburri, wo der Kronprinz wohnte. Vier Ortschaften in Usambara, nämlich Fuga, Manga, Kirrei und Schierri, wo die großen Zauberer des Reiches wohnen, sollen eigentlich von keinem Fremden betreten werden. Sie sind Asyldörfer; ein Mörder, welcher sich dorthin rettet, ist sicher vor seinen Verfolgern; das Gleiche ist der Fall, wenn er des Königs Person berührt, oder das Haus einer Königsfrau oder eines Königskindes betritt. Der Pfad führte

über Kitunda, wo man eine schöne Aussicht auf den hohen Berg Msihi hat, über Kiserui, mit einem Blick auf den Berg Mabanduka, dann in das Thal des Flusses Engambo, bei Dschumbi über den Fluß Emkulumusi, welcher von den Pambirebergen kommt und bei Tangata in die See fließt. Am 19. war er in den Dörfern an der Mündung des Pangani, wo die Suaheli mit Erstaunen hörten, daß der weiße Mann von Mombas aus zu Lande nach Usambara gelangt sei. Dieser fuhr nun nach der Insel Zanzibar, wo er beim Sultan Audienz hatte, und traf schon am 30. September wieder in Mombas ein. Am folgenden Tage war er bei seinem Freunde Rebmann in Rabbai Mpia.

Die Missionäre trugen sich, wie schon bemerkt, mit dem kühnen Plane, eine große Kette von Stationen durch Afrika hindurch, wo möglich bis zur Westküste, zu gründen, und den Anfang dazu gedachten sie in Usambara zu machen; das Ganze lief indeß, wie wir wissen, auf fromme Wünsche hinaus. Seit der Heimkehr von Fuga im September 1848 hatte Krapf zwei Reisen nach Ukambani gemacht, die wir später schildern; im Anfang des Jahres 1852 wollte er nun abermals nach Usambara, um sich vom König die Erlaubniß zur Gründung einer Mission bestätigen zu lassen.

Diesmal ging er nicht durch die Wakuafiwildniß nach Fuga, sondern auf dem gewöhnlichen Karawanenwege von der Mündung des Pangani aus, welchen, wie wir wissen, späterhin auch Burton und Speke nahmen. Rebmann war damals in Aegypten; die Station Rabbai Mpia blieb dem Missionär Erhardt anvertraut. Krapf landete am 11. Februar in Tanga, von wo zwei Männer vorausgesandt wurden, um den König Kmeri rechtzeitig von der Ankunft des Fremden zu benachrichtigen, und schiffte dann nach Zanzibar hinüber, wo er mit dem oft erwähnten englischen Consul Hamerton viel verkehrte. Von diesem Manne spricht er nicht so lobpreisend wie Burton, sondern äußert: „Sein Streben ging eher dahin, die Kunde von Ostafrika zu verbergen. Er war der Erforschung desselben so abgeneigt, daß er, als Dr. Bialloblotzky ins Innere vordringen wollte, einmal in meiner Gegenwart die Worte fallen ließ: Ich werde Sorge tragen, daß der Doctor in der Exeterhalle zu London keine Reden über Ostafrika halten kann. Er gehörte zur alten Militärschule der englisch-ostindischen Compagnie und war überhaupt eine Zusammensetzung von guten und bösen Eigenschaften, wie man sie selten findet.“

Am 20. Februar war Krapf wieder in den Panganidörfern, in denen nur Mohammedaner wohnen, welche viel Mais und Reis ausführen. Das Niederland, von der Küste bis an den Fuß der Berge, erstreckt sich von Osten nach Westen, etwa achtzehn Stunden weit. Der Missionär hörte, daß König Kmeri mit dreihundert Frauen mehr als vierhundert Kinder gezeugt habe. Am 26. Februar führte der Weg über den Fluß Emkulumusi, nach Dschumbi, und weiter nach Kadango, wo eine Tochter des Königs herrschte, deren Gemahl sich nicht in die Regierung mischen darf. Die Bewohner sprechen reines Kischinsi (Sprache der Waschinsi); dasselbe ist die Hauptmundart in Bondeï, d. h. der Gegend zwischen der Seeküste und dem Kerengethal im Westen. Sie hat die nächste Verwandtschaft mit der Sprache der Waseguastämme, während die eigentliche Sprache von Usambara mehr mit der in Pare und Ngu verwandt ist.

Am 29. Februar wurde der Kombora überschritten, eine etwa 4000 Fuß hohe Bergkette, die sich von Norden nach Süden erstreckt. Von derselben hat man eine großartige Aussicht auch auf das Meer. Auf der andern Seite lag das von Wasegedschu bewohnte Dorf Hingo. Dieses Volk lebte einst im Kriege mit den Wadigo, ein Theil desselben wanderte aus der alten Heimath im Kerengethale und gründete auf dem Kombora das genannte Dorf. Die Wanika, Wakamba, Wandurobbo sind gleichfalls Bruchtheile, die aus ihrer ursprünglichen Heimath vertrieben wurden.

Die Suaheli werden von den Wasambara als Waunguana bezeichnet, d. h. freie Leute. Jeder Msambara betrachtet sich selber als Sklaven des Königs, der wie ihr Mulungu, Gott, ist. Die Mohammedaner haben auch viel mehr Freiheiten als die Waschinsi oder Wasambara, welche weder zu Pferd noch zu Esel reiten, noch ein gutes Kleid tragen, oder in fremde Länder reisen dürfen. Den Suaheli ist das Alles nicht verboten; der König schont sie, damit sie ihm nicht gefährlich werden.

Der Weg führte über Kisara nach dem auf einer hohen Bergspitze liegenden Dorf Utinde, von welchem man in das sehr tiefe Thal Kirenge hinabsieht. Im Osten des letztern erblickt man den Berg Msihi, wo eine durch Rebellion zur Herrschaft gelangte, mit dem König von Usambara blutsverwandte Häuptlingsdynastie regiert. In Usambara selbst herrscht der Brauch, daß der Kronprinz immer einen andern Namen führen muß als sein Vater. Er soll stets in der Provinz Bumburri regieren; nach dem Tode

des Königs kommt er nach Fuga, um als Herrscher ausgerufen zu werden. Der erste Sohn, welcher ihm nach seiner, wir wollen sagen Krönung oder Ausrufung in Fuga, geboren wird, ist Thronfolger, nicht etwa einer der früher ihm geborenen Söhne.

Die Wasambara steigen mit großer Leichtigkeit Berge hinauf und hinab. Ihre Hautfarbe spielt etwas ins Gelbliche.

In der Nähe von Fuga werden die Berge weniger rauh. Das Königsdorf selbst steht auf einem Kiombo, d. h. Kuppelberg; dieser Name bedeutet auch großes Dorf, weil alle größeren Wohnplätze auf solchen Hügeln erbaut worden sind. Am Hügel von Fuga wurde der Missionär mit Ehrenschüssen begrüßt, und dann in eine der vielen Hütten geleitet, welche zur Aufnahme der Fremden (die also doch Zulaß finden) bereit stehen. Bald fand sich Bana Osman ein, Leibarzt, Hofnarr und Oberzauberer des Königs; er war ein Mohammedaner aus Zanzibar, von wo er nach Fuga berufen wurde, um recht wirksame Zauberzettel zu schreiben. Als Krapf in Fuga war, kam noch ein mohammedanischer Zauberer an. Man erzählte dem Weißen Manches über die Wadoe, und diese Nachrichten fallen mit dem, was Burton über sie hörte, genau zusammen. Die Wadoe, sagt man, haben einst im Kriege gefangene und todte Wakamba in den Wald geschleppt, sie gekocht und verzehrt, und trinken auch heute noch aus Menschenschädeln. Auch ein hübsches Mährchen wurde, natürlich als Wahrheit, zum Besten gegeben. Einst wollte ein Wadoekönig Usambara erobern. Als er aber heranrückte, sah er, daß auf den Bergen ein dicker Nebel lag. Diesen hielt er für Rauch aus Tabakspfeifen und schloß daraus, die Zahl seiner Feinde müsse so ungeheuer groß sein, daß er sie nicht besiegen könne. Deshalb zog er wieder ab.

Am 14. März erschien der König in Fuga, wurde vom Volk als Löwe Gottes angejubelt und entgegnete nur in summendem Tone ein em, em, em! Die mohammedanischen Zauberer hatten ihm gerathen, dem Fremden den Aufenthalt in Usambara zu verweigern, weil man die Europäer nicht festen Fuß gewinnen lassen dürfe; sie gingen darauf aus, das Land zu erobern. Aber Kmeri nahm vor allen Dingen die Geschenke des Missionärs, der sich sehr, obwohl durchaus vergeblich, bemühete, für religiöse Dinge ein geneigtes Ohr zu gewinnen.

Man erzählte ihm von den Ala, (auch Wassi und Wandurobbo genannt,) einem zerstreueten Völkchen, das in den Wäldern

der Wildniß wohnt und von der Jagd lebt. Nach Krapf waren sie ein Ueberrest der „Ureinwohner von Ostafrika"; man findet sie sowohl im Innern, wie an der Küste, in Schimba, im Wanikalande und bei Daluri und Bondeï. Sie treiben weder Viehzucht noch Ackerbau, und leben nur von der Jagd; die Panganileute kaufen ihnen Elfenbein ab.

Die Mitte des Märzmonats war herangekommen, und dem Reisenden mußte daran liegen, noch vor Eintritt der Regenzeit die Küste zu erreichen. Er begab sich also zum König, um Abschied zu nehmen. Kmeri erklärte, daß er dem Weißen Erlaubniß zur Gründung einer Mission in Tongue gebe; zugleich beauftragte er den Mbereko, Hauptmann der Leibwache, seinen Willen zu vollziehen. Dann nahm dieser des Königs rechte Hand, und drückte sie gegen dessen Leib. Das war so viel als eine eidliche Bekräftigung, und der Mbereko war von nun an Krapf's „Einführer und Mittler."

Die Rückreise wurde am 19. März angetreten. Jetzt sollte die Gebirgsgegend von Usambara vermieden und ein nicht so beschwerlicher Weg genommen werden. Krapf stieg deshalb vom Hügelland gegen Süden hinab und konnte auf einer Höhe den Lauf des Pangani bis zur Meeresküste verfolgen. Man sagte ihm, daß die Panganimündung, auf dem kürzesten Wege durch das Wasegualand, von Fuga aus in vier Tagen erreicht werden könne, und diese Straße war in früheren Zeiten jene der Karawanen. Diese schlugen den beschwerlichern Gebirgsweg über Bondeï und Usambara erst ein, als die Erpressungen der Waseguahäuptlinge unerträglich wurden.

Krapf erreichte die Panganidörfer, also die Küste, am 30. März und war am 14. April wieder in Mombas. Er hatte nun die Ueberzeugung, daß in Usambara der Gründung einer Mission von Seiten des Königs und des an Ordnung und Gehorsam gewöhnten Volkes kein Hinderniß im Wege stehe, und daß in Friedenszeiten ein Fremder mit Sicherheit im Lande reisen könne. Aber weder in Usambara noch in Ukambani haben die Sendboten Stationen zu gründen vermocht, und selbst jene bei Mombas haben sie aufgeben müssen. Trotz aller Mühe waren bei den gegen ihre Lehren unempfänglichen Schwarzen keine Erfolge zu verspüren.

Drittes Kapitel.

Die zwei Reisen Krapf's nach Ukambani im November und Dezember 1849 und vom 11. Juli bis 30. Dezember 1851.

Diese beiden Wanderungen fallen in die Zeit zwischen der ersten und zweiten Reise Krapf's nach Usagara. Es war schon längst der Wunsch der Missionäre in Rabbai Mpia gewesen, die Wakambastämme im Innern zu besuchen. Die Wakamba an der Küste sind ein ganz untergeordnetes, ungestümes, wankelmüthiges und bettelhaftes Volk, aber ihre Stammgenossen im Innern durchreisen einen großen Theil Ostafrikas zu Handelszwecken. Nach Rebmann's Rückkehr von der dritten Reise aus Dschagga und Erhardt's Ankunft aus Europa, wurde beschlossen, daß Krapf die etwa einhundert Wegstunden weite Reise zu diesen Wakamba unternehmen solle, „um den Namen Christi auch dort bekannt zu machen und zu erforschen, ob es von Ukambani aus keinen Weg nach Uniamesi, zu den Nilquellen und zu den christlichen Ueberresten am Aequator, von denen ich in Schoa gehört hatte, geben möchte."

Als nächstes Ziel galt die Ortschaft Kitui, dessen Häuptling Kiwoi die Missionäre 1848 in Rabbai Mpia kennen gelernt hatten; von dort wollte Krapf bis zum Flusse Dana vordringen. Nachdem er Träger gemiethet, machte er sich am 1. November 1849 auf den Weg in westlicher Richtung über sandigen Boden. Nach einigen Tagen vernahm er plötzlich den lauten Schall eines Kriegshornes; seine

Begleiter machten sich zum Kampfe bereit, doch hatten es die Landeseinwohner nur auf Erpressung eines Geschenkes, so zu sagen eines Durchgangszolles abgesehen. Den Distrikt Ngoni und den Wald von Kumbulu durchzog der Reisende ungefährdet; dann trat er in die Wildniß ein, in welcher die Eingeborenen den ganzen Tag reisen und 10 bis 14 Stunden zurücklegen, sich aber sehr still verhalten, um nicht die Aufmerksamkeit lauernder Feinde zu erregen. Der Pfad führte oft durch Zakka, das heißt durch einen Wald von Akazien, Euphorbien und vielen anderen Bäumen, deren Aeste den Weg oft derart verschließen, daß man sich immer in gebückter Stellung durch das Dickicht hindurch winden muß. Lastthiere können auf solchen Pfaden gar nicht benützt werden. In dieser Wildniß fürchten sich die Reisenden besonders vor der Ebene von Kadidza, wo ihnen die Galla im Wald auflauern. Die ganze Gegend heißt Mdigno; sie wird von Zebras und Elephanten durchschwärmt. Auf dem Berge Maungu fand man Wasser; dort liegt ein Dorf und dieses ist wichtig, weil man zwischen der Küste und Ukambani nur hier und auf dem Berge Ndara Mundvorräthe kaufen kann.

Am 10. November hatte Krapf eine schöne Aussicht auf den Kilimandscharo in Dschagga. „Der Schneeberg ragte über den Ndara und Bura hervor. Sogar in dieser weiten Enfernung konnte ich wahrnehmen, daß die weiße Materie, welche ich sah, Schnee sein müsse. Als der Himmel gegen zehn Uhr umwölkt wurde, entzog sich die weiße Materie meinem Blicke und verlor sich hinter den Wolken von röthlicher Farbe. Dies ist es, was ich und alle meine Leute gesehen haben und was jeder nachfolgende Reisende sehen wird, vorausgesetzt das es klares Wetter ist und der Beobachter nördlich vom Berge Maungu seinen Standpunkt hat. Alle Theorien, die Desborough Cooley gegen das Vorhandensein eines Schneeberges und gegen den Bericht Rebmann's aufgestellt, verschwinden in ihr Nichts, wenn ein Reisender klare Thatsachen vor sich hat; — sie sind auch kaum einer Widerlegung werth." Am 11. November hatte Krapf den hohen, von Teitastämmen bewohnten Berg Ndara zur Linken; der fruchtbare Boden am Fuße desselben wird aus Furcht vor den Galla, Masai und Wakuafi nicht angebaut. Man wollte diese gefährliche Gegend umgehen und zog durch ein weites Gestrüpp. Der Führer der Wakambakarawane warf eine Mischung zerpulverter Rinde ins Feuer, damit die Feinde das Nachtlager nicht ausspähen konnten.

Die Gegend zwischen den Flüssen Woi und Zawo ist auf weiten Strecken ohne Wasser. Der letztere ist 20 bis 25 Fuß breit, fließt von Nord nach Süd, kommt aus Dschagga, nach Krapf's Meinung vom östlichen Abhange des Kilimandscharo, und trocknet auch in der heißen Jahreszeit nicht aus. Am 16. November konnte der Reisende die ganze Ostseite des Dschaggalandes und seiner ungeheuern Bergmasse sehr deutlich bemerken. „Ich sah ganz klar die transparente weiße Materie auf dem domartigen Gipfel des Kilimandscharo, und südlich von ihm einen etwas niedrigern Berg, der sich allmälig zuspitzt. Zwischen ihm und dem Kilimandscharo ist eine sattelähnliche Vertiefung, welche auf den Kilimandscharo hinausführt und auf dem ich Schnee (Kibo) ganz deutlich wahrnahm. An einigen Stellen bemerkte ich tiefe und breite Schluchten oder Einschnitte."

Kikumbuliu wurde am 17. November erreicht. Die Wakamba umringten den fremden Mann, dessen Haar, Hut, Schuhe und Regenschirm ihre größte Aufmerksamkeit erregten; sie hüpften wie Kinder um ihn herum, fragten, wann der Regen kommen werde und ob er nicht Regen machen könne, da er doch ein Mann des großen Wassers sei (von der Meeresküste komme) und ein Regenhaus (den Schirm) bei sich trage. Auch an den nächsten Tagen war der Weiße stets von Schwarzen umringt, welche seine Kleider berührten.

„Während wir, erzählt Krapf, am 19. November bei Idu nur ausruheten, sah einer meiner Wanika eine ziemlich große Schlange, welche er ohne Weiteres mit der Hand hinter dem Kopf ergriff. Als er ihr das Gift herausgenommen und das Thier beim Schwanze gefaßt hatte, gehorchte dasselbe, nachdem er einige unverständliche Worte hergemurmelt, augenblicklich seinem Befehle und machte alle Bewegungen, die er von ihr haben wollte. Da ich sah, daß er sich in den Augen der Wakamba, die ihn anstaunten, wichtig machen wollte, so befahl ich ihm die Schlange zu tödten. Allein er erklärte, das dürfe er nicht thun, weil er mit der Schlange Brüderschaft gemacht habe; wenn er sie tödte, werde ihm großes Unglück begegnen und andere Schlangen würden ihm nicht mehr gehorchen. Ich nahm nun meine Flinte und schoß sie todt; dann trug er sie fort, um sie in einiger Entfernung im Verborgenen zu begraben. „Ich nahm aus diesem Umstand eine Veranlassung, den Leuten die Geschichte des Sündenfalles, welchen der Teufel, die alte Schlange, verursacht hat, zu erzählen." — Sicherlich haben die Wanika und

Wakamba von diesen Auslassungen des Missionärs auch nicht das Allermindeste begriffen.

Unterwegs begegnete der Reisende von Zeit zu Zeit Karawanen, welche mit Elfenbein nach der Küste gingen. Am 20. November fiel der erste Regen, und dadurch stieg der weiße Mann in der Gunst der Schwarzen; am andern Tage ging der Weg sanft bis zum schönen Flusse Adi hinab, welcher das eigentliche Ukambani gegen Südwesten begränzt. Sein großes Bett ist 170 Fuß breit, sein engeres etwa 60; er hatte 1½ Fuß Wasser, ist aber in der Regenzeit so mächtig, daß die Eingeborenen ihn nicht passiren können. Der Führer versicherte, ein Theil des Wassers komme vom Kilimandscharo. Krapf stieg langsam die Bergreihe hinauf, welche von Endunguni an dem Galla-Land entlang, sich bis Ukambani, ja bis Kikuyu hinzieht. Der ganze Bezirk heißt Yata, und auf der Höhe in etwa 1800 Fuß hatte man eine herrliche Rundschau. Im Westen und Nordwesten sah man den Schlangenlauf des Adiflusses, die Hügel und Ebenen des Wakuafi, im Süden und Südwesten die Berge Dschulu, Engoha, Theuka; im Osten die Berge von Mudumoni, welche das Gebiet der Galla von Ukambani trennen. Die Wakamba waren freundlich; sie boten Hühner, Fleisch von Giraffen und von Elephanten zum Kauf an; das erstere schmeckte gut, das letztere war hart und hatte einen eigenthümlichen Geschmack. Den Mohammedanern gilt es für unrein.

Von Yata zieht der Pfad in die ausgedehnte Wildniß von Tangai hinab; sie ist unbewohnt und erstreckt sich im Osten und Südosten bis an die Mudomoniberge. „Bei dem klaren Wetter konnte ich das Schneehaupt des Kilimandscharo sehr deutlich sehen; er ragt über alle seine Nachbarn weit hervor, wie ein Riese über Kinder. Der Dschuli ist 5000 bis 6000 Fuß hoch und doch scheint der Kilimandscharo auf ihm zu ruhen."

Man war jetzt im eigentlichen Ukambani und kam an den Tiwa, welcher zum Adi fließt. Auch von der Wasserstation Mbo sah Krapf am 23. November den Kilimandscharo mehrmals. „Ueberhaupt verfolgte uns der Schneeberg an jedem Ort, der etwas erhöht war und eine Aussicht in die Ferne gestattete." Der Zug ging durch viele kleine Dörfer der Wakamba. Am Felsenhügel Nsambani, einer weithin sichtbaren Landmarke, beginnt das Gebiet des Stammes Kitui, dessen Häuptling Kiwoi war. Er kam dem Fremden entgegen; mit ihm seine Hauptfrau, die einen schwarz ge-

färbten Zauberstab trug. Der Empfang war freundlich und der Musungu (Europäer) bekam seine eigene Hütte.

Kiwoi versprach, den Fremden nach allen Gegenden mitzunehmen, wohin er gehe. Krapf lenkte das Gespräch auf den Kilimandscharo. Der Häuptling erklärte, daß er ihn sehr wohl kenne; es sei aber noch ein anderer Berg vorhanden, der Kiima dscha dscheu, d. h. Berg der Weiße, weißer Berg, zwischen den Ländern Kikuyu, Mbe und Uimbu, von welchem der Dana herabfließe. Er sagte dann weiter: „Du wirst beide Berge (den Kilimandscharo und Kenia) in einer kleinen Entfernung von meinem Dorfe sehen können, wenn es helles Weiter ist. Von hier bis zum Kilimandscharo sind zehn Tagereisen, aber nur sechs bis zum Kenia in Kikuyu.“ Den Kilimandscharo sah Krapf bald nachher südwestlich von Kiwoi's Dorfe, den Kenia aber nicht, da es im Norden und Nordwesten nicht hell genug war. Kiwoi sprach auch von einem See, welcher im Norden von Kikuyu liegen soll.

Der Häuptling war stolz darauf, daß ein weißer Mann zu ihm gekommen sei, und machte sich damit gegen die Seinigen sehr wichtig. Indessen beschloß Krapf möglichst bald nach der Küste zurückzugehen. Er fühlte sich unwohl, hatte seit Kikumbuliu keine ordentlichen Speisen genossen, und eine Reise an den Dana war des Regens halber jetzt nicht ausführbar. Auch trauete er den Wakamba nicht und wollte sich nicht völlig in ihre Hände geben.

Die Häuptlinge der Wanika saßen ohne jegliche Bekleidung auf ihren sehr kleinen Stühlen, und Kiwoi verlangte Alles, was der Fremde überhaupt im Besitz habe, dagegen wolle er diesem gern zwei Elephantenzähne geben. Er erzählte viel von einem Feuerberge, der in der Nähe des Wasserberges Kenia liege.

In Kiwoi's Dorfe befanden sich einige Leute aus Kikuyu; ihre Gesichtszüge waren hübscher als jene der Küstenbewohner; ihre Sprache schien ein Gemisch aus Kikamba und Kikuafi zu sein. Sie bringen Tabak und Elfenbein, und erboten sich, den weißen Mann mit in ihr Land zu nehmen.

Krapf sprach in Kiwoi's Dorfe von Sündenfall, Erlösung und dergleichen mehr; dann rüstete er sich zur Abreise, und des Häuptlings Frauen bereiteten für ihn Mehl aus Mais. Beim Reinigen des Getreides gebrauchen die Wakamba kein Sieb, weil sie meinen, dann werde der Regen aufhören. Aus demselben Aberglauben verwenden sie niemals Ackergeräthe von Eisen. Am 3. Dezember nahm

der Missionär Abschied von Kiwoi, der eine lange Rede hielt, in welcher er den Wanika dringend einschärfte, diese Fremden wohlbehalten an die Küste zurückzubringen.

So zog der Missionär ab. Nach Verlauf einer Stunde konnte er von einer etwas hochliegenden Stelle den Schneeberg Kenia bei reiner Luft deutlich sehen; derselbe erstreckte sich von Ost nach Nordwest bei West. „Er erschien wie eine ungeheure Mauer, auf deren Spitze ich zwei große Thürme oder Hörner erblickte, welche nicht weit von einander stehen und dem Berg ein imposantes Ansehen gaben. Der Kilimandscharo hat einen kuppelähnlichen Gipfel, der Kenia ist dagegen mehr dachstuhlartig.“ Die Rückreise ging über Nsambani, Ilangilo, Nsu, Mbo, über den Tiwa und den Adi; am 11. Dezember war Krapf in der ersten Ortschaft von Kikumbulin, verließ diesen Bezirk am 13., litt dann zuweilen Wassermangel, gelangte aber am 21. Dezember glücklich in seinem Missionsorte wieder an, von welchem aus er vor einundfünfzig Tagen die Wanderung angetreten.

Wir wissen nicht, worauf sich die Hoffnung gründete, daß eine Mission in Ukambani sich irgend welchen Erfolg versprechen könne; die Sendboten in Rabbai beschlossen aber, offenbar in höchst sanguinischen Voraussetzungen, „mit der Missionskette durch Afrika hindurch einen wirklichen Anfang zu machen“, und im Fall des Gelingens der Ukambanimission eine weitere Station in der Nähe des hohen Schneeberges Kenia zu errichten. Jene in Ukambani sollte auf der Höhe von Yata, etwa 110 Stunden von Rabbai entfernt, angelegt werden, in dem Dorfe eines Mkamba, Namens Mtangi wa Nsuki, welches von den Karawanen besucht wurde und also eine häufige Verbindung mit der Küste möglich machte. Dieser Ort liegt auf einer Ebene wohl zweitausend Fuß über dem Meere. Bei Yata beginnt auch das eigentliche Wakambaland.

Krapf verfehlte seinen Zweck, aber diese zweite Reise nach Ukambani gewährt ein mannigfaches Interesse. Nachdem er dreißig Wanika als Träger gemiethet, schlossen sich ihm etwa hundert in ihre Heimath zurückkehrende Wakamba an, so daß der Zug eine nicht unbeträchtliche Karawane bildete.

Am 11. Juli 1851 begann die Wanderung, und drei Tage später lag das bewohnte Land hinter dem Reisenden. Unterwegs erzählte ihm ein Mkamba allerlei Mähren über das Land der Wabilikimo, der „kurzen Leute“, welche jenseit des Flusses Kiloluma

wohnen. Er, der Erzähler, habe das Land Ubilikomini besucht; die Entfernung von Ukumbani dorthin sei größer als die nach Mombas. Die kurzen Leute hätten lange Beine, aber einen kurzen Oberleib, und auf dem Rücken hätten sie eine Art Höcker. Ihre Sprache verstehe Niemand. Die Wakamba knüpfen dadurch mit ihnen Freundschaft, daß sie ihnen einen kupfernen Ring anbieten, wofür die Wabilikimo einen Schlauch Honig als Gegengeschenk geben. Sie seien unschädliche Leute; in ihrem Lande finde man viele Elephanten. Derselbe Berichterstatter fügte noch eine andere Erzählung bei. Im Westen von Dschagga wohne ein Volk, das die Sitte habe, die Gesäßtheile mit Kuhschwänzen zu verzieren. Daraus sei die Sage entstanden, daß es in Dschagga geschwänzte Menschen gebe; das sei jedoch nicht wahr und das Schwänzetragen lediglich Schmucksache. Diese Erzählung läßt sich hören; sie erklärt auf sehr einfache Weise die weit verbreitete Sage von den Nyam-Nyam im centralen Aequatorial-Ostafrika.

Am 20. Juli war Krapf wieder am Woi, der jetzt fließendes Wasser hatte. Nach Osten hin läuft das Buragebirge aus. Bald nachher überschritt er den Zawo, nachdem er unterwegs „über die verschiedenen Bitten des Vaterunsers nachgedacht;" aber in solchen Betrachtungen wurde er auf sehr unsanfte Weise gestört. Bisher war die Wakambakarawane auf dem Marsch immer vorne gegangen, jetzt aber zufällig zurückgeblieben. Als sich nun Krapf mit seinen Wanika in einem Dickicht befand, wo das Ausweichen schwer war, vernahm er plötzlich ein Geschrei der zurückgebliebenen Wakamba. „Aëndi, Aëndi!" „Wir sind von Räubern angefallen!" Unter den Wanika entstand eine allgemeine Verwirrung; sie warfen ihre Lasten ab und versuchten in den Wald zu flüchten, fanden es aber schwierig, durch die Dornen zu dringen. Mehrere riefen: feuert die Gewehre ab! Aber der Mann, welcher Krapf's Doppelflinte trug, war im Fliehen begriffen und der Missionär also waffenlos. Die anderen Flintenträger feuerten ein paarmal, und die Wakamba schossen ihre Giftpfeile gegen die Räuber ab. Die hintersten Wakamba warfen beim Anblick der Feinde ihr Gepäck ab und ließen die Räuber herankommen, welche sogleich die Lasten auf ihre Schultern nahmen. Dann aber feuerten die Wakamba und tödteten drei Feinde auf einmal. Nach einer Weile wichen die Räuber in ihr Versteck zurück. Krapf hatte in der Verwirrung sein Pulverhorn verloren, einem seiner Leute zersprang ein Flintenlauf, einem andern zerbrach

der Ladestock, einem dritten versagte das Gewehr. Bald nachher erhob sich abermals der Ruf: Räuber, Räuber! Doch kam man diesmal mit dem bloßen Schrecken davon, denn man sah nicht Feinde, sondern eine aus mehr als dreihundert Leuten bestehende Karawane der Wakambas, welche mit Elfenbein aus dem Innern herabkam. Ihr Vortrab rief: „Schießt nicht, wir sind Handelsleute!“ Offenbar hatten die Räuber dieser Karawane aufgelauert, dann aber das Gewisse für das Ungewisse genommen. Die Bezeichnung A ë n d i bedeutet eigentlich J ä g e r und bezieht sich auf die Bewohner der niederen Gegenden des Kilima Kibomu, d. h. der ganzen Buragebirgsregion, welche in der benachbarten Wildniß umherziehen, um namentlich Elephanten zu jagen; das Jägerleben hat sie zum Räuberleben geführt.

Am 22. Juli begegnete man abermals einer starken Wakambakarawane; am 24. wurde in Kikumbuliu Rast gehalten, und während der folgenden Tage führte der Weg durch einen dichten Zakka und über Lavasteine. Bald nachher wurde der Fluß Adi überschritten, und dann begann das Hinansteigen zur Höhe von Y a t a, welche eine Fortsetzung des Ndunguni-Hügelgürtels ist. Oben herrschte in den Dörfern Hungersnoth. Die Häuptlinge erklärten am 26., der weiße Mann möge immerhin unter ihnen wohnen und sich eine Hütte bauen; sie würden ihn schützen. Er übergab ihnen ein kleines Geschenk. Aber Krapf mußte im Freien schlafen, vom Kilimandscharo und von den Dschulubergen, welche südlich von Yata liegen, wehete ein sehr kalter Wind. Aber am andern Morgen hatte er dann eine prächtige Aussicht auf den gewaltigen Schneeberg, welcher auf dem Dschulu zu ruhen schien, obwohl zwischen beiden eine weite Ebene von mehr als zwanzig Stunden Weges sich ausbreitet.

Niemand bot dem Weißen ein Obdach an, er mußte im Freien liegen und hatte keine andere Bedeckung als seinen Regenschirm. Darüber wurde er „ganz melancholisch,“ und obendrein erklärten seine Wanikaträger, sie würden am andern Tage mit einer Wakambakarawane an die Küste zurückkehren. Doch zuvor mußten sie ihm eine Art Hütte bauen, und das war binnen ein paar Stunden geschehen; freilich fehlte noch das Dach, eine bloße Grasdecke. Das Ganze war ein „Hühnerstall, 6 Fuß hoch, 6 Fuß lang und breit.“ Am andern Tage zogen die Wanika ab, ohne diese Hütte zu vollenden; auch Krapf's einziger Knecht, den er in Rabbai gemiethet und voraus bezahlt hatte, entfernte sich. In seinem Hühnerstall

konnte er weder lesen noch schreiben, noch schlafen, noch sonst etwas thun, und obendrein belästigten ihn die Wakamba sogar schon vor Tagesanbruch. Las er, so fragten sie, ob er ihnen ins Herz sehen, oder nach Regen schauen oder nach Krankheiten forschen wolle. Alle seine Bewegungen wurden genau beobachtet, das Betteln nahm kein Ende, Trunkenbolde kamen in die Hütte, lachten, lärmten und verunreinigten Alles.

Es wurde dem Missionär klar, daß er unter solchen Leuten allein nicht bleiben könne. Zwei Wanika, welche noch bei ihm verweilten, wollten nach Verlauf von zwei Monaten an die Küste zurückgehen. Diese Zeit wollte Krapf dazu benützen, um das Innere von Ukambani bis an den Danafluß zu besuchen und auch zu seinem „alten Freund Kiwoi" zu gehen, mit dessen Unterstützung er dann seinen Zweck zu erreichen hoffte. Am 1. August trat er die Wanderung nach Kitui an, wo er schon am 4. anlangte. Kiwoi grüßte ihn freundlich, und erzählte, daß er im vergangenen Jahre im Westen von Dschagga gewesen sei. In seiner Hütte lag etwas Magaddi, eine trockene Erdart von weißlicher Farbe, welche einen etwas aromatischen Geruch hat und als Pulver in den Schnupftabak gethan wird. Kiwoi's Sohn verunreinigte auf eine schamlose Weise die Wohnung des Weißen in dessen Gegenwart. Das ist dort Landessitte; bei gewissen Verrichtungen giebt man sich gar nicht die Mühe, aus der Hütte heraus zu gehen. Unter solchen Umständen redete Krapf mit den Schwarzen „über das Heil ihrer Seele."

Er hatte sehr unruhige Tage. Kiwoi versprach viel, war aber im höchsten Grade habsüchtig. Von Bekehrung konnte keine Rede sein. Am 20. August kam eine Karawane aus Mbe an und brachte Tabak. Die Leute aus Mbe oder, wie sie selber sagen Mberre, waren nackt wie die Wakamba und hatten die mit Glasperlen verzierten Ohrläppchen durchlöchert. Die Mberreleute kaufen Glasperlen, Kupferdraht und dergleichen, und verhandeln diese Waaren an die nördlich und westlich von ihnen liegenden Stämme.

Am 23. August Abends trat endlich Krapf mit Kiwoi die Expedition nach dem Danafluß an. Der Weg ging nach West und Nordwest durch eine grasbewachsene Einöde, in welcher viele Nashörner weiden. Am 25. kam er an den Fuß des Berges Data und passirte die Wasserscheide zwischen dem Danafluß und Ukambani. Uembu-Leute, welche sich von Kitui aus dem Zuge angeschlossen hatten, trugen eine Quantität Holz von dem Giftbaum,

der in Kikumbuliu Mberria und Teita wächst. Die Stücke sind etwa drei bis vier Zoll dick; das Holz wird zerrieben und gesotten; so entsteht ein schwarzer Brei, mit welchem man die Pfeilspitzen bestreicht. Die Stärke des Giftes wird an Thieren erprobt. Dieses Giftbaumholz bildet einen beträchtlichen Handelsartikel; die Stämme jenseit des Dana, wo es nicht wächst, tauschen es gegen Tabak und Elfenbein ein. Krapf sah in Kikumbuliu ganze Karawanen, welche schwere Lasten von diesem Holze nach Ukambani trugen.

Bald trat eine schwere Prüfung an Krapf heran. Der habsüchtige und hochfahrende Barbar Kiwoi vernachlässigte seinen weißen „Freund", und machte demselben großen Kummer. Aber bald sollte er auch diesen „Beschützer" verlieren. Am 27. August hatte man in einer grünen Wildniß gerastet und dann den vereinzelt stehenden Hügel Kense erreicht. Dort stießen noch einige Leute Kiwoi's zu der Karawane, welche nun aus etwa fünfzig Leuten bestand. Als sie nur noch etwa eine Stunde weit vom Danafluß entfernt war, deuteten einige Sklaven nach dem Walde hin, aus welchem etwa zehn Männer hervorkamen. Bald folgte eine größere Anzahl, und es war offenbar die Absicht der bewaffneten Männer, die Karawane zu umzingeln. Das Geschrei: Meïda! Es sind Räuber! war allgemein. Kiwoi feuerte sogleich seine Flinte ab und forderte den Missionär auf, ein Gleiches zu thun. Dieser erzählt weiter:

Nachdem wir drei Mal gefeuert haben, fingen die Räuber an, langsam zu gehen, wahrscheinlich weil sie das Pfeifen unserer Kugeln in der Luft gehört hatten. In der Verwirrung hatte ich den Ladestock im Flintenlauf stecken lassen und abgefeuert, so daß er in die Luft flog; ich konnte also jetzt nicht mehr laden. Auch konnte ich an meiner Doppelflinte nur einen Lauf benützen, weil mir in Kiwoi's Dorf eine Nadel in dem Zündloch abgebrochen war; ich konnte dieselbe nicht entfernen, denn die nöthigen Werkzeuge hatte ich in Yata zurück gelassen. Während wir feuerten und unsere Karawane sich zum Kampf anschickte, mußte eine von Kiwoi's Frauen meinen Regenschirm aufmachen. Sogleich gingen die Räuber langsamer. Auch war ihnen das Gras hinderlich, welches Kiwoi in Brand gesteckt hatte, um durch den Wind ihnen das Feuer ins Gesicht zu treiben. Kiwoi lief ihnen dann entgegen und forderte sie zu einer Unterredung auf. Sie rannten auf und ab, schwangen ihre Waffen und erhoben ein Jubelgeschrei. Drei Mann kamen in unser Lager, wo wir uns in Reihe und Glied auf den Boden gesetzt hatten.

Auch die Feinde setzten sich. Kiwoi hielt jetzt eine Rede; der Sprecher der feindlichen Partei lachte und betheuerte, daß man keine schlimmen Absichten habe. Wir wollten, sagte er, nur wissen, wer die Leute seien, welche den Grasbrand verursacht haben. Jetzt könnt ihr an den Fluß gehen; wir werden sogleich nachfolgen und dort unsere Sache mit euch abmachen. — Die Räuber blieben dann sitzen und berathschlagten, während wir die Reise fortsetzten.

Kiwoi war von alle dem sehr unbefriedigt, denn die Leute seien doch Räuber. Wir traten nun in den Wald ein, wo rechts und links von unserm Fußwege Bäume und dichte Gebüsche waren. Die Räuber folgten uns von der Ebene her; ich schnitt mir in der Eile einen Ladestock, um mein Gewehr zu laden. Etwa fünf Räuber kamen zu uns, und sagten: hier ist der Weg zum Flusse, kommt mit. Wir folgten ihnen. Ich war bei den Vordersten unserer Karawane, während Kiwoi hinten blieb. Plötzlich kehrten die vordersten Räuber um, erhoben ein Kriegsgeschrei und schossen Pfeile auf uns ab. Die hintersten Räuber umringten Kiwoi. Jetzt entstand eine große Verwirrung; unsere Leute warfen ihre Lasten weg und schossen ihre Pfeile auf die Feinde ab. Ich feuerte zweimal in die Luft; denn ich konnte es nicht über mich bringen, Menschenblut zu vergießen. Während ich meine Flinte wieder lud, sprang ein Mkamba an mir vorbei, welcher an der Lende verwundet war. Die Pfeile fielen rechts und links neben mir nieder, aber keiner traf mich.

Als meine Leute sahen, daß sie dem etwa 130 Mann starken Feinde nicht gewachsen waren, nahmen sie die Flucht und ließen mich ganz allein stehen. Jetzt hielt auch ich es für hohe Zeit, an die Flucht zu denken, zumal ich in der Verwirrung zwischen Freund und Feind nicht unterscheiden konnte. Ich rannte daher meinen Leuten nach. Aber ich fiel in einen breiten Graben, zerbrach dabei den Kolben meiner Flinte und verletzte mich. Die steilen Ufer konnte ich nicht erklettern, deshalb lief ich längere Zeit in dem Bette fort, bis ich eine passende Stelle zum Hinaufkriechen fand. Die Räuber waren bis an den Bach gekommen und verfolgten mich mit ihren Pfeilen. Meinen Leuten konnte ich nicht nachkommen, weil mich meine Flinte und der schwere Schießbedarf am Laufen hinderte. So blieb ich ganz allein im Walde zurück; von meinen Gefährten sah ich keinen mehr.

Als ich anfing zu fliehen und an den Graben kam, hörte ich einen schweren Fall, und sogleich durchlief mich der Gedanke, Kiwoi



Druck von C. Grumbach in Leipzig

Krapf auf der Flucht.

müsse gefallen sein, und das war, wie ich nachher erfuhr, wirklich der Fall. Ich lief so schnell als möglich am Bach entlang in den Wald hinein. Auf einmal kam ich an eine lichte Stelle, wo ich etwa 300 Schritte von mir entfernt, einen Haufen Menschen sah. Mir kam der Gedanke, es könnten Räuber sein, sah durch mein Perspektiv, und entdeckte zu meinem Schrecken die Räuber, welche die geraubten Lasten unserer Karawane davon trugen. Jetzt ging ich sogleich wieder über den Bach zurück, ohne daß die Feinde mich bemerkten, obwohl ich sie mit dem bloßen Auge sehen konnte.

Als ich wieder in den Wald hineintreten wollte, kamen mir zwei große Nashörner entgegen. Sie blieben etwa fünfzehn bis zwanzig Schritte vor mir stehen, traten dann bald auf die Seite und liefen in den Wald hinein. Ich aber kam bald in eine offene Ebene, wo ich mich unter einem Baume niedersetzte und über meine bedenkliche Lage nachdachte. —

Bedenklich war dieselbe allerdings. Wohin konnte der weiße Mann seine Schritte lenken? Er war ganz allein, und schwankte, ob er weiter nach Mbere oder zu Kiwoi's Dorfe gehen sollte. Das letztere war etwa 36 Stunden weit entfernt. Zunächst mußte der Durst gestillt werden, denn Krapf hatte an jenem Tage noch nicht getrunken. Der Danafluß war nahe; in einiger Entfernung standen hohe Bäume und dorthin ging Krapf. Vom hohen Ufer stieg er bis an den Rand des Wassers; es schmeckte angenehm und war kühl. Nachdem er tüchtig getrunken, füllte er, aus Mangel an einem Gefäße, das lederne Futteral seines Fernrohrs und die beiden Flintenläufe, welche er mit Gras verstopfte und mit etwas Tuch, das er von seinen Beinkleidern abschnitt. Nun erst untersuchte er den Fluß ein wenig; er fand denselben etwa 150 Fuß breit und sechs bis sieben Fuß tief. In der heißen Jahreszeit ist er niedriger; in der Regenzeit setzen die Wakamba auf Flößen hinüber. Im Bette lagen viele Felsen, aber so weit auseinander, daß ein Boot zwischen ihnen hindurch fahren kann. Dort läuft der Strom rasch, im Uebrigen fließt er ruhig nach Osten hin. „Wenn seine Quelle 6000 Fuß hoch am Kenia liegt, so muß er allerdings große Bogen machen oder hohe Wasserfälle haben, bis er das Meer erreicht.“ Auf der andern Seite des Dana, im Mberre-Lande, lag ein hoher Berg, welchen Krapf Albertino nannte.

Nun mußte er an den Rückweg denken. Zunächst verbarg er sich bis zum Einbruche der Dunkelheit im Gebüsch, nachher folgte er

dem Zuge des Windes, welchen er auf der Hinreise im Rücken gehabt hatte, und welchem er deshalb jetzt entgegenging. Er kam durch Dick und Dünn, fiel manchmal in kleine Gruben oder über Steine und Baumstämme, und wurde von Dornen und hohem Grase vielfach gehemmt. Dabei erinnerte er sich Mungo Park's, der einmal in ähnlicher Lage war, und faßte neuen Muth, besonders als er sich wieder auf der großen Ebene befand, auf welcher Kiwoi das Gras angezündet hatte. Dann ruhete er an einem Hügel, welcher in der Danagegend als Landmarke für die Karawanen dient, schützte sich mit dürrem Grase gegen den scharfen Wind und zog erst gegen Morgen weiter. Nun stellten sich Hunger und Durst ein; das Wasser im Futteral des Fernrohrs war durchgelaufen; das in den Flintenläufen war theils getrunken, theils verloren. So arg wurde die Qual, daß Krapf Blätter, Wurzeln und die Excremente der Elephanten kauete, und auch Ameisen verzehrte. Das Brüllen des Löwen war Musik in seinen Ohren, weil er auf Ueberbleibsel irgend einer Löwenbeute hoffte.

Am 28. August überzeugte er sich, daß er die rechte Richtung eingeschlagen habe. Bald nach Tagesanbruch sah er wieder vier große Rhinoceronten, die hinter einem Gebüsche weideten. Sie starrten ihn an, bewegten sich aber sonst nicht. Um zehn Uhr Morgens verlor er die Danagegend aus dem Gesicht und stieg den Berg hinab in ein tiefes Thal, und an ein trockenes Flußbett. Dort belebte das Geschrei von Affen seine Lebensgeister, denn er wußte, daß in Niederungen, welche um Mittag von diesen Thieren besucht werden, eine Wasser vorhanden ist. In der That fand der müde Wanderer bald von den Affen in den Sand gegrabene Grube mit köstlichem Wasser. Er trank sich satt, band sein Schießpulver in ein Sacktuch und füllte Pulverhorn, Futteral und Flintenläufe. Zur Stillung des Hungers nahm er eine Hand voll Pulver und aß dazu junge Schößlinge von einem Baume, die aber sehr bitter waren und ihm Leibschmerzen verursachten.

Die größte Gefahr war indeß überstanden, denn bald nachher traf er mit zwei bekannten Wakamba zusammen, die ihm ein wenig Manioc gaben. Mit ihnen zog er weiter, so viel als möglich immer durch Gebüsch, um nicht bemerkt zu werden. Oft war Krapf so hinfällig, daß er allemal nach ein paar hundert Schritten sich setzen und ausruhen mußte; dabei plagten ihn Hunger und Durst, die Zunge klebte ihm am Gaumen und er konnte nicht reden. Zum

Glück traf er wieder einen Bach und konnte nun frisch gestärkt den Weg bis zu einem Wakambadorfe zurücklegen, in welchem ein Verwandter Kiwoi's Häuptling war. Man erzählte ihm, daß Kiwoi und der Europäer, also Krapf, getödtet worden seien; viele Flüchtlinge waren bereits zurückgekommen. Nebst Kiwoi waren noch vier Wakamba erschlagen worden.

Die Leute benahmen sich höchst gleichgültig gegen den Weißen; sie sagten, er sei ein schlechter Mann, weil er den Kiwoi und die Karawane nicht geschützt habe; Einige meinten, man solle ihn deshalb tödten, und Krapf's Lage wurde so bedenklich, daß er den Entschluß faßte, in der nächstfolgenden Nacht zu entfliehen. Aber am Nachmittag des 31. August kamen zwei Wakamba, welche ihn nach dem Dorfe Kitetu's abholten. Als er dort ankam, war Alles in Aufruhr; der Sohn des Häuptlings Kitetu stand völlig unbekleidet vor seinem Vater und schalt denselben auf eine entsetzliche Weise aus. Abends war festlicher Schmaus. Man schlachtete eine Kuh derart, daß man ihr die Nasenlöcher zustopfte, damit sie ersticke. Das ist die gewöhnliche Weise, in welcher die Wakamba ihre Schlachtthiere tödten.

Krapf war noch immer in einer unangenehmen und gefährlichen Lage. Die Leute umringten ihn und gafften den Weißen an; sein neues Testament, Papier, Bleistift und Fernglas wurden für Zauber gehalten. Kitetu wollte ihn weder nach Yata noch nach Kiwoi's Dorfe ziehen lassen, und man machte ihm einen Vorwurf daraus, daß er nicht mit Kiwoi gestorben sei. Von den Verwandten des Letztern waren fünfzehn Handelsleute blos deshalb getödtet worden, weil sie aus Mbe waren, und man glaubte, auch die Räuber seien aus diesem Lande gekommen. Das war Blutrache.

Der weiße Mann durfte keine Zeit verlieren. Bevor er am 4. September schlafen ging, legte er etwas Speise und eine mit Wasser gefüllte Kalebasse zurecht, erhob sich Morgens um etwa zwei Uhr von seinem Lager, band Fernrohr, Speise und Flinte auf den Rücken, öffnete unter Herzklopfen die Thür der Hütte, welche mit schweren Hölzern belegt war, weil die Wakamba keine regelmäßigen Thürflügel haben, und kroch hinaus. Dann bedeckte er das Thor mit der Kuhhaut, auf welcher er geschlafen hatte, damit der kalte Wind nicht in die Hütte wehen und die in ihr befindlichen Leute zu früh aufwecken möchte. Zum Glück waren keine Hunde im Hofe. Krapf mußte an einer andern Hütte vorbei, in welcher ein Feuer

brannte und eine Frau ihr Kind säugte; sie bemerkte ihn nicht. Dann sprang er über zwei Gehäge. Eben jetzt verschwand der Mond hinter den Bergen von Kikuyu. Der Flüchtling nahm seinen Weg gen Südwesten; er hatte schon an den vorhergehenden Tagen die Umgegend ausgekundschaftet. Jetzt mußte er in der Nähe eines Dorfes vorüber, in welchem die Hunde bellten, und lief über eine grasbewachsene Ebene fort. Nach Tagesanbruch suchte er ein Versteck im Gebüsch und blieb dort bis zum Abend. Dann erst zog er weiter, fiel oft nieder und zerriß seine Kleider an den Dornen, welche er als die Tyrannen der Wildniß bezeichnet. Während er durch die Pflanzungen der Wakamba schlich, pflückte er grüne Mbellasi, eine Art Bohnen, und fand Wasser in der Sandgrube eines Waldbaches. Gegen Morgen schlief er etwa eine Stunde unter einem Baume; als er weiter ging, vergaß er seine Flinte, und kam bald nachher in eine sumpfige Gegend, in welcher Zuckerrohr wuchs. Er schälte die Rohre ab, kauete sie, nahm einigen Vorrath mit, und verbarg sich bei Tagesanbruch unter den tief herabhängenden Aesten eines Baumes. Um Mittag wäre er beinahe entdeckt worden, denn nur etwa dreißig Schritte von seinem Versteck lasen einige Frauen Holz auf. Die eine wollte sich gerade dem Baume nahen, als ihr Kind zu schreien anfing. Das rettete den Weißen, der eine volle Stunde lang in der Angst schwebte, entdeckt zu werden. Er reiste dann bei Nacht weiter in einer Gegend voll Dornen und Vertiefungen, zwischen Dörfern hin, immer besorgt, daß man ihn verhaften und dann als Zauberer tödten oder zurückhalten werde, bis ein Lösegeld von der Küste kam.

Am Ende erkannte Krapf die Unmöglichkeit, durch Nachtreisen Yata zu erreichen, und hatte keine andere Wahl, als sich den Verwandten Kiwoi's auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Er verfügte sich zunächst zu einem einflußreichen Manne, Namens Kaduku, dessen Sohn sich an der Küste unweit von Rabbai niedergelassen hatte. Er wollte ihn bitten, Nachrichten über das Schicksal, welches man ihm etwa bereiten werde, nach Rabbai gelangen zu lassen. Kaduku war freundlich und theilte mit, daß Krapf's Knecht in einem benachbarten Dorfe sei. Dann ging der Missionär in Kiwoi's Dorf, wo inzwischen der Bruder des Erschlagenen Herrschaft und Frauen geerbt hatte. Krapf sprach zu ihm: „Ich habe gehört, daß ihr mich tödten wollt; ich bin in eueren Händen, ihr könnt mit mir machen, was ihr wollt, müßt aber auch die Folgen tragen, welche euern

ganzen Stamm treffen werden. Der Gouverneur an der Küste würde meinen Tod rächen. Begleitet ihr mich aber in Frieden nach Yata, so werde ich euch Geschenke geben.“ Die Hauptfrau gab dem Fremden etwas Milch. „Ich war jetzt freilich in einer elenden Lage, und so zu sagen ein Auswürfling der Menschen, der froh sein mußte, mit dem Leben davon zu kommen. Niemand wollte mir Nahrung verschaffen oder auch nur Feuer anzünden oder Wasser holen. Ich mußte um Alles bitten wie ein Bettler. Als ich nach den Sachen fragte, die ich vor meiner Reise nach dem Dana zurückgelassen hatte, wurden mir bloß meine Schuhe, mein Luftbett und etwas Reis zurückgegeben, die wichtigeren Sachen aber zurückbehalten. Und als ich nach dem Diebe fragte, ließen mir Kiwoi's Frauen sagen, daß sie mich tödten lassen würden, wenn ich auf Entdeckung des Diebstahls beharre.“

Am 13. September war er wieder in Yata, wo man ihn todt geglaubt hatte. Dort fand er mehrere Wanika, welche von den Wakamba beraubt worden waren. In seiner Hütte, dem „Hühnerstall,“ fand er seinen Knecht; die Verwandten Kiwoi's, welche ihn nach Yata gebracht hatten, erhielten dafür einen Theil von Krapf's Habe. Dieser mußte, hülflos wie er war, und da auch seine Knechte mit den Wanika an die Küste zurück wollten, auf alle seine Pläne zur Gründung einer Mission in Ukambani verzichten, und sich zur Heimkehr entschließen. Die Häuptlinge von Yata schenkten ihm, als Ausdruck ihrer freundlichen Gesinnungen, eine Ziege. Beim Abschiede nahmen sie etwas Wasser in den Mund und sprengten es gen Himmel mit den Worten: „Wir wünschen Dir Glück auf den Weg; möge Mulungu (Gott) Dich bewahren und möge bald Regen auf unser Land fallen!“

Krapf zog ab, gen Osten. Er meint: „ich hatte so viel erreicht, daß ich jetzt wußte, wie man es angreifen muß, um in diesem Land eine Mission zu beginnen.“ Es bleibt aber mindestens zweifelhaft, ob eine solche überhaupt auf Erfolg rechnen könnte.

Am 20. September war er in Kikumbuliu, am 22. bei den rothen Hügeln, welche das Gallaland von der Wildniß trennen, ging über den Zawo, kam durch dichte Wälder, die undurchdringlich wären, wenn nicht Elephanten und Nashörner für die Menschen Bahn gemacht hätten, litt unterwegs Hunger und Durst, und kam am 27. Abends nach Ndunguni, so elend und abgemattet, daß er sicherlich unterlegen wäre, wenn die Reise noch einige Tage

länger gedauert hätte. Am 28. September erreichte er matt und müde seine Hütte in Rabbai, wo man ihn schon todt gesagt hatte.

Wir übergehen Krapf's Betrachtungen über die Möglichkeit einer Gründung von Missionen im östlichen Afrika, und geben einige seiner Mittheilungen über die Völkerstämme, durch welche die Angaben Burton's vervollständigt werden.

Die Wakamba werden von den Suahelis Warimangao genannt. Sie sollen von Südosten aus der Nachbarschaft von Dschagga gekommen sein; wahrscheinlich wurden sie durch das Vordringen der Wakuafi und Masai nach Norden und Osten getrieben, wo ihnen mehr gebirgiges Land offen stand. Auf das letztere legen diese Barbaren, welche hauptsächlich grasreiche Ebenen für ihre Heerden aufsuchen, den höchsten Werth, und deshalb verdrängen sie schwächere Stämme aus denselben. Die Wakamba rückten nur nach und nach in ihr heutiges Land ein, gaben das Wanderleben auf, und fingen an den Acker zu bestellen. Mit den ihnen früher befreundeten Stämmen blieben sie in Handelsverkehr, und fanden zuletzt auch an der Küste von Mombas, im Gebiete der Wanika, Zugang. In allen diesen Gegenden ist der Elfenbeinhandel hauptsächlich in ihren Händen; an die Suahelis und Wanikas verkaufen sie Vieh und tauschen dagegen fremde Waaren, z. B. Messingdraht, Baumwollenzeuge und dergleichen mehr ein.

Krapf meint, man könne die Wakamba „auf keinen Fall zum Negergeschlechte rechnen.“ Die Gesichtszüge sind nicht gerade häßlich, die Lippen etwas aufgeworfen, die Augen ziemlich groß, die Zähne weiß und künstlich gespitzt. Das Kinn ist etwas spitzig, der Bart sehr schwach oder gar nicht vorhanden, die Haut glatt und schwärzlich. Sie wird gewöhnlich mit Röthel und Butter gefärbt, und das Haar scheert man ab oder dreht es in Locken. Die Wakamba beiderlei Geschlechts gehen fast ganz nackt und haben nur über der Hüfte ein Stück Zeug oder Fell. Der Schmuck ist ähnlich wie bei den übrigen Ostafrikanern; kleine kupferne Ketten werden von Wakambaschmieden verfertigt.

Die Wakamba sind geschwätzig, lärmend, unzuverlässig und habsüchtig, an der Küste als Diebe verschrien und arge Bettler und Lügner. Auf der Jagd und auf Reisen zeigen sie sich muthig und unternehmend und können große Beschwerden ertragen. Ihre Zahl soll etwa 70,000 betragen. Sie haben keinen König oder Häuptling, der von der ganzen Nation anerkannt wäre, und eben so wenig

giebt es allgemein bindende Gesetze. Jedes Familien- und Dorfoberhaupt regiert gemeinschaftlich mit den Aeltesten des Orts die Leute nach alten Sitten und Gebräuchen. Ein Mann gelangt zu Macht und Ansehen durch Reichthum, Rednergabe, und wenn er für einen Zauberer und Regenmacher gilt. Bei dem oben erwähnten Kiwoi trafen diese Eigenschaften zusammen. Der Aberglaube äußert sich in ähnlicher Weise wie bei den übrigen Negroiden; die Wakamba haben es noch nicht einmal bis zum Fetischismus gebracht und besitzen keine Idole; es fehlt ihnen jedes religiöse Bedürfniß und sie haben auch kaum eine religiöse Vorstellung. Das Sklavenwesen hat bei ihnen besonders in der neuern Zeit größern Eingang gefunden. Im Innern kaufen sie Sklaven in Mbe, an der Küste von den Suaheli; die Sklaven im Innern sind meist Kriegsgefangene. In Ukambani liegt viel vortreffliches Eisen, das man dem indischen weit vorzieht.

Die Wakuafi- und Masaï-Stämme haben ein Flachland von vier bis sechs Breitengraden im Innern von Ostafrika inne, so daß sie sich bis zwei Grad im Norden und vier im Süden desselben erstrecken. Sie selber nennen sich Orloikob oder Loikob, in der Einzahl Orloikobani, was so viel bedeutet als Besitzer des Landes, Ureingeborene, Aborigines; Wakuafi und Masai sind Benennungen, welche die Küstenbewohner ihnen geben. Ihre Sprache ist von dem großen südafrikanischen Sprachstamme, welchen Krapf als den orphno-hamitischen bezeichnet, ganz verschieden, hat dagegen in lexikographischer Beziehung einige Verwandtschaft mit einem sehr alten Arabisch, welches er kuschitisch-arabisch nennt.

Diese Stämme führen eine durchaus nomadische Lebensweise; wo Gras und Wasser in Fülle ist, bleiben sie oft Monate lang mit ihren Heerden. Ihre Nahrung besteht in Milch, Butter, Honig und Fleisch; der Genuß von Getreide macht, nach ihrer Meinung, die Leute schwächlich und paßt nur für die verachteten Volksstämme auf den Bergen. Sie haben große Abneigung gegen den Ackerbau, machen oft Raubzüge, um anderen Stämmen Vieh wegzunehmen, denn sie sagen, der Himmel (Engai) habe ihnen alles Vieh gegeben, und keine andere Nation dürfe dergleichen besitzen. Um sich ihr „Eigenthum" zu holen, machen sie Einfälle in das Gebiet der Wakamba, der Galla, der Wadschagga und selbst der Wanika an der Seeküste. Die schwächeren Stämme wagen es nicht, diesen gefürchteten Kriegern im offenen Felde entgegen zu treten,

sondern überlassen denselben ihre Heerden und retten sich durch die Flucht. Sie führen Spieße, große lange Schilder und eine sehr gefürchtete Waffe, vor welcher sich selbst die Musketenträger fürchten. Es ist eine Keule, mit welcher sie fünfzig Schritte weit werfen oder dem Feind die Hirnschale einschlagen. Die Wakuafi verbergen sich hinter dem Schilde, bis der Gegner so nahe ist, daß sie ihn mit dieser Keule erreichen können.

Diese Barbaren haben über ihren Ursprung folgende Sage. Der Engai (Himmel, Gott) setzte in uralten Zeiten einen Mann, Namens Neiterkob, auf den Orldoinio-Eibor, d. h. Weißberg, Schneeberg, nämlich den Kenia. Neiterkob war eine Art Halbgott und mehr als Mensch, aber doch nicht so viel wie der Engai. Von diesem Wesen auf dem weißen Berge bekam Ndschemasi Enauner Kunde, der mit seinem Weibe Samba auf dem hohen Berge Samba wohnte, der südwestlich von Orldoinio Eibor liegt, aber keinen ewigen Schnee hat. Die Frau Samba gebar, durch Neiterkob's Vermittelung, eine Anzahl von Kindern, und diese sind die Stammväter der Wakuafi und Masai. Neiterkob unterwies den Mann der Samba im Bezähmen der wilden Kühe und Büffel, welche am Fuße des weißen Berges in großer Menge vorhanden waren, und so wurden die Wakuafi ein Hirtenvolk. Neiterkob verschwand plötzlich vom weißen Berge. Da kehrte Ndschemasi auf den Berg Samba zurück und dieser war seitdem Hauptsitz der Masai, während deren Brüder, die Wakuafi, den weißen Berg als ihre ursprüngliche Heimath betrachten, und noch jetzt aus weiter Ferne sich dorthin begeben, um dem Engai Opfer zu bringen und um Gesundheit, Regen und Vieh zu bitten. Das weite grasreiche Flachland, welches sich südöstlich vom weißen Berge ausbreitet, heißt Kaptei oder Kaputei, und dort halten sich die Urstämme der Wakuafi auf. Sie haben also gerade das Land im Besitz, das sich zwischen den Schneebergen Kilimandscharo und Kenia befindet, „und sie sitzen an den Quellen des weißen Flusses, wie die wilden Agaus in Abessinien sich an den Quellen des blauen Flusses herumtreiben.“ Uebrigens hegen die beiden Bruderstämme tödtlichen Haß gegen einander und das ist ein Glück für die schwächeren Völker. Denn wären jene beiden vereinigt, so würden sie ihnen nicht widerstehen können; selbst die Galla fliehen vor ihnen und werden zwar oft durch List, aber nie in offener Feldschlacht so mächtigen Feinden gefährlich.

Krapf schildert diese Wakuafi und Masai als große und schlanke

Gestalten mit schönen Gesichtszügen und etwas heller Farbe. Sie haben, sagt er, die meiste Aehnlichkeit mit den Somal, und ihre Mädchen sind bei den Suaheli und Arabern sehr gesucht. Beide Stämme halten sich, wie gesagt, für die ausschließlichen Besitzer der Ebenen und Wildnisse, und lassen die Bergbewohner in Ruhe, wenn diese nicht ins Flachland herabkommen, um dasselbe abzuweiden; doch scheinen sie in neuerer Zeit Versuche gemacht zu haben, sich des Berges Kadiaro zu bemächtigen, um von dort Raubzüge gegen die Galla, Wanika und Suaheli zu unternehmen.

Da, wo die Masai und Wakuafi sich längere Zeit aufhalten, bauen sie eine große Art von Stadt, eine Orlmaniara, in der sie Hütten errichten, welche mit Gras oder Ochsenhäuten bedeckt werden.*) Gegen plötzlichen Ueberfall schützt ein Dornengehäge. Die Bewachung liegt den Elmoran ob, den jungen Kriegern, welche gleichsam das stehende Heer bilden und immer kriegsbereit sind. An ihrer Spitze steht der Orlkibroni oder Häuptling, immer ein reicher, tapferer, redefertiger Mann, und er leitet in Gemeinschaft mit dem Orleibon, der Zauberer, Arzt, Regenmacher, Beschauer der Eingeweide in einer Person ist, die Angelegenheiten der Wakuafi- und Masai-Republiken. Die Würde des Häuptlings ist nicht erblich; wenn er mehrmals vom Feinde geschlagen wird, kann das Volk ihn absetzen oder tödten.

Die Kinder bleiben bei den Müttern und alten Leuten, welche die Heerden und die Hausgeschäfte besorgen; die Knaben gehen dem Spiel nach oder auf die Jagd; die Jünglinge bilden den Kern der Streitmacht; verheirathete Männer in mittlerm Alter gehen mit in den Krieg und stellen Elephanten und Büffeln nach. Die Alten ziehen nicht mehr mit aus, sondern überwachen Alles, und man zollt ihnen große Achtung. Die Weiber tragen lederne Röcke, welche bis über die Knie reichen; den Brautpreis bilden Kühe; jede Familie hat für ihr Vieh ein besonderes Brandmahl.

Tabak, der mehr geschnupft als geraucht wird, kommt zumeist aus Kikuyu, Dschagga und Usambara zu ihnen; fremde Waaren bringen ihnen Suaheli-Karawanen, die gewöhnlich zwischen 600 und

*) Eine kleinere Stadt nennen sie Engang; eine Niederlassung, welche anfängt groß zu werden, Enganassa. Das Wort „Stadt" ist natürlich streng im afrikanischen Sinn, als eine Masse unregelmäßig neben und durch einander stehender Hütten, zu fassen.

1000 Mann stark und mit Musketen bewaffnet sind. Sie holen Elfenbein. Honigwasser, Meth, Olmarua genannt, ist Lieblingsgetränk. Jeder Fremde gilt für einen Feind; Sklaven machen die Wakuafi und Masai nicht, treiben auch keinen Menschenhandel, tödten im Kriege Männer und Frauen, und lassen nur kleine Kinder am Leben. Einzelne Stämme im Innern, z. B. die Wandurobbo, Elkonono und Wamau, stehen in einem Sklavenverhältniß zu den Masai und Wakuafi, etwa so wie die Dahalo zu den Galla an der Küste von Malindi. Sie müssen für ihre Gebieter Elephanten jagen, Spieße, Messer und Schwerter machen, und haben noch allerlei andere Obliegenheiten.

Bei Begräbnissen haben sie weder Geheul noch Tanz, sollen auch keine Ruhetage kennen, während bei den Wanika jeder vierte Tag ein Fest- und Trinktag ist. Sie haben, wie so viele andere Ostafrikaner, Beschneidung; eine schwache Vorstellung von einem höchsten Wesen scheint vorhanden zu sein. Sie nennen dasselbe Engai, und das Wort bedeutet zunächst Regen und Himmel. Es wohnt auf dem weißen Berge, woher das Wasser oder der Regen kommt, der für Wiesen und Kuhheerden unentbehrlich ist. Zwischen Engai und den Menschen bildet Neiterkob eine Art Mittler, und an ihn wendet man sich zuerst, wenn man Wünsche für Regen, Gesundheit, Vieh oder Sieg bittend ausspricht.

Ausführlich hat Krapf über die Masai und Wakuafi im „Auslande", Jahrgang 1857, S. 437 ff. gesprochen.

Viertes Kapitel.

Rebmann's Ausflug nach Kadiaro im Teita-Lande und seine drei Reisen nach Dschagga.

Rebmann hatte gleich nach Anbeginn seiner Missionsthätigkeit den Wunsch gehegt, das Land, welches sich hinter Mombas nach dem Innern hin ausdehnt, zu erforschen, hatte aber manche Schwierigkeiten zu überwinden, bevor seine Absicht ausgeführt werden konnte. Ihm kam es darauf an, zunächst den etwa 36 Stunden von der Küste entfernt liegenden Berg Kadiaro im Teita-Lande zu besuchen, und dann bis in die Landschaft Dschagga vorzudringen.

In der Nacht des 14. Oktobers 1847 trat er, begleitet von sechs Wanika und zwei Mohammedanern, seinen Ausflug nach Kadiaro an. Der Weg führte zunächst an einigen Weilern der Wakamba vorbei, auf ein wellenförmiges Gelände. Ein Vogel, welcher von der Linken zur Rechten über den Weg flog, galt für ein böses Anzeichen bei den Schwarzen, wir finden also in dieser Gegend denselben Aberglauben, welchen Burton auf seiner Reise durch Unyamwezi bemerkte. Rebmann bemühete sich seinen Begleitern klar zu machen, was eigentlich das Schreiben bedeute, damit sie nicht Verdacht der Zauberei haben sollten, wenn sie ihn schreiben sahen. Die Bewohner jener Gegend sind Halbnomaden, die auch den Acker bestellen; das Dorf E n g o n i bestand aus zwei Abtheilungen, deren jede zehn

bis fünfzehn Hütten enthielt und mit einem heckenartigen Gebüsch umgeben war.

Nachdem der Reisende vier Stunden lang durch eine unangebauete Landstrecke gekommen war, erreichte er Endungu. Mit diesem Namen bezeichnet man die ganze östliche Gränze einer Wüste, die sich zwanzig Stunden weit bis nach Teita hin ausdehnt, und wahrscheinlich nach Norden hin sich bis ins Gallaland erstreckt. Sie bildet eine große Ebene; in Endungu, das einige hundert Fuß über der Wüste steht, übersieht man diese letztere; im Hintergrunde erheben sich die Berge von Teita bis 5000 Fuß Höhe.

Die Wildniß war in den letzten Jahren durch die Raubzüge der Wakuafi und Galla sehr unsicher geworden. Mohammedaner und Heiden suchten sich deshalb durch Zauber gegen Ueberfälle zu schützen. Rebmann sah am Wege zwei schwarzgebrannte, etwa zwei Fuß lange Zauberstäbe aufgepflanzt, welche man an einem Ende mit Baumrinde umwunden hatte. Die Leute, welche voraus gingen, blieben stehen, um zu warten bis der Karawanenführer käme, und sie an sich und mit durch die Wüste zu nehmen. Aber der Missionär riß die Stäbe aus und warf sie weit weg; als die Schwarzen sie wieder aufnahmen, zerbrach er sie und schnitt mit dem Messer die Rinde ab. Das Alles geschah zum großen Mißvergnügen seiner Begleiter, welche äußerten: für den Karawanenführer seien jene Stäbe genau dasselbe, wie für ihn, den Missionär, sein Buch, nämlich die Bibel; sie seien die Arzenei, vor welcher die Löwen fliehen würden. Der Führer hatte alle seine früheren Reisen nur mit solchen Stäben gemacht und sagte zu dem Weißen, welcher gegen den Aberglauben eiferte: „Jeder Mensch hat seine Weise."

In der Wüstenei liegen Wasserquellen; der Pflanzenwuchs ist einfach, neben vielen Euphorbien treten verkrüppelte Akazien auf, die ein Gummi liefern. Der Weg war nicht beschwerlich, das Wild zahlreich, namentlich sah Rebmann Gazellen, Antilopen, Giraffen und das Baschi. Diese letztere Thierart kannte er nicht; die Jungen, sagt er, gleichen sehr den Schweinen und werden deshalb von den Mohammedanern nicht gegessen; die Alten hatten mehr die Gestalt eines Esels und waren von grauer Farbe.

Am 16. Oktober erreichte er Kurundu, am folgenden Tage Ja Endoro, dann Mundege, fand überall Wasser, übernachtete unter freiem Himmel und kam am 18. nach Kadimu, das er als ein Vorspiel der Berge von Teita bezeichnet; ungeheure Felsmassen

sind mehrere hundert Fuß hoch übereinander gethürmt und ohne allen Pflanzenwuchs. Einige Stunden später war er in Lukinga; dieser Name bezeichnet eine Hügelgruppe, welche schon bis 600 Fuß hoch und mit prächtigem Pflanzenwuchs bedeckt ist. Die felsigen Anhöhen, welche die Wüste von Nord nach Süd in einer Entfernung von je vier bis fünf Stunden durchziehen, hält Rebmann für eben so viele Gebirgsansätze, welche dann in den Bergen und Gebirgszügen von Teita eine Höhe von 4000 bis 5000 Fuß erreichen.

Am 19. Oktober erreichte er denjenigen Theil von Teita, welcher Kadiaro genannt wird. Dies ist eine einzeln stehende Bergmasse, welche sich etwa anderthalb Stunden von Süden nach Norden ausdehnt, und in der Mitte die höchste Spitze erreicht; letztere besteht aus einer ungeheuern Felsmasse und steigt großentheils vollkommen senkrecht empor. Auf diesem Berge findet man das Dorf Maquasini, dessen halbhundert Hütten zwischen den aus dem Berge hervorstehenden Felsen liegen. Dort begrüßte Rebmann eine Versammlung von Teita-Leuten, Menschen von ernstem Charakter, welche sogleich fragten, ob der fremde Mann gekommen sei, um eine Festung zu bauen. Im Dorfe befanden sich auch zwei Männer vom Stamm der Pare, der zwei Tagereisen südwestlich von Teita liegt. Sie waren in Häute gekleidet und hatten sehr regelmäßige Tabakspfeifen, welche sie selbst verfertigen. Aus einer Anzahl von Wörtern, welche der Missionär sammelte, schließt er, daß ihre Sprache, wie jene der Teitaleute, zur Familie der Kisawaheli gehöre.

Die Teita-Leute sagen, daß ihre Voreltern dreißig Tagereisen weit aus Norden hergekommen seien. Damit stimmt die Bauart ihrer Hütten überein, welche nach abessinischer Weise eine runde, manchmal auch länglich-runde Gestalt haben; auch reichen die Dächer nicht, wie bei den Wanika, bis auf den Boden hinab, sondern hören vier Fuß über der Erde auf. Die Frauen behängen sich mit einer außerordentlich großen Menge von Glasperlen, mit denen sie auch den doppelten Lederschurz besetzen, welchen sie um ihre Hüften tragen. Auch tragen sie, gleich den Männern, Reifen von Messingdraht. In dem steinigen Boden gedeihen doch Mais, Bohnen, Pisang und ein vortreffliches Zuckerrohr, aus welchem man ein Lieblingsgetränk bereitet.

Rebmann wollte die Spitze des Berges ersteigen, dessen Höhe, wie er sagt, noch zweimal so hoch gelegen sein mag, als das Dorf gelegen ist. Er wollte den See betrachten, welcher angeblich auf

dem Gipfel liegt, und einen Ueberblick des Landes nach Westen hin gewinnen. Aber die Teita-Leute verweigerten die Erlaubniß, und gestatteten ihm nur eine niedrige Höhe zu ersteigen. Sehr naiv sagt er: „Ich muß gestehen, daß mir dieses Verhalten der Leute, bei dem Bewußtsein, daß ich gekommen sei, ihre eigene zeitliche und ewige Wohlfahrt zu befördern, für einige Augenblicke fast Thränen auspreßte!“ Von jener Berghöhe hatte er eine ziemlich weite Aussicht nach Nordwesten und konnte das ganze Teita-Land überblicken. Es bildet ein Dreieck, dessen südliche Spitze durch den Kadiaro gebildet wird. Die nördliche und nordwestliche Spitze stellt sich dar in den Gebirgszügen Endara und Bura, die beide von Südwest nach Nordost, angeblich in einer Länge von drei Tagereisen, sich erstrecken. Der Rücken dieser beiden Gebirgszüge scheint schmal zu sein und in derselben Höhe von vier bis fünf tausend Fuß auf eine weite Strecke hin zu verlaufen, ohne viele hervorragende Gipfel darzubieten.

„Mit dem Teita-Lande,“ schreibt Rebmann, „hatte ich eine zweite Terrasse auf dem Hochlande von Afrika zu ersteigen gehofft; aber statt dessen zog sich dieselbe Ebene, auf die man durch das Randgebirge (— Krapf sagt statt dessen in der englischen Ausgabe: Dünen —) heraufsteigt, das sich der Küste entlang zieht und von den Wanika bewohnt wird, zwischen dem Kadiaro und den zwei nördlichen Gebirgszügen von Teita hindurch.“ Auf dem Kadiaro, also dem südlichen Theile des Landes, sollen nur acht Dörfer, zusammen mit etwa zwei tausend Bewohnern sein. Auf dem Bura, der auch Kilima Kibomu, Großer Berg heißt, sollen 500, auf dem Endara 800 Dörfer liegen; das würde etwa 152,000 Seelen ergeben, wenn die Nachricht keine Uebertreibungen enthält.

Am 22. Oktober trat Rebmann seinen Rückweg durch die Wüste an und war am 25. wieder in der Mission Rabbai Mpia.

Seine erste Reise nach Dschagga nahm die Zeit vom 27. April bis zum 10. Juni 1848 in Anspruch, und sie bot eine ergiebigere Ausbeute als jener kurze Ausflug nach dem Kadiaro, welchen er jetzt wieder berührte. Von dort gelangte er in nordwestlicher Richtung zu dem kleinen bewaldeten, aber unbewohnten Berge Buguda, überschritt am 3. Mai den Bach Madade, der am östlichen Fuß des Bura von Norden nach Süden fließt, manche andere kleinere Gewässer aufnimmt, dann den Namen Gnaro bekommt, der Küste zufließt, sich mit dem Dschimbo (Dschiarbo) vereinigt, und bei Wasin ins Meer fällt. Der Reisende war nun im Gebiete von

Bura und verweilte des Regenwetters halber bis zum 6. Mai beim Dorfe Dschawia, das auf der Spitze des Berges liegt. Die Bewohner waren sehr zurückhaltend, selbst die Kinder fürchteten sich vor dem Fremden, was uns nicht wundern darf, wenn es richtig ist, daß die mohammedanischen Kaufleute den Schwarzen erzählen, seien die Europäer Menschenfresser.

Auf dem Wege weiter nach Westen gewann man besonders gen Süd und Südwest eine herrliche Aussicht nach den Pare- und Ugonobergen hin. Rebmann glaubte sich in die Baseler Juraberge oder in die Umgend von Cannstadt versetzt, so schön war das Land und so lieblich das Klima. Beim Dorfe Muasagnombe erhoben zwei Häuptlinge Abgaben in Domestics und Glasperlen. Die Teitaleute sind ungemein schmutzig und die Kinder durch denselben sehr verkümmert. Von einer Bergspitze in der Nähe des Dorfes, erblickte Rebmann abermals die Pare-Gebirge im Süden und die von Ugono in Südwesten. Bevor er am 9. Mai weiter reiste, beschenkte der Häuptling des Dorfes ihn mit Dschofi, einem aus Zuckersaft bereiteten Getränke und der Hälfte eines Rindes, das erst noch geschlachtet werden sollte. Bevor der Dschofi dem Fremden überreicht wurde, spie der Häuptling drei Mal auf die Erde; weiteren Ceremonien entzog sich der Missionär, weil er darin „heidnisches Treiben" sah, und sein mohammedanischer Führer, Bana Cheri, wurde Stellvertreter. Der Brauch scheint uns ein recht sinniger zu sein. Als das Rind zu Boden geworfen worden war, nahmen der Führer und der Häuptling Maina Gras in die Hand und sprachen, gewissermaßen in liturgischer Weise, verschiedene Wünsche und Gebete zum höchsten Wesen und zu den Seelen der Verstorbenen. Der Sinn dieser sehr hübschen Ceremonie war folgender:

Beide Schwarzen sprachen: „Dieser Fremde ging von den Seinigen fort, und kam zu mir und sprach: Maina, laß uns einig werden. Ich sagte zu ihm: Wir wollen als Vergnügte in Freude mit einander reden. Wir wollen gemeinschaftlich Gott bitten, daß er dieses Land heile. (Es herrschte gerade eine Krankheit in Bura.) Möge die Krankheit von meinem Dorfe weichen. Möge dieser Fremde, wohin er auch gehe, kein Ding (wohl etwas Böses) auf dem Wege sehen, nicht aufgehalten werden durch Dornen, nicht zusammentreffen mit Elephanten oder Nashörnern, nicht mit den Masai (einem feindlichen Volke). Wenn er ankommt in Dschagga, so mögen die Leute dort ihn erfreuen. Ich bitte die Seele meines Vaters und meiner

Mutter, zu machen, daß er anlange. Wir mögen kommen, ich mit ihm, wir wollen uns freuen, wie wir jetzt uns freuen. Er lange an im Frieden, verirre sich nicht auf dem Wege, und das, was ich ihm gebe (das Rind), esse er selbst; es bekomme ihm gut; es möge ihm nicht wehe thun."

Das mag nach den Begriffen eines Missionärs sehr „heidnisch" sein; aber es ist rührend durch seine Einfachheit, und wunderschön ausgedrückt und rechtschaffen gemeint. Es liegt ungeheuchelte Frömmigkeit darin, die sich freilich nicht in abendländischen Formeln ausdrückt. Während dieses Gebetes hielten beide Männer Gras in der Hand, gaben dann dasselbe dem Rinde zu fressen und ließen dieses schlachten. Der Missionär nahm das Fleisch, ließ es räuchern, und es bekam ihm wohl, obschon es unter „heidnischen" Ceremonien geschlachtet worden war.

Am 9. Mai übernachtete er am Flüßchen Gnaro, kam am andern Tage durch eine Gestrüppwiese, in welcher die Teitas viele Fallgruben gemacht hatten, um Büffel und Elephanten zu fangen; die letzteren scheinen hier häufiger zu sein als östlich von Teita; auch sah man Giraffen, Zebras und ein Nashorn. Am 11. sah er die Berge von Dschagga immer deutlicher. „Gegen zehn Uhr Morgens glaubte ich den Gipfel von einem derselben, mit einer auffallend weißen Wolke bedeckt, zu erblicken. Mein Führer bezeichnete das Weiße, das ich sah, schlechtweg als Kälte (Beredi); es wurde mir aber eben so klar als gewiß, daß das nichts Anderes sein könne als Schnee, welchen Namen ich meinen Leuten sogleich nannte und die Sache zu erklären suchte.

„Sie wollten mir aber nicht recht glauben, ausgenommen mein Führer, der, wie ich nachher erfuhr, auf seiner letzten Reise nach Dschagga (wo er schon wußte, daß wir auch dorthin zu gehen beabsichtigten, und daher für das Silber in jenem Lande fürchtete) die Sache untersuchen ließ. Er schickte gegen eine geringe Belohnung einige Dschaggaleute den Berg hinauf, die ihm des Silbers so viel als möglich bringen sollten; sie brachten aber dem spekulirenden Suaheli nichts als Wasser zurück. Alle die sonderbaren Geschichten von einem unzugänglichen, weil von bösen Geistern bewohnten Gold- und Silberberg im Innern, die ich mit Dr. Krapf seit meiner Ankunft an der Küste oftmals gehört hatte, waren mir nun auf einmal klar geworden. Natürlich, daß die un-

gewohnte Kälte die halbnackten Besucher des Schneegebirges bald zur Rückkehr nöthigte; oder wenn sie auf Befehl der despotischen Dschaggakönige genöthigt waren, weiter zu gehen, so lange ihr Körper nicht gänzlich erstarrt war, sie wirklich tödtete; was dann Alles in der Unwissenheit der Eingeborenen den bösen Geistern zugeschrieben wurde. Der Schnee fällt natürlich sehr fern von den Wohnungen." *)

Der Missionär las nun den 111. Psalm in der englischen Bibel. Gegen Nordwesten sah er wieder einen andern großen Berg in der Nähe von Kikumbuliu, welcher die südliche Gränze des Wakambalandes bildet. Die ganze Gegend in der Mitte zwischen Dschagga und Teita hatte etwas Großartiges. Westlich war der hohe Kilimandscharo mit seinem ewigen Schnee, südwestlich lag der einförmige und plumpe Ugonoberg, nordwestlich der ausgedehnte Bergzug von Kikumbuliu, östlich waren die Ketten der Teitaberge mit ihrer höchsten Spitze, Beruga genannt, welche, den Kilimandscharo ausgenommen, 4000 bis 6000 Fuß über die sie umgebende Ebene hervorragen. Auch konnte Rebmann einen schwachen Blick nach Kaptei thun; so heißt das eigentliche Land der Wakuafi.

Der Reisende kam dem Dschaggaland immer näher, nachdem er über den nur etwa sechs Ellen breiten Lumi- oder Lomifluß gegangen war. Der Pflanzenwuchs wurde nun reicher, in Wiesenthälern wuchs hohes Gras. Bald war er an dem frischen Gonafluß, „dessen Quelle das Schneehaupt des Kilimandscharo ist." Er war 3 Fuß tief, 30 bis 40 Fuß breit, und tosete gewaltig schnell über sein Felsenbett dahin. Das Wasser war kalt; ein Baumstamm bildete die Brücke.

Am 13. Mai wurde der erste Schanzgraben erreicht, welcher das kleine Königreich Kilema umgiebt. Die Menschen gingen durchweg unbekleidet. Ueber den Graben war ein dünner Baumstamm gelegt, welcher die Brücke bildete. Man begegnete vielen Soldaten des Königs; sie trugen nur gefranzte Thierhäute; einer derselben ging fort, um seinem Könige die Ankunft der Fremden zu melden, welche im Schatten eines Baumes saßen.

Rebmann erschien vor dem Könige Masaki, welcher etwas

---

*) Diesen Absatz hat Dr. Krapf in der englischen Ausgabe fortgelassen. Wir wollen aber, da noch immer so viel über den Kilimandscharo hin und hergestritten wird, die Aeußerungen und Ansichten Rebmann's wörtlich geben, obwohl einleuchtet, daß sie der Kritik einen weiten Spielraum gewähren.

Gras in der Hand hielt; dergleichen mußte auch der weiße Mann nehmen, denn das Grashalten ist ein Symbol der Begrüßung, bei welcher man sich auch die Hand reicht. Dann wurde ein Schaf geschlachtet, damit das Kischogno, Zeichen der Freundschaft, gegeben werden könne. Der König nahm ein Stück Haut von der Stirn des Thieres und befestigte es dem Gast am mittlern Finger der rechten Hand wie einen Ring. Nun war Rebmann „des Königs Sohn." Er schenkte seinem Vater Baumwollenzeuge, Glasperlen, Scheere, Nadeln, und auch Messer und Gabeln, deren Gebrauch er ihm erklärte. Als aber Masaki ihn einige Tage später besuchte, hatte Seine Majestät die Gabel als Schmuck in sein Haar gesteckt! Den eigentlichen Gebrauch eines solchen Werkzeuges konnte er nicht begreifen. Des Königs Bruder war ein zudringlicher Bettler. Täglich erhielt Rebmann Besuche von den Großen des Landes, die unter Anderm fragten, ob im Lande der Weißen Menschen seien, welche vermöge ihrer Größe die Sonne ergreifen könnten, und ob auch Gras und Wälschkorn bei ihnen wachse. Der König war ein lebhafter junger Mann von verständigem Aussehen. Die Sprache der Dschaggas, das Kidschagga, bildet mit der Suaheli- und Kinikasprache eine und dieselbe Familie.

Der Fremde durfte ungehindert Ausflüge in die Umgegend machen und bestieg einen etwa 2000 Fuß hohen Berg, von welchem er eine weite Aussicht hatte. Im Südsüdosten lag ihm das massenhafte, bis 6000 Fuß hohe Ugono- und Usangegebirge, nur eine kleine Tagereise weit entfernt; etwas weiter hin in derselben Richtung das niedere Bergland von Kisungo, „am Fuße dessen und des Ugonogebirges der große See Ibe sich ausbreitet, der in der Sprache der Wakuafi Ariaro genannt wird, und sich in einem großen Winkel nach Süden, zwei Tagereisen von Ost nach West ausdehnt." (?) Gegen Südosten war die Aussicht bis nahe an die Meeresküste geöffnet, denn man konnte den Gipfel des hohen Jomboberges im Wanikaland, in der Nähe von Wasin, noch deutlich unterscheiden. Der Führer sagte, von diesem Berge könne man sowohl die Insel Zanzibar wie den Schneeberg Kilimandscharo sehen, gewiß eine interessante geographische Thatsache, wenn sie richtigist. „Der Kilimandscharo war in Wolken gehüllt, sonst hätte ich ihn auch sammt seiner Silberkrone sehen können, durch die ihn der Schöpfer des Weltalls zum Könige der Berge Ostafrikas erklärt hat." Rebmann meint, die Portugiesen seien wohl einst bis nach Dschagga vorge-

drungen. Die Dschagga-Leute beten auch, wie wir schon weiter oben sahen, zu den Seelen der Verstorbenen, welche sie Warumu nennen. Sie setzen nicht, wie die Wanika, Reis und Palmwein, sondern Milch auf die Gräber, und diese Sitte ist in Afrika sehr weit verbreitet.

Die Rückreise wurde am 29. Mai Abends angetreten, und am 11. Juni war der Missionär wieder in Rabbai Mpia. Von Kadiaro hatte er den Weg zur Küste über Schimbas eingeschlagen, d. h. über die südliche Fortsetzung des von den Wanika bewohnten Küstengebirges, das etwa eine Tagereise von Rabbai entfernt ist.

Die Dschagga unterscheiden sich sehr wesentlich durch ihre Regierungsform von den Wateita, den Wanika und Wakamba. Es scheint fast, als ob zwischen der Bodengestaltung dieser Länder und ihren politischen Einrichtungen eine gewisse Uebereinstimmung vorhanden sei. Im Flachlande der Wakamba geht in der ausgedehnten Ebene gleichsam Alles auseinander, kein Mensch hat einige Autorität oder Herrschaft. Bei den Dschaggas finden wir das andere Extrem; bei ihnen ist ein Einziger mit solcher Machtfülle ausgestattet, daß alle Uebrigen nichts weiter als Sklaven sind, die Wandschama, Geheimen Räthe des Herrschers, etwa ausgenommen.

Dem Mangi, König, ist es allemal lieb, wenn ein Knabe geboren wird. Alle männlichen Kinder werden gleich in den ersten Lebensjahren den Müttern weggenommen, und gemeinschaftlich für den Dienst des Herrschers erzogen. Sie müssen Wache stehen und an Wasserleitungen und Schanzgräben mitarbeiten. Auch über alle Weiber hat der Mangi unumschränkte Gewalt, und keine Hochzeit kann ohne seine Genehmigung stattfinden. Ein Msoro, der sich eine Frau nehmen will, muß dem Herrn und Gebieter seinen Wunsch anzeigen.*) Dieser giebt der Braut einen Ring an den Finger und erklärt sie dann für des Mannes Frau. Auch schenkt der König der Familie des Brautpaares ein gutes Getränk.

Fast alle Arbeit, auch jene auf dem Felde und im Viehstalle, fällt den Frauen zu.**) Die Wasoro, so heißen die Bewohner, arbeiten nur wenig; ihre Beschäftigung besteht darin, den König und das Land zu bewachen. Der Boden ist fruchtbar, die Menschen

*) Wir finden Aehnliches an der Westküste von Afrika im Lande Dahóme. Auch dort gehören alle Kinder dem Könige, dieser vergiebt die Frauen, und seine Gewalt ist eben so unumschränkt wie in Dschagga. „Karl Andree, Geographische Wanderungen. Dresden 1859, Bd. II. S. 383 ff."

**) Die Leute in Dschagga haben Stallfütterung.

sind arm, aber kräftig und gesund. Städte oder zusammenhängende Dörfer haben sie nicht, sondern vereinzelte Höfe, die etwa fünf Minuten Weges auseinander liegen und von Pisangfeldern umgeben sind. Gegen die wilden Thiere, namentlich die Hyänen, schützt man sie durch künstliche oder lebendige Zäune. Die Webekunst ist ihnen unbekannt. Des Handels wegen kommen sie mit ihren nächsten Nachbarn, den Dafetas, den Ugono- und Kaheleuten oft auch an Marktplätzen, Sangaras, zusammen. Eine eigenthümliche Waare bildet die Emballa, eine Erdart, die südlich von Dschagga, im Lande Kahe gefunden wird. Sie lösen dieselbe in Wasser auf, das sie an ihre Speisen thun; es ersetzt ihnen das Salz, welches sich bei ihnen nicht findet. Es ist bitter und schmeckt wie das Balinger Wasser in Württemberg.

Rungua, König von Madschame, sandte einst viele Leute ab, welche sich überzeugen sollten, ob das Weiße, das auf den hohen Bergen lag, etwa Silber sei. Aber nur ein einziger Mann kam mit erfrorenen Händen und Füßen zurück, alle übrigen waren vor Kälte oder Schreck umgekommen. Rebmann's Führer will jenen Mann noch mit gänzlich erfrorenen Gliedern gesehen haben. Er erzählte auch, oben auf dem Berge sei eine offen stehende Thür gewesen, etwa so wie an dem Festungswerke von Mombas. „Wie sonderbar, wenn die Portugiesen sogar in den Schneeregionen von Dschagga eine Festung gebaut hätten!" ruft Rebmann aus, obwohl die Erzählung des Führers offenbar aus der Luft gegriffen ist. Wer dem Schnee so nahe wohnt wie die Dschagga, weiß sicherlich, was Schnee und Eis ist.

Nach Verlauf einiger Monate trat der unerschrockene Missionär eine zweite Reise nach Dschagga an, welche die Zeit vom 14. November 1848 bis zum 16. Februar 1849 in Anspruch nahm. Seine Begleitung bestand aus fünfzehn Suaheliträgern und dem schon erwähnten Führer Bana Cheri. Auch diesmal preßten die Häuptlinge von Kadiaro und Buru ihm einen großen Theil seiner Waaren ab. Am 4. Dezember brach er von Bura nach Dschagga auf, legte, wie er behauptet, binnen drei Tagen eine Strecke von 80 (?) englischen Meilen durch die Wüste zurück, und kam wieder nach Kilema, wo Masaki ihn freundlich aufnahm und scheinbar gegen die Weiterreise nach Madschame nichts einzuwenden hatte. Aber bald nahmen die Dinge eine andere Wendung. Masaki fragte: was er dem weißen Manne Böses gethan habe, daß dieser ihn verlassen,

zu einem andern König ziehen, einen andern als ihn sich zum Freunde machen wolle? Das sei ja, als ob ein Mann eine Frau heirathe, sie bald nachher verlasse und eine andere aufsuche.

Diese Vorstellungen sind ächt afrikanisch. Masaki wollte keinem andern die Waaren gönnen, welche der Fremde mitgebracht hatte. Aber Mamkinga, König von Madschame, war der mächtigste unter den Monarchen in Dschagga, „und gleichsam ihr Kaiser.“ Dieser hegte längst den Wunsch, einen weißen Mann an seinem Hoflager zu sehen, er hatte sogar die Absicht gehegt, sich einen solchen von der Küste her holen zu lassen, den er als Zauberer behalten wollte. Er ließ nun den Missionär durch eine Anzahl Soldaten abholen, und mit ihnen trat Rebmann am 4. Januar 1849 seine Weiterreise an. Er ging über ein wellenförmiges, immer höher hinansteigendes Land, „nur zwei bis drei Stunden in nordwestlicher Richtung, gerade dem Kilimandscharo zu, dem wir nun so nahe waren, daß ich sein herrliches Schneehaupt sogar bei Nacht im Mondschein deutlich sehen konnte. Dieser Nähe entsprechend war die empfindliche Kälte, die den Berg hinunterkam, eine Kälte wie bei uns im November.“ Weiter hinauf ist das Land unbewohnt, und für Leute, die keine europäischen Einrichtungen haben, auch unbewohnbar. Am 5. setzte er seinen Weg in nordwestlicher Richtung fort, durch einen Wald mit hohen, ihm aber unbekannten Bäumen und Farrnkraut, noch „einige tausend Fuß höher.“ Dann stieg er binnen fünf Stunden wieder bis in die Region der Bananen hinab, wo das Land wieder bewohnt war. Auch am folgenden Tage kam er durch einige sehr tiefe Flußthäler immer mehr gegen M a d s ch a m e hinab, das sich zwischen dem südwestlichen Fuße des Kilimandscharo und dem nordöstlichen Fuße des S ch i r a ausbreitet, „welcher bisweilen auch beschneiet wird.“ Im Westen, Süden und Südosten des hohen Berges Schira, haben die M a s a i, ein Brudervolk der Wakuafi, die große Ebene eingenommen, welche sich südlich und südwestlich von Dschagga ausdehnt und reichlich bewässert ist. Er überschritt einen Fluß, der Uru vom Gebiete Lambongo trennt. Auf der andern Seite des Wassers legten seine Dschaggabegleiter und die Suaheli ihre Zaubermittel nieder, um sich vor Feinden in Lambongo unsichtbar zu machen; denn in jener Gegend hatte vor längerer Zeit der Häuptling von Lambongo eine Karawane fast ganz vernichtet, weil sie nicht mit ihm Handelsgeschäfte getrieben hatte. Endlich war die Ebene im Süden von Dschagga erreicht; dort wachsen

Himbeeren. Der Weg führte durch das kleine Land Kindi, das im Osten vom Flusse Wumbo, im Westen von dem unbewohnten Distrikt Kombo begränzt wird. Bald nachher gelangte er an den schönen Fluß Weriweri, der bis zu 30 Fuß breit und nur etwa anderthalb Fuß tief ist. Es dient als Schanze gegen den Feind, bildet die östliche Gränze der Landschaft Madschame, einer Ebene am südlichen und südwestlichen Fuße des Kilimandscharo. Die Dschaggabergmasse steigt dort sehr plötzlich, in Kilema dagegen so sanft und allmälich empor, „daß, wenn ein Weg über die oft wiederkehrenden Schluchten gebahnt wäre, zwei Kühe sehr gut einen Wagen bis zur Schneeregion hinaufziehen könnten; was eine ausgedehnte Basis anzeigt.“ Das Thal der Weriweri liegt dem Schneeberg Kilimandscharo ganz offen; dieser schien im Mondlicht prächtig auf dasselbe herab; es war so kalt, daß ich mich in meinen Teppich hüllen mußte; meine Leute wärmten sich am Feuer.“

Nachdem das schon oben erwähnte Kischogno gemacht worden war, führte ihn des Königs Bruder in eine Hütte, am 6. Januar 1849. Der Herrscher verbot seinen Leuten bei Todesstrafe, den Fremden zu besuchen; er sollte nicht mit Betteleien belästigt werden.

Beim König Mamkinga lebte damals schon seit sechs Jahren ein Suaheli aus Pangani als Arzt und Zauberer. Dieser Mann, Muigni Wessiri, erhielt Auftrag, die für den Herrscher bestimmten Geschenke zu besehen; doch wurde dem Weißen eröffnet, der König wolle nicht dessen Waaren, sondern ihn selber haben. Der Suaheli bat um mehrere Arzeneien, besonders gegen den Teufel. Dem König wurde Rebmann erst am 12. Januar vorgestellt, denn es ist Brauch, daß bei Ankunft eines Fremden erst eine Arzenei aus einer gewissen Pflanze bereitet und mit dem Blute des Thieres vermischt wird, aus welchem der König selbst das Kischogno macht. Mit dieser Mixtur wird der Fremde besprengt, ehe er vor den König hintreten darf. Dem Missionär wurde sie mit einem Kuhwedel ins Gesicht und auf den Vorderleib gespritzt. Der Reisende wurde sehr freundlich behandelt und hörte allerlei Nachrichten über andere Länder. Man erzählte ihm vom Lande Uru, vom großen See Ro, welcher während der Regenzeit sehr viel Wasser und hohe Wellen habe, dann aber vertrockne und eine Salzkruste zurücklasse; vom Land Jtandu, wo man den Kilimandscharo noch sehen könne, und durch das man ziehen müsse, wenn man durch Ramba und Ukimba nach dem großen

Ländergebiet Uniamesi wolle; vom See Lüava am Fuße des Kilimandscharo, von den Wabilikimo, einem pygmäenartigen Stamm, von welchen die Dschagga sagen, die Leute wären nur zwei Vorderarmslängen groß, „zweimaßig", was auch der Name Wabilikimo bedeutet. Auch sprach man ihm vom Land Uniemi und Ugogo, und von Magassi, das von einer Königin regiert werde. Einige von diesen Nachrichten beruhen allerdings auf Thatsachen.

Rebmann äußerte den Wunsch, nach Uniamesi (Uniamwezi) zu reisen; und der König versprach ihm dazu behülflich zu sein, machte aber später Einwendungen, und damit war der Plan beseitigt. Doch gab er ihm einen Mann mit, der an der Küste sich persönlich überzeugen sollte, welche Bewandtniß es denn eigentlich mit dem Missionär habe. Er entließ den Fremden wohlwollend am 29. Januar.

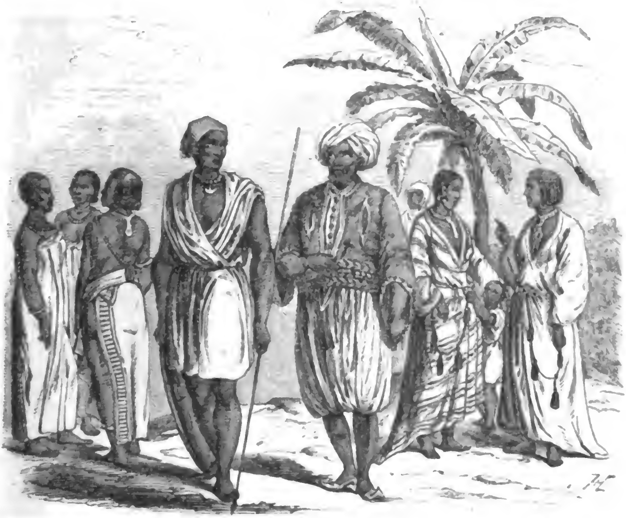
Diese machte die Heimreise in der heißen Jahreszeit und kam noch näher an den Fuß des Kilimandscharo. Die Berge waren jetzt nicht wie in der Regenzeit fast beständig in Wolken eingehüllt, und deshalb konnte er jetzt erst deutlich „die himmelhohen Gipfel der Dschaggabergmasse" in ihrer besondern Abgränzung gegen einander sehen. Es sind, ihm zu Folge, zwei Hauptgipfel, die sich auf der gemeinsamen, etwa zehn Stunden langen und eben so breiten Basis lagern, so daß zwischen beiden ein von Ost nach West drei bis vier Stunden weit ausgedehnter Sattel sich befindet; der östliche Berggipfel ist niedriger und hat spitzige Formen, der westliche bildet eine prächtige Kuppe und bleibt auch in der heißen Jahreszeit mit Schnee bedeckt. Der Schnee des Kilimandscharo ist eine Quelle für wenigstens zwanzig Flüsse, die von ihm herabkommen, und besonders auch in der heißen Jahreszeit ein beständiger Erzeuger von Regen, „wie man dies täglich mit Augen sehen kann." In der Nacht ist der Berg gewöhnlich ganz frei vom Gewölk; sobald aber die Sonne heiß zu scheinen anfängt, sieht man, wie ein dünner Nebel sich bildet, der sich immer mehr verdichtet, und um Mittag umhüllt eine mächtige Wolkenmasse den Berg mit seinem Schnee gänzlich. Dann fängt es an zu donnern; Regen fällt nur in kleinen Zwischenräumen von durchschnittlich vier bis fünf Tagen. Die Suaheli nennen den Schneeberg: Kilimandscharo, d. h. Berg der Größe, der höchste Berg; Krapf's Meinung, daß er auch Berg der Karawane (Kilima=Berg, Dscharo=Karawane) bedeuten könne, weil die Karawanen von allen Seiten und aus weiter Ferne ihn sehen könnten, ist schon künstlicher. Die Dschaggas nennen ihn

Kibo, „was zugleich den Schnee selbst bezeichnet.“ Sie kennen den Schnee und erzählen, wie er zu Wasser werde, wenn man ihn ans Feuer bringe. „So viel ist bekannt, daß Leute zu Zeiten hinaufsteigen und glücklich wieder herabkommen.“

Am 30. Januar hatte Rebmann Kilema erreicht, er blieb dort bis zum 6. Februar und kam über Bura und Kadiaro in zehn Tagen glücklich nach seinem Missionshause in Rabbai Mpia.

Nach seiner Rückkehr berieth er mit Krapf, ob beide Männer den Versuch machen sollten, bis weit hinein in die Mitte Afrikas, wo möglich bis an die Westküste, eine Reise zu unternehmen. Sie rechneten auf König Mamkinga's Unterstützung; jedenfalls wollten sie Alles aufbieten, um von Dschagga aus nach Uniamesi zu gelangen. Sie kauften baumwollene und farbige Kleider, verschiedene Arten von Glasperlen, Messer, Spiegel, Nadeln und dergleichen Gegenstände mehr, mietheten 30 Träger, meist Wanika, und brachen am 6. April 1849 von Mombas auf. Auf dieser dritten Reise nach Dschagga wurde Rebmann von Dr. Krapf bis Kadiaro begleitet. Von dort bis Dschagga war die Wanderung der Regenzeit wegen sehr beschwerlich, und die Flüsse waren angeschwollen. Leider konnte Kilema, das Dorf des habgierigen Masaki, nicht umgangen werden; dort hielt sich Rebmann's ehemaliger Führer Bana Cheri auf, der nun Ränke gegen ihn anzettelte und die Träger einschüchterte. Am 12. Mai durfte der Reisende von Kilema aus weiter ziehen und kam der Schneeregion so nahe, daß er den Berg in drei bis vier Stunden hätte erreichen können, wenn nicht die vielen Abgründe ein Hinderniß gewesen wären. Nachdem er den zum Fürstenthum Uru gehörenden Distrikt Kinamfua durchwandert und eine beträchtliche Anzahl kleiner Flüsse passirt hatte, kam er nach Madschame. Alle Hoffnungen, welche er auf den König gesetzt hatte, wurden bald schmerzlich getäuscht; Mamkinga und sein Zauberer Muigni Wessiri entfalteten einen sehr betrügerischen Charakter und beraubten ihren Gast auf schamlose Weise. Von einer Begünstigung der Reise nach Uniamesi war keine Rede mehr; der König sagte, er sei in Krieg mit verschiedenen Stämmen, und der weiße Mann könne sich nicht in eine so gefährliche Gegend wagen. Der König ließ offen erklären, es sei seine Absicht, sich alle Habe des Reisenden anzueignen, der ohnehin das erste Mal mit fast leerer Hand gekommen sei. Unter solchen Umständen, und da der räuberische Häuptling auch der Rückreise Hindernisse in den Weg legte, litten Rebmann's Körper und

Gemüth gleich sehr. Endlich am 6. Juni wurde er verabschiedet, und bekam für alle Waaren, die man ihm abgepreßt, einen alten verdorbenen Elephantenzahn, für welchen er sich unterwegs Speise kaufen möge. Er hatte Anspruch auf drei große Elephantenzähne, die Neger verhöhnten ihn aber, indem sie sagten, als Sohn des Buches (der Bibel) oder Lehrer von Gottes Wort dürfe er gar keinen Wunsch nach Elfenbein hegen. Beim Abschiede spie ihm der König gemäß der Landessitte an und sprach: „Gehe in Frieden." Für diesen Speichel verlangte er dann noch Bezahlung.



Frauen aus Dschagga. Suaheli. Frauen aus Schoa.

Auf der Rückreise verlor Rebmann auf einer Baumbrücke das Gleichgewicht und fiel in einen Fluß, dessen Strömung so heftig war, daß der Missionär nur mit genauer Noth sein Leben rettete. Von nun an passirte er die Baumbrücken in reitender Stellung. Später fand er in der Wüste wilden Honig und viele junge Vögel in Nestern; manchmal hatte er nicht Wasser genug, um Bohnen zu kochen, und mehr als einmal schmolzen unter den Dornen der Wild-

niß die Thränen des muthigen Mannes. Bevor er wieder nach Bura kam, litt er Hunger und Durst.

In den letzten Tagen des Junimonates war er wieder in der Mission zu Rabbai Mpia, wo inzwischen die beiden Sendboten Erhardt und Johannes Wagner aus Europa eingetroffen waren. Der Letztere starb schon am 1. August am Fieber.

Fünftes Kapitel.

Krapf's und Erhardt's Fahrt an der ostafrikanischen Küste von Mombas bis zum Kap Delgado. Vom 4. Februar bis 23. März 1850.

Ludwig Krapf war seit 1837 nicht in Europa gewesen. Im Jahre 1850 beschloß er sein Vaterland wieder zu besuchen, vorher aber der Küste entlang nach Süden hin bis zum Kap Delgado zu fahren, um diese Gegend näher kennen zu lernen. Auf dieser Reise begleitete ihn J. Erhardt.

Die beiden Missionäre mietheten für 55 Conventionsthaler ein kleines Suaheliboot, dessen Eigenthümer verpflichtet war, bei allen Ortschaften, die man ihm bezeichnen werde, anzulegen, und verließen Mombas am 4. Februar. Einen Theil dieser Küste kennen unsere Leser schon aus Burton's Darstellung. Das Boot fuhr immer möglichst nahe an der Küste, zuerst am palmenreichen Strande des Wadigo-Landes hin, zum Hafen von Tiwi. Dort sah Krapf viele Wanika vom Wadigostamm, denen er eine Predigt zu halten gedachte. Während Erhardt am Bord zurückblieb, stieg sein Gefährte in einen ausgehöhlten Baumstamm, der höchstens drei Personen aufnehmen konnte. Krapf mußte sich rücklings hineinlegen. Am Lande bat er die Wanika, sie möchten ihn zum Häuptling führen. Man fragte, welche Geschenke er bringe und welchen Führerlohn er geben werde. Als er entgegnete, er sei „Träger von himmlischen Schätzen für den Häuptling und das Volk“, und auf seine Bibel hinwies,

liefen einige Wanika fort, andere erklärten, sie müßten jetzt Palmwein trinken. Sie zeigten, wie sich erwarten ließ, „Gleichgültigkeit gegen unsichtbare Güter“, und wollten ihn nicht ins Dorf geleiten. Auf der Rückfahrt schlug das Boot um, Krapf fiel rücklings in die See, doch zum Glück an einer seichten Stelle, sonst wäre er verloren gewesen, denn er kann gar nicht schwimmen! Er dachte, wie er sagt, ganz im Stillen an die Zeit, wo auf den Bergen des Wanikalandes die Trompete des Evangeliums geblasen werden wird.

Die üble Erfahrung mit den Heiden verringerte indeß seinen Eifer nicht, und am andern Tage versuchte er in der Bay von Magugu eine religiöse Unterredung mit den Mohammedanern anzuknüpfen, natürlich ohne jeden Erfolg. „Sobald man auf die Gottheit Christi zu sprechen kommt, fangen sie an zu zanken, und sagen: Gott hat keinen Sohn, er ist nicht gezeugt worden und zeugt auch nicht.“

Das Schiff passirte die Bucht von Moa, die kleine Insel Kuale, und legte in der Tanga-Bay an, wo Krapf einen Suaheli traf, der als Matrose in England gewesen war; berührte Tangata und war am 10. in der Mündung des Pangani. Weiter nach Süden hin war ihm die Küste noch unbekannt. Sie ist von Norden nach Süden von folgenden Stämmen bewohnt. Am rechten Ufer des Pangani beginnen die heidnischen Waseguastämme und reichen bis zum Suahelidorfe Sadan, welches der Insel Zanzibar gegenüber liegt. Dann folgen die Wadoie (Wadoe), die Burton für Menschenfresser erklärt, was aber Krapf noch nicht recht glauben will. Südlich von ihnen wohnen die Waseramu (Wazaramo), dann die Wakatoa, die Watumbi, die Wagnindo, die Wamerua bei Kiloa Kibendsche, die Makonde und die Makua am Kap Delgado. Jenseit dieses Vorgebirges beginnt das portugiesische Gebiet. Mit allen diesen Stämmen leben die Suaheli, welche unmittelbar an der Küste wohnen, in Frieden und in Handelsverkehr.

Im Hafen von Msasani, wo Krapf einen Tag wegen ungünstigen Windes liegen bleiben mußte, erzählte ihm sein Schiffsführer, der ein Mann vom Wameruastamme war, daß er vor Jahren einmal mit einer Karawane von Kiloa aus nach dem Lande der Wahian am Nyassa-See gezogen sei, von wo man Sklaven und Elfenbein hole; das letztere bringen die Wanyassa-Leute von der Westseite des Sees. Sie machen leichte Boote aus Rinde, fahren damit über den See, und kaufen Elfenbein von den Mawisastämmen.

Im Hafen des Dorfes **Mtotana** trafen die Missionäre eine Karawane, welche aus Unyamwezi gekommen und drei Monate von dort unterwegs gewesen war. Die Leute brachten Sklaven und Elfenbein, waren vom Stamm Ukimbu, und dieser gehört zur großen südafrikanischen Sprachfamilie. Einer von diesen Männern war einmal in Sofala gewesen und hatte von dort Kupfer geholt. Selbst diesen Schwarzen haben die Suaheli im Innern gesagt, daß die Europäer Menschenfresser seien. Auch auf der kleinen Insel Sinda, welche dem Küstendorfe **Buromadsch** gegenüberliegt, lagerten viele Handelsleute aus Unyamwezi. Am 15. Februar ankerte Krapf bei der niedrigen Insel **Koma**, die von Suahelis bewohnt wird, und gelangte am folgende Tage zum Eiland **Mafia**, das auf manchen Karten, aber unrichtig, Monfia genannt wird, und dann nach den Inseln Dschole, Kibando und Utende. Die erstere hat einige Bedeutung, weil sie eine Art von Mittelpunkt für den Handel mit Kaurimuscheln bildet. Diese sind an der Küste in großer Menge vorhanden, werden von eingeborenen Kaufleuten aus Zanzibar aufgekauft und dort an europäische Häuser verhandelt. Wir haben früher in dem Abschnitt über die Handelsverhältnisse ausführlicher darüber gesprochen.

Am 19. Februar war das Schiff im Hafen von **Kiloa Kibendsche**. Diese Stadt ist die wichtigste zwischen Mosambik und Zanzibar, und heißt bei den Eingeborenen Kitofu oder „Nabel" der Suahelikste, weil sie den Mittelpunkt für den Handel jener Gegenden bildet. Der Hafen bietet gegen Nord- und Ostwind keine Sicherheit, und die Schiffe müssen in weiter Entfernung von dem niedrigen Ufer ankern. Das Klima ist ungesund. Die Wohnungen liegen weithin zerstreut dem Gestade entlang, und die Zahl der Einwohner beläuft sich auf höchstens 15,000. Von der Seeseite her gewährt Kiloa einen hübschen Anblick, wegen der Kokosbäume, welche sich schlank zwischen den Häusern erheben und dieselben überschatten. Einige Gebäude sind von Stein, z. B. jenes des indischen Hafenmeisters, welcher für den Sultan von Zanzibar Zölle erhebt. In der kleinen Burg liegen Beludschen als Besatzung. Der Handel mit Elfenbein, Reis, Kopal, Tabak und Sklaven ist beträchtlich, und Krapf meint, daß von den letzteren jährlich wohl zehn bis zwölftausend durch Kiloa kommen, um von dort nach den verschiedenen Häfen der Suahelikste und nach Arabien gebracht zu werden. Er sah Parthien von sechs bis zehn Schwarzen, die zu-

sammengekettet hinter einander herliefen und noch Lasten auf dem Kopfe tragen mußten. Die Wahiau, welche nach Kiloa kommen, sollen einander oft verrätherischer Weise an die Suaheli verkaufen. Ein Mann lockt z. B. einen Verwandten unter irgend einem Vorwande in das Haus eines Suaheli, mit welchem er sich verabredet hat, schließt die Thür zu und bindet ihn.

Der Sultan von Zanzibar hat den Sklavenhandel nach Arabien verboten, aber trotzdem gehen alljährlich Sklavenschiffe dorthin; sie umsegeln Zanzibar ostwärts und entgehen so der Polizei des Herrschers; auch erklären die Schiffsführer die am Bord befindlichen Sklaven für Matrosen. Die Zustände in dem Binnenlande hinter Kiloa sind offenbar eben so wild wie jene in den Strecken zwischen der Küste und den nördlichen Seen. Manche Wahiau und Wanyassa, welche von Kiloa in ihre Heimath zurückkehren, werden unterwegs von den Wamuera eingefangen. Diese legen Stricke auf den Weg, um die Nachtwanderer darin zu fangen. Dann legt man ihnen ein gabelartiges Holz um den Hals, bindet ihnen die Hände, und schafft sie so nach Kiloa zum Verkauf. An den Nyassa-See gelangt man, je nach Umständen, in zehn bis zwanzig Tagen.

Am 21. Februar segelten Krapf und Erhardt von Kiloa Kibendsche, das auf dem Festlande liegt, nach Kiloa Kisiwani oder Insel-Kiloa, wo der Hafen gut ist. Das Meer richtet an der ostafrikanischen Küste im Süden des Aequators große Verwüstungen an; auch bei Kiloa ist ein Theil der Festung hinweggerissen worden, und die noch vorhandenen Mauern stehen bis zu fünf Fuß unter Wasser. Daß auch in Zanzibar das Meer zunimmt und das Land verschwindet, haben wir schon früher erwähnt. Auch auf der Insel Kiloa liegt eine Besatzung von Beludschen in einer viereckigen Burg mit Thürmen. Kiloa war einst bedeutend und hatte viele Moscheen; 1505 wurde die Stadt von den Portugiesen eingeäschert; jetzt besteht sie nur aus einer Anzahl von Hütten, in denen Suaheli wohnen; sie ist nicht mehr, wie in den Zeiten der arabischen Herrschaft, „eine Königin unter den Städten.“

Weiter nach Süden hin liegen Kokoshaine der Küste entlang, welche von der schönen großen Bay von Kisueri bis zum Kap Delgado von den Eingeborenen Mgau genannt wird. Am 23. Februar lag das Schiff in der schönen Bucht von Lindi, und von Kiloa abwärts wird das Gestade sehr interessant. Die vielen Meereseinschnitte sind wie gemacht für die Sklavenhändler, welche ihr

Gewerbe noch immer fortsetzen. Denn im Jahre 1847 hat die arabische Diplomatie über die englische gesiegt; dem mit Zanzibar abgeschlossenen Vertrage zufolge dürfen die Suaheli den Sklavenhandel ungestört fortsetzen, nur sollen sie ihn weder südlich noch nördlich über das Gebiet des Sultans hinaus und nicht mit Europäern oder Amerikanern, sondern blos unter Afrikanern betreiben.

Am 24. Februar trafen die Missionäre viele Menschen in der Bucht von Muania, die gleich fragten, ob die Weißen nicht nach dem Nyassa-See reisen wollten; in diesem Falle werde man ihnen das Geleit geben. Der Gouverneur sagte: „Bleibt hier, bauet ein Haus und thut, was ihr wollt; ihr werdet mir willkommen sein." Ueberhaupt wußte man an der ganzen Küste von den europäischen Männern, welche sich bei Mombas niedergelassen hatten. Ueberall fiel den Missionären der böse Einfluß auf, welchen der Handel von Zanzibar aus auf die Eingeborenen übt. Ueberall verlangten sie Branntwein, dem auch die Mohammedaner leidenschaftlich ergeben sind.

Die Bucht, in welche der Lufuma oder Ruvuma sich ergießt, wurde am 26. Februar erreicht. Die Küste ist an der Mündung sehr niedrig, doch scheinen in letzterer Felsen zu liegen. Krapf konnte nicht in dieselbe einlaufen, weil gerade der Wind nachließ. Der Lufuma soll in der trockenen Jahreszeit einige Fuß tief und in der Jahreszeit gar nicht zu passiren sein; in der Nähe wohnen keine Menschen. Der Schiffsführer versicherte wiederholt, daß dieser Fluß aus dem Nyassa-See komme; das ist aber mehr als ungewiß. Südlich vom Strome ist das Kap Delgado, welches die Suaheli Suabu zu nennen scheinen; es liegt in 10° 41′ 2″ südl. Br. und 40° 34′ 6″ östl. L. In der Nähe ist das Dorf Tongue und dieses gehört noch zum Gebiete des Sultans von Zanzibar; darüber hinaus beginnt die Herrschaft der Portugiesen.

Krapf und Erhardt hatten nun ihr Ziel erreicht und waren froh darüber, weil ihnen das Verweilen in dem engen Schiffe täglich unangenehmer wurde. Auch fiel ihnen der Regen sehr lästig, und die Nahrungsmittel wurden spärlich.

Die Rückfahrt nach Mombas bot nichts Bemerkenswerthes dar. Krapf war am 23. März wieder in Rabbai, trat am 10. April seine Reise nach Europa an, und landete am 10. Juni im Hafen von Triest.

Sechstes Kapitel.

Krapf als Missionär im abessinischen Lande Tigre. — Seine Vertreibung. — Rückkehr auf anderm Wege, über Tadschurra nach Schoa. — Die Sambara und die Danakil. — Das Reich Schoa und dessen Bewohner. — König Sahela Salessi.

Ludwig Krapf lebte im Jahre 1836 in der Missionsanstalt zu Basel, wo er sich zu einer Wirksamkeit in der Levante vorbereitete. Dort wurde er mit Herrn Coates, dem Sekretär der anglikanischen Missionsgesellschaft, bekannt, und durch diesen bewogen, seinen Plan zu ändern und nach Abessinien zu gehen. Der Missionär Knoth, welcher den Sendboten Blumhardt begleiten sollte, war gestorben, und Krapf trat an dessen Stelle. Er vertauschte das Studium des Neugriechischen und Türkischen mit jenem der äthiopischen (Geez-) und der amharischen Sprache, las Ludolf's Geschichte von Aethiopien und trat im Februar 1837 seine Reise an. Seine nächste Bestimmung war Adoa, Hauptstadt des Königreichs Tigre, wo Isenberg und Blumhardt eine evangelische Mission gegründet hatten.

Bis zum September verweilte Krapf in Kairo bei den Missionären Kruse und Lieder, lernte die arabische Umgangssprache, und ritt dann durch die Wüste nach Suez, wo er sich nach Dschidda einschiffte. Seine Bemerkungen über den vielgerühmten Suez-Kanal sind zutreffend und verständig. Auch wenn derselbe gebaut würde, könnte darum doch das Rothe Meer nicht die große Bedeutung ge-

winnen, wie Manche glauben. Zwar haben Abessinien und die Gallaländer Gummi, Weihrauch, Myrrhen; sie liefern Elfenbein, Ochsenhäute, Pferde, Esel und Maulesel; aus Yemen, Härrär und den Gallaländern kommen Kaffee und Tabak, das Rothe Meer hat Schildpat und Perlen, aber das Alles macht noch keinen großen Handel. Wichtiger könnte der Durchgangsverkehr werden, die europäische Politik und etwas Weniges von europäischer Civilisation könnten in Habesch, Arabien und Ostafrika sich leichter ausdehnen; ob aber, wie Krapf annimmt, dadurch der Mohammedanismus in seinem Stammland Arabien geschwächt und das Heidenthum der Schwarzen durch das Christenthum besiegt werden würde, das lassen wir unsrerseits dahingestellt sein. Die Erfahrung in allen anderen Gegenden spricht nicht dafür.

Von Dschidda fuhr der Missionär nach dem unter der Hoheit des türkischen Sultans stehenden Hafen Massawa, wo er im Dezember anlangte. Bevor er seine Reise ins Innere antrat, mußte er nach Harkiko oder Dohono gehen, dem Hauptort der mohammedanischen Schohos, nomadischer Leute, deren Naib, Häuptling, vom türkischen Statthalter in Massawa ernannt wird. Vom ihm erhielt der Reisende vier Soldaten zur Begleitung bis an den 6000 Fuß hohen Schumfeito. Bis hart an den Fuß desselben hatte er Kameele, dann mußte er von den Schohos Ochsen miethen, welche sein Gepäck bergan trugen. Jetzt begann das Gedränge, welches ihn in das afrikanische Reiseleben einweihen sollte. Die Schoho verlangten von dem in der Wildniß hülflosen Fremden mehr Geld, als sie zu fordern berechtigt waren, und als er sich ihnen nicht fügen wollte, zogen sie flugs auf ihre Berge zurück. Am dritten Tage erschallte plötzlich ein Kriegsgeschrei, die Schoho stiegen von allen Seiten in die Thalschlucht herab und stellten sich etwa hundert Schritte von Krapf's Lagerplatz in Schlachtordnung auf. Ihm wurde bange; die Soldaten des Naib zitterten und baten um Pulver und Kugeln. Ein paar Schüsse in die Luft hielten die Schoho ab, dem Lager näher zu rücken, wo Krapf hinter einem Viereck von Kisten mit den scharf geladenen Gewehren das Anstürmen der Schoho ruhig erwartete. Im Augenblicke der größten Gefahr erschien jedoch ein deutscher Offizier, Kielmaier aus Württemberg, mit sechszig Abessiniern, welche Missionär Isenberg seinem Landsmann entgegengeschickt hatte, um dessen Gepäck nach Adoa zu bringen. Jene Abessinier hielten aber nicht Stand, entflohen nach Halai, dem ersten christlichen Dorf an

der Gränze, und Krapf mußte sich den übertriebenen Forderungen der Schoho fügen.

Von Halai kam er durch die Zaranna-Wildniß, welche oft durch Räuber unsicher gemacht wird. Ein Haufe verdächtiger Leute schien über die Reisenden herfallen zu wollen, wich aber sogleich zurück, als Kielmaier seinen Degen zog und die Flinte zeigte. Eine Tagereise von Adoa wurde Krapf von einem Ortshäuptlinge angehalten und sollte nicht weiter reisen, bis der Statthalter Erlaubniß zum Abzuge gegeben habe. Es war nämlich den Feinden der protestantischen Mission in Adoa unangenehm, daß schon wieder ein Sendbote im Lande angekommen sei. Er wurde an der Zollstätte streng untersucht, man zählte sein Geld und verlangte je den zehnten Thaler als Abgabe für den König Ubie von Tigre.

Diesem machte Krapf, in Begleitung seiner Freunde Isenberg und Blumhardt, einen Besuch. Er hatte in der Nähe der Stadt Axum sein Lager. Der Empfang war wohlwollend; Ubie versprach dem Fremden Schutz, hielt aber sein Wort nicht, sondern ließ geschehen, daß die Missionäre vertrieben wurden. Ihre Feinde, sagt Krapf, hätte die Sage verbreitet, daß diese Fremdlinge einen unterirdischen Weg zwischen Massawa und Adoa machten, um auf demselben englische Soldaten und Kanonen zur Eroberung Abessiniens kommen zu lassen! Ubie gab den Priestern und Großen nach, welche aus religiöser Bigotterie und unbefriedigter Habsucht seit langer Zeit die protestantische Mission haßten. Auch kamen römische Missionäre, und sagten den Abessiniern, die Protestanten seien böse Ketzer, die selbst in Europa nicht geduldet würden. Zwei Franzosen, die Gebrüder Abbadie, erschienen in Adoa mit zwei katholischen Priestern; ein abessinischer Kirchenvorsteher verlangte von Ubie die Austreibung der Protestanten und das Verbleiben der Katholiken, weil die letzteren erklärt hätten, sie seien Christen wie die Abessinier selbst.

Nach kaum zweimonatlichem Verweilen mußten Krapf, Isenberg und Blumhardt Tigre verlassen. Viele der von ihnen nach Adoa gebrachte Bibeln wurden von den abessinischen Priestern vernichtet. Im März 1838 zogen die drei deutschen Protestanten von Adoa ab, hinunter nach Massawa. Isenberg und Blumhardt gingen nach Kairo, während Krapf sich entschloß, von Zeila aus nach dem christlichen Königreiche Schoa vorzudringen, dessen christlicher König Sahela Salessi schon früher einen Boten an Blumhardt gesandt hatte,

um ihn zu sich einzuladen. Deshalb stand eine freundliche Aufnahme zu erwarten,

Krapf fand in Massawa kein nach Zeila bestimmtes Fahrzeug, schiffte erst nach Dschidda und dann nach Mokka, wo er im Mai 1838 vom Fieber ergriffen wurde, aber auch einen Mann aus Schoa kennen lernte, der ihm erklärte, daß der Weg nach Schoa nicht von Zeila, sondern von Tadschurra aus ins Innere führe. Die Reise dorthin mußte indessen aus mehr als einem Grunde aufgeschoben werden; Krapf segelte von Mokka nach Hodeida und Loheia und traf in diesen arabischen Küstenorten manche Europäer. Von Loheia fuhr er nach Dschidda, dann nach Kosseir an der afrikanischen Küste, ging quer durch das Land bis Kenneh am Nil, war im September 1838 in Kairo, wo er Isenberg fand, und bald nachher auch den Offizier Kielmaier, der sich erbot, ihn nach Abessinien zu begleiten. Im November erkrankte Krapf indessen abermals so schwer, daß man für sein Leben fürchtete. Isenberg entschloß sich, mit ihm nach Schoa zu gehen, während Kielmaier sich an den Franzosen Rochet anschloß, um später nachzukommen; er zerfiel jedoch mit diesem, und starb in der Adalwüste.

Krapf und Isenberg fuhren von Suez nach Dschidda, dann in einem persischen Fahrzeuge nach Mokka, und von da nach Tadschurra. Dieser Platz liegt in einer großen Ebene, am Gestade einer schönen Bucht, welche sich weit ins Land hinein erstreckt und das Land der Somal von jenem der Adal scheidet. Die Bewohner leben von Viehzucht, Handel mit den Arabern und den Schoa und vom Fischfang; auch verkaufen sie Holz, und früher ging der Sklavenhandel stark im Schwange. In diesem Tadschurra blieben die Missionäre beinahe vier Wochen lang, weil die Verhandlungen mit den Eingeborenen wegen der Transportkosten kein Ende nehmen wollten. Für die 120 Wegstunden von Tadschurra bis Schoa mußten sie für jede Kameelslast 17 Thaler zahlen und obendrein dem stets bettelnden alten Sultan 7 Thaler schenken.

Am 27. April 1839 konnten sie endlich abreisen. Bevor wir ihnen weiter folgen, wollen wir, zumeist nach Isenberg's Aufzeichnungen, einen Blick auf die Gegend werfen, welche sie zunächst durchwandern mußten.

Das ganze ostafrikanische Küstenland, von der Nordgränze des Gebietes der Somal, also dem Hawaschfluß und der Bay von Tadschurra, bis zur Südgränze der Bischaris, d. h. bis zum untern

Laufe des Gaschflusses und zum Vorgebirge Mikdam, etwas südlich von Suakim, (12 bis 17 Grad nördlicher Breite) wird von den Abessiniern als Samhar oder Samhara bezeichnet. Diese Region bildet ein Land mit sehr eigenthümlichem Charakter, einen langen Küstenstrich zwischen dem Rothen Meere und Habesch, in welchem kein einziger Fluß sich einen ordentlichen Lauf bis zur See gebahnt hat. Eine arabische Sage erzählt, daß die Bab el Mandeb von einem alten himiaritischen Könige herrühre, der sie geöffnet habe; ein anderer Volksglaube deutet an, daß der lange schmale



Tadschurra an der Adalküste.

Meerbusen durch ein Erdbeben entstanden sei. In der That gleicht das Rothe Meer einer ungeheuren Spalte oder Falte, in welche die Wasser des indischen Oceans eindrangen. Sie ist zu beiden Seiten in größerer oder geringerer Entfernung von hohen Gebirgen eingesäumt, und wesentlich nur dem Nordwinde zugängig, der über die von den Sonnenstrahlen erwärmten Wüsteneien Arabiens und Aegyptens kommt, oder dem Südwinde, welcher aus den Aequatorialgegenden weht. Deshalb hat die Luft auf und an dem Rothen Meere eine sehr hohe Temperatur; die tropischen Regen, welche auf dem entgegengesetzten Abhang der Gebirge vier Monate lang vorherrschen und den Zuflüssen des Nils eine so große Wasserfülle liefern, fehlen fast gänzlich in der Samhara; die ärmlichen Flußläufe am Ostabhange verlieren sich im Sande.

Die Sambara, oder der Sambar, wird von den Abessiniern in drei, von der Natur selbst bezeichnete Regionen getheilt, in das trockene heiße Tiefland, Kolla; in die feuchte Gegend, Mazaga, und in das Gebirgsland, Dega oder Doga. Die Kolla erstreckt sich der Küste entlang, steigt allmälig bis zur Wasserscheide an und hat mit der verschiedenen Höhe über dem Meer auch einen wechselnden Pflanzenwuchs. Mangrovegebüsche wachsen im Bereiche der Meeresfluth und stoßen landeinwärts an salzhaltige Pflanzen. Weiter hinauf zeigen sich Seyalmimosen und in dieser Region weilen vorzugsweise gern Gazellen, Strauße und Hühner; darauf beginnen die Hügel, auf welchen sich der indische Balsambaum zeigt; dort weiden große Antilopenarten, und der hundsköpfige Affe kommt in Menge vor, eben so das Perlhuhn. In den höheren Theilen des Kolla findet man in den Thälern gewöhnlich einen Wasserlauf, an dessen Ufern sich Tamarinden und Sykomoren von riesigem Wuchs erheben; dorthin kommen Löwen, Elephanten, Rhinoceronten und die Kondomaantilope mit langen gewundenen Hörnern zur Tränke.

Im Gebirgslande, Doga, treten Terebinthen auf, der Barabaum, von dessen Zweigen Flechten herabhängen, und der Kolquall, eine Euphorbie, welche dreißig bis vierzig Fuß Höhe erreicht und in deren abgestorbenen, durchlöcherten Zweigen kleine grüne Papageyen nisten. Dort findet man die Springantilope in großer Anzahl. An den nördlichen Ausläufern der Gebirge beginnt die Mazaga. Dieses feuchte Land wird von einer Thalebene gebildet, welche der vielbesprochene Marebfluß durchströmt, dessen Lauf wir auch jetzt noch sehr mangelhaft kennen. Er führt sehr verschiedene Benennungen, und man glaubte bisher, daß er als Bahr el Gasch mit dem Atbara sich vereinige und somit zum Wassersystem des blauen Nils gehöre. Nun hat aber Freiherr von Heuglin nachgewiesen, daß er nicht in den Atbara münde, sondern ein Theil seiner Wasser sich bei höchstem Stand durch den Chorfluß auf der Straße nach Suakim bei Tokar ins Rothe Meer ergieße. Das von den Gebirgen herabströmende Wasser fängt sich in diesem Tiefthale, findet dort nur theilweise einen Abfluß, und bildet im Uebrigen ausgedehnte Sümpfe und Moräste. In dieser Region wachsen Bambus, Tamarinden, Sykomoren, Debub und Gelingue, welche undurchdringliche Waldgestrüppe bilden; denn eine unzählige Menge von Lianen schlingen sich von Baum zu Baum, und der Schmarozerpflanzen ist eine unendliche Fülle, wie denn überhaupt Wärme und Feuch-

tigkeit zusammenwirken, um der Vegetation eine Ueppigkeit zu geben, welche an jene der tropischen Wälder Südamerikas erinnert. Hier ist die rechte Heimath der Büffel, einiger Antilopenarten, des Rhinoceros und anderer Dickhäuter; hier treten, neben Schlangen und Krokodilen, alle Katzenarten Afrikas auf.

In diesen Wald- und Sumpfwüsten, deren Klima für den Fremden zu allen Jahreszeiten mörderisch ist, wohnen die sogenannten Schánkala, „schwarzen Wilden", die in verschiedene Stämme zerfallen. Sie leben in ununterbrochener Fehde mit ihren Nachbarn, von denen sie verfolgt und gehetzt werden. Häufig unternehmen die im Sennâr wohnenden Araber Raubzüge gegen diese Heiden, um sie in die Sklaverei zu schleppen; ein Gleiches thun die Troglodytenhorden an der Küste, und auch die christlichen Abessinier lassen den Schánkala keine Ruhe. Nur in den Tiefen ihrer Wälder und in den Morästen finden sie einige Sicherheit. Es wird behauptet, daß im Gebiete dieser Schwarzen Trümmer von Städten und Kirchen zu finden seien, aber gegenwärtig trifft man nur Barbarei; auch der Islam hat dort keine Anhänger finden können. Bei einigen Horden soll eine Art von Gestirndienst, ein schwacher Ansatz von Sonnenverehrung, mit einigen christlichen Gebräuchen vorhanden sein. Heilige Männer verkehren mit den Geistern, Weiber verkünden die Zukunft und werfen Loose; im Rathe der Männer geben die Alten den Ausschlag dann, wenn es sich um Krieg oder um große Jagdzüge handelt. Während der trockenen Jahreszeit wird das Fleisch des erbeuteten Wildes in Streifen geschnitten, an der Sonne getrocknet und als Vorrath für die Regenzeit aufbewahrt. Sobald diese sich einstellt, ziehen die Jägervölker, namentlich die Baza, sich in Höhlen am Abhang der Berge zurück und hausen in diesen, bis das Wetter sich ändert, der Himmel wieder blau wird und die Familien ihre aus Leder verfertigten Hütten wieder an einen Baumast hängen können.

Die Kolla am Rothen Meere wurde schon im Alterthum als das Gebiet der Troglodyten bezeichnet, und auch heute noch kann man dort die meisten Stämme als Höhlenbewohner bezeichnen. Betrachten wir den Volksstamm, welcher das Tiefland zwischen dem östlichen Abessinien und der Meeresküste bewohnt, nördlich von den Somal, also von Tadschurra bis zur Bay Dufnu, die auch Annesleybucht heißt, und etwas südlich von Massawa liegt. Ueber diese Bewohner der Sambara, die Danákil, haben wir durch C. W.

Isenberg zuverlässige Berichte.*) Das Wort Dankali, in der Mehrzahl Danákil, ist ursprünglich wohl der Name eines Häuptlings oder Stammvaters, der Dankal hieß. Das Volk bezeichnet man auch als Adel; dieses ist die europäische Modification des arabischen Adaïel oder des abessinischen Adal. Die Bezeichnung Adaiel rührt daher, daß man die Namen eines einzelnen Stammes, der Ad Alli, auf das Gesammtvolk übertrug. Von diesen Ad Alli stammen zwei andere große Stämme gleichsam als Ableger, die noch bedeutend sind, weil sie als die mächtigsten in der Debenik-Weema-Abtheilung der Danákil dastehen; es sind die Sippen Burhanto und Dinsarra. In ihrer eigenen Sprache nennen sich die Danákil Affar, und sie haben, wie schon angedeutet, den ganzen Landstrich zwischen Abessinien und dem Rothen Meere inne. Im Norden werden sie begränzt von den Habab und den Leuten von Harkiko, 15° 40′ n. Br.; im Süden reichen sie bis zu den Ittu-Galla und den Isa-Somal. Im Norden leben folgende Stämme: — die Schoho, (so sprechen die Abessinier das arabische Wort Sahawi oder Schahawi aus,) und die Hasaorta, beide an der Straße zwischen Harkiko und Halaï; sodann die Teltal, südöstlich von Tigre. Die südlichen Stämme sind: — die Ad Alli, Burhanto, Dinsarra, Debeni, Weema, Galeile, Takil, Meschaich, Gisdoso, Mudaito; die drei ersteren können als zusammengehörig betrachtet werden. Bei den Burhanto und den Dinsarra sind die Würden des Sultans und des Wesirs erblich; sie wechseln beim Tode des Sultans in der Weise, daß nach dem Ableben des Sultans der Wesir sein Nachfolger wird, während der Sohn des verstorbenen Sultans ohne Weiteres die Würde eines Wesirs übernimmt. Unter den verschiedenen Sultanen wird jenem, der in Tadschurra wohnt, der höchste Rang zuerkannt; die Mudaito haben zwei Sultane, wenn man die Raheita anders zu diesem Volke rechnen kann, das unter den südlichen Danákil das bei Weitem zahlreichste ist.

Ueber die Anzahl der Danákil kann Isenberg nicht einmal eine annähernde Ziffer feststellen. Er fand auf seiner Reise von Tadschurra nach Schoa das Land an der Südgränze fast öde; doch sind die sämmtlichen Stämme Nomaden, und aus jenen Thatsachen läßt sich also kein fester Schluß ziehen. In Bezug auf den National-

*) A small vocabulary of the Dankali language. By the Rev. C. W. Isenberg, London 1840. 8. Einleitung.

charakter tritt zwischen den nördlichen und südlichen Stämmen eine auffallende Verschiedenheit hervor. Die ersteren sind durchgängig stark, kräftig, grimmig und gewaltthätig, aber unter Verhältnissen doch nicht ohne eine gewisse Großmuth und dabei der Dankbarkeit fähig; die anderen erscheinen ruhiger, langsamer und gemessen; ihre Gestalt ist kleiner, das Gesicht hat weniger Ausdruck, und sie sind überhaupt nicht so kräftig als ihre Stammverwandten; in ihrem Wesen liegt etwas Scheues und Zurückhaltendes.

Die Dankalimänner kleiden sich wie die Abessinier, nur tragen sie keine Beinkleider, sondern ein buntes baumwollenes Zeug um den Unterkörper. Das Haar wird, namentlich bei den Schohos, in einer solchen Art gekräuselt, daß der Kopf recht wild aussieht. Bei den südlichen Stämmen ist Kahlköpfigkeit an der Tagesordnung, wahrscheinlich weil sie das bare Haupt zu viel der Sonne aussetzen, ohne dasselbe reichlich mit Butter zu salben, wie es bei den Schoho und den Abessiniern Brauch ist. Die Frauen schlingen ein Stück bunten Baumwollenzeuges um den Leib und werfen eine zubereitete Kuhhaut, die zugleich als Oberrock und Mantel dient, über die Schultern. Sie flechten ihr Haar und bedecken das Haupt mit einem blauen Suratetuche.

Die Danákil sind Mohammedaner, dürfen als solche vier Frauen heirathen und daneben so viele Kebsweiber halten, als ihnen beliebt. Das weibliche Geschlecht ist bei diesem Volke eben so wenig züchtig wie in Abessinien; deshalb sind die Männer sehr eifersüchtig. Nur allein die Teltals, welche abessinische Unterthanen wurden, bekennen sich zu einem sehr äußerlichen Christenthum. Die südlichen Stämme zeigen mehr mohammedanischen Eifer als die nördlichen; bei ihnen gilt die Ortschaft Aussa als Sitz der Gelehrsamkeit, weil dort einige Scheichs in den heiligen Büchern wohlbelesen sind. An diese Männer, „deren Kenntniß weit ist wie die See", wendet man sich in schwierigen Rechtsfällen. In Tadschurra werden die drei Moscheen fleißig besucht, außerdem befindet sich bei jedem Hause ein kleiner Platz, auf welchem der Gläubige seine Gebete und Niederwerfungen verrichtet. Selbst die Frauen sind eifrige Anhängerinnen des Islams; lesen und schreiben lernen sie nicht, wohl aber religiöse Gesänge und Stellen aus dem Koran. Oft hört man sie auch in der Nacht, wenn sie Getreide zwischen Steinen zerreiben, melodisch singen und guten Takt halten. Der muselmännische Eifer ist bei

den Danákil so stark, daß christliche Missionäre unter ihnen gar keine Aussicht auf irgend welchen Erfolg haben.

Diese Nomaden gehen mit ihren Heerden in der Regenzeit in das Hügelland, und während der trockenen Monate ziehen sie in die Thäler dorthin, wo sie Weide und Wasser finden. Zwischen dem Hawasch und dem Gaïel haben sie Vieh in sehr beträchtlicher Menge und Ueberfluß an Milch, welche ihr Hauptnahrungsmittel bildet; nur selten schlachten sie ein Stück Vieh des Fleisches wegen. Die Frauen verrichten die gewöhnlichen häuslichen Arbeiten und flechten Matten aus Palmblättern, mit welchen auch die Häuser und Hütten gedeckt werden, und die zugleich als Packtuch dienen. Nur bei Aussa wird etwas Ackerbau getrieben, weil dort Wasser in Menge ist. Brotkorn erhält man in Tausch für Salz, das man aus dem Assal-See bei Tadschurra gewinnt, in Aussa oder in Schoa; die Bewohner von Tadschurra bekommen ihr Getreide zumeist aus Lahadsch in der Nähe von Aden. Der Sklavenhandel wird in ausgedehnter Weise getrieben; man bezieht die Waare von der östlichen Gränze Schoas und verkauft sie zu Berbera und Mokka, wo ein Sklav, der für acht bis zwanzig Dollars eingekauft wurde, mit dreißig bis sechszig bezahlt wird. Als Isenberg mit einer Karawane aus Schoa zurückkam, führte diese 132 Sklaven mit sich, meist Gallamädchen zwischen etwa acht und zwanzig Jahren. Sie mußten mit den Kameelen Schritt halten und ihre Wassergefäße tragen; manche waren übermüdet und hatten Wunden, die ihnen von den Stacheln der Dorngesträuche in Beine und Leib gerissen worden waren trotzdem mußten sie unter Schelten und Schlägen vorwärts. Die Kaufleute widmeten den Kameelen weit mehr Sorgfalt, als diesen unglücklichen Menschen. Sklaven, welche für Christen gelten, müssen sich zum Islam bekehren.

Die Danákil sind so träg und faul wie alle anderen Afrikaner. Ihr Land ist freilich wasserarm; sie könnten es mit geringer Mühe an vielen Stellen so weit bewässern, daß der Ackerbau sich lohnte und reichte Ernten brächte, aber sie thun es nicht. Die Stämme am westlichen Ufer des Hawasch müssen dem Könige von Schoa einen Tribut in Elfenbein zahlen, und deshalb auf die Jagd gehen. Diese Mühe bleibt denen am östlichen Ufer erspart, obwohl ihr Gebiet reich an Elephanten ist; außer den Zähnen derselben könnten sie auch Myrrhen, Farbehölzer, Senna, Gummi arabicum und manche andere Landeserzeugnisse in den Handel bringen, aber sie nehmen sich nicht einmal die Mühe des Einsammelns, denn sie scheuen auch

die geringste Arbeit. Seit Jahrhunderten durchziehen die von Tadschurra nach Schoa bestimmten Karawanen das Land, aber bis auf den heutigen Tag hat noch Niemand daran gedacht, die Basaltsteine im Wege bei Seite zu rollen, oder Engpässe in so weit breiter zu machen, daß Kameele mit größeren Kisten hindurch können.

Die nördlichen Stämme hängen in gewisser Beziehung vom Naïb zu Harkiko ab, welcher seinerseits unter dem Kaimakan von Massawa steht. Dieser erkennt als seinen Vorgesetzten den osmanischen Pascha von Dschidda. Die Teltals und ein Theil der Schohos waren Unterthanen von Tigre in Abessinien; die südlichen Stämme kann man dagegen als unabhängig betrachten; doch hat der Sultan von Tadschurra eine geringe Abgabe an den Gouverneur von Zeila zu zahlen; die Stämme westlich vom Hawasch stehen in einer Art von Vasallenverhältniß von dem abessinischen Beherrscher Schoas.

Durch das Land dieser Danákil zogen Krapf und Isenberg zunächst in südwestlicher Richtung hinab zum Salzsee Assal, dessen wir schon oben erwähnten. Dort hauet man Steinsalz in der Form von Wetzsteinen aus, die in Abessinien als Münze umlaufen; in Schoa gelten 20 Stück einen Conventionsthaler, weiter im Innern nur 10, und zuletzt bekommt man nur 5 Stücke für einen Thaler oder für ein Stück Tuch, das einen Thaler werth ist. Jenseit Hasnadera wurde die Reise gefährlicher, denn südlich von der Karawanenstraße hausen die wilden Galla, nördlich der feindliche Adalstamm Mondeitu.

Am 29. Mai kamen die Reisenden bei Melkukuju, d. h. Furt, über den Hawasch, der in der trockenen Jahreszeit mehr als 2 Fuß Tiefe hatte, und in einer Breite von etwa 60 Fuß zwischen 20 Fuß hohen Ufern dahinfloß. Er lief von dort gegen Nordost, und verliert sich östlich von Aussa im Sande. Während Nachts Alle, auch die Wächter, schliefen, kam eine Hyäne bis nahe an die Schlafstelle der Missionäre, welche dann am andern Morgen Fußspuren im Sande bemerkten. Der Weg führte dann durch das Thal Kokai, wo man gutes Wasser, viel Vieh und große Bäume fand; hier verkündete schon Alles die Nähe des Hochlandes. Am 31. Mai wurde der Gränzort Dinomali erreicht, wo ein schoanischer Zolleinnehmer das Gepäck besichtigte. Der Statthalter berichtete sofort an den König, daß zwei Gypzis (so nennt man in Habesch die Europäer) angekommen seien. Bis eine Antwort eintraf, mußten sie in Farri am Fuße des Hochlandes warten, denn ohne Erlaubniß des Herrschers



Druck von C. Grumbach in Leipzig

Ankober.

[illegible]



[illegible]

Am 7. Juni erhielten sie einen Besuch vom Schaho Sahela Selassi, der sie freundlich empfing. Als Zweck der Reise gaben sie den Wunsch an, das Wort Gottes in Schoa zu verbreiten und [illegible]

[illegible]

durfte kein Fremder Schoa betreten. Die Genehmigung traf rasch ein; am 2. Juni stiegen die Reisenden das Hochland hinan, erreichten das große Dorf Aliu Amba, das auf einem steilen Felsen liegt, zumeist von Mohammedanern bewohnt wird und für das östliche Schoa einen Hauptmarkt bildet. Am 3. Juni erstiegen sie den hohen Berg, auf welchem Ankóber, die Hauptstadt von Schoa, liegt, und hatten von demselben herab eine entzückende Aussicht in das Adal-Niederland.



Flußübergang über den Hawasch.

Am 7. Juni erhielten sie eine Audienz beim Könige Sahela Selassi, der sie freundlich empfing. Als Zweck der Reise gaben sie den Wunsch an, „das Wort Gottes in Schoa zu verbreiten und den abessinischen Christen zu gründlicher Erkenntniß des Evangeliums förderlich zu werden.“ Er ließ sie gut bewirthen. Der Minister des Auswärtigen hatte etwa 300 Diener um sich, deren Amt es war, Fremden aufzuwarten und Botschaften nach allen Theilen des Landes zu tragen. Ein solcher Diener heißt Afero. Die Fremden aus verschiedenen Theilen Abessiniens erhielten täglich Dirgo, d. h. Rationen von Brot, Fleisch, Honigwein und Bier.

Die Missionäre gingen mit dem Könige auf dessen Wunsch nach Angóllala, der zweiten Hauptstadt von Schoa, welche unmittelbar in der Nähe der Gallastämme liegt. Der König versprach ihnen, sechs Knaben zum Unterricht zu schicken, nahm aber

sein Wort wieder zurück und sagte, er brauche nicht sowohl geistliche Lehrer als Aerzte, Maurer, Künstler und Schmiede. Die Handwerker liebte er so sehr, daß er oft persönlich in die Werkstätten der Weber, Büchsenmacher und Schmiede ging, um ihre Arbeit zu besehen.

Der König pflegte während der Regenzeit in Ankober zu residiren, von wo Isenberg sich am 10. Oktober 1839 verabschiedete, um nach Europa zurückzugehen und dort Schriften in amharischer Sprache drucken zu lassen. Vier Wochen später verließ er seinen Gefährten Krapf, der nun allein stand. Der König kam von einem Feldzuge gegen die Galla zurück, und hatte im Lande derselben auf einem Berge Christen und Kirchen gefunden. Kurz vor Isenberg's Abreise war der Franzose Rochet (aus Hericourt) eingetroffen; er wollte für den französischen Einfluß arbeiten, brachte dem Könige außer anderen Geschenken auch eine Pulvermühle mit, und wurde dadurch sehr beliebt.

Krapf fing nun an, die Gallasprache zu erlernen, und wandte bei seiner Uebersetzung des Neuen Testamentes lateinische Buchstaben an, was den Abessiniern mißfiel; diese gaben der äthiopischen Schrift den Vorzug. Er forschte nach christlichen Ueberresten im Süden, erhielt häufig Besuche aus Gurague von christlichen Priestern und gab ihnen Bibeln. Auch sammelte er äthiopische Handschriften, von denen er nach und nach gegen 80 nach Europa schickte. Den König begleitete er auf mehreren Kriegszügen gegen die Galla, um Land und Leute kennen zu lernen und „um das Wort Gottes zu verkündigen."

„Im Gebiete der Kuttai-Galla fragte ich, in Verbindung mit Herrn Rochet, welcher die Expedition mitmachte, den König über die Quelle des Hawasch, und ob er die Expedition nicht dorthin ausdehnen wolle? Der König anwortete: So viel er wisse, sei zwischen den Gallastämmen Soddo, Betscho, Woreb und Metscha ein sumpfige Gegend, in welcher der Fluß entspringe; sein Heer werde aber diesmal nicht so weit vordringen. Noch an demselben Tage gab er Befehl, auf einem andern Wege nach Angollala zurückzugehen. So mußten ich und Rochet das Vergnügen entbehren, eine wichtige Entdeckung gemacht zu haben. Trotzdem hat Rochet in seinem Reisewerke behauptet, er habe die Quellen des Hawasch gesehen, indem der König ihm eine Bedeckung dorthin gegeben habe. Leider ist es aber entschieden unrichtig. Rochet sprach

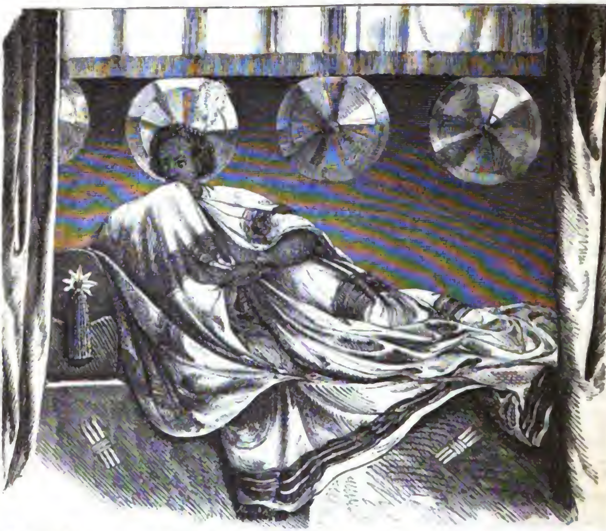
auf dieser Expedition einmal zu mir: Herr Krapf, wir müssen sagen, daß wir die Hawaschquellen gesehen haben. Als ich erwiderte, daß dies nicht wahr sei, denn wir hätten sie ja nicht gesehen, äußerte er lachend: O, wir müssen Philosphen sein!"

Der König veranstaltete gewöhnlich im Januar, Juni und Oktober Kriegszüge, um von den Galla Tribut einzutreiben. Den Stämmen, welche denselben verweigerten, zündete er Dörfer, Wiesen und Getreidefelder an, tödtete die männliche Bevölkerung, und nahm Weiber und Kinder gefangen. Stolz und Freiheitslust treibt die Galla zu beständigen Empörungen und Niederlagen. Die meisten schoanischen Soldaten waren zu Pferd oder Maulesel; Weiber, Sklaven und Frohnleute gingen zu Fuß und trugen Honigwein, Bier, Getreide, Mehl, überhaupt Lebensmittel für die Soldaten; unter 50,000 Köpfen bestand kaum der dritte Theil aus eigentlichen Kämpfern, und deshalb sind Feldzüge von langer Dauer nicht möglich. Oft ergiebt sich auf solchen Zügen der König auch der Büffeljagd. Einst hatte er einen Büffel und einen Elephanten erlegt und zog dann unter großer Feierlichkeit in Angollala ein, wo die Priesterschaft ihn segnend empfing. Die Soldaten feuerten ihre Gewehre ab und erhoben dann ein Freudengeschrei. „Die Trophäen der erschlagenen Galla, das heißt die abgeschnittenen und ausgestopften männlichen Glieder derselben, hatten sie an ihren Armen hängen. Je mehr Einer solche Trophäen aufweisen kann, um desto mehr gilt seine Tapferkeit und sein Name, und die ganze Familie empfängt ihn mit Trommeln, Freudengeschrei und einer herrlichen Mahlzeit. Freilich geht die Tapferkeit mancher Schoaner nur so weit, daß sie Esel entmannen und dann vorgeben, Galla erschlagen zu haben, um doch nicht ohne eine Trophäe nach Hause zu kommen. Ja, gerade auf dieser Expedition kam es vor, daß Einer seinen Kameraden erschlug und emasculirte."

Im Mai 1840 machte Krapf eine Reise nach Debra Libanos, dem heiligsten Orte der Schoaner, vier Tagereisen nordwestlich von Ankober, wo Tekla Heimanot, der größte Heilige Abessiniens, im 12. Jahrhundert gelebt und durch sein Gebet einen wunderthätigen Brunnen geschaffen haben soll, dessen Wasser Kranke heilt und auf sieben Jahre Vergebung der Sünden verschafft. Auf dem Wege dorthin liegt noch eine heilige Stätte, Sona Markos, auf steilem Felsen. Im Flusse Segawadam, d. h. Fleisch und Blut,

baden die Wallfahrer, welche nach Debra Libanos pilgern, und küssen in der Kirche ein vom Himmel gefallenes Kreuz.

Sahela Selassi wollte mit den Engländern in Verbindung treten und sandte Briefe und Geschenke nach Aden, damit sie von dort der Ostindischen Compagnie übermittelt würden. Das geschah im Juli 1840; gerade ein Jahr nachher, am 15. Juli 1841, erschien dann in Dinomali, an der Gränze von Schoa, Major Harris, als Bevollmächtigter jener Compagnie, wurde aber zuerst mit



Sahela Selassi, König von Schoa.

viel Mißtrauen behandelt. Die bigotten Priester und Mönche suchten dem Könige Mißtrauen einzuflößen; sie sagten, die Fremden würden Schoa erobern und den Glauben zerstören, und waren insbesondere auch gegen Krapf verstimmt, weil sie meinten, er habe den König bewogen, die Engländer kommen zu lassen. Aber der deutsche Missionär versichert, daß er sich stets von allen politischen Beziehungen fern gehalten, und nur auf ausdrückliche Aufforderung seine Ansichten geäußert habe. Von der Gesandtschaft verstand auch nicht Einer Amharisch, und deshalb übernahm Krapf das Amt eines

Dolmetschers. Harris schloß mit dem König einen Freundschafts- und Handelsvertrag, dessen Bestimmungen aber lediglich auf dem Papier geblieben sind. Es wurde dem Engländer bald klar, daß Schoa nicht bedeutend für den Handel sei und also sein Verkehr mit Aden nicht einträglich werden könne. Nach der Rückkehr schrieb Harris dann sein bekanntes Werk: „Die Hochländer Aethiopiens"; das Wichtigste in demselben rührt aber von Dr. Roth, Graham, Beke und vorzüglich auch von Krapf her, welcher dem Major viele Mittheilungen zur Verfügung stellte. Der Missionär suchte das freundliche Einvernehmen zwischen England und Schoa nach Kräften zu fördern. Sahela Selassi schien anfangs empfindlich, weil ein Traum seines Vaters auf ihn einwirkte. Dieser soll vorausgesagt haben, daß zur Zeit seines Sohnes „rothe Leute", d. h. Europäer nach Schoa kommen und Weisheit und Künste verbreiten würden. Seit 1836 waren dann viele Fremde ins Land gekommen, z. B. Combes und Tamisier, Martin, Dufey, Isenberg, Krapf, der Schotte Airston, der windige Franzmann Rochet mit der Pulvermühle, Dr. Beke und Major Harris mit Gefolge. Sahela Selassi war gutmüthig, zu Verbesserungen geneigt, hatte Rechtssinn und überhaupt manche gute Eigenschaften; aber er war auch gierig nach Anhäufung von Schätzen und stand unter dem Einflusse abergläubiger Priester.

Als Schoa bezeichnet man im weitern Sinne das ganze Hochland, welches begränzt wird im Osten von der Adalwüste, im Süden vom Hawasch, im Westen vom Abai (blauen Fluß) und im Norden von mohammedanischen Gallastämmen. Im engern Sinne begreift es den westlichen Theil dieses Hochlandes, das im Osten, gegen die Adalwüste hin, den Namen Efat trägt; zu diesem letztern gehört auch Argobba, das von Mohammedanern bewohnte Niederland. Sowohl Schoa wie Efat haben sehr fruchtbaren Boden und herrliches Klima; Krapf schätzt die ganze Bewohnerzahl auf etwa eine Million.

Der König regierte unumschränkt. Er war der einzige Herr und Meister des Landes, ihm gehörte Leben und Gut seiner Unterthanen, und viele Streitigkeiten schlichtete er persönlich. Das höchste Gericht wird von den „vier Stühlen des Reichs", d. h. vier Richtern gebildet. Sahela Selassi hatte kein stehendes Heer, sondern nur einige hundert bewaffnete Knechte; zu Kriegszügen mußte jeder Statthalter einen Beitrag stellen, und die ganze bewaffnete Macht konnte auf 30 bis 50,000 Mann gebracht werden, von denen aber

nur etwa 1000 mit Flinten, die übrigen mit Lanzen, Schild und Schwert bewaffnet waren.

Die Mehrzahl der Schoaner bekennt sich zum Christenthum, nach der Form der koptischen Kirche in Aegypten, von welcher die abessinische Kirche eine Abtheilung bildet. Im östlichen Theile sind viele Mohammedaner, im Süden heidnische Galla. Die Kirchen-



Schoaner.

verfassung ist bischöflich. Den obersten Bischof, den Abuna, d. h. unser Vater, ernennt seit etwa 1280 der koptische Patriarch in Aegypten. Der Abuna ordinirt die Priester und Diakonen, salbt den König und regiert die Kirche in Gemeinschaft mit dem Etschege, Oberhaupte der zahlreichen Mönche. Der zu Ordinirende muß lesen und das nicänische Glaubensbekenntniß hersagen können; der Abuna bläst ihn an, legt ihm die Hände auf, segnet und bekreuzigt ihn, und bekommt dann als Gebühr zwei Salzstücke. Nach der Einweihung dürfen die Priester nicht mehr heirathen, behalten aber die Frau, welche sie einmal haben. Sie lesen lange Litaneien und müssen

neben dem Gesangbuch alle Psalmen auswendig lernen. Die Debtera, welche die gelehrte Klasse bilden, Schulunterricht ertheilen, Bücher abschreiben und wohl auch beim Kirchendienste behülflich sind, werden nicht ordinirt; eben so wenig die Kirchenvorsteher, Alakas, welche Staat und Kirche vermitteln.

Die Literatur der Abessinier umfaßt etwa anderthalb hundert Bücher, wovon manche nur Uebersetzungen griechischer Kirchenväter sind. Sie werden in vier Theile oder Gubaiotsch getheilt; die beiden ersten umfassen das alte und das neue Testament; der dritte umfaßt die Bücher der Liks, d. h. vollkommenen Meister, z. B. die Werke des Chrysostomus; der vierte die Schriften der Heiligen und Mönche. Wichtig ist, daß die Abessinier die Bibel in der alten äthiopischen (Gheez-) Sprache und jetzt auch im Amharischen besitzen. Sie stellen die Apokryphen den kanonischen Büchern gleich und halten überhaupt die Tradition der Kirchenlehrer für gleichberechtigt mit dem geschriebenen Worte der Apostel und Propheten. Sie haben sehr viele Heiligen; die Maria spielt eine große Rolle; der Aberglaube ist so dick wie nur möglich, und kindische Spitzfindigkeiten, von welchen überhaupt die Dogmengeschichte der Jahrhunderte wimmelt, und mit denen so viele Menschen sich Kopf und Zeit verdorben haben, sind in Habesch sehr arg im Schwange. Die Maria ist z. B. für die Sünden der Welt gestorben und hat, wohlgezählt, 144,000 Seelen gerettet. Die Kinder werden weiß geboren wie Milch. Der Mensch hat schon im Mutterleibe Erkenntniß und Thätigkeit. Die Priester können, freilich nur wenn sie sehr gut dafür bezahlt werden, für die Sünden Anderer durch Beten und Fasten genugthun. In dem langen und argen Zank der Kirche über das Dogma vom Ausgang des „heiligen Geistes“ haben sich die Abessinier für den Ausgang vom Vater entschieden; auch sind sie Monophysiten, d. h. sie nehmen nur eine Natur und einen Willen in Christo an. Lächerlich sind auch die Zänkereien über die Lehre von den drei Geburten, welche seit länger als sechszig Jahren dauern. Ein Mönch in Gondar behauptete, die Taufe oder Salbung Christi mit dem heiligen Geist im Jordan sei eine dritte Geburt gewesen. Der Sohn Gottes, geboren vom Vater von Ewigkeit, — erste Geburt —, wurde Mensch in der Zeit, — zweite Geburt —, und getauft im Jordan, — dritte Geburt. Nach Anderen wurde Christus schon im Mutterleibe gesalbt, hatte schon dort Glauben und Erkenntniß, betete und fastete, und das wird als seine dritte Geburt bezeichnet. Diese Lehre wurde

in Schoa, nach langem Kampfe mit den Anhängern zweier Geburten in Christo, durch die Entscheidung des Königs Sahela Selassi zur Kirchenlehre erhoben; alle Priester, welche nicht an die neudekretirte Lehre von den drei Geburten glauben wollten, wurden 1840 abgesetzt; unter Sang und Klang zogen die Eiferer in die Kirche, reinigten sie von den Ketzern, d. h. hier den Altgläubigen, und drangen auch auf eine noch gesteigerte Verehrung der Maria und der Heiligen. Die besiegte Partei wandte sich an den Abuna in Gondar, welcher sie in Schutz nahm und dem Könige von Schoa mit Krieg drohete. Durch Kaiser Theodoros von Aethiopien, der das Land eroberte, ist nun wieder der alte Glaube von den zwei Geburten herrschend geworden, aber seine Gegner brandmarken ihn als „Messerglauben", weil er die dritte Geburt Christi abgeschnitten habe! —

Ueberhaupt leben die christlichen Abessinier in einer kläglichen Versumpfung. Sie haben neun Monate im Jahre Fasten, und dazu kommen die vielen Festtage der „Heiligen," an denen lediglich gefaulenzt und wild gelebt wird. Die Knaben und auch die Mädchen werden beschnitten. Unverheirathete Leute dürfen nicht zum Abendmahl gehen, wohl aber Kinder. Bei der Communion wird Weizenbrot mit Traubensaft vermischt und in einem Löffel dargereicht. Für reiche Spenden an die Priester kann man Seelen der Verstorbenen aus der Hölle erlösen; bei der darauf bezüglichen Feierlichkeit wird viel Bier und Honigwein getrunken. Je mehr dem Priester gegeben wird, um so mehr preist er den Verstorbenen selig, und betet ihn aus der Qual heraus. Das abessinische Christenthum übt auf seine Bekenner kaum eine moralische Wirkung; alle Reisenden stimmen darin überein, daß die Mohammedaner viel ehrenwerthere Leute seien. Grobe Unsittlichkeit ist auch bei Priestern und Mönchen an der Tagesordnung; selten ist Jemand frei von einer gewissen schlechten Krankheit. Die Kirche gebietet Einweiberei, aber der fromme König, welcher das Dogma von den drei Geburten Christi dekretirte, hatte blos — 500 Frauen! Doch seine Priester lobten ihn, obwohl er jede schöne Frau im Lande als sein Eigenthum betrachtete. Der Aberglaube hat auch seine ergötzlichen Seiten. Der heilige Aragawi wurde am Schwanz einer Schlange auf den Felsen Damo in Tigre hinaufgezogen. Der heilige Samuel ritt nur auf Löwen; ein anderer wunderlicher Heiliger schwamm auf einer Haut über das Rothe Meer. Wenn es beim Sonnenschein regnet, dann

wird ein Tiger oder eine Hyäne geboren; ein bunter Leopard entsteht, wenn die Wolken buntfarbig aussehen. Eine das Haus umflatternde Nachteule deutet an, daß eine Frau bald gebären werde; die Fledermaus erzeugt Kopfschmerzen. Das Küssen der Kirche, das Tragen einer blauseidenen Schnur am Halse, Fasten und Almosengeben sind Hauptsachen des abessinischen Christenthums.

Eigenthümlich ist die Einrichtung der Diebsfänger, welche Staatsdiener sind. Ein Bestohlener macht dem Lebaschi Anzeige; dieser giebt einem seiner Diener eine gewisse Arzenei und läßt ihn Tabak rauchen. Dadurch wird er in eine Art von Raserei versetzt, läuft von Haus zu Haus umher und kriecht auch wie ein Wahnsinniger auf Händen und Füßen. Dabei hält der Lebaschi ihn an einem Stricke fest. Zuletzt bleibt er in einem Hause, wo er sich auf der Bettstelle des Eigenthümers schlafen legt. Nach einiger Zeit weckt ihn sein Meister, der Lebaschi, mit Schlägen auf; er erwacht, packt den Eigenthümer des Hauses und schleppt ihn vor die Priester. Er wird als Dieb betrachtet und muß bezahlen, gleichviel ob er schuldig oder unschuldig sei. Alle Leute zittern, wenn der Lebaschi in den Straßen erscheint. Krapf beobachtete ihn am 31. Juli 1841 in den Straßen von Ankober.

Siebentes Kapitel.

Die Landschaften im Süden von Schoa und die von Gallavölkern bewohnten Regionen.

Wer von Angollala, der zweiten Hauptstadt von Schoa, vier Tagereisen weit durch ein von unterworfenen Galla bewohntes Land wandert, kommt an den Hawasch, der Schoa im Osten umfließt. Auf der Südseite des Flusses beginnt das Land Gurague, das vom 8ten Grade nördl. Br. durchschnitten wird und zumeist von Christen bewohnt ist, welche früher die ganze Gegend um den Hawasch inne hatten. Südöstlich vom Dorfe Aimemelle liegt der See Suai, welchen die Guraguer Dschilalu, die Galla Lagi nennen. In ihm sollen auf fünf Inseln christliche Mönche wohnen. Sie hausen aber nicht in Klöstern, sondern, wie überhaupt in Gurague, jeder in besonderen Wohnungen. Gurague hat keinen Fürsten, jede Gemeinde ist unabhängig; sie befehden einander, um Sklaven zu machen, welche zumeist an mohammedanische Kaufleute verhandelt werden. Oft stehlen die Christen ihre eigenen Verwandten, überfallen Häuser bei Nacht, zünden sie an und rauben Menschen. Die Guraguer sind so schlechte, so bettelhafte und unzuverlässige Leute, daß sie sogar von den Schoanern verachtet werden.

Aus dem südlichen Gurague kommt man in das Gebiet der Adia Galla und dann in das kleine Gebirgsland Kambat, wo sich fünfzehn christliche Kirchen und Klöster erhalten haben sollen. Der

König wohnt in der Hauptstadt Karemsa und ist gegen die Fremden recht freundlich.

Wolamo, ein kleines unabhängiges, von Christen bewohntes Land, liegt südöstlich von Kambat im Gebirge. Die Sklaven, welche von dort nach Schoa gebracht werden, sind hübsche Leute und reden eine Sprache, die in Ankober nicht verstanden wird. Die Hauptstadt soll Wofana heißen, der große Fluß Omo durch das Land fließen. Nach Südosten hin liegt das heiße aber fruchtbare Königreich Kutscha; es wird von negerartigen Gallas bewohnt, die viele Pferde haben. Weiße Leute, wohl Araber, bringen von der Küste, angeblich in Booten, blaue Zeuge, Pfeffer, Tabak, Kupfer, und nehmen dafür Sklaven, Elfenbein und Gewürze. Westlich, auf dem linken Ufer des Godschob, ist das Land der Golda-Neger, welche unbekleidet gehen, und westlich von diesen, zwischen dem 4ten und 5ten Grade nördl. Br., das Königreich Susa, im Süden von Kaffa, „wo der Omo entspringt. Er führt dem Godschob, der zwischen Kaffa und Enarea in einer großen Wildniß zu entstehen scheint, bei Dumbaro eine große Wassermasse zu, und bildet dort einen Katarakt.“ Susa soll sehr hoch liegen; jenseit dieser Landschaft soll es Schneeberge geben; als Hauptstadt wird Bonga bezeichnet, wo ein Herrscher nach Art der abessinischen Könige regiere, und jährlich Einfälle in das Gebiet seiner Nachbarn mache, um Sklaven zu bekommen.

Krapf lernte im Jahre 1840 zu Angollala einen aus Sabba in Enarea gebürtigen Sklaven kennen, der ihm manche interessante Mittheilungen gab. Er hieß Dilbo, hatte in seiner Jugend Karawanenreisen nach Kaffa gemacht, und von dort die Sklavenjäger zehn Tagereisen weit nach Tuffte begleitet. Dort kam er über den Omofluß auf einer 60 Fuß langen hölzernen Brücke und dann in sieben Tagen nach Kullu. Von dort habe man nur einige Tagereisen zu den Doko oder „kleinen Leuten,“ über welche man weit und breit in Ostafrika so viele wundersame Dinge berichtet hat. Dilbo war achtzehn Jahre alt, als er in Sabba am Kibbefluß überfallen, und aus Enarea erst nach Nono, dann nach Migra und endlich in Agabdscha für 40 Salzstücke verkauft wurde. Man verhandelte ihn später aus einer Hand in die andere; zu Gonan im Gebiete der Soddo-Galla galt er schon 60, zu Roggie 80, in Golba 100 Salzstücke. Endlich brachte man ihn nach Aliambu, wo ein Mohammedaner ihn für 12 Thaler kaufte und bald nachher an eine

Wittwe zu Ankober für 14 Thaler losschlug. Zuletzt wurde er Sklave des Königs.

Dieser Dilbo erzählte den deutschen Sendboten, im Süden von Kaffa und Susa liege ein heißes, nasses Land mit vielen Bambuswäldern. In diesen leben die Doko; sie sind so klein, wie zehnjährige Knaben, etwa vier Fuß hoch, haben eine dunkelolivenfarbige Haut und sind in wildem Zustande, wie die Thiere. Man findet bei ihnen weder Häuser noch Tempel oder heilige Bäume, aber sie haben ein höheres Wesen, Jer, zu welchem sie derart beten, daß sie den Kopf auf den Boden legen und die Füße aufrecht an einen Stein oder Baum stellen. Sie haben weder Oberhaupt noch Gesetze oder Waffen, jagen nicht, bauen kein Feld, nähren sich von Früchten, Wurzeln, Mäusen, Schlangen, Ameisen und Honig, steigen wie die Affen auf die Bäume, um Früchte zu pflücken, gerathen auch wohl oben in Streit und werfen einander herab. Beide Geschlechter gehen völlig nackt. Sie haben dicke Lippen, platte Augen, kleine Nasen, aber das Haar ist nicht wollig, und reicht bei den Frauen bis auf die Schultern. Die Nägel lassen sie wachsen, damit sie dieselben wie Krallen beim Graben nach Ameisen und zum Zerreißen der Schlangen benützen können. Vom Feuer wissen sie nichts, alle Speisen werden roh verzehrt. Als einziger Zierrath dient ein Rückgrat der Schlange, das man am Halse trägt, und ein Stück Holz im Ohre. Die Jäger aus Kaffa, Susa und anderen Gegenden machen Raubzüge in die Wälder der Doko, die sich willig fangen lassen, wenn man ihnen farbige Kleidungsstücke zeigt und vor ihnen singt und tanzt. Als Sklaven sind sie ganz willig, behalten aber ihre Liebhaberei für den Genuß von Ameisen und von Schlangen. Man verkauft sie nicht über Enarea hinaus.

Da hätten wir also wahre Ideale von Wilden, Musterbarbaren, wie man sie nur wünschen kann! Uebrigens hörte Krapf die Sage von den kleinen Leuten auch in Ukambani und in Barawa, also südlich und nördlich vom Aequator. An letzterem Orte sah er einen Sklaven, welcher Dilbo's Beschreibung entsprach. Er war etwa vier Fuß hoch, sehr dick, hatte eine dunkle Hautfarbe und war äußerst lebhaft. Die Leute versicherten, er sei einer von den kleinen Leuten im Innern. Im Kisawaheli bedeutet Doko — Klein; in der Sprache von Enarea so viel als einen dummen, einfältigen Menschen.

Nördlich vom Dokoland und nordöstlich von Susa liegt das Reich Kaffa. Es hat indeß seinen Namen nicht vom Kaffee, der,

wenn zubereitet, im Arabischen Kahawa oder Kahoa heißt; denn die rohe Bohne nennt man Bun, in Galla Bunna. Nach einer arabischen Ueberlieferung soll die Kaffeebohne durch eine Zibethkatze auf die Berge der Arrusi- und Itta-Galla gebracht worden sein. Dort wuchs sie ohne alle Pflege, bis sie vor etwa 500 Jahren von einem Kaufmanne nach Arabien gebracht wurde. Die Hauptstadt von Kaffa soll Suni heißen; das Land selbst einen größern Umfang als Schoa haben. Als Dilbo dort war, regierte die Königin Balli, welche nach ihres Gemahls Tode viele angesehene Männer gefangen nehmen und sich durch die Trommel des Reichsheroldes zur Herrscherin erklären ließ. Ein tapferer Sohn, Gomarra, stand ihr zur Seite und führte die Kriege, aus denen er mit männlichen und weiblichen Trophäen zurückkehrte. Die letzteren bestehen in abgeschnittenen Brüsten. Die aus Enarea nach Kaffa handelnden Kaufleute holen Sklaven und baumwollene Kleider und bringen Salzstücke, Kupfer, Pferde, Kühe, Kleider und andere Sachen, welche auf dem Markte von Gondar zu haben sind. Fremde Handelsleute sind in Kaffa wohl gelitten. Die Kaffaner sind eine Art von Christen, arbeiten am Freitag und Sonntag nicht, haben die Beschneidung und einige Heiligenfeste. Man erzählt, es sei Sitte, daß Männer und Frauen sich bei Tage gar nicht sehen und getrennt von einander leben. Die Stammväter dieses Volkes sollen in einer Höhle gelebt haben.

Wer von Kaffa nach Norden geht, muß über den Godschob setzen. Dilbo erzählte: Es giebt in Enarea und jenseit desselben mehr als einen Fluß. Da ist der Kibbe, der Dambese, der Dirdese und der Godschob, der größte von allen. Er entspringt aber nicht in Enarea, fließt auch nicht durch dieses, sondern kommt von der großen Wildniß Gobó, welche südwestlich von Enarea liegt. Der Godschob fließt zwischen Kaffa und Mandscho an Sendschero vorbei nach Sonnenaufgang. — Delbo war zweimal über den Godschob gegangen, dessen Wassermasse ihn erschreckt habe. Die Reisenden setzen entweder auf ausgehöhlten Baumstämmen hinüber, oder machen Flöße. Krapf wollte sich von der Richtigkeit dieser Aussage überzeugen. Die Schoaner kennen weder Boote noch Flöße, Dilbo konnte also von ihnen darüber nichts wissen; er machte aber aus Rohr ein vollkommenes Floß mit Rudern. In der Wildniß von Gobo sollen viele Elephanten sein; jenseit derselben leben schwarze Leute. Nachdem der Godschob nördlich an Kaffa vorüber-

geflossen sei, gehe er durch einen großen See und nehme dann weiter östlich den Omo auf, der im Südwesten von Susa entspringe. Beim Zusammenfluß scheint der Strom einen Katarakt zu bilden, welchen Dilbo Dumbara nannte.

Der Reisende, welcher den Godschob überschritten hat, kommt nach Norden hin in zwölf bis fünfzehn Tagen durch das Gebiet der Mantscho und Dschimma-Galla nach Enarea, das viel höher als Kaffa liegt. Die Hauptstadt Saka soll etwa 12,000 Einwohner haben; dort wohnt der Suppera, König, und die von Gondar kommenden Karawanen verweilen einige Zeit daselbst. Der König war Mohammedaner; er sitzt bei feierlichen Gelegenheiten auf einem hölzernen Stuhl, über welchen eine Haut ausgebreitet wird. Der Sohn der Hauptfrau erbt den Thron. In den Kriegen werden Kinder und Frauen nicht in der in Abessinien üblichen Weise verstümmelt. Die Bewohner reden eine Gallamundart. Der Kaffeebaum wächst wild in den Wäldern; Lebensmittel sind wohlfeil, Zibeth ist theuer. Man erhält ihn von der Zibethkatze, die in den Wäldern lebt, in Fallen gefangen und in Käfichen aufbewahrt wird. Unter diesen zündet man täglich ein Feuer an, um die Katze in Schweiß zu bringen. Das Säckchen oder die Blase am Hintertheil, in welchem sich der Zibeth ansammelt, wird von Zeit zu Zeit mit einem Löffel abgeschöpft und in ein Horn gethan. Auch Myrrhen und Weihrauch soll es in Enarea geben. Die Jäger aus Enarea gehen oft nach Westen hin in die Wildniß Bakko, wo Schwarze wohnen. Dort gebe es, erzählt man, weiße Elephanten, deren Haut jener eines aussätzigen Menschen gleiche. Sie dürfen nicht getödtet werden, denn sie gelten für Adbar, Beschützer der Menschen, und man zollt ihnen religiöse Verehrung. Auch an der Küste von Lamu sollen weiße Elephanten vorkommen, und in Enarea unantastbare weiße Büffel. Die weiße Farbe ist unverletzlich.

Südöstlich von Enarea liegt das einst so mächtige Königreich Sendschero, das jetzt von Enarea abhängig sein soll. Krapf erhielt von einem Eingeborenen, der als Sklav in Ankober lebte, über dieses bisher unbekannte Land einige Nachrichten. Die Hauptstadt heißt Anger; der König ist ein großer Freund der Krieger, aber nicht der armen Leute; der Fluß Kibbe berührt das Land, welches sehr fruchtbar ist. Die Bewohner essen weder Ziegen noch Hühner, weil sie letztere für Geier halten. Dasselbe Vorurtheil herrscht auch bei den Galla und anderen südafrikanischen Völkern.

Handelsleute aus Gurague werden wohl aufgenommen. Man hat die Beschneidung, einige Heiligenfeste, aber keine Fasttage. Einst waren die Leute Christen, sind aber ins Heidenthum zurückgefallen. Den Knaben werden bald nach der Geburt die Zitzen ausgeschnitten, weil sie einem Manne nicht geziemen. Der Sklav, welcher dieses berichtete, hatte allerdings keine Brustwarze. Man bringt der Gottheit Menschenopfer. Die Sklavenhändler werfen ein schönes Mädchen als Opfer in den See Umo, wenn sie Sendschero verlassen. Manche Familien müssen die erstgeborenen Söhne opfern. Salz ist die kleine Münze des Landes, und überhaupt als solche in allen Ländern südlich von Abessinien gangbar. Nur in diesem letztern kennt man noch die Maria Theresia-Thaler, die aber ein bestimmtes Gepräge haben müssen. Die sieben Punkte oben, der Stern in der Mitte und das S. F. unten müssen deutlich ausgeprägt sein, wenn der Thaler für einen weiblichen gelten soll und nicht für einen männlichen, der einige Salzstücke weniger werth ist.

In Vorstehendem ist oft der Galla erwähnt worden, welche in Ostafrika eine wichtige Rolle spielen und einen beträchtlichen Theil desselben in Besitz genommen haben. Sie zerfallen in eine große Anzahl von einander unabhängiger Stämme, von denen Krapf sechszig theils persönlich, theils dem Namen nach kennen gelernt hat. Viele sind zwischen abessinischen Provinzen eingekeilt; im Allgemeinen wohnen sie vom 8ten Grad nördlicher bis zum 3ten Grade südlicher Breite. Unser Landsmann schätzt ihre Gesammtzahl auf etwa acht Millionen Seelen.

Im sechszehnten Jahrhundert fiel Mohammed Grague,*) König der mohammedanischen Adals, in Habesch ein und verheerte das Land. Damals drangen auch die berittenen Galla ein, nahmen viele schöne Niederungen in Besitz und wurden eine Geißel für Christen und Mohammedaner. Krapf ist der, auch vielfach von anderer Seite aufgestellten Ansicht, daß damals eine große Völkerbewegung und Wanderung im Innern Afrikas stattfand, für welche wir vielfache Anzeichen haben, wenn wir auch die Einzelnheiten nicht genau nachweisen können. „An der Suahelikûste konnte ich," sagt der Missionär, „beobachten, daß sie die Binnenvölker nach der Küste trieb, und sie war auch die Ursache, daß die Galla nach Norden und Osten vorgeschoben wurden."

*) Siehe Theil I. S. 337.

Der Name Galla bedeutet in der Sprache dieses Volkes Einwanderer. Sie selbst nennen sich Orma oder Oroma, d. h. starke oder tapfere Männer; ihre Sprache Afan Orma, Mund der Name. Zur Bezeichnung der Gesammtheit ihres Ländergebietes haben sie keinen besondern Namen. Deshalb bezeichnet Krapf dasselbe als Ormania.

Ihren Stammsagen zufolge sind sie von jenseit eines „großen Wassers" hergekommen. Ihr Stammvater Wolab habe neun Söhne gehabt, von welchen die verschiedenen Gallavölker herstammen. So viel ist gewiß, daß sie bei ihrem Auftreten in Abessinien ein sehr kriegerisches und wildes Volk waren. Nachdem sie sich dort festgesetzt, bekämpften sie sich unter einander, und so konnten die Abessinier die einzelnen Stämme wieder unterwerfen oder abhängig machen; ohnehin waren sie als Reitervolk im Gebirgslande vielfach im Nachtheil.

Die Galla, große, kräftige Leute, haben im Allgemeinen ein männliches Aussehen und wilde Gesichtszüge, welche durch das lange Haar, das in Zöpfen über die Schultern herabhängt, noch wilder erscheinen. Den Körper und ihr langes Oberkleid beschmieren sie mit Butter; man riecht sie deshalb auch schon von Weitem. Die Frauen tragen einen kurzen Rock von Leder, der mit Glaskorallen verziert ist, und ein weites Oberkleid. Als Waffen haben die heidnischen Galla noch immer Schwert, Spieß und Schild, die mohammedanischen bedienen sich der Feuerwaffen. Alle reiten, auch die Frauen, denn man hält es für eine Schande, zu Fuß zu gehen. Das gilt indessen nur von den nördlichen Stämmen, denn die südlichen, unter dem Aequator, haben keine Pferde und stehen überhaupt sehr hinter jenen zurück, welche einige abessinische Einflüsse empfangen haben. Die Gallapferde sind klein, rasch, und werden nicht beschlagen. Die nördlichen Stämme treiben auch Ackerbau; die Männer pflügen, säen und ernten, die Frauen besorgen das Vieh und die häuslichen Geschäfte. Jene am Aequator sind lediglich Nomaden. Das Klima der meisten Galläländer ist ausnehmend schön und gesund; die Ebenen sind fast das ganze Jahr hindurch grün, reich an Quellen und Bächen; auf den vielen bewaldeten Bergen tritt der hohe Wacholderbaum als Charakterpflanze auf.

Im Allgemeinen sind die Galla schwarzbraun. Dadurch und durch ihre höhere geistige Fähigkeit unterscheiden sie sich sehr vortheilhaft von den ostafrikanischen Negroiden. Gallamädchen sind sehr

gesucht und kosten in Arabien bis zu 150 Thaler. Die Häuser sind rund und kegelförmig, die Dächer von Gras, und die Dörfer liegen, wo es irgend angeht, in Wäldern, auf Anhöhen, an Bergabhängen oder Flüssen. Die Galla sind große Redner und haben lebhaftes Geberdenspiel. Sie reden fünf verschiedene Mundarten, aber alle Stämme, wie weit sie auch auseinander wohnen, können sich verständigen.

Die Galla haben Luba, Priester, und Kalidscha, die Aerzte und Beschwörer sind. Der Baum ist bei ihren religiösen Bräuchen von großer Wichtigkeit, denn unter dem Schatten der Woda verrichtet man Gebete und Opfer; im Woda wohnt ein höherer Geist und deshalb ist er heilig; Niemand darf ihn beschädigen oder gar umhauen. Berühmt ist der Workabaum (eine Sykomore) Woda Nabi am Hawasch. Dort opfern die Galla alljährlich ein großes Opfer und beten zum höchsten Gotte Waka. Dabei rauchen sie Tabak und trinken Bier, und die Luba weissagen aus den Eingeweiden der Ziegen, ob das Volk im nächsten Jahre Kriegsglück haben werde oder nicht. Den Christen (Sidama) bleibt der Sieg, wenn die Eingeweide sehr roth sind. Die Kalidscha treiben aus den Kranken böse Geister aus, deren es achtundachtzig giebt; sie werden von zwei Vorstehern geleitet. Der Kalidscha hängt getrocknete Gedärme von Ziegen um den Hals, nimmt Schelle und Peitsche, bringt der Schlange, welche in den Häusern mit Milch gefüttert wird, ein Opfer dar, reibt den Kranken mit Fett ein und beräuchert ihn mit wohlriechenden Kräutern. Nachher schreit er ihn entsetzlich an, und treibt mit Peitschenhieben den Geist der Krankheit aus. Luba und Kalidscha werden vom Volke sehr gefürchtet, aber in noch höherm Ansehen stehen die Wato, die höchste Art von Priestern oder Zauberern, welche behaupten die ächten Galla zu sein und sich nur unter ihrer Sippe verheirathen. Sie wohnen auf dem Berge Dalatscha am Hawasch, können sicher von einem Stamme zum andern gehen, werden überall gut aufgenommen und bewirthet. Sie sind Jäger, ziehen von einem Fluß oder See zum andern und essen vorzugsweise gern das Fleisch des Hippopotamus, welches von anderen gar nicht angerührt wird. Hühner und Fische verschmäht jeder Galla; die Schlange wird heilig gehalten; Honig hat man in Ueberfluß.

Die abessinischen Fürsten haben an den Galla vorzüglich deshalb so gefährliche Feinde, weil diese glauben, daß sie Christen werden und sehr bald sterben müßten, wenn sie sich unterwürfen. Auch

ist ihnen mit Recht das Fasten zuwider. Die Christen sollen sich des Tabakrauchens und Kaffeetrinkens enthalten, und das widerstrebt den Galla eben so wohl, wie das Zahlen von Abgaben an die Priester, das Kirchenbauen, die Taufe, und die blaue seidene Halsschnur, an welcher man die Christen erkennt. Diese wollen ihr klägliches Treiben den Galla aufzwingen, weil sie ihr Christenthum für ein Hülfsmittel der Herrschaft betrachten. Manchmal gelingt die Bekehrung, und dann ist der Galla „gechristlicht", in abessinischer Weise.

Der Eidschwur wird gewöhnlich bei einer Grube geleistet; Heirathen schließt man vor dem Kriegsobersten; auf den Gräbern pflanzt man Aloë. Der Verstorbene geht in den Garten zu Waka und erlangt Glückseligkeit, wenn die Aloë zu blühen beginnt. Für einen erschlagenen Stammgenossen zahlt man hundert Ochsen Strafe, für eine Frau nur fünfzig.

Die religiösen Vorstellungen der Ormanen, wie Krapf die Galla nennt, sind viel reiner und ausgedehnter, als die bei anderen ostafrikanischen Völkern. Götzenbilder sind allen unbekannt. Sie halten die Vorstellung eines höchsten Wesens fest. Die Schlange ist Mutter des Menschengeschlechts; deshalb wird sie verehrt. Unter Wak, dem höchsten Wesen, stehen zwei Untergottheiten, eine männliche, Oglie, und eine weibliche, Atetie; letztere ist Göttin der Fruchtbarkeit, und ihr empfehlen sich besonders die Frauen. Die Wollo Galla, welche aus sieben Stämmen bestehen und die Länder zwischen dem nördlichen und südlichen Abessinien im Besitze haben, sind fanatische Mohammedaner, und werden an Raubsucht und Treulosigkeit kaum von einem andern Volke übertroffen, obwohl sie von Außen höflich und freundlich sind. Indessen berauben sie den Fremden nur, und tödten ihn nicht. Das letztere geschieht bei den heidnischen Galla Jedem, der nicht ein Mogasa ist, ein Günstling ihres Hein, d. h. Häuptlings; dieser wechselt alle sieben Jahre, ist Friedensrichter und hat die Oberleitung im Kriege.

Bei den Wollo Galla herrscht ein eigenthümlicher Brauch. Die Großen kommen am Mittwoch und Freitag Morgens früh zusammen, sagen ihre Gebete her, trinken Kat und rauchen Tabak. Die Priester dürfen nicht fehlen bei dieser Wodadscha, das heißt Vereinigung, Zusammenkunft. Die Männer glauben, daß sie während derselben göttliche Offenbarungen, namentlich über Kriegszüge,

erhalten. Sie bitten, daß ihnen Allah viele Kühe und Kleider, ihrem Häuptlinge Gold und Silber schenken und seine Macht und Herrschaft vergrößern möge. Bei einer solchen Wodadscha erhielt ein Priester des Adara Bille, Häuptlings von Loga Gora, im Jahre 1842 eine Offenbarung, welche ihm gebot, den deutschen Missionär bei dessen Reise durch das Wolloland gänzlich auszuplündern. Der Plan wurde ausgeführt und brachte unsern Landsmann in Lebensgefahr.

Achtes Kapitel.

Krapf's Reise von Ankober nach Massawa im Jahre 1834. — Seine Beraubung durch Adara Bille.

Krapf war in Ankober bis 1842 thätig. Er meint, seine Missionsarbeiten seien nicht ganz vergeblich gewesen, denn er habe etwa tausend Stück Bibeln verbreitet, und manche Priester und Laien seien „zur Erkenntniß des Heils" gekommen, während Andere seine entschiedenen Feinde wurden und ihn gern aus dem Lande gejagt hätten. Das ist auch sehr begreiflich. Der Fremdling hatte eine kleine Schule angelegt; die zehn Knaben, welche dieselbe besuchten, wurden von dem Missionär genährt, gekleidet, erzogen und unterrichtet. Einige derselben waren „von der Wahrheit des Wortes Gottes" so sehr überzeugt, daß sie in Betreff der Heiligenverehrung, des Fastens ꝛc. gegen ihre Aeltern, Lehrer und Landsleute eiferten, „ja sogar mit den Priestern disputirten." Die Knaben waren offenbar sehr vorlaut geworden.

Trotzdem hatte der König dem Missionär ein silbernes Schwert geschenkt und ihn dadurch auf die Rangstufe eines Statthalters gestellt. Krapf wollte damals versuchen, ob er in Garague und unter den heidnischen Galla wirken könne, mußte jedoch diesen Plan fallen lassen, weil Kriege und innere Unruhen der Ausführung entgegenstanden. Auch trat noch ein anderer Zwischenfall ein. Zwei neue Missionäre, Mühleisen-Arnold und Müller, waren in Tadschurra

angelangt, um von dort nach Schoa heraufzukommen, aber die Adal stellten ihrer Weiterreise unübersteigliche Hindernisse entgegen. Deshalb wollte Krapf sie abholen und auf einem andern Wege ins Land bringen. Zugleich lag ihm daran, eine Frau zu nehmen, weil ein unverheiratheter Missionär in Abessinien auf die Länge nicht bestehen könne. Auch war 1841 ein neuer Abuna ins Land gekommen, und Krapf wollte ihn und seine Stellung zu den protestantischen Missionen kennen lernen. Deshalb gedachte er über Gondar nach Massawa zu gehen.

Am 10. März 1842 verließ er, wohlversehen mit äthiopischen und amharischen Bibeln, die Hauptstadt Ankober und ging zunächst nach Angollala, um vom Könige und dem britischen Gesandten Harris Abschied zu nehmen. Sahela Salessi gab ihm ein Maulthier und bot ihm eine Beamtenstelle an, welche jedoch der Geistliche ablehnte. Er zog am 12. März fort und schlug eine nordöstliche Richtung ein. So kam er nach Debra Berhan, wo der König zuweilen residirte, und Bollo Workie, einem Marktflecken, wohin die Galla allwöchentlich ihre Landeserzeugnisse bringen. Sein Gefolge bestand aus zehn bewaffneten Dienern.

In Salla Dengai, wo die Senama Work, Mutter des Königs von Schoa, Hof hielt, wurde der Fremde gastlich empfangen. Diese Frau war eine mächtige Person, da sie fast die Hälfte des ganzen Landes regierte, allerdings im Namen ihres Sohnes, aber doch mit ziemlicher Unabhängigkeit. Krapf schenkte der sechszigjährigen Dame einen bunten Shawl, eine Scheere, einen Spiegel und ein paar Bibeln. Dafür empfahl sie ihn dem Statthalter von Gesche, das an der Nordgränze Schoas liegt. Am 14. März wurde der Fluß Mofer überschritten, der sich mit dem Kaskasch vereinigt und mit ihm in den Dschumma fließt, nachdem er die Gränze zwischen den Provinzen Tegulet und Mans gebildet. Der Weg führte steile Höhen hinan in nordöstlicher Richtung, und das Wetter war sehr kalt. Mans ist die größte Provinz in Schoa, und die Einkünfte derselben erhält die Frau des verstorbenen Königs als Witthum oder Erbreich. Die Bewohner sind streitbar, ungastlich und ziemlich unabhängig. Der Reisende überschritt die Flüsse Gurmengue, Sanafilasfach, Netmat, Igam und Aftanat, welche alle nach Westen hin zum Blauen Nil gehen. Weiterhin setzte er über den Hulladehah, Gedambo und Agandscha. Unterwegs schlossen sich viele Schoaner an, welche unter dem Schutze der Karawane sicherer nach

Gondar zu gelangen hofften. Die meisten waren Knaben und Jünglinge, welche sich dort von dem neuen Abuna ordiniren lassen wollten.

Von der Höhe, auf welcher das Dorf Amad Wascha liegt, führte der Weg dreitausend Fuß in eine Thalschlucht herab, durch welche der Katscheni strömt. Dieser trennt Mans von der Provinz Gesche. In jene können die Wollo Galla nicht eindringen, so lange der Statthalter von Gesche dem Könige treu bleibt, denn der steile Paß kann von einer geringen Anzahl Soldaten unbedingt vertheidigt werden. Die Burg des Statthalters liegt auf dem Berge Dair, wo Krapf einige Tage verweilte, um sich zur Reise durch das Wollo-Land vorzubereiten. Die Schoaner trennten sich dort von ihm und nahmen einen andern Weg; er selber ging durch den Bezirk Lagga Gora, dessen Häuptling Adara Bille mit dem Könige von Schoa auf freundlichem Fuße stand. Am 18. März brach Krapf vom Dair auf mit der Ueberzeugung, daß er Beschwerden und Gefahren in Menge zu überstehen haben werden, und gelangte am folgenden Tage nach Gatira, wo er von Adara Bille sehr freundlich empfangen wurde. Er beschenkte den Häuptling und erhielt von ihm einen Führer nach dem Bezirk Worra Himano. Unterwegs war er zweimal von feindlichen Angriffen der Galla bedroht, welche indessen vor den Bayonneten seiner Diener zurückwichen, und gelangte nach Tanta, wo Imam Liban, Häuptling von Worra Himano, wohnte. Er war ein Knabe von fünfzehn Jahren und fragte den fremden Gast viel nach europäischen Verhältnissen. Krapf erfuhr von ihm, daß die Straße nach Gondar durch zahlreiche Räuberbanden unsicher sei, doch wurde ihm ein Geleit angeboten, und der eben anwesende Sohn des Statthalters von Daunt ging erst mit ihm, bald aber eilte er voraus, weil die Karawane sich nicht so rasch fortbewegte, als er wünschte.

Von nun an begaben sich Dinge, aus welchen wir abnehmen können, wie zerrüttet und kläglich die Zustände in Abessinien waren. Der Reisende übernachtete am 23. März am Ufer des Baschilo und stieg dann einen steilen Berg hinan, auf welchem sich die große Ebene Dalanta ausdehnt. Der Weg nimmt eine südwestliche Richtung nach einer etwas tiefer liegenden Gegend, in welcher die Stadt Daunt liegt. Plötzlich vernahm man aus jener Gegend her Geschrei und Weheruf, und bald kamen Flüchtlinge mit einer Schreckenskunde. Der Gouverneur sei am Morgen getödtet und sein Sohn gefangen genommen worden von Berru Aligas, Statthalter von

Wadela, welcher einen Einfall in das Gebiet des Imam Liban gemacht hatte. Die Flüchtlinge eilten, um ihre Habe auf der Dalantaebene in Sicherheit zu bringen. Krapf ließ sich anfangs nicht einschüchtern und setzte seinen Weg fort, aber bald nachher begegnete ihm eine Verwandte des Imam, welche Alles eingebüßt hatte. Die Sachen standen sehr schlimm, ein Rückzug war unvermeidlich, alle Leute schafften ihr Vieh über den Baschilo. Auf die Frage, ob man sich denn nicht für den Landesherrn Imam Liban wehren wolle, gab ein Mann zur Antwort: „Der Stärkste soll unser Herr sein; arme Leute suchen nur ihr Vieh, nicht ihren Herrn zu retten; er muß für sich selbst sorgen." Auch der Reisende ging über den Baschilo zurück, erklomm dann mit großer Anstrengung einen steilen Berg und erreichte das Dorf Gembargie, von wo er zum Imam Liban zurückkehren wollte. Allein die Verwirrung war überall so groß, daß vorläufig nichts Anderes übrig blieb, als wieder in das Gebiet des freundlichen Adara Bille zu gehen und dort das Weitere abzuwarten.

In Gatira, wo Krapf am 28. März eintraf, äußerte Adara Bille große Theilnahme; führte jedoch viel Böses im Sinne. „Er hatte ja eine Wollo-Natur, deren Grundzug Höflichkeit und Freundlichkeit ist, verbunden mit Verschmitztheit und verrätherischer Raubgier, gleich einer Hyäne, mit der die Wollo sich selber vergleichen." Als der Reisende am 30. März Gatira verlassen wollte, befahl der Häuptling, er solle bleiben, bis er vom Statthalter in Dair Erlaubniß habe, ihn nach Schoa zurückzuschicken. Der Reisende sandte einen Boten mit einem erläuternden Briefe nach Dair, aber man sperrte denselben ein.

Wir erwähnten am Schlusse des vorigen Abschnittes, daß bei den Wodadadscha, Zusammenkünften der Galla, Offenbarungen vorkommen. Eine solche wollte in Gatira der Priester Takir erhalten haben. Sie sagte ihm, daß der Fremde viel Geld bei sich führe und daß Adara Bille ihm dasselbe abnehmen solle. Von nun an ließ dieser den Missionär bewachen, nahm die Maulthiere weg, und ein Soldat begleitete ihn auf Schritt und Tritt. Als er etwas einkaufte, sagte der Wächter: „Wozu diese Verschwendung?" Ein Bettler verlangte einen Thaler und sprach: „Du weißt nicht, ob Du glücklich wieder von hier fortkommst, oder als ein Bettler, wie ich bin." Krapf beschloß zu entfliehen, berieth darüber mit einigen seiner Diener, aber unter ihnen war ein Verräther. Noch immer

heuchelte Adara Bille Freundschaft und sandte Lebensmittel im Ueberfluß. Das Weitere mag Krapf selber erzählen.

„Am 2. April brach endlich das Gewitter los, und die teuflische Heuchelei des Häuptlings wurde offenbar. Vormittags kamen die Boten von Dair zurück, aber ohne bestimmte Antwort hinsichtlich meiner Rückkehr nach Schoa. Am meisten erstaunte ich darüber, daß mein Knecht an der Gränze von Adamie Dima gefangen gehalten wurde, und daß einer der Geheimräthe des Adara Bille sagte: „Du hast keinen Freund oder Verwandten hier, als Gott.“ Dies erneuerte und verstärkte meinen Verdacht und trieb mich abermals zu dem Entschluß, bei Nacht zu entfliehen. Ich packte alle werthvollen Sachen, Geld, Kleider, Kompaß, Höhenmesser, wichtige Schriften u. s. w. zusammen, und gedachte um Mitternacht in aller Stille das Haus zu verlassen, so daß ich gegen Tagesanbruch die Gränze von Schoa hätte erreichen können. Den Tag über erforschte ich die Wege in der Umgegend von Gatira. Allein auch jetzt wieder brauchte Adara Bille seine vorige List, weil er wahrscheinlich von meinem treulosen Diener auf die beabsichtigte Flucht aufmerksam gemacht worden war. Adara Bille ließ mich rufen, und erklärte, der Statthalter von Dair habe nichts gegen meine Rückkehr nach Schoa, ich solle mich freuen, daß ich morgen gehen dürfe. Dies sagte der Treulose mit einer Vertraulichkeit und Freude, welche mich in meinem Entschluß zur nächtlichen Flucht wieder wankend machte, wobei ich freilich auch das in Betracht zog, daß der Knecht jetzt krank war, welcher an der Gränze gefangen gewesen war. Aber man sollte eben einem Barbaren kein Wort mehr glauben, wenn er einen einmal hintergangen hat. Ja, man sollte aus seinen Worten und seinem anscheinend freundlichen Betragen gerade auf das Gegentheil schließen, und nur nach eigener Ueberzeugung handeln, ohne sich durch sein Bezeugen irre führen zu lassen. In diesem Punkt werden alle Reisenden mit mir übereinstimmen. Kaum hatte ich die Wohnung des Häuptlings verlassen, so sandte der hinterlistige Mann einen frischen Vorrath von Lebensmitteln für meine Reise nach Schoa, um mich in meiner Meinung hinsichtlich der baldigen Abreise zu bestärken. Da ich hoffte, am nächsten Tag abreisen zu können, so hatte ich heute frische Kleider angezogen. Auch ging ich Abends bald zu Bette, um in aller Frühe am nächsten Morgen abzureisen. Ich war bereits eingeschlafen, als ich von einem Knecht des Häuptlings plötzlich aufgeweckt wurde mit dem Befehl, sogleich zu Adara

Bille zu kommen, der diesen Abend noch von mir Abschied nehmen wolle. Diese späte Einladung machte mich zwar stutzig, allein ich folgte ihr unverzüglich, in der Hoffnung, endlich einmal der Plage los zu werden. Zugleich wurden alle Knechte bis auf den Treulosen*), der das Gepäck hüten sollte, aufgefordert, zum Häuptling zu kommen. Da ich es doch für unschicklich hielt, bewaffnet vor dem Häuptling zu erscheinen, so überließ ich meine und meiner Diener Waffen dem treulosen Hüter, den ich damals noch für den treuesten erachtete.

Als Adara Bille mich in sein Zimmer eintreten sah, verbeugte er sich und sagte, es freue ihn sehr, daß ich der Einladung gefolgt sei. Er habe mich nur deswegen so spät rufen lassen, weil er morgen wahrscheinlich viele Geschäfte haben werde und also nicht persönlich von seinem abreisenden Freund Abschied nehmen könne, und doch wünsche er, noch einmal durch eine Unterhaltung mit ihm ergötzt zu werden. Dann wollte Adara Bille meine Augengläser probiren, mit denen er aber nichts sehen konnte, da er ein gutes Gesicht hatte. Auch wollte der listige Mann wissen, was in meinen Stiefeln wäre, und bat mich, einen Stiefel auszuziehen, was ich that, um ihn nicht durch Verweigerung zu beleidigen. Das Gespräch wurde dann noch länger fortgeführt und Meth und Brod vorgesetzt. Endlich war ich der Sache müde, wollte aufstehen und gute Nacht sagen, allein Adara Bille erwiederte: „Gehe noch nicht, mein Vater, ich habe mich noch nicht genugsam an Dir ergötzt, Du hast auch noch nicht hinreichend gegessen und getrunken.“ Nach kurzer Zeit stand ich auf, entschlossen, nach Hause zu gehen. Jetzt erhob sich auch der Häuptling, ging in ein kleines Kabinet hinter seinem Bettgestell, auf welchem er saß, und in demselben Augenblick fielen die Soldaten über mich und meine Leute her. Ein Soldat packte mich am Arm und sprach: Du bist gefangen, gieb Bürgschaft, daß Du nicht entfliehen willst.“ Man brachte mich in ein kleines Zimmer, das neben der Wohnung des Häuptlings war. Meine Knechte wurden in eine abgesonderte, kleine Hütte eingesperrt, die ich einen Augenblick sehen durfte. In dem Gefängniß wurden mir nun alle Kleider und der Inhalt meiner Taschen abgefordert. Da ich zögerte, so erklärten die Wächter, sie hätten Befehl, mich sogleich umzubringen.

*) Dieser verrätherische Knecht, der mit dem britischen Gesandten nach Aden ging, wurde später wahnsinnig und wollte sich in Aden mit einem Rasirmesser den Hals abschneiden.

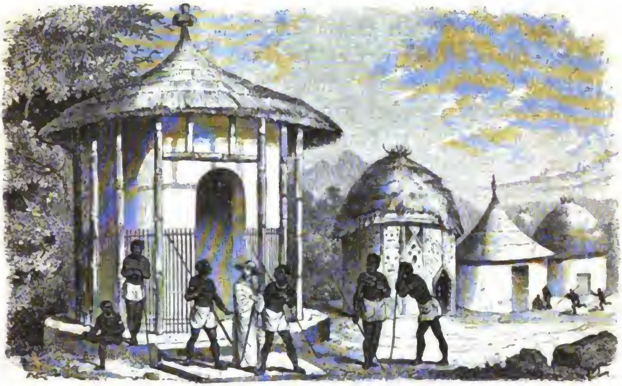
Mein abessinischer Mantel wurde mir vom Leibe gerissen. Als ich mich auf Adara Bille's Gerechtigkeit und Freundschaft berief, wurde ich ausgelacht und mir nur zugerufen: „Her mit Deinen Schätzen! Der Tod für Verheimlichung des Geringsten Deiner Habe!" Die in einer Ecke des Zimmers Korn mahlenden Sklavinnen fingen an, jämmerlich zu schreien, da sie glaubten, man werde den fremden Mann umbringen. Als die Soldaten Stiefel, Hosen und Hemd ausziehen wollten, wußten sie nicht damit zurecht zu kommen, ohne dieselben zu zerschneiden, und gaben endlich nach, als ich mich auf die Kälte der Nacht und das Unschickliche der Sache berief. Indessen mußte ich mir eine genaue Untersuchung meiner Taschen gefallen lassen. Ein Thaler, mein Kofferschlüssel und ein Federmesser wurde gefunden und sogleich weggenommen. Auch ein englisches Testament nebst dem Notizenbuche wurde mir entrissen. Bald darauf wurde eine von meinen Kisten gebracht, die ich öffnen mußte, weil die Soldaten nicht verstanden sie aufzumachen. Ich öffnete sie ruhig, zeigte den Inhalt und erhielt den Befehl, sie wieder zu schließen, sah aber weder sie, noch mein übriges Gepäck je wieder.

Da es sehr kalt war und das kleine Feuer im Zimmer wenig Wärme verbreitete, so wagte ich es, noch einmal um meinen abessinischen Mantel zu bitten. Ein Soldat überbrachte diese Bitte dem Häuptling, und dieser hatte noch so viel Mitleid, daß er den Mantel zurücksandte. Von den Mehl mahlenden Sklavinnen, die übrigens nicht mit mir sprechen durften, erfuhr ich wenigstens so viel, daß wir nicht ermordet werden sollten. Müde und mit düsteren Gedanken erfüllt legte ich mich auf den Boden, aber der Schlaf floh meine Augen bis nach Mitternacht. Die Soldaten brachten das geraubte Gepäck in Sicherheit, kamen dann wieder ins Gefängniß und legten sich zu beiden Seiten auf die Enden des Mantels, damit ich nicht entfliehen könne. Auch von Außen wurde das Gefängniß mit Soldaten umstellt."

Am andern Tage durfte Krapf seine Knechte sehen, auch brachte man ihn in seine frühere Wohnung zurück. Viele Dorfbewohner kamen, um ihn zu begrüßen und Theilnahme zu bezeugen. Auch die Soldaten, welche in der Nacht so roh gewesen waren, äußerten sich unzufrieden über Adara Bille's Betragen. Selbst des Letztern Hausfrau sandte zu dem Fremdling, um ihn zu trösten; manche Leute brachten ihm Speise, Alles nahm Antheil an seiner Lage, und als er am 5. April abziehen durfte, „versammelte sich fast die ganze

Bevölkerung von Gatira; Manche weinten, Andere wünschten eine glückliche Reise, Keiner lobte den Häuptling, und Viele erwarteten ein Strafgericht Gottes über das Land, welches dem Fremden Unrecht gethan."

Wie paßt das zu der weiter oben mitgetheilten Aeußerung des Missionärs über den hyänenartigen Charakter der Wollo Galla?



Krapf als Gefangener bei Adara Bille in Gatira.

Nur Adara Bille und die Priester, mit welchen er die Beute theilte, waren hartherzig. Der Häuptling wollte den Gefangenen nicht vor sich lassen und äußerte: es schade nichts, wenn dieser sein tägliches Brot erbetteln müsse. Endlich gab er ihm drei Thaler und das schlechteste Maulthier zurück, das dann Krapf unterwegs verkaufen mußte, um sich Speise und Nachtlager zu verschaffen. Auch ein amharisches Wörterbuch, ein Notizenbuch und ein englisches Testament wurden zurückgegeben. Adara Bille behielt 140 Thaler, 5 Maulthiere, einige Pistolen, 10 Bayonnetflinten, eine Kugelbüchse, Uhr, Kompaß, Fernglas und andere werthvolle Dinge. Am 5. April that er dem Fremden zu wissen, daß er ihn nebst den Knechten von sechs Soldaten über die Gränze bringen lassen wolle. Der treulose Diener blieb zurück, um Adara Bille im Gebrauche der geraubten Gegenstände zu unterweisen.

Der schwer geprüfte Mann wäre, wie er sagte, gern aus Lagga

Gora hinausgeflogen, weil er fürchtete, der Räuber könne ihn noch einmal zurückrufen. Unterwegs mußte er sich nach Sonne und Sternen richten, denn den Kompaß hatte ja Adara Bille genommen. So zog er durch das herrliche Thal **Totala**, wo ein berühmter Markt gehalten wird, auf welchem Kaufleute aus allen Theilen Abessiniens sich versammeln. Sie handeln mit Pferden, Häuten, Kleidern, Tuch, Salzstücken und Sklaven; 30 Salzstücke gelten so viel wie ein Maria Theresiathaler. Durch das Thal fließt der **Gerado**; die Hügelseiten sind mit Wacholderbäumen bedeckt und man sieht auf den Höhen Reihen von Wäldern und Dörfern. Als Krapf stehen bleiben wollte, um die herrliche Gegend zu betrachten, trieben ihn die Soldaten vorwärts und riefen: „Ihr seid unser Vieh, und wir können mit Euch machen, was wir wollen.“ Bei Totala war er über die Wasserscheide gekommen, denn der **Berkona**, welchen er um Mittag erreichte, fließt nach Osten zum Hawasch. Unterwegs traf er einen Kaufmann, der ihm einen guten Rath gab. Adara Bille's Soldaten wollten ihn nämlich zu Ali Gongul bringen, einem Statthalter Amade's, der Häuptling des Wollostammes Tehuladere ist. Der Kaufmann rieth ihm, zu rechter Zeit die Bauern herbeizurufen, und darauf zu bestehen, daß man ihn zu Amade bringe. So geschah es auch, und dieser Häuptling, den es verdroß, daß Adara Bille Soldaten in sein Gebiet geschickt hatte, gab den Missionär sogleich frei. Bald nachher gelangte er in das erste christliche Dorf.

Aber die Beschwerden und Gefahren waren noch lange nicht zu Ende. Krapf reisete in nordöstlicher Richtung fort, denn zunächst wollte er nach der Stadt Antalo; dann ging er nach Nordwesten und erreichte nach siebenzehn Tagen Tekunda, das Gränzdorf von Tigre gegen das Land der Schoho; von dort geht dann der Weg weiter nach Massawa. Auf dieser ganzen Strecke gewährte die Gegend eine große Mannigfaltigkeit und Abwechselung. Der Weg führte bald durch fruchtbare Thäler, über Ebenen oder Hochgebirge, bald durch öde Wüsteneien, bald durch dichtbevölkerte Gegenden. Die Reisenden mußten sich durchbetteln. Manchmal fanden sie bei Mohammedanern und dann wieder bei Christen ein Unterkommen, welche sich insgemein nicht so gut benahmen wie die Anhänger des Propheten von Mekka, und weit abergläubiger waren als selbst diese letzteren, welche insbesondere in Tigre sich sehr ungastlich zeigten.

Endlich, am 29. April, langte Krapf in höchst abgerissenem, kläg-

lichem Zustande in Tekunda an. Der Statthalter wurde etwas freundlich, als er vernahm, daß der Fremde englischer Schutzbefohlener und mit Bischof Gobat in Jerusalem befreundet sei. Er gab ihm Brot und Saubohnen. Als er Adara Bille's Schandthat vernahm, rief er: „Es sind eben einige Pilger hier, Unterthanen Adara Bille's, die von Mekka kamen. Nimm sie fest, raube ihnen ihre Kleider, räche Dich!“ Natürlich ging der Missionär nicht darauf ein. Er war froh, den Charfreitag in Ruhe verleben zu können, und einen Schoho-Führer zu erhalten, der ihn nach Halai geleitete und am 2. Mai nach Harkiko brachte. Nun war er endlich geborgen. Der Naib, welchem er auf der Gasse begegnete, gab ihm ein Unterkommen. Von einem in Harkiko verweilenden Engländer erfuhr er, daß die beiden Missionäre Mühleisen und Müller, nach langem Verweilen in Tadschurra, unverrichteter Dinge umgekehrt und nun in Aegypten seien. Am 4. Mai machte sich Krapf barfuß auf den Weg nach Massawa, wo der französische Consul ihn gastlich empfing. Dann ging er über Aden nach Kairo, verheirathete sich mit Rosine Dietrich, und schiffte mit Isenberg und Mühleisen wieder nach Aden. Sie wollten abermals durch die Adalwüste nach Schoa vorzudringen suchen, um bei den Gallas, in Gurague, Kambat und Kaffa zu lehren und Bibeln zu verbreiten; von den letzteren hatten sie nicht weniger als dreißig Kisten bei sich.

Am 20. November 1842 trafen sie wohlbehalten in Tadschurra ein und waren guter Hoffnung. Allein der dortige Sultan erklärte, sie dürften nicht weiter, denn er habe einen schriftlichen Befehl des Königs von Schoa, keinem Europäer die Reise ins Innere zu erlauben. Alle Gegenvorstellungen blieben vergeblich und die Missionäre gingen nach dem nahen Zeila, um von dort wo möglich durch das Somaliland nach Südabessinien vorzudringen. Bis in den März 1843 hinein unterhandelten sie mit den Somalihäuptlingen, von deren Wesen und Treiben uns Burton auf seiner Reise nach Härrär ausführlich Kunde gegeben hat. Weitere Schritte konnten aber zu nichts fruchten, weil die Nachricht eintraf, daß Major Harris mit seinem Gefolge Schoa verlassen habe und Sahela Salessi von den Missionären gar nichts mehr wissen wolle. Wahrscheinlich hatten die einheimischen Priester auf ihn eingewirkt; Geistliche lassen sich überhaupt nicht gern Concurrenz machen. Auch war ohne Frage der gewissenlose und ränkesüchtige Franzose Rochet aus Héricourt im Spiele, welcher insbesondere die Königin von Schoa gegen

die Protestanten eingenommen hatte. Dieser Mann starb 1854 als französischer Consul in Dschidda. Er sagte einmal zu Krapf: „Ich will König von Abessinien werden und Sie dann zum Minister des Cultus machen." In seinem Werk über Abessinien finden sich manche gute Angaben, die er aber unserm Landsmann verdankt; trotzdem erwähnt er desselben nicht. Der König von Schoa hatte die reichen Geschenke der Engländer und glaubte nun keiner Europäer mehr zu bedürfen; sie wären ihm vielleicht unbequem geworden.

Was sollten die Missionäre nun beginnen? Isenberg und Mühleisen wollten durch Tigre nach Gondar in Amhara gehen, um zu sehen, ob sie im westlichen Habesch ein Feld für ihre Thätigkeit fänden, nachdem ihre Bemühungen, nach dem Süden und Osten zu gelangen, fehlgeschlagen waren. Krapf dagegen wollte seine Pläne, im Süden zu wirken, nicht fallen lassen; er hatte es immer noch auf die Galla abgesehen. Indessen wollte er vorher noch einmal einen Versuch im Norden wagen. Er ging also wiederum von Aden nach Massawa, wo er am 14. Mai 1843 anlangte und seine beiden Gefährten traf. Indessen erfuhr er, daß der Priester Kidana Maria, der alte Feind der protestantischen Mission, in Adoa noch den alten Einfluß übe und Ubie den Protestanten noch immer eine sehr ungünstige Gesinnung zeige. Krapf ließ sich aber nicht abschrecken; er ging, schwer mit Bibeln beladen, durch das Schoaland bis an die Gränze von Tigre. Unterwegs gebar seine Frau zu früh ein Mädchen, das der Vater als Eneba, Thräne, taufte und in der Wildniß begrub; die Mutter mußte drei Tage nach der Entbindung mit weiter ziehen, da die Schohoführer nicht länger warten mochten. Er gelangte an die Gränze, vertheilte überall Bibeln, namentlich in der Umgegend von Hamassien, und traf mit Mühleisen und Isenberg zusammen. Aber weiteres Vordringen war ihnen nicht gestattet; sie mußten nach Massawa zurück. Der letzte Versuch scheiterte an der Feindseligkeit der abessinischen Priester und der katholischen Missionäre in Adoa. Vorläufig mußte man alle Hoffnungen auf Abessinien fallen lassen. Isenberg und Mühleisen gingen nach Aegypten und wurden später nach Indien geschickt; Krapf schiffte sich nebst seiner Frau nach Aden ein, tröstete sich damit, daß er im Ganzen 8000 Bibeln vertheilt habe, und wandte sich, wie wir erzählt haben, nach Ostafrika, wo er die Station Rabbai Mpia gründete. Am 11. November 1843 fuhr er von Aden nach Zanzibar.

Neuntes Kapitel.

Ludwig Krapf's Reise von Massawa am Rothen Meere zum Kaiser Theodoros von Abessinien, über Adoa und Gondar und über Sennar nach Chartum am Nil. Vom 20. Januar bis 28. Juli 1855.

Die Missionsarbeiten der protestantischen Sendboten in Tigre nahmen, wie wir wissen, im Jahre 1838 und 1843 einen unglücklichen Ausgang. Nach Verlauf längerer Zeit beschlossen Bischof Gobat in Jerusalem und die Vorsteher der Missionsanstalt bei Basel einen neuen Versuch zu wagen und vorerst Handarbeiter nach Abessinien zu schicken, „welche zunächst ihren irdischen Beruf treiben, dabei aber mit christlichem Wort und Wandel den Abessiniern vorleuchten und die Bibel unter ihnen verbreiten würden." Sechs solcher Arbeiter wurden zunächst nach Jerusalem geschickt, um sich dort vorzubereiten, und Krapf erbot sich, einige derselben nach dem Lande zu bringen, das er aus früherer Zeit so genau kannte. Er hatte zugleich noch immer die Absicht, von Gondar aus nach Schoa und von dort nach Gurague vorzudringen, um die zerstreueten christlichen Ueberreste in Kambat, Wolamo ꝛc. aufzusuchen und, in südöstlicher Richtung, wo möglich bei Marka oder Barawa, die Küste in der Nähe des Aequators zu erreichen und sich dann nach Mombas einzuschiffen. Diesen letztern Plan konnte er jedoch nicht ausführen.

Im Dezember 1854 kam er, in Begleitung seines Mitarbeiters Deimler aus Bayern, in Jerusalem an, und ging mit Martin

Flad aus Württemberg, den er nach Abessinien bringen sollte, nach Kairo, wo der junge Maderakal, ein Abessinier, der vier Jahre lang im anglikanischen Collegium zu Malta gebildet worden war, sich ihm anschloß, und schiffte sich dann in Suês ein. Am 20. März 1855 erreichte er Massawa, und erfuhr sogleich, daß Ubie, Herrscher von Tigre, von dem Wiederhersteller des abessinischen Reiches Kassai oder Kaiser Theodoros aufs Haupt geschlagen worden sei. Mit diesem lebte der englische Consul Plowden im besten Einvernehmen. Bei den Abessiniern steht ein altes Buch, Fakera Yasus, d. h. Liebe Jesu, in Ansehen. In demselben liest man, daß einst ein Theodoros in Griechenland auferstehen und die ganze Welt seiner Herrschaft unterwerfen werde; diese müsse sich dann auch dem Christenthume zuwenden. Wahrscheinlich hat Kassai, im Hinblick auf diese Sage, den Namen Theodoros angenommen.

Massawa ist dem osmanischen Sultan unterworfen, und der Statthalter desselben wird durch den Pascha von Dschidda eingesetzt. Krapf wohnte der feierlichen Bestallung bei. Der Firman des Sultans wurde in türkischer Sprache vorgelesen, und es war dem Beamten insbesondere eingeschärft, sich freundlich gegen Engländer und Franzosen zu benehmen, welche Verbündete der Türkei seien.

Die Nachrichten aus dem Innern wurden mit großer Spannung vernommen. Ubie war von Theodoros gefangen genommen, sein tapferer Sohn Schetu in der Schlacht gefallen, zwei andere hatten sich dem Kassai ergeben, und dieser war als König oder Kaiser von Aethiopien gekrönt worden. Zum Vicekönig des nördlichen Abessiniens, der Landschaft Tigre, hatte er einen Freund der Europäer ernannt und die katholischen Missionäre aus dem Lande getrieben. So wurde diesen dasselbe Schicksal zu Theil, welches sie vor anderthalb Jahrzehnten den protestantischen Missionären bereitet hatten.

Krapf erhielt vom Consul Plowden einige Führer durch das Schoholand und segelte mit ihnen nach Harkiko oder Dohono, um dort Kameele bis zum Fuße des hohen Berges Schumfeito zu miethen. Es regnete am 7. März. Die eigentliche Regenzeit fällt an der Küste in die Monate Dezember bis Februar, während sie im Innern vom Juni bis Dezember dauert. Die Schoho, ein Nomadenstamm, ziehen mit ihren Heerden an die Gränze von Tigre, wenn es an der Küste regnet, und weiden die Küstenregion ab, wenn in Habesch nasse Jahreszeit ist. Am 9. März war der Gipfel des etwa

6000 Fuß hohen Berges Schumfeito erstiegen; die Kameele schickte man zurück, und Ochsen trugen das Gepäck bis Halai, dem ersten christlichen Dorfe in Tigre. Dort traf Krapf den Pater Jacobis, einen römischen Missionär, der aus Gondar hatte fliehen müssen. „Welche merkwürdige Wendung der Dinge! Als Jacobis und seine Genossen vor 17 Jahren ankamen, mußten Isenberg, Blumhart und ich aus dem Lande weichen, während wir jetzt zurückkehren durften und die Römer weichen mußten. Sie hatten lange Zeit zur Wirksamkeit, machten Convertiten, und viele Priester im Innern hielten es mit ihnen. Sie tauften ihre Bekehrten nochmals, ordinirten die Priester zum zweiten Male und verbrannten unsere Bibeln oder verschlossen sie in Kisten, damit Niemand sie lesen solle. Auch gaben sie sich alle mögliche Mühe, den jetzigen Abuna, den koptischen Erzbischof, welcher der römischen Lehre abhold war, zu vertreiben. Ubie, der von ihnen Geschenke erhielt, schützte sie auf alle Weise, als jedoch Kassai siegte, hatte die Stunde der Römer geschlagen. Aber ein politischer Wechsel konnte plötzlich Alles wieder ändern."

In Halai traf aus dem Innern der Engländer Coffin ein und erzählte, daß der neue Herrscher auf dem Marktplatze in Adoa als König ausgerufen worden sei. Der Weg führte durch die Zaranna-Wildniß, in welcher oft Räuber lauern. Krapf versteckte aus Vorsicht einen Theil seines Geldes in Stiefeln, welche er zu diesem Zwecke schon in London hatte machen lassen. Im Fall eines Angriffes wäre in dem ungeheuern Dickicht an kein Entrinnen zu denken. Indessen wurde Adoa am 26. März glücklich erreicht. Dort wußte man, daß der neue König den Sklavenhandel überhaupt und auch die Vielweiberei bei seinen Soldaten verboten habe; auch hieß es, daß von ihm eine Gesandtschaft an den Kaiser von Rußland abgeschickt worden sei; das war indessen nicht der Fall. Den Mohammedanern gebot er, binnen zwei Jahren Christen zu werden oder das Land zu verlassen.

Am 2. April besuchte Krapf das nur vier Stunden von Adoa entfernte Axum, die ehemalige Hauptstadt Aethiopiens. Von den berühmten Obelisken stehen noch einige; die meisten sind umgestürzt. Die große steinerne Kirche, Hedar Tsion, seit uralter Zeit eine Freistätte, ist wahrscheinlich einst ein heidnischer Tempel gewesen. Der abessinischen Sage nach wird in ihr die alte jüdische Bundeslade aufbewahrt, welche Menelek, Sohn der Königin von Saba und Salomons, in Jerusalem gestohlen habe, als er von dort nach

Abessinien ging und die sogenannte salomonische Dynastie gründete. Diese Bundeslade wird vom Gouverneur der Stadt überwacht. In der Nähe von zwei noch aufrecht stehenden Obelisken, die etwa 65 Fuß Höhe haben, steht eine herrliche Sykomore.

Auf dem Wege von Adoa in Tigre nach Gondar in Amhare erreichte der Reisende am 7. April den Takassie, welcher zwischen hohen und steilen Bergen in einer tiefen Schlucht floß und ein etwa 160 Fuß breites Bett hat; in der trockenen Zeit ist dasselbe fast um ein Drittheil schmäler. Die Tiefe betrug nicht über eine Elle. In der Regenzeit kann man nicht hinüber, da eine Brücke fehlt. Am 10. April übernachtete Krapf in Tschau Ber, in der Provinz Waldubba, welche hauptsächlich von Mönchen und Nonnen bewohnt wird, stieg dann zum Flusse Sarima hinab und zog bis an den Fuß des hohen und steilen Berges Lamalmo, den man nur mit großer Anstrengung erklimmt. Von der Höhe desselben hat man einen Blick auf das Schankelaland im Norden und die Berge von Semien im Osten; auf der Höhe des Lamalmo, wo es sehr kalt war, begann die Provinz Woggara. Am 14. April hatte Krapf wieder eine großartige Aussicht; diesmal auf den Tzana-See; auch erblickte er die hohen Berge der Wollo-Galla, durch deren Gebiet er 1842 gereist war; dann kam er über den Fluß Angreb auf einer steinernen Brücke, welche im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts König Basilides (Fasil) von portugiesischen Arbeitern bauen ließ, und war bald in Gondar, wo der Abuna, Patriarch, seinen Sitz hat. In der Wohnung desselben fand der Missionär Unterkommen; der geistliche Würdenträger war aber eben so wenig in der Stadt, als König Theodoros, welcher auf einem Feldzuge gegen die Wollo-Galla begriffen war und sein Lager etwa 15 deutsche Meilen von Gondar aufgeschlagen hatte. Deshalb brach Krapf sogleich wieder von Gondar auf, und zog in südwestlicher Richtung nach dem Tzana-See und kam nach Efak, das, nebst Terita und Gorada, einen Hauptpunkt für den Handel im Süden und Südosten von Gondar bildet.

Nachdem der Reisende den Fluß Erep überschritten, welcher in den Tzana fällt, erreichte er Debra Tabor, wo der einst viel genannte Ras Ali, Beherrscher des westlichen Abessiniens, sich aufhielt, und kam noch an demselben Tage, 19. April, zum königlichen Lager in Dschan Meda. Dort galt sein erster Besuch dem Abuna, welcher den Fremden herzlich willkommen hieß und zum Sitz eine

Kuhhaut vor ihm ausbreiten ließ. Er erinnerte sich, den deutschen Missionär 1837 in Kairo gesehen zu haben, und erzählte, daß er ein Herz und eine Seele mit dem König sei. Dieser unterstütze die Kirche auf jede Weise; er wolle die mohammedanischen und heidnischen Galla-länder und auch Schoa erobern,*) um ein großes äthiopisches Reich, wie es vor Alters gewesen, herzustellen und die christliche Religion zur herrschenden zu machen. Er gehe fleißig zum Abendmahl und zur Kirche, lese die Bibel in amharischer Sprache, während seine Gemahlin, eine Tochter des Ras Ali, sie im Aethiopischen lese. Theodoros werde sich freuen, geschickte Handwerker und Künstler zu erhalten; er habe zu diesem Zweck nach England, Frankreich und Deutschland schreiben wollen. Der Abuna erklärte, so lange er lebe, werde er den katholischen Missionären die Rückkehr nicht gestatten; sie hätten Ränke gegen ihn angesponnen und es darauf abgesehen, ihn aus Gondar zu vertreiben; sie hätten sich auch in sein Kirchen-regiment eingemischt, ihre Anhänger zum zweiten Male getauft und ordinirt, gerade als ob die abessinische Taufe und Ordination ungültig seien. „Ich hätte sie nicht beunruhigt, wenn sie sich mit lehren begnügt, oder wenn sie blos die Galla bekehrt und getauft hätten, denn ich wünsche, daß die Galla Christen werden. Sie können sich nicht beklagen, wenn ich sie fortschicke, denn der Papst in Rom würde einen Priester oder Lehrer, welcher einer andern Religion als der römischen angehört und in Rom lehren wollte, im Augenblick aus dem Lande jagen. Die protestantischen Missionarien schaden der abessinischen Kirche nicht, denn sie verbreiten ja nur die Bibel; aber die Römer sollen nicht zurückkehren."

Krapf lernte auch Herrn Bell kennen, einen verständigen Engländer, der sich seit vielen Jahren in Abessinien aufhielt und in Sprache und Sitten wie ein Landeseingeborener geworden war. Theodoros hatte ihn zu seinem Adjutanten und Lika Mankuas, das heißt Träger des königlichen Kleides in der Schlacht, gemacht. Es giebt vier solcher Lika Mankuas; sie müssen sich genau so kleiden wie der König selbst, damit der Feind in der Schlacht diesen letztern nicht erkenne. Der Abuna hatte diesem Engländer aufgetragen, Krapf einzuschärfen, daß er mit dem Könige nicht über den

*) Das ist ihm seitdem gelungen. Nach Sahela Selassi's Tode kam dort Haila Malakot an die Regierung, welcher 1856 plötzlich starb. Theodoros machte dessen Sohn zu seinem Vicekönig.

geistlichen Charakter der Männer rede, welche Gobat aus Jerusalem zu senden gedenke, denn die religiösen Dinge gehörten vor den Abuna, nicht vor den König.

Bei diesem letztern erhielt der deutsche Reisende am 20. April Gehör. Theodoros, die Krone auf dem Haupte und in ein prächtiges Obergewand gekleidet, ging sofort dem Abuna entgegen, führte ihn zu einem mit schönen Teppichen belegten Sitze und ließ sich von ihm die von Krapf überreichten Briefe Gobat's und des koptischen Patriarchen von Kairo vorlesen. Er sprach den Wunsch aus, daß Gobat ihm vor der Hand nur drei Handwerker sende, nämlich einen Büchsenmacher, einen Baumeister und einen Buchdrucker (oder Wappenstecher). Dann sprach der Abuna: „Aber Ew. Majestät werden dieser Arbeiter Religion nicht antasten, sondern sie nach ihrer Ueberzeugung leben lassen?" Theodoros entgegnete: „In Sachen des Glaubens will ich mich nicht mischen, das ist Deine Sache. Was Du mir in dieser Hinsicht sagst, das werde ich thun."

Nach dieser Audienz brach er mit seinem Heere gegen die Wollo-Galla auf. Krapf schildert ihn als einen schönen Mann von fünfunddreißig Jahren, gleichalterig mit dem Abuna; er hat schwarzbraune Hautfarbe, mittlere Statur und scharfen Blick. Er ist freundlich und herablassend gegen seine Untergebenen, vergißt aber die königliche Würde nicht, verfährt mit Ruhe und Umsicht, giebt kurze und treffende Antworten, urtheilt rasch und ist ein Freund der Europäer, deren Erzählungen er gern anhört. Für seine staatsmännische Klugheit liegt ein günstiges Zeugniß darin, daß er gegen die Armen, Priester und Kirchen sich sehr freigebig zeigt denn bei halbcivilisirten Völkern liegt viel daran, daß der Herrscher mit der geistlichen Gewalt in gutem Einvernehmen bleibe. Seine Urtheile sind stets gerecht, und er wurde von Leuten aus ganz Abessinien förmlich belagert, oft schon um zwei Uhr Morgens, um ihnen Recht zu sprechen. Sie brachten ihre Klagen vor und er gab die Entscheidung durch den „Mund des Königs", nämlich den Staatsherold. Seine Thätigkeit war unermüdlich, und seinen Hofleuten, die ihn beklagten, weil die Leute, welche Urtheile verlangen, ihm keine Ruhe ließen, entgegnete er: „Wenn ich den Armen nicht helfe, so werden sie bei Gott über mich klagen. Ich bin selbst ein armer Mann gewesen." Seine Mutter soll in Gondar Verkäuferin von Kosso (dem bekannten Mittel gegen den Bandwurm) gewesen sein; sein Vater war Regierungsbeamter in der Provinz Kuara. Kassai lernte in

Gondar lesen und schreiben, und wurde Soldat im Heere des Dedschadsch Komfu, Gouverneurs von Dembea, der ein Verwandter seines Vaters war. Durch ihn wurde er dem Ras Ali empfohlen, welcher bald die Tüchtigkeit des tapfern und klugen Jünglings zu würdigen wußte, ihn mit seiner Tochter verheirathete und ein wichtiges Amt übertrug. Er verwaltete dasselbe unter Leitung der berühmten Woisoro Mennen, Mutter des Ras Ali. Mit ihr gerieth Kassai in Zwist, rückte gegen sie ins Feld, schlug ihr Heer, nahm sie gefangen und eroberte ihre schöne Provinz Dembea am Tzana-See. Diese behielt er dann für sich, die Großmutter seiner Gemahlin setzte er in Freiheit. Kassai's wachsende Macht wurde seinem Schwiegervater Ras Ali gefährlich. Dieser zog 1853 gegen ihn, verlor aber eine Schlacht und mußte zu den Galla fliehen, während der Sieger Herr des ganzen Landes westlich vom Takassie bis zum Blauen Flusse wurde; Amhara, die abessinische Kernlandschaft, gehorchte ihm. Dann kam es darauf an, die Priester günstig zu stimmen, um mit Erfolg gegen Ubie von Tigre wirken zu können. Dieser hatte die abessinische Geistlichkeit vernachlässigt, die römische begünstigt, und auf diesen Fehler bauete Kassai das Gelingen seines Planes. Er setzte sich mit dem Abuna Abba Salama in Verbindung, welcher sich damals zu Adoa in Tigre aufhielt, und ließ ihn zu sich einladen. Der Patriarch antwortete, er werde nicht nach Gondar kommen, so lange dort römische Priester geduldet würden. Kassai verstand den Wink und vertrieb diese Priester. Dann kam der Abuna nach Gondar und verband sich mit dem glücklichen Krieger zur Herstellung des abessinischen Staates und der Kirche. Kassai, nun der Geistlichkeit sicher, forderte Ubie, den Herrscher von Tigre, auf, sich ihm zu unterwerfen und Tribut zu geben. Das war gleichbedeutend mit einer Kriegserklärung, und in der That griff Ubie zu den Waffen. Aber das Glück verließ ihn, er wurde in der Schlacht bei Debraski in Semien aufs Haupt geschlagen und gefangen genommen. Kassai ließ sich dann als Theodoros der Erste zum König der Könige von Aethiopien ausrufen.

Krapf hatte den Hauptzweck seiner Reise erreicht, nahm vom Abuna Abschied und begab sich wieder nach Gondar. Unterwegs trank er von dem süßen Wasser des Tzana-Sees; er fand das Gestadeland an demselben reizend und fruchtbar. Trotz einiger Fieberanfälle bereitete er sich zur Reise nach Chartum vor, hatte aber große Mühe, Diener zu finden, weil die im Hochlande geborenen

Abessinier nur ungern in das heiße, ungesunde Tiefland sich begeben. Einige Tage vor seiner Abreise von Gondar traf der englische Consul Plowden dort ein, um den König auf dem Feldzuge gegen die Galla zu begleiten.

Gondar, welches Krapf am 3. Mai verließ, ist eine der wichtigsten Städte des Landes, war aber früher viel bedeutender. Jetzt zählt sie noch etwa 12,000 Einwohner. Viele Häuser liegen in Trümmern, die Straßen sind eng, krumm, oft sehr abschüssig und schmutzig. Sie liegt auf einer Anhöhe, die Häuser sind rund, fast alle aus Steinen aufgeführt, und mit Stroh gedeckt. Die Christen wohnen in einem Stadttheile auf dem Hügel, wo auch der von portugiesischen Maurern erbauete Königspalast steht. Einige tausend Mohammedaner, meist Handelsleute, wohnen am südwestlichen Abhang. Die Falaschan oder Juden, welche in Gondar Handarbeiten verrichten, bewohnen unweit Gondars ein Dorf im Gahathale. Sie sind Schmiede, Maurer, Zimmerleute und sehr geschickte Sattler, Drechsler, Schuster und Korbmacher. Auch viele Gold- und Silberarbeiter und Weber sind in Gondar, wo auf dem Wochenmarkte dreierlei Arten von Kaffee verkauft werden. In rohem Zustande heißt die Bohne Bunn, geröstet Kahawa. Die Sorte, welche am Tzana-See wächst, ist gering; die von Härrär ist besser; die allerbeste kommt aus den Landschaften Enarea und Kaffa, welche man als die eigentliche Heimath des Kaffeestrauches betrachtet. Salpeter kommt nach Gondar aus Sennar, Schwefel aus dem östlichen Tigre, Flintenkugeln macht man aus Eisen, Lunten aus Bast.

Auf dem Wege von Gondar nach Südwesten hin, besuchte Krapf ein Judendorf, dessen Bewohner fast alle Weber waren. Ihr Geistlicher unterhielt sich mit dem Reisenden. Die Sprache dieser Leute, so wie die der Kamanten, welche Krapf in Gondar kennen gelernt hatte, ist von Kuara, und mit dem Aethiopischen nicht verwandt, sondern gehört zu einer Sprachfamilie, die wahrscheinlich an den Ufern des Blauen Flusses und weithin von demselben nach Westen geredet wird. Die Falaschan sind bisher in der freien Ausübung ihrer Religion nicht gestört worden.

Am Kuangflusse fand Krapf ein ausgedehntes Lager von Steinkohlen, deren Gebrauch die Abessinier noch nicht kennen. Nachdem er den Distrikt Ammanuel durchzogen hatte, mußte er vom Hochlande, das etwa 7000 Fuß über dem Meere liegt, auf steilen Pfaden ins Tiefland hinabsteigen, und ließ zur linken mehrere Berge liegen,

insbesondere den Zaramba, an welchem die „heidnischen“ Kamanten wohnen. Sie haben das Gebirgsland von der Amba Entschiet bis an den Berg Waha inne; dieser bildet in der Nähe von Wechne eine natürliche Festung. Es ist die Obliegenheit dieser Kamanten, die Pässe, welche aus dem Tiefland ins Hochland führen, zu bewachen, und sie werden deshalb auch von den abessinischen Herrschern sehr geachtet.



Dr. Krapf.

Krapf bezeichnet die Kamanten als „heidnisch“, sagt aber auch, daß sie getauft seien, Priester haben und zum Abendmahl gehen. Sie verrichten ihre religiösen Feierlichkeiten in dichten Wäldern, wo sie, sagen die christlichen Abessinier, besonders der Cactuspflanze Verehrung beweisen; sie legen derselben eine vernünftige Seele bei, und aus dieser sei das Menschengeschlecht entsprossen. Gott bezeichnen sie als „die Herrlichkeit.“ Unterwegs traf der Reisende dann und wann auch Salanen, jene nomadischen Leute, die Nachkommen Jakob's zu sein behaupten, welcher den Sohn Salomo's und der Königin von Saba nach Abessinien begleitet habe. Sie nehmen nur eine Frau und leben von den übrigen Abessiniern getrennt, wie die Abelam (Hirten) in Schoa. Ihr Hauptstamm soll

westlich von Kuara am Blauen Flusse wohnen. Sie zahlen den Herrschern einen Tribut in Ochsen und dürfen dafür in den westlichen Landestheilen herumziehen.

Am Flusse Lagnat, dessen Schlangenwindungen der Reisende verfolgte, begegnete er vielen Kaufleuten, welche auf Eseln Baumwolle von Wechne nach Gondar und Godscham brachten. Sie wächst in der Provinz Kalabat, deren Hauptort Matamma ist; in ihr liegt die westliche Gränze Abessiniens gegen das ägyptische Gebiet, nämlich Sennar, das zum Sudan gehört. Nachdem Krapf den Berg von Engidibba herabgestiegen war, befand er sich im heißen Tieflande, das bis an den Blauen Fluß hin ziemlich eben ist, und gelangte nach Wechne oder Wochne, einem Dorfe, das aus vielen Strohhütten besteht und zwischen herrlichen Baumgruppen liegt. Die meisten Bewohner sind Christen. Im Juni und Juli verlassen fast alle diesen Ort und ziehen sich in die höheren Gegenden zurück, weil nach dem Regen im Tieflande Fieber herrschen. Erst im Oktober kommen sie zurück, richten ihre Hütten wieder ein, beginnen die Handelsgeschäfte und pflanzen Mais, Hirse und Baumwolle. Wechne gehört noch zur Provinz Tschelga, in dessen gleichnamigem Ort ein großer Markt gehalten wird. Wechne ist wichtig, weil alle aus Chartum und Sennar nach Abessinien und umgekehrt bestimmte Waaren diese Stadt passiren, indem die beste Straße über diesen Punkt führt. Der Verkehr mit Baumwolle, Kaffee, Häuten, Elfenbein, Glasperlen, farbigen Stoffen und anderen ägyptischen, abessinischen und europäischen Artikeln ist nicht unbedeutend.

Wechne liegt am Fuß einer Bergreihe, von welcher sieben Vorsprünge wie Batterien hervorstehen und das Niederland beherrschen. Krapf zog am Fuße eines Ausläufers der abessinischen Hochlande hin, durch eine wellenförmige Ebene, in welcher er wieder Bambusrohr fand, das er seit der tiefen Schlucht des Takassie nicht mehr gesehen hatte. Es gedeiht in diesen Regionen am liebsten da, wo das Hochland (Doga) aufgehört, das Tiefland (Kolla) noch nicht begonnen hat, etwa 3000 Fuß über der Meeresfläche. Der Reisende passirte erst den Abaï, (welcher aber mit dem Großen Abaï, dem Blauen Nil, nicht zu verwechseln ist), dann den Gendoa, an dessen Ufern dichte Waldungen sich ausbreiten, und begegnete einer Karawane von etwa 300 Kameelen und 100 Eseln, welche schwere Lasten von Baumwolle aus Matamma nach Wechna brachten. In beiden Ortschaften werden große Wochenmärkte gehalten.

Von den Flüssen, welche Krapf am 11. Mai überschritt, war der Koki am beträchtlichsten. Er strömt durch eine holzreiche Wildniß, in der viele Antilopen und Perlhühner sich zeigen. Am andern Tage wurde Matamma erreicht, wo ein vom König Theodoros ernannter Scheich die Gränze zwischen dem ägyptischen und abessinischen Gebiete bewacht. In diesem Marktflecken traf der Reisende viele Menschen aus sehr verschiedenen Gegenden; außer den Eingeborenen, die meist Mohammedaner sind, auch Araber, Takruri, d. h. Leute aus dem westlich gelegenen Sudan, z. B. aus Dar Fur, Türken 2c. Alle waren des Handels wegen dort. Hauptsprache war eine Mundart des Arabischen, welche Krapf nur mit Mühe verstand, und die bis Sennar und Chartum reicht. Nördlich von diesem letztern Punkte beginnt die Berbersprache und herrscht nilabwärts bis Assuan. Auf dem Markte sah man Baumwolle, Glasperlen, Wachs, Honig, Spiegel, Scheermesser, Nadeln, Trinkgeschirr, Kaffee und Kaffeetassen, Salz, Zwiebeln, Hörner, farbige Zeuge, Schafe, Ziegen, Rindvieh, Kameele, Spießglanz und viele andere Waaren. Matamma hat nur etwa 1500 Einwohner, und ist Hauptort der Provinz Kalabat, welche zugleich an Abessinien und Aegypten Tribut giebt. Die Mohammedaner im Westen von Abessinien werden von den Christen als Dschibberti bezeichnet; sie ihrerseits geben jenen die Benennung Makada. In Massawa heißen die Christen Kostan, verstümmelt aus Christian, in Tadschurra nennt man sie Amhara, bei den Galla Sidama.

In Matamma verkaufte Krapf die Esel, welche er von Gondar mitgebracht, und miethete ein paar Kameele. Bei Dschibri war er in der Nähe des Flusses Atbara, fand in den verschiedenen Dörfern überall und ohne Umstände eine Hütte, Bettstätte, Wasser und Speisen, und hatte Ursache, die ägyptische Regierung zu loben, welche Ordnung hielt. — Das erste ägyptische Dorf war Doka und die Reise war von nun an ohne erhebliche Schwierigkeiten.

Die Kaufleute haben mehrere Reisewege zwischen Abessinien und dem Blauen Flusse. Von Gondar geht eine Straße über Dagossa, Agau und Gubbe nach Fasogl, in zehn bis zwölf Tagen. Eine zweite von Gondar über Matamma nach Deberki und Sennar, in zwölf bis fünfzehn Tagen; eine dritte von Gondar über Dagossa und Sarago nach Kalabat und von da nach Deberki und Sennar; eine vierte von Gondar über Wechne, Matamma, Doka, und Kanara nach Abu Harras.

Nachdem Krapf die Flüsse Rahat und Dender überschritten, kam er am 28. Mai beim Dorf Abbas an den blauen Nil, (Bahr el Asrek; Abeg der Wüstenaraber; Abaï der Abessinier), und ging von dort, am östlichen Ufer des Stromes entlang, drei Stunden weit nach Südwesten, bis zu der Fähre, auf welcher man nach Sennar übersetzt. Das Flußbett war etwa 300 Ellen breit, aber nur etwa zur Hälfte mit Wasser gefüllt; schon so weit oben sind Krokodile häufig. Der Reisende fand beim Komos, welcher in der koptischen Kirche der nächste Würdenträger nach dem Bischof ist, eine gastliche Aufnahme.

Die Häuser der Stadt Sennar sind aus Luftziegeln aufgeführt, denn Steine giebt es in der Umgegend nicht, viereckig, und haben flache Dächer. Die Bevölkerung überstieg 15,000 Seelen nicht, die ägyptische Besatzung bestand aus einigen hundert schwarzen Soldaten. Karawanen gehen nach allen Richtungen hin. Der Blaue Nil ist schiffbar bis aufwärts zum siebenten Katarakt bei Roserres in Fasogl. In dieser letztern Provinz ließ die ägyptische Regierung eine Zeit lang Goldgruben bearbeiten, doch war der Gewinn so gering, daß man das Unternehmen wieder aufgab.

In Sennar fehlte es gerade an Booten und der Reisende mußte sich deshalb zu einer Landreise nach Chartum über Wad Medina entschließen. Am 2. Juni brach er auf und war am 4. in der letztgenannten Stadt, die ihm größer vorkam als Sennar, verließ dieselbe am 6., hatte unterwegs bald eine unausstehliche samumartige Hitze, bald sehr kalte und heftige Sandwinde, die ihm ein Fieber brachten, und erreichte am 11. Juni Chartum, wo er von dem österreichischen Viceconsul Bender gastlich beherbergt wurde. Er verkehrte auch mit den katholischen Missionären Kirchner und Goßner, die ihm freundlich entgegenkamen. Er erfuhr, daß seit Gründung der (nun aufgegebenen) römischen Mission Chartum, 1845, schon zehn Missionäre dem Klima erlegen waren. Auch mit dem englischen Consularagenten Petherick, welcher um die Erforschung des obern Nils sich manche Verdienste erworben hat, verkehrte Krapf.

Am 28. Juni war er, nach einer sehr beschwerlichen Reise, in Kairo.

Druck von Ferber & Seydel in Leipzig.